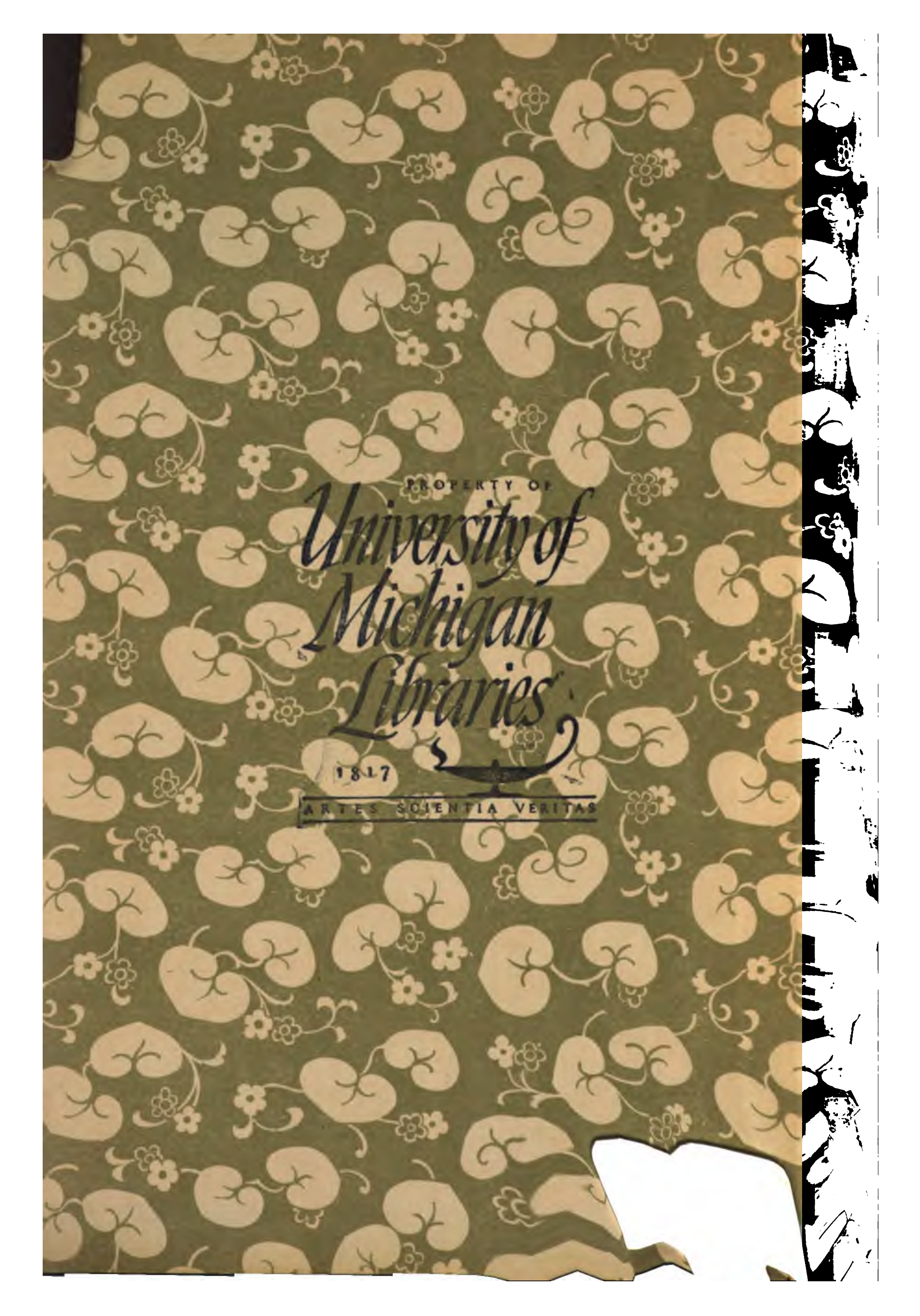

HEINRICH ABEKEN.
EIN SCHLICHTES LEBEN
IN BEWEGTER ZEIT.


PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS



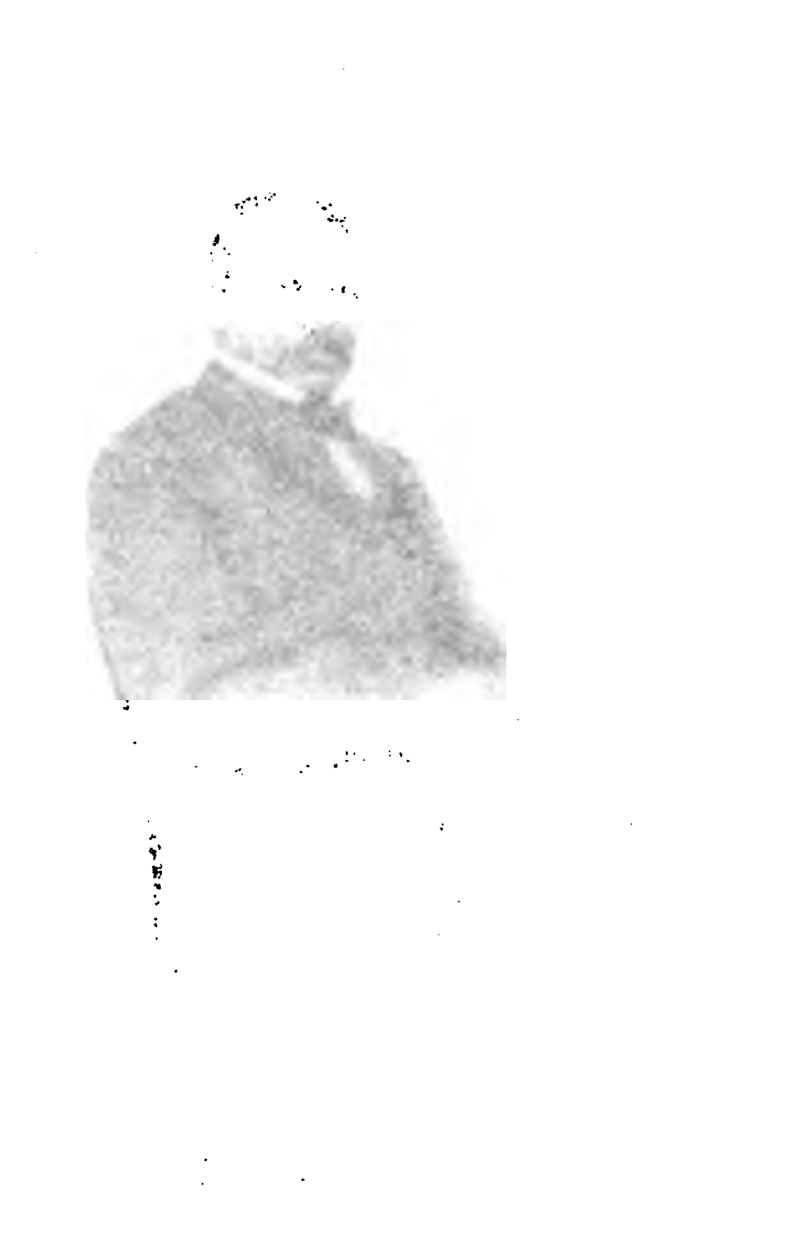


H. Abeken.

Heinrich Abeken.

Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit.

Berlin 1898.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung





Heinrich Abeken.

Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit,

aus Briefen zusammengestellt.



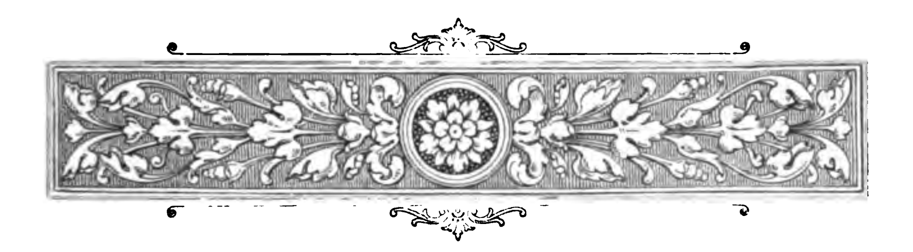
Mit einem Bildnisse und einem Facsimile.

Berlin 1898.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71.

IN MEMORIAM.

A man God-fearing, loving God with heart,
With mind, with soul, true Christian of the Cross,
Faithful to King, to Country and to Friend.
A polished gentleman, all-graceful, without art;
Cheerful, yet grave; counting world-gain a loss;
Wise, humble, constant, patient to the end.

James Lockhart.



Dieses Buch ist möglichst aus Abekens eigenen Worten zusammengestellt mit dem Streben nach Wahrheit, das er selbst in sich trug. Möge es in die Welt gehen, Segen bringen und sich Freunde erwerben, wie er es im Leben gethan hat.

Berlin, zu Anfang Oktober 1898.

Hedwig Abeken,
geb. v. Olfers.

Abekens Schriften.

1841. „An meine Mitbürger Lutherischer Konfession.“ Osnabrück.

1842. „A letter to the Rev. E. B. Pusey, D. D. In reference to certain charges against the german church, contained in his letter to His Grace the Archbishop of Canterbury. By the Rev. H. Abeken, Theol. Lic., Chaplain to his prussian Majesty's Legation at Rome.“ London, John W. Parker, West Strand.

1842. „Das Evangelische Bisthum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden.“ Berlin, W. Besser.

1851. „Babylon und Jerusalem.“ Berlin, W. Hertz.

1853. „Der Gottesdienst der alten Kirche.“ Ein Vortrag. Berlin, W. Schultze.

1854. „Das religiöse Leben im Islam.“ Ein Vortrag, gehalten am 27. Februar 1854 im evangelischen Verein. Berlin, W. Schultze.

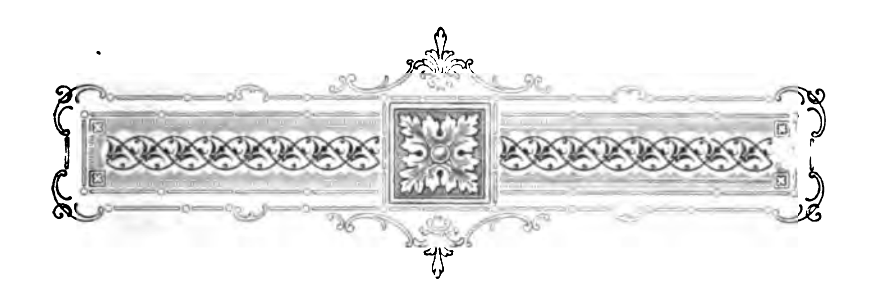
1856. „Das ägyptische Museum in Berlin.“ Ein Vortrag. Berlin, W. Schultze.

1860. „Gratulationsschreiben an Dr. Abeken zum 50 jährigen Lehramtsjubiläum am 14. Mai 1860.“ Berlin, W. Hertz.

1861. Lebensabriß Bunsens in „Unsere Zeit“, Jahrbuch zum Konversationslexikon. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ungedruckt im Nachlaß vorgefunden:

1847 bis 1848.
„Der Isthmus von Suez und der Auszug der Israeliten.“
„Der Zug der Kinder Israel bis zum Sinai.“
„Einreihung der Kinder Israel in die ägyptische Geschichte.“



Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil.

Zweiter Theil.

Dritter Theil.


Erster Theil.



1. Kapitel.

Kindheit und Jugend. (1809—1828.)

„Ob Form und Wort auch werde alt,
Der Sinn gilt heut, der gestern galt,
Jung bleibt des Geistes Leben.
Und was aus rechtem Herzen kommt,
Das spricht zum Herzen auch und frommt,
Wird Fried' und Ruhe geben."
(Abeken d. 11. April 1829.)

In einer lieblichen Gegend Westfalens, umgeben von hügeligem Land, liegt im Thal am linken Ufer der Hase die in alter Art befestigte Stadt Osnabrück. Dort, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt, wurde am 19. August 1809 Heinrich Johann Wilhelm Rudolf Abeken geboren, in einer Zeit tiefer Demüthigung und bitteren Elends für Deutschland.

Sein Vater Christian Wilhelm Abeken hatte sich mehr weil äußere Umstände dazu drängten, als aus Lust dem Handelsstande gewidmet. Durch den plötzlichen Tod des eigenen Vaters ward er, als ältester Sohn, früh die Hauptstütze der Mutter und vieler theils sehr junger Geschwister. In späterer Zeit wirkte er viel Gutes für Osnabrück, erfreute sich allgemeiner Liebe, wurde daselbst zum Senator ernannt und gab den Handel auf, um seine ganze Thätigkeit der Stadt zuzuwenden.

Heinrichs Mutter Benedicta Abeken, Tochter des Syndikus Dr. Johann Heinrich Meyer, war zart von Natur. Nachdem sie 1812 einem Mädchen, Bernhardine genannt, das Leben gegeben, siechte sie langsam dahin und starb 1814.

Durch die treue Pflege, die Wilhelm Abeken seinen jüngeren Geschwistern erwiesen hatte, wurde er von ihnen wie ein Vater geliebt.

So bildete sich auch bald ein sehr inniges Verhältniß zwischen ihnen und ihrem Neffen Heinrich; Onkel und Tanten sahen ihn fast wie ihr eigenes Kind an, und da ihrer viele waren, wurde er um so reichlicher mit Liebe verwöhnt.

Besonders mit dem Onkel Bernhard Rudolf Abeken, der, bekannt als Goethe-Kenner*) und Herausgeber der Möserschen Werke, zuletzt Direktor des Raths-Gymnasiums in Osnabrück gewesen ist, entstand ein reger geistiger Verkehr. Er dauerte bis zum Tode des Onkels (1866) und gewann einen großen Einfluß auf Heinrichs Ausbildung.

Seiner Gattin Benedictas Tod war für Wilhelm Abeken eine schwere Prüfung. Mit doppelter Liebe wandte er sich nun den beiden Kleinen zu, die ihm geblieben, und suchte ihnen die Mutter zu ersetzen. Mit jedem Jahre wuchs seine Glückseligkeit über die Kinder.

Er war nicht reich, besaß nur ein kleines Vermögen und, wie die meisten Bürger Osnabrücks, ein Haus mit Gärtchen und außerhalb der Stadt einen großen Garten vor dem Hasethor. Dorthin wanderte die Familie oftmals mit einfacher Mahlzeit, sich im Freien der gethanen Arbeit zu erfreuen. Jede solche Wanderung war für Heinrich ein Fest. Zum Schutz vor Sonne, Wind und Wetter stand dort ein dichtumranktes Gartenhaus; da hinein hatte der Urgroßvater, Senior und Kirchenrath zu St. Marien, ein Bild, „Jakob mit dem Engel ringend", malen lassen. Oft hatte er sich und die Seinen mit dem Spruch „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" im Glauben gestärkt. Dieser Spruch ist es auch, der wiederklingt in Heinrichs Leben, mit dem er gerungen hat von Kind auf, in Freud und Leid bis an sein Ende.

In dem kleinen Hause des Vaters war ein Saal, dessen weinumrankte Fenster einen eigenthümlichen Zauber für den Knaben hatten, wenn die Sonne ihre Strahlen in tausend Lichtern darin tanzen ließ. Dieser Saal war der einzige größere Raum des Hauses und daher auch der Versammlungsort der ganzen Familie. Jeder brachte seine Beschäftigung mit hinein, die Kinder machten dort ihre Arbeiten. Es war ein gemeinschaftliches Leben, ohne daß eine besondere Beaufsichtigung

*) R. Abeken, „Ein Stück aus Goethes Leben" (Berlin 1845) und „Goethe in den Jahren 1771—1775" (2. Aufl. Hannover 1865). Er war u. A. auch längere Zeit Erzieher im Hause Schillers gewesen.

der Kinder stattfand. Abeken meinte später, dies sei ihm von großem Nutzen gewesen. Es habe ihn gewöhnt, den Sinn nur auf seine Arbeit zu richten; darum habe er später, im Ministerium wie auf Reisen, unter den schwierigsten Umständen arbeiten können.

1815 erhielt der Onkel Rudolf Abeken einen Ruf an das Evangelische Gymnasium in Osnabrück, welchen er anderen günstigen Vorschlägen vorzog. Heinrich gewann dadurch an dem Onkel einen treuen, liebevollen Lehrer, an der Tante*) eine mütterliche Freundin, die sich der beiden Geschwister, trotz mancher Sorge in der eigenen Wirthschaft, geistig und körperlich annahm. Sie war ein Beispiel, wie unermüdliche Thätigkeit, fester Wille und geistige Begabung selbst bei einer zarten Gesundheit für viele Menschen zum Segen werden können.

Körperlich und geistig waren die beiden Geschwister, Heinrich und Bernhardine, recht verschieden. Bernhardine hatte eine schlanke Gestalt, große braune Augen, eine hohe Stirn und dunkles Haar von der Mutter geerbt; sie war zart, sinnig, eher träumerisch und langsam. Heinrichs etwas breite Stirn, die klaren blauen Augen wie die blonden Locken waren dagegen ein Erbtheil des Vaters. Aehnlich waren sie sich in der innigen Liebe zueinander und für den Vater, in wahrer Herzensgüte, sowie in dem leichten Sinn, der sonnigen Fröhlichkeit, mit welcher sie des Lebens Glück genossen.

Für sein Alter war Heinrich nicht groß, ja oft der Kleinste in der Klasse, aber stark und muskelkräftig. Er war ein derber Junge, der, wie eine seiner Tanten meinte, nicht leicht zu viel Schläge bekommt. Er war geistig lebendig, heftig, ergriff Alles mit Eifer und Eile. Schon als fünfjähriger Knabe erhielt er den ersten Unterricht; sein Lehrer war mit seinem Lernen sehr zufrieden und rühmte sein außerordentliches Gedächtniß. „Alle Bücher", schreibt eine seiner Tanten damals über ihn, „läßt er liegen und hält sich an die Bibel, in der er ganze Tage lesen kann. Der Vater hat ihm andere Bücher mit biblischen Geschichten gegeben, indeß meint er, es wäre doch Alles so schön nicht wie es in der Bibel stände, und fährt ruhig fort, darin zu lesen." Auf dem Gymnasium kam er seines guten Kopfes und Lerneifers wegen schnell

---

*) Geb. Christiane v. Wurmb, Hofdame der Fürstin-Regentin von Rudolstadt.

vorwärts. Seinen eisernen Willen auf das Gute zu richten, kostete ihm oft Kampf, aber um so kräftiger wurde auch sein Streben danach.

Den Neigungen seines Sohnes folgte der Vater mit Liebe, daher ließ er ihm die Bestimmung seines Berufes vollständig frei. Ja er freute sich seines Strebens nach einem größeren Wirkungskreise und erlaubte ihm gern, zum Studium nach Preußen zu gehen, welches er schon damals als den Kern des werdenden Deutschlands betrachtete.

Im Frühjahre 1827 nahm Heinrich mit einer Rede über Justus Möser*) vom Gymnasium Abschied. Es machte ihm Freude, diesen hochverdienten Staatsmann und größten Bürger seiner Vaterstadt so recht aus Herzensgrund zu loben, ein Thema, das ihm vielleicht schon durch die Arbeiten des Onkels Rudolf nahegelegt war. Am 21. April verließ er zum ersten Mal allein die eigene Heimath, das geliebte Vaterhaus, um in das Häusermeer Berlin, wie er später oft sagte, unterzutauchen.

Nach seiner Ankunft schrieb er an den Vater: „Es ist schwer und schmerzlich, die stillen geliebten Räume des Vaterhauses zu verlassen, besonders wenn man so glücklich darin gewesen ist wie ich. Dies Gefühl des Vaterhauses kann man freilich wohl nur in einer Stadt wie Osnabrück, wo das eigene Haus das Haus der Ahnen ist, in vollem Maße haben; und doch ist es ein so schönes Gefühl! Ich bedauere die recht, die es nicht haben."

Die Erziehung der jungen Leute war damals einfach, Berlin klein und Heinrich selbst, obgleich der Vater ihm reichlich Geld schickte, bescheiden und anspruchslos in äußeren Dingen, wie er es denn für sich immer geblieben ist. Für seine beiden Stübchen in der Dorotheenstraße bezahlte er monatlich nur sieben, für die Mittagsmahlzeiten verausgabte er im Monat nur vier bis fünf Thaler. Das gemüthliche Leben der ihm bekannten Familien miteinander erleichterte dem scheuen jungen Mann den Umgang. Bald wurde er in angenehmen Familienkreisen aufgenommen, sich ganz darin einlebend, als sei er ein nothwendiger Theil des Hauses, und das war er auch: denn mit dem Hausfreunde damaliger Zeit entstand ein so intimes Verhältniß des Nehmens und

*) 1720—1794; Osnabrückische Geschichte 1768 u. A.

Gebens in jeder Hinsicht, daß man kaum wußte, welcher von beiden Theilen mehr gab oder nahm.

Durch außerordentliche Begabung, Vielseitigkeit der Interessen und Lebendigkeit des Geistes wurde es ihm möglich, mit dem Hauptstudium der Theologie philologische und philosophische Studien zu verbinden und sich eingehend mit Kunst, Litteratur und neueren Sprachen zu beschäftigen. Dies brachte ihn in Verbindung mit Neander,*) Meineke,**) August Boeckh***) u. A. mehr.

Zu den vornehmsten Bekanntschaften, die er seiner Berliner Studienzeit verdankte, gehören die mit Bunsen,†) Humboldt††) und Schleiermacher.†††)

Von Bunsen fühlte er sich vom ersten Augenblick an mächtig angezogen; er offenbarte dem Vater seinen Herzenswunsch, Bunsen einmal in Italien wiederzusehen. „Ach, nach Italien möchte ich gewaltig gerne.“ Es sollte nicht lange währen, bis ihm dieser Herzenswunsch wirklich erfüllt wurde.

Humboldts Vorlesungen hörte er zum größeren Theile. „Humboldt ist,“ so schildert er ihn dem Vater, „der bescheidenste Mann von der Welt. Er ist gar nicht zurückhaltend mit seinen Schätzen und soll auch in geselligen Kreisen sehr viel erzählen, alles auf die liebenswürdigste Manier. Er ist wirklich ungestraft unter Palmen gewandelt, ohne ein anderer Mensch geworden zu sein.“

Schleiermachers Vorlesungen folgte er mit äußerster Aufmerksamkeit, obgleich er nicht ganz mit ihm übereinstimmte. Er bezeichnete ihn als den einzigen Gelehrten der Berliner Universität, welcher durch seine

---

*) Joh. Aug. Wilh. Neander, 1789—1850; seit 1813 Professor der Theologie in Berlin.

**) Aug. Meineke, 1790—1870; klassischer Philologe, 1826—1857 Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin.

***) Aug. Boeckh, 1785—1867; seit 1811 Professor der klassischen Philologie und Alterthumskunde in Berlin, berühmter Alterthumsforscher.

†) Chr. Karl Josias Freiherr v. Bunsen, 1791—1860; Staatsmann und Gelehrter; seit 1818 bei der Gesandtschaft in Rom, dann 1839 Gesandter in Bern, 1841—1854 Gesandter in London; 1857 ins preußische Herrenhaus berufen und in den Freiherrnstand erhoben.

††) Alexander Freiherr v. Humboldt, 1769—1859; seit 1827 in Berlin.

†††) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, 1768—1834; Prediger und (seit 1810) Professor der Theologie in Berlin.

Persönlichkeit wirkte, nicht allein durch das, was er gab, sondern auch durch das, was er war. Es lag in Abekens Eigenthümlichkeit, sich über alle Dinge eine eigene feste Ansicht zu bilden, die er nur verließ, wenn er aus innerer Erfahrung eine bessere gewann. „Die theologische Encyklopädie bei Schleiermacher", schreibt er im Juli an seinen Onkel Rudolf, „macht mir große Freude und ist sehr anregend, weil dort die wichtigsten Fragen zur Sprache kommen und sehr geistreich behandelt werden. Ich habe eine große Ehrfurcht vor Schleiermacher, wenn ich gleich in manchen Grundansichten von ihm abweiche. Er hält sich sehr genau nur an das Formale in der Theologie und läßt eben dadurch ihren nothwendigen inneren Zusammenhang recht klar hervortreten. Freilich macht er zuweilen strenge Forderungen an den Theologen, die ich aber nicht anders als für gerecht erkennen kann, so, daß er sich nicht mit dem Hebräischen begnügen, sondern auch Aramäisch lernen solle."

In einem späteren Briefe über Schleiermachers Dogmatik führt er aus: „Die Dogmatik bei Schleiermacher ist mir sehr lieb, ich möchte sie um keinen Preis missen; aber unverständlich oder auch nur schwer verständlich finde ich sie gar nicht, sondern höchst klar, lichtvoll und geistreich. — Der Standpunkt, von dem er ausgeht, seine ganze Art, die Dogmatik aufzufassen, scheint mir die einzig rechte. Er legt das ursprünglich religiöse Gefühl zum Grunde, welches er als das Abhängigkeitsgefühl von Gott angiebt. Zu diesem Gefühl ist eine ursprüngliche Tendenz in dem menschlichen Bewußtsein, aber die menschliche Schwäche hindert die wirkliche Realisirung desselben; im Christenthum gewinnen und realisiren wir es durch Christum. Alle religiöse Mittheilung ist nur der Ausdruck dieses Bewußtseins im Gedanken, und so kann die Dogmatik nur eine wissenschaftlich geordnete Darstellung und Beschreibung des christlich-religiösen Bewußtseins sein, ohne daß irgend eine spekulative Tendenz oder Begründung darin wäre."

Wie eifrig und erfolgreich der jugendliche Student sich auch der Theologie hingab, so vernachlässigte er darüber das Studium der Philosophie doch keineswegs. Freilich mußte in seinen Augen die Philosophie der Theologie weit zurückstehen. „Ich achte die Philosophie," schrieb er an seinen Onkel Rudolf, „nur kann ich die Ansicht nicht leiden, die sie zum Allerhöchsten machen will, und die Systeme kann ich

auch nicht leiden, da sich daran nothwendig Einseitigkeit und Parteimachen knüpft."

Wie Philosophie und Religion sich gegeneinander abgrenzen, suchte er in zahlreichen Briefen darzuthun. Sie enthalten Erörterungen, die Schärfe und Bestimmtheit des Urtheils offenbaren, vor Allem aber von der unbedingten Gläubigkeit seiner Seele das schönste Zeugniß ablegen.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 27. März 1828.

„Der Philosophie will ich das Systematisiren hingeben, aber wenn man es auf die Religion anwenden will — was da herauskommt, hat mich die Dogmatik gelehrt. Ein System ist doch nur anwendbar auf Lehre und Erkenntniß (d. h. Gedankenerkenntniß); aber damit hat es, soviel ich mir klar machen kann, die Religion gar nicht zu thun.

Die Religion fällt gar nicht in das Gebiet des Wissens; man kann kaum sagen, daß die Kategorie der Wahrheit in ihr Anwendung fände (sofern nämlich von einer Wahrheit des Gedankens die Rede ist).

Religion und Pietät scheinen mir sehr nahe verwandt; was wir Religiosität nennen (und worin doch die eigentliche Religion beruht, nicht in den Sätzen der Dogmatik), nannten die Alten Pietät. So scheint es auch Goethe anzusehen, wenn er in den »Wanderjahren« der Religion die Entwickelung der Ehrfurcht (Ehrfurcht ist ja Pietät) zuschreibt; bei der Ehrfurcht kommt es auf ein Wissen (d. h. des Gedankens) gar nicht an.

Dies scheint mir auch ungefähr in der Ansicht zu liegen, die Goethe, wie er in seinem Leben erzählt, in jüngeren Jahren gehabt: beim Wissen komme es auf das an, was man wisse, beim Glauben nicht, was, sondern daß man glaube. Man muß hier freilich nicht die gewöhnlichste Bedeutung vom Glauben, nicht den Glauben als einen bloßen Autoritäts- oder Meinungsglauben, sondern als die innere wahre Religiosität des Gemüthes, das Auffassen Unser selbst und der Welt als eines Geschöpfes Gottes, zugleich als das unmittelbare Bewußtsein von Gott selbst, als die Frömmigkeit, auffassen.

Ich glaube nicht, daß, wenn Einer sich nach der beschränkteren Ausbildung seiner Geisteskräfte eine etwas mehr sinnliche Vorstellung von Gott macht, als der Andere, daß jener darum weniger fromm sein

oder weniger Glauben haben muß, oder daß wir ihn vom Standpunkt der Religion aus hinter dem Letzteren zurückstehend denken müßten; wenigstens scheint mir, daß die ersten Christen, ja selbst von den Aposteln manche mitunter noch sinnliche Vorstellung von Gott hatten, die wir nicht mehr haben, daß sie sich Gott z. B. weit persönlicher dachten, als wir es thun; ich kann aber doch keineswegs sagen, daß sie weniger fromm, weniger christlich, weniger gläubig waren.

Die Religion will ja nicht das Wissen von Gott, sondern sie will die innere Beruhigung, Heiligung, Erhebung des Menschen. So ist der Glaube auch Eins mit der Liebe, und er ist eben die Gemeinschaft, in die wir mit Christo treten sollen, nicht aber ein bloßer, dem Prediger aufs Wort nachgesprochener Glaube, daß Jesus gelebt und gestorben; der könnte ja nichts helfen. Der heiligende Glaube an Christum kann nur die innere Gemeinschaft sein. . . .

Die Philosophie betrachtet die Welt als etwas Fremdes, dem Menschen Gegenüberstehendes; diesen Gegensatz will sie aufheben durch den Gedanken oder den Begriff, wie Hegel sagt, indem der Mensch in der Natur sich selber wiedererkennt.

Dieses Gegeneinanderstehen der Natur und des Menschen ist da; das Streben der Philosophie, durch den Gedanken es zu vermitteln, mag auch begründet sein; aber es ist ein unvollendetes und kann nie vollendet werden.

Aufgehoben aber wird dieser Gegensatz in der Religion, durch die Liebe, durch den Glauben, indem wir die Welt und uns selbst als ein Geschöpf Gottes auffassen und zugleich Gott selbst im Herzen tragen. Dazu kann aber die Philosophie durch das Denken nie kommen, eben weil Gott nicht gedacht werden kann. Darum ist Philosophie ohne Religion nichts, Religion aber kann gar wohl ohne Philosophie sein.

Die Religiosität mußte auch bei allen alten Religionen das Wesentliche ausmachen und war das, was eigentlich das Herz des Menschen erhob und heiligte; in diesem Sinne dürfen wir auch Homer und alle, die ihm ähnlich sind, fromm und religiös nennen; er trug gewiß Gott im Innern, mehr als manche, die sich hoch viel zu wissen vermessen von Gott und Göttlichen Dingen. In jeder Religion muß dieses das wesentliche Moment bilden; im Christenthum ist es aber in seiner reinsten und klarsten Gestalt hervorgetreten, in Christo ist Gott am lebendigsten

erschienen und hat sich durch ihn offenbart; und so, wer an ihn glaubt, in dem muß die Religion am kräftigsten und herrlichsten hervortreten, die Heiligung sich vollenden.

Dies ist auch eben die Versöhnung und Erlösung, daß in dem unvollkommenen, endlichen Menschen jene Gegenwart der Gottheit fehlt, und so er selbst und sein ganzes Leben nur ein zerstücktes, endliches ist."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 18. Mai 1828.

„ . . . Die Philosophen haben gewiß Recht, wenn sie sagen, daß unsere Zeit die Zeit der Subjektivität und des Ichs sei, und daß wir aus dem einfachen, frommen Glauben des Alterthums heraus sind. Denn überall tritt unser Ich hervor; die ganze Philosophie beruht auf dem Ich (Schelling sagt in einer Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, daß Fichte mit dem Ich den Grundstein der Philosophie gelegt hätte; daß aber dann, um nicht in die allertiefste Subjektivität zu versinken, nichts übrig gewesen wäre, als das Ich transscendental zu fassen. — Wenn nur mit dieser Transscendentalität das Ich aufgehoben wäre!); auch in der Religion haben wenige mehr den alten einfachen Glauben, weil man eben glaubt; sondern wie oft und gerade von den tüchtigsten Theologen und Geistlichen wird gesagt: wir glauben Gott, weil wir ihn in uns tragen; wir sollen ihn in uns finden, man beruft sich immer auf unser Zeugniß.

Darin beruht freilich unsere Freiheit; aber ob der Mensch zu einer solchen absoluten Freiheit seines Ich geboren ist? Ich glaube kaum. Dieses Vortreten des Ich ist mir manchmal schrecklich; ich glaube, daß eine Religion, deren Grundprincip Pietät ist (welche letztere jetzt so ganz und gar fehlt) und gerade die christliche Religion, deren Grundprincip die Liebe ist, entgegenwirken und siegen kann. Sehr schön sagt ein morgenländischer Dichter:

»Denn wo die Liebe erwacht, da stirbt
Das Ich, der dunkele Despot;
Du laß ihn sterben in der Nacht,
Und athme frei im Morgenroth«. . . ."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 22. August 1828.

„ . . . Glauben und Religion sind zwei verschiedene Ausdrücke für eine und dieselbe Sache; in der Wissenschaft aber giebt es kaum

Schlimmeres als den Glauben. Darum stehen die Theologen auf einem wunderbaren schwierigen Standpunkte, indem sie, und zwar in Einem und demselben, zwei so heterogene Dinge vereinigen sollen.

Solange sie nun glauben, daß das möglich sei und den Glauben oder die Religion zur Wissenschaft zu machen gedenken, da kann nichts Kluges herauskommen. Diese Aufgabe soll sich der Theologe nicht stellen; sie kann nie gelöst werden; ein wissenschaftliches System des Glaubens ist ein Unding. Beide Elemente können nie rein aufgehn. Die Theologie kann die Wissenschaft nur als Hülfsmittel gebrauchen, und nur für das Aeußere, die Hülle; der wahre innere Kern hat nichts mit ihr zu thun.

Es werden mir hierin Wenige beistimmen, vor Allem wenige Theologen; wie oft habe ich schon gehört: jeder Mensch sollte eigentlich Theologie studiren, um sich über dies wesentliche Interesse Klarheit zu verschaffen. Du lieber Gott! Wem seines Herzens Bedürfniß und seine lutherische Bibel diese Ruhe nicht giebt, dem wird sie die Theologie, die Dogmatik und die griechische und hebräische Bibel auch nicht geben.

Es kann und muß darum immer nun eine Lehre stattfinden; die kann es aber recht gut geben, ohne daß sie System und Wissenschaft sei. Die Lehren des Christenthums sind so einfach und herzlich; jeder Versuch, sie zu systematisiren, hat sie nur verdorben und dahin geführt, »daß man ins Hohle forschte und die reiche Welt versäumte«."

Als sein jugendlicher Onkel Ludwig*) im Jahre 1826 in Berlin verstorben war, schrieb er an seinen Vater:

„Wenn ich in Berlin durch die Straßen in der Nähe seiner Wohnung gehe und denke, wie öde, wie todt mir das Alles jetzt ist, und wie frisch, wie lebendig, wie heimisch mir das Alles sein könnte! — Ich will aber nicht klagen. Die Bibel hat mir in diesen Tagen wieder viel Trost gegeben. Ich las im Evangelium Johannis die Auferweckung des Lazarus; kann es etwas Schöneres geben als diese einzige Geschichte? Ich habe sie nie so empfunden wie heute, diese einfachen Worte: »Und Jesu gingen die Augen über.«

Es ist so schön und heiligt den bitteren Schmerz um das vergängliche irdische Leben, wenn wir den Göttlichen selbst darum weinen

*) Ludwig Abeken, Professor am Königlichen Joachimsthalschen Gymnasium, geb. 1793.

sehen; wer möchte sich der Thränen schämen, wenn Jesus selbst sie vergießt? Seine Thränen lösen sich auf in das Dankgebet zum Vater: »Vater, ich danke Dir, daß Du mich erhöret hast«. Es liegt für mich etwas unbeschreiblich Herrliches und Gewaltiges in diesem Dankgebete, bevor die Erhörung sichtbar hervorgetreten ist; das ist der rechte Glaube, von dem Jesus sagt: »So ihr etwas bittet, glaubet nur, daß ihr es empfahet, so wird es euch werden.« Mich däucht, wer mit solcher Freudigkeit beten könnte und vor der Erhörung für dieselbe danken, dem müßte Alles möglich sein. ... Da können manchmal die Philosophen von der Unsterblichkeit reden, als wenn so gar nichts daran gelegen wäre. Ja wer noch Niemanden von seinen Lieben droben zu suchen hat, der mag wohl auf dieser Erde bleiben und das nach dem Tode nicht beachten, aber wenn man an einem Grabe stehen müßte und denken, da läge nun Alles darin, das wäre doch gar zu schrecklich. Nein, es ist ein tröstlicher Glaube an die Unsterblichkeit, den will ich festhalten, und die Philosophie, die mir den nicht läßt, die ist mir wahrhaftig nicht die rechte. Es ist gut, daß der christlich menschliche Glauben an die Unsterblichkeit viel älter, viel fester, viel ewiger ist, als alles philosophische Wissen; damit tröste ich mich auch und denke, wir finden den Verstorbenen dort oben wieder, er ist noch immer der Alte und ist kein Anderer geworden, sondern noch der, den wir hier unten liebten, und seine Liebe zu uns bestehet noch, wie unsere zu ihm. — Was haben wir doch für einen Schatz an der Bibel! Und daß so Manche davon keinen Begriff haben; aber die dauern mich wahrhaftig. Ich denke mich mit Gott daran zu halten. Der dünkt mich kein rechter Theologe zu sein, der nicht all sein Wissen und all sein Wirken auf die Bibel gründet. Des Menschen Geist hat viel Herrliches und Großes hervorgebracht, aber eine Bibel, ein neues Testament doch nicht. ..."

So aufrichtig und tief empfand Abeken den Schmerz, nie wurde ihm die Seele eines Menschen ersetzt. Wie er sich mit den Fröhlichen freuen konnte, wissen Viele. Wie er mit den Trauernden trauerte, wissen Manche. Wie tief er den eigenen Schmerz empfand, erfuhr in späteren Jahren fast Keiner. —

Andererseits genoß er mit sonniger Fröhlichkeit des Lebens Lust. Im Winterhalbjahr 1827/28 lebte er sich ganz in Berlin ein. An allen Kunstgenüssen, welche die Großstadt damals bot, nahm er lebhaften

Antheil. Trotzdem er bereits bald nach Neujahr 1828 auf Boeckhs Antrag, ohne sich selbst darum zu bemühen, Mitglied des philologischen Seminars geworden war und für dasselbe seine um Weihnachten entstandene erste größere Abhandlung über die älteste Form des griechischen Verbums einreichte, fand er Zeit, manchen Abend Theatern und Konzerten zu widmen. Ueber die Aufführungen im Königstädtischen Theater berichtet er nach Hause, eine wie unbeschreibliche Wirkung die Angelyschen*) Lokalpossen auf die Berliner damals ausübten. Von dem Schauspiel rühmt er vor Allem Devrient**), von der Oper die Milder-Hauptmann, deren reine, klare, himmlisch volle Stimme ihn ganz ergriff. Ueber ihre Iphigenie in der Gluckschen Oper und ihren Gesang in Spontinis „Nurmahal" ist er voll überschwenglichen Lobes. Für Musik insbesondere hatte er große Vorliebe. Als zuhörendes Mitglied besuchte er fleißig die Aufführungen der Singakademie, die unter Zelters Leitung***) eine große Berühmtheit hatte. Er schildert diesen als einen in seinem ganzen Wesen so würdigen, Ehrfurcht erweckenden Greis, daß er ihn niemals ohne innige Freude ansehen könnte. Er schätzt sich glücklich, Zeuge der erhebenden Feier von Zelters 70. Geburtstag am 11. Dezember 1828 gewesen zu sein, zu welcher Rungenhagen, Mitvorsteher der Singakademie, eine Kantate komponirt, Goethe aber den Text für dieselbe gedichtet hatte.†)

Den Berliner Aufenthalt unterbrach Abeken im Sommer 1828 nur auf kurze Zeit, um mit seinem Vater, dem Onkel Rudolf und seiner Schwester Bernhardine in Weimar zusammenzutreffen. Diese Tage blieben ihm vornehmlich deshalb unvergeßlich, weil ihm hier sein langersehnter Wunsch, Goethe einmal zu sehen, in Erfüllung ging. Der jugendliche Student war ein schwärmerischer Verehrer des großen Dichters. Fast jede freie Minute benutzte er, um sich immer mehr in seine Werke zu vertiefen. Als gelegentlich der neuen Ausgabe von Goethes Werken††) der Ansicht Raum gegeben wurde, daß sie so viel Minderwerthiges enthalte, schrieb er entrüstet (26. November 1828):

*) Z. B. „Fest der Handwerker" u. A.

**) Ludwig Devrient, 1784—1832.

***) Karl Friedrich Zelter, 1758—1832; Komponist und Professor, später Direktor der Singakademie in Berlin.

†) Goethes Werke, Weimarer Ausgabe, V, 1, S. 73 ff.

††) Vollständige Ausgabe letzter Hand 1827—1831; 40 Bände.

„Von allen Seiten tönt es auf mich ein, und ich möchte rasend werden, denn ich weiß doch gewiß, daß Goethe kein dummes Zeug schreibt. Daß nicht jedes kleine Wort, was er sagt, ein großes Kunstwerk ist, gebe ich gern zu; es müßte doch auch wunderlich zugehen. Aber der liebe Gott, der den künstlichen Menschen erschaffen hat, hat auch das Steinchen vor uns hingelegt; und wer ihn einmal kennt, der findet ihn auch im Steinchen so gut wieder wie im Menschen. Ebenso ist es mit Goethe. Mir ist jedes kleine Verschen von Goethe lieb und werth, weil es von ihm kommt, weil es mich ihn kennen lehrt, weil es etwas Wahres auf eine gute, oft die beste Weise sagt, weil erst durch die unzählbare Menge solcher Einzelheiten und Kleinigkeiten das große, ganze Bild des Einen Mannes vollendet wird."

Seine Freude war daher unbeschreiblich, als er Goethe in Weimar selbst sah. Vier Sonette zeugen von der begeisterten Liebe und der beinahe schmerzlichen Scheu, die der Jüngling dem Dichterkönige entgegenbrachte.



2. Kapitel.

Preisaufgabe. — Medaille. — Examen. (1828—1831.)

„Unser Leben ist ein beständiges Lernen."
(Männerschule von B. Gracian. Aus dem Spanischen übersetzt von Fr. Kölle.)

Das Weihnachtsfest 1828 verbrachte Abeken in Dresden bei seinem Onkel Christel*) und dessen Familie, wo seit dem Sommer auch seine Schwester Bernhardine weilte. Das Zusammensein mit ihr nach so langer Zeit der Trennung that ihm von Herzen wohl.

In Dresden fand er Gelegenheit, mit Tieck**) in nähere Berührung zu treten, der ihn freundlich aufnahm. Er schrieb darüber an seinen Vater:

*) Christian Abeken, ein Bruder des Vaters, wanderte im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Sachsen aus und gründete in Dresden eine Familie. Sein Sohn Ludwig v. Abeken (geb. 1826) wurde 1872 dort Justizminister. Seine einzige Tochter Helene lebt noch (1898) in Dresden.

**) Ludw. Tieck (1773—1853) war zu der Zeit in Dresden Intendant des Hoftheaters.

Dresden, den 3. Januar 1829.

„... Tiecks Vorlesungen haben mich sehr erbaut. Du wirst wohl von seiner Meisterschaft in der Kunst des Vorlesens gehört haben. Ich hatte viel davon gehört und ging mit großen Erwartungen zu ihm, und doch sage ich Dir, daß ich vorher keine Ahnung hatte von dem Genuß, den mir sein Lesen gewährte. — Wenn man Tieck lesen gehört hat, so sollte man es verschwören, wieder in das Theater zu gehen. Hier ist die wahre geistige Täuschung; alle Personen stehen wahr und lebendig um uns herum; ich weiß es nicht anders auszudrücken, als daß das Gedicht selber lebendig zu werden scheint. Denn hier kann man nicht sagen: Das Wort ist sehr schön gesprochen, der Recitirende hat einen schönen Ausdruck hineingelegt — nein, jedes Wort ist so gesprochen, wie es nothwendig gesprochen werden muß, aus dem Geiste des Dichters und des ganzen Werkes heraus; das ganze ist eine so harmonische Einheit, wie sie niemals durch die mannigfaltigen Schauspieler hervorgebracht werden kann. Heute vor acht Tagen hörte ich den Götz von Berlichingen, gestern die Iphigenie lesen, besonders herrlich war der erstere; ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich der ergriffen hat."

An Onkel Rudolf.

Dresden, den 3. Januar 1829.

„Mir ward das große Glück, welches wohl Wenigen zu Theil wird, öfter mit Tieck allein zu sein, wo ich denn recht seine Unterhaltung genießen konnte. Bei der persönlichen Bekanntschaft kann er durchaus nur gewinnen. Seine freie, lebendige und geistvolle Unterhaltung, in der man sieht, daß jedes Wort aus einem reichen und bewegten Innern kommt, der würdige Ernst, den sein ganzes Wesen hat, wenn er aufgeregt ist, machen einen angenehmen Eindruck, und von einem tüchtigen Manne sind mir auch Worte, die sonst nicht mit meinen Ansichten stimmen, lieber, als aus unbedeutendem Munde Uebereinstimmung. So sprach Tieck Manches über Goethe, worin ich keineswegs mit ihm harmoniren konnte, z. B. über Wilhelm Meister. —

Recht sehr erfreulich war mir dagegen, was Tieck über Religion und die Religiosität sagte, wo er namentlich, was ich aus seinem Munde kaum erwartet hätte, Goethe für höchst religiös erklärte; diese Heiterkeit, meinte er, diese Zufriedenheit mit der Welt und allem Vorhandenen, wonach wir Alles als gut, d. h. aus Gott ansehen, diese

ungetrübte Ruhe des Göttlichen, Waltenden in jedem Dinge und Schicksal sei die wahrhafte Religiosität, der wahre Glaube.

Da hatte er gewiß Recht, und so habe ich immer Goethes Religiosität überhaupt angesehen. Das ist nicht die wahre Religion, die Unzufriedenheit mit der Welt und Trübsinn hervorbringt, die die Welt verachten lehrt, sondern erst die, die sie lieben und somit auch an die Welt glauben lehrt. So will es ja auch das Christenthum, welches gewiß nur mißverstanden wird, wenn man meint, daß es über die Welt erhaben ist und sie verachten lehrt.

Tiecks Vorlesung über den Hamlet war mir um so interessanter, da ich am Abend vorher, wo ich mit ihm allein war, viel mit ihm über den Hamlet gesprochen hatte. Er las ihn ganz vortrefflich, Manches gegen die gewöhnliche Ansicht, so die Reden des Geistes, die gewöhnlich sehr monoton gesprochen werden, mit vieler Modulation und Empfindung; gewiß mit Recht (obgleich es mir anfangs auffiel), da ja die Worte voll wechselnder Empfindung und sehr affektvoll sind." —

Nach seiner Rückkehr nach Berlin beschäftigten Abeken vor Allem zwei Arbeiten, eine Abhandlung für das philologische Seminar über einen Dialog des Plato, sowie eine kirchenhistorische Abhandlung für das theologische Seminar über die Donatisten. Von dem theologischen Seminar wurden Abekens Fähigkeiten früh anerkannt. Neander war ihm sehr gewogen und zeigte ihm viel Güte. Er zog ihn überall vor, was Abeken in seiner Bescheidenheit beschämte und zugleich erfreute, weil er den „trefflichen Mann" achtete und liebte, der mit geistiger Kraft „die innigste Herzensgüte und den liebenswürdigsten Charakter" verband.

Für eine seiner dem theologischen Seminar eingereichten exegetischen Arbeiten hatte er die Freude, eine Prämie von 45 Thalern zu erhalten. Freilich hatte Geld für ihn nur Werth, wenn er es in Freude für Andere umsetzen oder zum eigenen Studium verwenden konnte. Es ging ihm meist gleich wieder „durch die Finger". Bald war ein Freund in Noth, bald schickte er kleine Geschenke nach Haus; seltener kaufte er sich ein Lieblingsbuch.

Mit näheren Bekannten errichtete er eine litterarische Gesellschaft,

Akademie getauft, zu welcher auch Droysen*) zählte. Allwöchentlich kam man einmal zusammen; der Wirth las eine Abhandlung über einen wissenschaftlichen Gegenstand vor und stellte außerdem einige Thesen auf, über die gesprochen wurde, um die sonst zu freie Konversation in einige Schranken zu bannen.

Das Studium der Werke Goethes setzte Abeken eifrig fort. In diese Zeit fällt seine Lektüre des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller.**) Er schreibt darüber:

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 12. Februar 1829.

„Soeben habe ich den zweiten Band des Goetheschen Briefwechsels zu Ende gelesen — mit welchem Genusse! Die Briefe haben mich diese Tage mannigfaltig aufgeregt, mitunter sehr heftig und gewaltsam (besonders die Briefe Schillers); ein solches Werk ist freilich kein Kunstwerk, das durch die harmonische Vollendung und Schönheit der Form bei uns in aller Aufregung zugleich die schönste Beruhigung mit sich führt. Das Leben des Einzelnen, auch das vollendetste, kann wohl nie ein abgeschlossenes, beruhigendes Ganzes bilden. — Wenn das schon das Leben thäte, wozu bedürfte es dann der Kunst, was könnte sie noch hinzufügen?

Gehört nicht eben das zum eigensten Wesen der Kunst, daß sie, was im Leben fragmentarisch und zerstückelt sich nicht zu einem vollendeten Ganzen reihen will, der störenden, hemmenden Wirklichkeit enthebe, verbinde und in seiner innersten Nothwendigkeit als Abbild der Idee oder vielmehr als die Wirklichkeit der Idee selbst darstellt? Hat es nicht Goethe so mit seinem eigenen Leben gemacht?

Dennoch wirken auch hier die Briefe Goethes, der mir immer als die persönlich gewordene Kunst vorkommt, so künstlerisch beruhigend durch ihre eigene Ruhe und die mächtige Haltung, mit der er, wie der Engel Dantes durch das Höllengebrause, durch die umgebende, oft so kleinliche Welt hinschreitet und sie bewältigt, durch die große Objektivität,

---

*) Joh. Gustav Droysen, 1808—1884; damals (1829) Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin.

**) Von Goethe selbst herausgegeben, Stuttgart und Tübingen 1828—1830; 6 Bände.

mit der er Alles auffaßt und behandelt, wie es der Künstler thun muß. Er geht ruhig und schön seinen Gang fort, während Schiller arbeitet und kämpft, um seiner selbst gewiß zu werden, daher mich bei Schillers unbeschreiblich herrlichen Briefen (sind wohl je schönere geschrieben?) immer eine gewisse Wehmuth und Rührung unwillkürlich ergreift.

Er ist oft sehr leidend. Wie arbeitet und kämpft er im Innern! Und mit welcher schönen Liebe schließt er sich an Goethe an, der hier manchmal kalt erscheinen könnte, obgleich er es gewiß nie gewesen ist."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 16. Februar 1829.

„Heut Abend sagte Hegel*), Goethe erzähle: Napoleon habe mit ihm über die Tragödie gesprochen**) und dabei geäußert, das antike Schicksal fehle uns freilich, aber es sei ein nothwendiges Element der Tragödie, und wir hätten auch wohl etwas an seine Stelle zu setzen, nämlich die Politik.

Das dünkte mich zuerst wunderlich und paradox; aber dann bald groß und wahr; ist es nicht so in Shakespeares historischen Sachen, im Egmont und im Götz?"

Berlin, den 1. Juni 1829.

„Du hast doch auch schon den dritten Theil vom Goetheschen Briefwechsel bekommen? Wieviel Interessantes ist wieder darin; in mancher Beziehung ist er fruchtbarer als die beiden ersten.

Beide Dichter theoretisiren mehr und mehr, besonders Goethe; nun ist es mir sehr interessant, wie sich die Verschiedenheit beider auch hierin ausspricht. Während Schiller über die Werke reflektirt, giebt Goethe immer nur seine Beobachtungen, Wahrnehmungen, Anschauungen, Aperçus, wie er es nennt; und es ist wohl natürlich, daß, während die Reflexion immer nur die eine Seite der Dinge zu fassen weiß, jene Anschauung, als den reinen Eindruck des Ganzen aufnehmend und wiedergebend, in klaren Worten das Innerste und den Grund ausspricht.

Dann war es mir höchst interessant, daß ich zu bemerken glaubte, wie verschieden diese Theorien von allen eigentlichen Aesthetikern sind;

---

*) Georg Wilh. Friedr. Hegel, 1770—1831; seit 1818 Professor der Philosophie in Berlin.

**) Das bekannte Gespräch zwischen Napoleon und Goethe.

wie gerade die Dinge, die uns anderen nicht dichtenden Leuten als die schwierigsten und die Hauptsache in der Kunst vorkommen, und auf deren Ergründung unsere ganze philosophische Aesthetik sich richtet, ihre Aufmerksamkeit kaum auf sich ziehen und fast gar nicht berührt werden, weil sie eben ihnen von Natur gegeben sind und so sich von selbst verstehen, Anderes dagegen, was die Aesthetiker als Nebensache betrachten (so besonders das zur sogenannten äußeren Form gehörende, die doch ebenso wesentlich wie die innere ist), ihre Hauptbeschäftigung macht; — das eigentlich bewußt Künstlerische, das Technische möcht' ich sagen, in edlerem Sinne die platonische *τέχνη* — Ach, aber der Plato! Ich kann mich nicht anders hineinfinden, als daß ich sagen muß, auch er theilt das allgemeine Loos der Philosophen, daß sie über dem Suchen nach dem Schönen, das sich nun einmal in Gedanken und Systeme nicht fassen läßt, das Schöne verlieren, ja selbst die reine Freude daran einbüßen. Es klingt wohl frevelnd, so etwas von Plato zu sagen, und doch kann ich mir nicht helfen. —

Sag einmal, giebt es wohl außer den Dichtern noch Leute, die eine reine Freude an der Welt und dem Dasein haben? Die Philosophen gewiß nicht, die Theologen selten; nur die einfachen guten Menschen vielleicht noch, die eben nur Menschen sind. Daß es doch so schwer ist, Mensch zu sein!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 25. Juni 1829.

„Der alte Zelter ist ein prächtiger Mann, den ich gar sehr liebe und ehre; vor einiger Zeit traf ich ihn bei dem alten Professor Fischer*) und ging abends mit ihm nach Hause. Daß das Gespräch auf Goethe kam, wirst Du natürlich finden; Zelter meinte selbst, es sei wirklich wunderbar, wie rüstig Goethe in seinem Alter sei, da er sich doch in der Jugend gar nicht geschont, sondern recht lustig gelebt hätte; aber, sagte er, das komme daher, weil der Mann Alles, auch seine Ausschweifungen, mit Geschmack und mit Geist getrieben hätte und an Allem dem nichts Rohes und Gemeines gewesen, denn an dem ganzen Goethe sei nichts Gemeines, sondern an dem Manne sei Alles gebildet,

*) Abeken verkehrte viel mit dieser Familie, die mit Joh. Friedr. Bellermann, dem Direktor des Grauen Klosters zu Berlin, dem berühmten Kenner altgriechischer Musik, verschwägert war.

als ob er so gebildet zur Welt gekommen wäre. — Zelter ist zwar äußerlich etwas derb, aber innerlich ein rechter, echter Edelstein."

Der Frühling kam und stimmte Abeken, der sein Lebenlang im werdenden Grün auflebte, um so heiterer, da er L. A. Wiese*) kennen lernte, den Freund, an dem er bis zum Tode mit treuer, warmer Liebe hing. Nie hat eine Wolke je das reine Verhältniß getrübt, welches zwei schöne gleichgestimmte Seelen ineinander gefunden.

An den Vater.

Berlin, den 17. März 1829.

„Der Frühling ist Poesie, und Poesie ist heiter. Mir ist er ganz unendlich lieb, ich kann es nicht ausdrücken, welche Wonne, welches frische neue Leben er über mich ausgießt. Jede neu hervorgebrochene Knospe, jedes grüne Gesträuch, das die Sonne vergoldet, entzückt mich. Ich möchte immer hinaussingen, hinausjubeln meine Lust, wie die Vögel. Und in diesem Gefühle finde ich mich wieder mit meinen fernen Lieben."

Die schönste Erholung, den köstlichsten Genuß gewährte Abeken, wie schon früher erwähnt, die Musik; er schwelgte in den Melodien der Alceste und Armide von Gluck. Die Singakademie gab damals unter der Leitung Felix Mendelssohns die ersten Aufführungen der Passionsmusik von Sebastian Bach. Dieses Ereigniß bildete eine wahre Epoche in der Kunstgeschichte Berlins. Zeitungen, Journale, Alles war erfüllt davon, die Erwartung aufs Höchste gespannt. Der für das damalige Berlin große Konzertsaal war so überfüllt, daß Abeken nur noch im größten Gedränge, hinten in der Ecke, ein Plätzchen zum Stehen erreichte. Er schrieb der Schwester: „Es ist in dieser Musik eine solche Fülle von Wohlklang, eine solche tiefe, gewaltige Innigkeit, ein so ergreifender Ausdruck des Schmerzes und doch durch das Alles hindurch in der Macht der Töne und der Schönheit des Ganzen eine so selige Beruhigung, daß einem das ganze Herz in Andacht aufgehen möchte."

*) Ludwig A. Wiese, geb. 1806 in Herford, 1829 Lehrer am Königl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, 1852 unter Raumer Geh. Regierungs- und vortragender Rath im Kultusministerium, wo er unter Bethman-Hollweg (1858), Mühler (1862) und Falk (1872) bis 1875 blieb. Nachdem er dann seinen Abschied genommen hat, lebt er als Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath a. D. im eigenen Hause in Potsdam und erhielt 1897 den Titel Excellenz. Sein neunzigster Geburtstag ist vor Kurzem festlich begangen worden.

An Bernhardine.

Berlin, den 1. Mai 1829.

„Vorgestern gab Paganini*) ein Violinkonzert zum Besten der Ueberschwemmten in Ostpreußen; da ließ ich mich auch verlocken hinzugehen. Es ist ein ganz vertrackter Kerl, und wenn man mit eigenen Ohren hört, glaubt man's doch nicht und traut sich selber nicht, geschweige denn daß man begreife! Vieles ist auch wirklich wunderschön, Manches dringt durch Mark und Bein, daß man weinen möchte, Manches ist unbeschreiblich lieblich."

An Bernhardine.

Berlin, den 6. April 1830.

„Ich habe Mlle. Sonntag gehört, am vergangenen Sonnabend als Desdemona im Othello von Rossini. Am Mittwoch mußte ich mir schon ein Billet besorgen und bekam nach einstündigem Drängen glücklich ein Parterrebillet. Am Sonnabend war dann die Aufführung, die um 6 Uhr begann; ich ging indeß um 3 Uhr hin, mußte mit einer ungeheuren Menschenzahl auf dem Vorplatze bis um 5 Uhr warten, da ging das Theater auf, und wie den Kindern ein Christbaum leuchteten uns die Lichter der Theaterkasse entgegen; wir stürzten mit nicht minderem Eifer hinein, ich bekam indeß nur einen Platz zum Stehen und habe demnach, um die Sonntag zu hören, von 3 bis 9½ Uhr im ärgsten Gedränge gestanden; halb todt kam ich wieder heraus. Die Sonntag spielte und sang ganz wundervoll, niemals habe ich eine so zauberische, anmuthige, ja erquickende Erscheinung auf dem Theater gesehen, weder im Spiel noch im Gesang. Aber die hinreißende tragische Gewalt der Milder oder Schechner hat sie nicht, deren Stimmen zum Herzen drangen wie ein Schwert, das in Mark und Bein schneidet; sie ist anmuthig, lieblich, auch in dieser tragischen Rolle der Desdemona."

Für den Sommer 1829 erweiterte Abeken seine Studien, indem er sich einzelnen Gebieten der Naturwissenschaft zuwandte, vor Allem der Botanik und Mineralogie.

Auf ein kaltes Frühjahr folgte plötzliche Hitze, unter welcher Abeken bei der Menge der Arbeit auf seiner Sonnenstube sehr litt; er meinte, wenn die dringende Arbeit nicht wäre, würde er sich im schattigen

*) Niccolo Paganini, 1782—1840; erlangte europäischen Ruf seit 1828, als er außerhalb Italiens zu reisen begann.

Thiergarten von den Mücken (welches die einzigen Thiere seien, von denen der Thiergarten seinen Namen haben könne) zerstechen lassen. — „Nun, endlich einmal wird die Erlösung kommen, daß man wieder frei mit neugeborenem Herzen hinausjauchzen kann in Gottes überall schöne Welt und den mannigfaltigen Reichthum ihrer Gaben durstig in sich saugen."

Im November bat er den Vater, ihn bis zum Frühjahr 1831 in Berlin zu lassen. Vom Promoviren hatte ihm Neander abgerathen; es handelte sich um das Licentiaten-Examen. Den anderen Grund, weswegen Abeken bis zu dieser Zeit zu bleiben wünschte, konnte er freilich nicht gut angeben. Er hatte nämlich die Absicht, eine Preisaufgabe auszuarbeiten, zu welcher er noch eine geraume Zeit nach Ostern brauchte, und die er natürlich nicht mehr hätte eingeben dürfen, wenn er schon Ostern 1830 exmatrikulirt worden wäre.

Die liebevolle Bereitwilligkeit, mit welcher der Vater auf seine Bitte einging, erfreute ihn sehr. Er erwiderte: „Ich danke Dir besonders für die entschiedene Festigkeit, womit Du gleich die ganze Sache abmachst und für beschlossen erklärst, was mich am besten beruhigt, daß ich das Rechte getroffen habe. Es ist zunächst Pflicht, an meinen Beruf zu denken, für den ich mich ausbilden soll, damit ich in ihm einmal dem lieben Gott und der Welt dienen könne."

Der Streit zwischen Rationalisten und Pietisten, der damals in Berlin viel Aufregung machte, verletzte ihn tief. Er wußte kaum, welcher Partei er mehr Unrecht geben sollte.

An den Vater.

Berlin, den 12. Mai 1830.

„Daß ich weder Philosoph noch Pietist bin, noch jemals einer von Beiden werden kann, weißt Du, aber diese seichte hallische Aufklärerei ist mir noch mehr zuwider — nein, die Frömmelei ist doch noch ärger.

Nichts ist trauriger als Zwietracht und öffentlicher Streit in diesen Dingen, wenigstens in der Art, wie er in diesem Augenblick geführt wird. Schlimm ist es, daß die Menschen immer das Kind mit dem Bade zu verschütten pflegen und so auch diesmal nicht bloß gegen die Pietisten und Frömmler opponiren, sondern auch die wahre Frömmigkeit mit ihnen zusammengeworfen wird."

Als Abeken seine Bearbeitung der Preisaufgabe „Locus de Baptismo secundum doctrinam Biblicam et Ecclesiasticam dogmatice exponatur“ eingereicht hatte, machte er zur Erholung eine Reise in den Harz mit seinem Freunde Wiese und überredete den Vater, daran theilzunehmen. Schon auf den letzten Stationen der Rückreise erreichten Abeken verworrene Gerüchte der Juli-Revolution in Frankreich, die ihn so aufregten und mit Entsetzen erfüllten, daß er darüber zum ersten Mal bei seiner Einfahrt in die Thore Berlins des Heimwehs nach der Vaterstadt vergaß.

Bald nach seiner Rückkehr konnte er dem Vater Erfreuliches über die Beurtheilung seiner Arbeit melden:

An den Vater.

Berlin, den 7. August 1830.

„Soeben hat mir der Dekan die goldene Medaille eingehändigt, und ich hoffe in kurzer Zeit das Vergnügen zu haben, sie Dir zuzuschicken, nachdem von Seiten der Universität mein Name darauf gestochen ist. Sie liegt jetzt neben mir, auf der einen Seite ist das Brustbild des Königs, sehr schön, von Loos, auf der anderen ein voller Eichenkranz, in den der Name zu stehen kommt.

Es macht mich gar zu glücklich, daß ich Dir endlich auch einmal eine Freude machen kann, darauf bin ich stolz, mehr als auf die Ehre und all die Gratulationen, die mich gestern überschwemmten.“

An den Vater.

Berlin, den 31. August 1830.

„Meine Collegia sind nun geschlossen, da werde ich nächstens mein Abgangszeugniß bekommen, und dann Adieu Studiosen-Brüderschaft! Adieu ihr glückseligen Jahre akademischer Freiheit! Mein Abgang von der Universität wird fürs Erste in meiner Lebensweise nichts verändern. Du wirst mich aber von nun an auf Deinen Briefen cand. theol. tituliren müssen, bis nach Weihnachten auch das sich hoffentlich in den Licentiaten umwandeln wird.“

Je näher die Zeit rückte, in welcher Abeken predigen sollte, um so ernster prüfte er sich selbst, ob er diesem Berufe auch gewachsen sei. Er schrieb an den Vater, erst auf politische und kirchliche Zustände sich beziehend:

Berlin, den 12. Oktober 1830.

„Das Alte scheint überall im Großen wie im Kleinen wenig Bestand mehr zu haben; möge man zunächst nur im Kleinen zeitgemäße Neuerungen treffen, das Große kommt von selbst nach, aber dem Strome der Zeit sich entgegenzustellen, ist verlorene Mühe. Eine große, ja eine Hauptstütze für das Bestehen aller Zucht und Ordnung ist zu sehr untergraben: die Religion, die nur zu viel gelitten hat.

Es ist fürwahr ein schwerer Stand, jetzt Theologe, ein schwererer, Prediger zu sein. Ich muß gestehen, daß ich mich jetzt vor dem Predigen herzlich fürchte; was, worüber, wozu soll ich predigen? Wie anders war das Predigtamt in der ersten Kirche: Da waren es die Aeltesten, die in der Gemeinde das Wort führten; wie kann ein junger Mann der Gemeinde ins Herz, ins Gewissen reden? Wie kann er wissen, was ihr Noth thut, er kann ja nichts Anderes, wie Phrasen drechseln, allgemeine schöne Worte bringen, die Niemandem etwas geben, aber Vielen viel nehmen können. Jedes gesprochene Wort der Ermahnung, der Belehrung, der Ermunterung erhält seinen Werth und seine Bedeutung nur durch den, der es ausspricht; der Mensch muß erst etwas sein, ehe er durchs Wort etwas thun kann. Im Munde eines erfahrenen, schon im Voraus geachteten Mannes genügt das einfachste Wort."

An Onkel Rudolf schreibt er: „Sollte ich ein praktischer Theologe werden, so würde ich mich sehr unglücklich fühlen. Die Kirche, wie sie ist, genügt mir nicht. Ich will darauf wirken, daß sie anders werde, aber nicht als praktischer Theologe, wenigstens nicht andauernd und besonders, ehe ich nicht vollständig sicher in mir selbst geworden bin."

Gerade bei den Männern, die zu dem kräftigsten und lebendigsten Glauben durchdringen, zeigt sich das Ringen mit dem Zweifel und der Kampf mit dem alten Menschen oft am stärksten. Schon in den Jünglingsjahren verlangte Abeken von sich „einen neuen gewissen Geist", den festen Glauben, der das Ergebniß eines erfahrungsreichen, nur nach dem Guten strebenden Lebens ist. Jede Unsicherheit beunruhigte seine Seele um so mehr, je tiefer er die Verantwortlichkeit fühlte, die er mit dem Amte eines Predigers Gott und den Menschen gegenüber auf sich nahm.

Am 11. März 1831 bestand Abeken sein Licentiaten-Examen. Nach der Disputatio publica verließ er Berlin, um seiner Vaterstadt zuzueilen. Ueber seinen Aufenthalt im Vaterhaus 1831 schreibt er in den Tagebüchern; es war ein reger Verkehr mit Freunden und Verwandten, besonders aber mit dem Onkel Rudolf, dessen Frau und Kindern. Die Aufzeichnungen geben ein schönes Bild harmonischen Zusammenlebens im Austausch geistiger Dinge, wie im gemeinsamen Genuß der lieblichen Umgebung Osnabrücks.

Es war Abeken möglich, den Wunsch des Vaters zu erfüllen. Er predigte in seiner Vaterstadt am 12. Juni nachmittags in der St. Marienkirche über 1. Johannes 3, 13—18: Wie die Welt, die keine Liebe hat, todt sei und erstorben; dann Erhebung zu der Betrachtung der Liebe Gottes, mit der er die Welt überwunden hat; dadurch Anweisung, Ihn zu lieben und in Ihm die Brüder. —

Auch in den nächsten Jahren noch zeigten sich heftige Kämpfe und mancherlei Zweifel in Abekens Seele, aber nur so lange, bis er in den eigentlich praktischen Beruf eintrat. Als das Leben selbst und zwar im eigenen Schicksal, wie im Amte, schwere Anforderungen stellte, fand es ihn gerüstet. Wie Staub vor der Sonne verflogen die Schatten, sein Auge ward licht in den schmerzlichsten Tagen. Durch Leiden, in Leiden reifte seine Erkenntniß der Schrift. Nach ihr wollte er leben, nach ihr allein sich richten, aber nicht am Buchstaben hangend, sondern am Geist.



3. Kapitel.

Italien. (1831—1832.)

„An Rom.
Viel hier lehren die Trümmer, doch eins, was nirgend gelehrt wird,
Selten im Leben und nie spricht man in Schulen davon:
Ganz sein! Wenn du es einmal warst, so mögen Barbaren,
Trümmern und bröckeln an dir, deine Gestalt — sie besteht."

(Paul Heyse.)

Im Herbst 1831 wurde Abekens sehnlichster Wunsch erfüllt, nach Italien zu reisen. „Ich möchte den Süden genießen", meint er, „doch danke ich dem Himmel, daß er uns in Deutschland hat geboren werden lassen, denn leben möchte ich nicht immer in Italien. Da ist unser liebes Deutschland mit seiner treuherzigen Einfalt und stillen Geistesgröße der beste Wohnort und zugleich die schönste Vereinigung von Süden und Norden."

Am 21. September nahm Abeken Abschied von der Heimath, weder ahnend, wie lange das Land seiner Träume ihn festhalten würde, noch daß er dort einen Beruf finden sollte.

In seinem ersten Reisegruß kämpften Sehnsucht nach dem Vaterhause und Freude an der Gegenwart. Dort heißt es:

„Ich bin jetzt im Zuge mit dem Reisen und könnte sofort durch die ganze Welt reisen; Du wirst darüber lächeln, aber es verzeihen, mein Herzensvater, daß in diesen ersten Stunden das Gefühl der Trennung, der Einsamkeit überwog, und erst später die Einwirkung der lebendigen reichen Welt, die Hoffnung auf die schöne Zukunft sich geltend machte. — Weiß ich doch, wieviel ich zurückgelassen, wieviel ich genossen habe in dieser Zeit, und es kann den Menschen wohl überwältigen, wenn sich eine ganze Reihe von durchlebten Tagen und Monaten nun beim Scheiden in einem Moment zusammendrängt; wenn alle die Liebe, die er noch eben den Augenblick genossen, nun wirklich und mit einem Mal hinter ihm liegt und er weiß, daß er vorwärts reisen kann, durch die ganze Welt, ohne eine solche Liebe wiederzufinden; da kann er noch nicht gleich sich das Alles zu ruhigem Besitz aneignen und von dem Genuß der Gegenwart zu dem schönen Bewußtsein dauernder, auch in die Ferne wirkender Liebe übergehen."

Ueber Luzern, den Gotthard, Mailand, Bologna, Florenz traf er am 9. November 1831 in Rom ein. Noch am Abend seiner Ankunft schrieb er:

An den Vater.

Rom, den 9. November 1831, abends.

„Nun denn in Rom! Noch kann ich es nicht fassen, kaum glauben. daß ich in Rom bin, kaum mich darüber freuen, so groß steht es vor mir. Aber Dir dafür danken kann ich, mein bester Vater, und das thue ich mit ganzem Herzen. — Um 2 Uhr 50 Minuten fuhr ich unter die Porta del Popolo; seit 9 Uhr morgens, vier deutsche Meilen entfernt, hatte ich die Kuppel von St. Peter gesehen, die, immer größer werdend, zuletzt wie ein Berg emporragte. Auf der Piazza del Popolo der Obelisk und mehrere Springbrunnen, eine würdige Einfahrt in Rom. In der Dämmerung eilte ich die schöne Treppe von Trinita del Monte herauf und übersah von da unter dem reinsten blauen Himmel die dunkelnde Stadt, dann suchte ich mich glücklich um 6½ Uhr nach dem Forum hin, auf das ich bei dem Bogen des Septimius Severus gelangte, ging durch die Trümmer bis an das andere Ende zum Bogen des Titus. Dieser Trümmerhaufen im Dunklen bei halbem Mondschein gigantisch, herrlicher als Alles, was ich stehend und ganz gesehen, übersteigt noch weit meine Begriffe. Alle Einzelheiten erkannte ich gleich; Alles war, wie ich es gedacht — und doch wieviel größer. Auch hier, wie immer, ist die Gegenwart und Anschauung Alles." —

Am nächsten Tage sah Abeken mit seiner Lebhaftigkeit und jugendlichen Ungeduld viel mehr, als der Geist zu fassen vermochte, er brach abends gegen die Seinen in die Worte aus: „Das war ein Tag in Rom, der macht müde, aber er bleibt auch fürs Leben; ich mag noch gar nichts darüber sagen. O, Liebste! wenn ich nun hier stehe, vor Alledem, was einem von Jugend auf in die Ohren geklungen, was man seit Jahren verehren gelernt hat; all das Höchste und Herrlichste von der Welt — das Alles nun in wirklicher Gegenwart da und so viel größer als man jemals gedacht! Wer kann sich gegen dies Gefühl aufrecht erhalten!"

Wenn auch bei dem Berliner Aufenthalt Vieles in Abeken gekämpft und gegährt, so war er doch beinahe noch als Kind in die Heimath

zurückgekehrt. Schnell entwickelten sich dagegen durch äußere und innere Erfahrungen alle schlummernden Keime und reiften ihn zum Mann.

Außer dem Studium, welches ihm Rom selbst bot, fand er Beschäftigung für sein Fach auf dem Kapitol bei Bunsen und nahm Theil am archäologischen Institut, welches, durch denselben ins Leben gerufen, damals unter Gerhards*) Leitung stand. Mit diesem, wie mit Ambrosch, Hauslehrer im Bunsenschen Hause, Tippelskirch, Gesandtschaftsprediger, Legationsrath Kestner**) und dessen Neffen, meist Kestnerino genannt, Kupferstecher Eichens,***) Bildhauer Wiegmann, Maler Schilgen, dem Archäologen Dr. Forchhammer,†) Roestell††) und Anderen bildete sich bald ein Freundschaftsverhältniß, welches bis in die letzten Jahre seines Lebens hineinreichte, wenn nicht, wie bei so Manchen, der Tod dazwischen trat. Auch Thorwaldsen†††) lernte er kennen, der in seinem echt nordischen Aeußeren ihm einen „so würdigen und zugleich freundlichen Eindruck machte, wie man ihn von einem Künstler wünscht und denkt".

Am Weihnachtsheiligabend schrieb Abeken an seine Schwester Bernhardine:

Rom, den 24. Dezember 1831.

„Unsere häusliche Weihnachtsfeier ist hier bei den Italienern gar nicht; doch putzt man die Häuser aus mit immergrünen Bäumen, stellt einen Lorbeerbaum im Zimmer auf und baut eine Presepe (Krippe), d. h. eine bildliche Darstellung der Geburt Jesu im Stall oder, wie meist dargestellt wird, in der Höhle. An der Piazza Navona, dem eigentlichen Marktplatz, steht eine Menge solcher Presepes zum Verkauf, an deren naiver Ungeschicktheit, gut gemeinter Putz- und Prachtliebe, oft aber auch kindlich natürlichem Sinne ich mich recht ergötzt habe.

Es ist in dieser Zeit sehr amüsant, durch die vom Volk belebten

---

*) Eduard Gerhard, 1795—1867; Gründer des archäologischen Instituts in Rom, später Professor in Berlin.

**) Sohn von Charlotte Buff, dem Urbilde der Lotte in „Werthers Leiden", die sich 1773 mit Kestner verheirathete.

***) Eduard Eichens, 1804—1877.

†) Peter Wilhelm Forchhammer, geb. 1801, seit 1837 Professor in Kiel.

††) Dr. Roestell, 1826—1831 Gesandtschaftssekretär bei Bunsen in Rom, später Professor in Marburg.

†††) Albert Thorwaldsen, 1770—1844; lebte damals in Rom.

Theile der Stadt zu gehen, abends besonders. Obgleich kein eigentlicher Christmarkt ist, so putzen sich doch alle Läden, besonders alle Eßwaarenhändler prächtig heraus; letztere stehen ganz oder halb auf der Straße und haben große Oellampen, ordentliche Fackeln neben sich stehen, deren vom Luftzug frei bewegte Flammen malerische Streiflichter auf ihre meist sehr geschmackvoll angeordneten gerupften Kapaunen, Gänse und Hühner, Schinken, Braten, Fische, Fritti (d. h. in Oel gesottene Fleischsachen), Früchte, Käse u. s. w. werfen; alles Das, besonders die Früchte sind in großen Haufen aufgethürmt; ein solcher Berg der köstlichsten Pomeranzen sieht bei dem röthlichen Licht prächtig genug aus. In gewissen Straßen sind dieser Viktualienhändler so viel, daß bei der Menge Lichter, die jeder anzündet, die Straße wie illuminirt erscheint; dazwischen drängt sich nun das Volk mit seiner wunderlichen Mischung eines grandios phlegmatischen Anstandes und einer durchaus natürlichen, oft übernatürlichen Lebendigkeit, lärmend, schreiend, lachend umher; kräftige Gestalten, oft schöne Gesichter unter Männern und Frauen; Mütter mit ihren Kindern an der Brust, andere um sie her spielend, möglichst zerlumpt; vor einem der unzähligen Madonnenbilder eine Gruppe Pifferari (Dudelsackpfeifer) mit ihren sonnenverbrannten derben Gesichtern, in malerischen blauen Mänteln, oder eine Gruppe Singender, die Einer mit der Guitarre begleitet, bald zu Ehren der Madonna, bald zum Dienst irgend eines Liebchens, um die herum sich dann die Zuhörer eifrig drängen, während die Handelsmänner neben ihren Läden phlegmatisch aufgestützt ihre Pfeife rauchen — das ist ein so malerisches, ergötzliches Bild, wie man bei uns es nicht findet und wogegen selbst der Berliner Christmarkt Nichts ist. Am prachtvollsten macht sich dies am Platze des Pantheon, um die Fontäne mit dem Obelisk herum, deren sonst lautes Rauschen von dem Menschenlärm doch übertönt wird; — denke, wenn sich über all diesem bewegten bunten Leben in der ernsten, schweigenden Größe der Nacht das ungeheuere, so wundervoll schöne Gebäude des Pantheon, das 1800 Jahre nicht haben zerstören können, riesengroß in den dunklen Himmel erhebt, die göttlichen Säulen seiner Vorhalle von dem ungewissen Licht des Platzes nur schwach, in flackernden Streiflichtern beleuchtet — mich schaudert immer, wenn ich da im Dunklen vorbeigehe."

Am Schlusse des Jahres 1831 bat Abeken den Vater, er möge ihm vergönnen, bis Ostern 1833 in Rom zu bleiben, da er seine Studien durch Bunsens Nähe dort am besten fortsetzen könne. Um sich nicht in „eitler Vielseitigkeit zu zersplittern“, habe er sich schon wieder einer ernsten, auf ein bestimmtes Ziel hingehenden Thätigkeit zugewandt. Nur so könne Rom für jeden Gebildeten vom höchsten Nutzen sein. Der Vater erfüllte des Sohnes Wunsch und ermahnte ihn nur: „Sorge für Deine Gesundheit, für den Geldbeutel will ich dann schon sorgen.“

Abeken beschäftigte sich indessen unter Bunsens Leitung mit einer Sammlung von Liturgien aller Konfessionen des Christenthums, einer Arbeit, zu der Bunsen selbst schon einige Vorarbeiten gemacht und wofür er sich lange einen jungen Theologen gewünscht hatte. „Ich werde dadurch,“ meint Abeken, „ausnehmend viel lernen und eine Grundlage für meine übrigen Studien legen, die unschätzbar ist.“

In unserer Zeit, wo Jeder nur für sich, für sein Ziel und Glück zu arbeiten scheint und in der Hast oft kaum hört und sieht, was der Andere schafft oder wie er leidet, macht es einen eigenthümlichen Eindruck, dieses Leben zu betrachten, voll energischer Arbeit und trotzdem erfüllt von andauernder Theilnahme in Rath und That für Jeden. Abzuirren scheint Abeken zuweilen vom eigenen Ziel, aber streng gegen sich und mild gegen Andere ging er um so sicherer darauf hin.

An die Schwester.

Rom, den 7. Februar abends.

„Gestern Nachmittag lag ich mit einem Freunde eine halbe Stunde lang auf der Passeggiata auf einer Bank im Sonnenschein, ja, wir sonnten uns wie die Hunde; vor uns auf der einen Seite die schöne Passeggiata mit ihren bunten fröhlichen Spaziergängern und -Gängerinnen unter den blühenden Mandelbäumen, hinter denen der hohe St. Peter und die unzähligen Kuppeln der Weltstadt emporragten; an der anderen Seite die Villa Borghese auf einem durch ein schmales, tiefes Thal vom Pincio getrennten Hügel, mit schönen Anlagen, heiteren Kasinos und einem prächtigen Wald von Cypressen und Pinien, unter dem die einsame Villa Rafaele liegt; zwischen Stadt und Villa ein Stück weiter Aussicht über die Campagna auf den fernen Soracte im reizendsten

blauen Duft; über uns blauer Himmel und singende Vögel, um uns der weiche, balsamische Hauch der reinsten Luft, in uns das süße Gefühl des kommenden Frühlings und der Gedanke, in Rom zu sein, und das Bild unserer fernen Lieben: che cosa volete di piu? Non é questo un paradiso non terrestre piu ma celeste.

Denke einmal, ich habe gestern in Vertretung des Gesandtschaftspredigers wieder gepredigt; und diesmal hättest Du Deine Angst noch länger behalten müssen als in Osnabrück; denn ich stand eine Stunde zehn Minuten auf der Kanzel. Die Predigt brachte mich für die Woche wieder in eine solche Umarbeitung des Innern, in solche Aufregung, daß ich ganz angegriffen war und mir vornahm, nicht so bald wieder zu predigen. Der Text war die Epistel des Tages, Coloss. 3, 12—17, der Gegenstand: Der Friede Gottes, den die Welt und namentlich unsere Zeit nicht habe, der nur errungen werden könne durch den Glauben, der eins sei mit der Liebe, der aber, wo er einmal in einem Menschen, im Volke, eine Zeit mächtig geworden, alle Uebel heile und das Leben wieder herstelle; wobei ich immer besonders Rücksicht nahm auf unsere Zeit. Ich habe denn auch die Freude gehabt, daß sie mit sehr geneigten Ohren und Herzen angehört wurde; daß namentlich Bunsen, der gleich nachher zu mir kam und mich herzlich umarmte und küßte, sehr damit zufrieden war, — im Uebrigen ist es mir wieder so wunderlich gegangen, daß sie die Menschen von den verschiedensten Ansichten befriedigt hat, Orthodoxe und Heterodoxe, Fromme und Weltliche, während ich es gewiß nicht darauf angelegt hatte, es Allen recht zu machen. Ich habe einmal wieder empfunden, was dazu gehört, ein wirksames Wort an heiliger Stätte zu reden, und wie fern ich noch davon bin; daß aber Bunsen meine Predigt so freundlich und liebevoll aufgenommen, das freut mich ungemein, er ist einer der tiefsten und liebenswürdigsten Männer, die ich kenne. Auch seine Frau, eine geborene Engländerin, muß man hoch verehren, wenn man sie näher kennen lernt; obgleich sie auf die meisten Deutschen bei der ersten Begegnung eine mehr abweisende als anziehende Kraft ausübt."

An den Vater.

Rom, den 10. Mai nachmittags.

„Am 2. Ostertage predigte ich morgens und ging dann zur Communion mit Bunsens und vielen Anderen; es war erfreulich, in Rom eine so große deutsche Gemeinde von Communicanten zu sehen.

Goethes Tod*) erfuhr ich auf den Ruinen der Kaiserpaläste, von wo ich mit einem Freunde die Sonne untergehen sah, die glühend roth hinter die Ruinen des vatikanischen Hügels sank, nachdem sie mit ihren letzten Strahlen die weißen Marmorblöcke zwischen den dunkeln Cypressen und Eichen der Kaiserpaläste glänzend beleuchtet und das hohe Coliseo mit rosigem Lichte umgossen hatte; aus den Nebeln der Fläche ragte die Pyramide des Cestius grau und finster empor, und ich dachte an die Worte:

»Dulde mich Jupiter hier und Hermes führe mich später,
Cestius' Mal vorbei, leise zum Orkus hinab!«

Ihm ist der Wunsch nicht erfüllt, aber sein Sohn**) ruht an der Stelle, die der Vater sich gewünscht hatte. Der Vater ist einsam gestorben, doch nun ruht er an der Seite seines Freundes Schiller, und ganz Italien birgt keine Stätte, die dem Deutschen ehrwürdiger sein dürfte als die Gruft zu Weimar."

An Onkel Rudolf.

Rom, den 12. Mai 1832.

„Wie oft sind unsere Gedanken wohl in der letzten Zeit zusammengetroffen, und was hätte ich darum gegeben, in dieser Zeit mit Dir sein zu können, um gemeinsam mit Dir wenigstens das Andenken des großen Todten zu feiern, an dessen Leben wir uns so oft zusammen gefreut. — Allmählich müssen wir uns nun gewöhnen, an ihn mit jener Verehrung und Liebe zu denken, womit wir an die entschwundenen Großen des Alterthums, mit denen wir in keiner Beziehung gestanden, denken, und uns rein nur seiner Herrlichkeit zu freuen; aber noch steht er uns zu nah, steht unserem Herzen zu verwandt, als daß sich auch der freudig stolzesten Erinnerung an ihn nicht ein herber Schmerz über den Verlust beimischen sollte. Hier zwar in Rom lindert sich jeder Schmerz, weil sich der Geist erweitert und erhebt, und man von einem beständigen Gefühle ernster Wehmuth fast nie frei werden kann; aber gerade diesen Verlust kann man wohl nirgends tiefer empfinden als in Rom, wo so manche Stelle durch ihn geheiligt ist, wo fast jede an ihn

*) 22. März 1832.

**) August v. Goethe, gest. 28. Oktober 1830 in Rom, liegt an der Pyramide des Cestius begraben.

erinnert. Hat denn Deutschland wirklich das empfunden, was es bei solchem Fall empfinden sollte? Ich fürchte, Wenige haben es erkannt, Wenige tief empfunden.

Im Journal des débats stand ein Artikel, worin zwar Goethes ganze Größe anerkannt war, aber doch und gerade darum sein Tod als ein freudiges, eine glückliche Epoche bezeichnendes Ereigniß für Deutschland angesehen war, weil mit ihm ganz das alte Deutschland zu Grabe getragen sei, das nun jung und ganz anders werden müsse; andere Interessen, andere Herrlichkeit seien nun an der Zeit; ja es sei keine Zeit mehr für große Männer, das Volk müsse jetzt groß sein und werden, da dürfen sich nicht mehr die Einzelnen so auszeichnen. — Ich fürchte, er hat nur zu sehr Recht, nur daß das Alles gar kein Glück für Deutschland oder für die Menschheit ist. Es ist der natürliche Bildungsgang eines Volkes, daß anfangs sich der Geist und die Kraft desselben in einigen großen Männern konzentrirt, die ihrer Zeit und ihrem Volke vorausgehen und in wahrhafter Genialität Herrlichstes leisten; diese wirken dann belebend und bildend auf ihr Volk zurück, dessen Masse sich ihnen mühsam nach- und das, was sie hineingeworfen, verarbeitet."

Abeken freute sich immer mehr, diese Zeit in Italien zuzubringen. Die Nachrichten aus der Heimath klangen ihm ebenso erschreckend in kirchlicher wie in politischer Hinsicht: „Ich tauge jetzt nicht mehr für Deutschland, ich danke Gott (und Dir, mein bester Vater), daß ich in Rom sitze, und möchte nicht wieder fort."



4. Kapitel.

Frascati. — Familie Bunsen. — Entschluß, die Stelle des Gesandtschaftspredigers in Rom zu übernehmen. (1832—1833.)

„Lang und schmal ist ein Weg, sobald du ihn gehest, so wird er
Breiter, aber du ziehst Schlangengewinde dir nach.
Bist du ans Ende gekommen, so werde der schreckliche Knoten
Dir zur Blume und du gieb sie dem Ganzen dahin!"
(Goethe, Weissagungen des Bakis.)

Einen entscheidenden Wendepunkt in Abekens Leben bildete der Umgang mit Bunsens. Beide liebte er mit enthusiastischer Bewunderung und wahrer Herzenswärme treu bis zum Tode, während er von ihnen wie der eigene Sohn aufgenommen wurde. Bunsen war damals auf der Höhe seines Glückes, seines Ruhmes und vielseitiger Thätigkeit in bedeutender Stellung. Unwiderstehlich durch Reichthum des Geistes und Herzens, gewann er Jeden, der Gelegenheit hatte, ihm nahe zu treten.

Frau Bunsen, ausgezeichnet durch Klarheit des Verstandes, Tiefe der Empfindung, Festigkeit des Charakters und Kraft des Ausdrucks in Wort und Schrift, mußte auf Abeken, der mütterlich leitender Liebe oft entbehrt hatte, einen außerordentlichen Einfluß gewinnen.

In Bunsens Lebensabriß*) sagt Abeken über Beide: „Was Bunsens Frau für ihn gewesen und wie wesentlich auch durch sie sein ganzes Leben, innerlich und äußerlich, festen Grund und Halt gewonnen, das sei hier nur in den Worten angedeutet, die er auf dem Todtenbette an sie richtete: »In Dir liebte ich das Ewige.« Selten hat es ein so vollständig an Geist und Herz einander ebenbürtiges Ehepaar, nie eine vollkommenere Verwirklichung jener schönen römischen Bezeichnungen der Ehe gegeben: »Individua vitae consuetudo« und »Consortium omnis vitae, divini et humani iuris communicatio.«"

An anderer Stelle schreibt Abeken:

„Der König, der Bunsen hier gleich erkannte, hat fürwahr einen guten Blick dadurch bewährt; er soll sich aber immer so zeigen. Der Kronprinz ist Bunsens Freund, wirklich Freund. Es gehört etwas

*) „Unsere Zeit", Jahrbuch zum Konversations-Lexikon. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861.

dazu, in solchem Verhältniß zu einem Kronprinzen zu stehen; es gehört aber auch ein deutscher Prinz dazu."

Bunsen, vom ersten Augenblick an Abekens Werth erkennend, schlug ihn schon im Jahre 1832 zum Nachfolger des Gesandtschaftspredigers Tippelskirch vor, der aus mehrfachen Gründen eine Versetzung wünschte. Wie überrascht Abeken selbst über diese unvermuthete Sache war, geht aus einem Briefe hervor, den er unmittelbar nach der Ankunft in Frascati, wo er mit Bunsens die Sommermonate zubrachte, dem Vater schrieb. Er hat sich nie weder um eine Gunst, noch um ein Amt beworben; wurde ihm aber eines zu Theil, so sah er es, wie Alles in seinem Leben, als von Gott gegeben an und führte es, indem er geistig und körperlich seine besten Kräfte daran setzte. So willigte er denn auch schnell entschlossen in diesen Vorschlag ein, wenngleich die Verantwortlichkeit dessen, was er unternahm, ihm klar vor der Seele stand.

An den Vater.

Frascati, den 4. Juli 1832.

„... Ich bin noch gewaltig jung und unerfahren, aber gerade dies Amt hier bedarf weniger Seelsorge in innigeren Lebens- und Familienverhältnissen, wie sie nur durch lange Lebenserfahrung möglich, als mehr einer jugendlichen Frische und Vielseitigkeit, die den mannigfaltigen, großentheils jugendlichen Elementen entgegenzukommen weiß. Auch in praktischer Thätigkeit und Tüchtigkeit gilt es, daß, wer schwimmen lernen will, sich ins Wasser stürzen muß. Soll irgend ein Amt als ein vorbereitendes betrachtet werden, so ist keine Stellung passender dazu als die hiesige. Gott wird seinen Segen geben!

Das neue Amt stellt mir mein Leben für die Gegenwart sicher; der Gesandtschaftsprediger hat freie Wohnung und 1000 Thaler jährlich, dabei ist die Stelle so anzusehen, daß, wie mich Bunsen aufs Bestimmteste versichert, das Ministerium dem, der sie 3 bis 5 Jahre verwaltet hat, eine Superintendentur oder ein akademisches Ordinariat überträgt; meine äußere Zukunft ist also dadurch auf eine fast zu glänzende Weise sichergestellt.

Daß ich auf 3, vielleicht 4 bis 5 Jahre von Deutschland, also auch von Euch, von Dir, mein bester Vater, getrennt bin — durfte ich das in Anschlag bringen, so schmerzlich mir Letzteres ist? Das Zu-

sammensein im nächsten Sommer verliere ich Gott weiß wie ungern, dann hätten wir doch nicht länger zusammen sein können. Von Deutschland fern zu sein, ist mir mehr als wünschenswerth, fast nothwendig; ich tauge nicht für das bewegte Deutschland; ich muß mich erst innerlich ausbilden, fern von diesen Bewegungen der Tage. Wenn schon an und für sich der Aufenthalt in Rom mir höchst wohlthätig war, so muß er es mir noch viel mehr sein, wenn mich eine bestimmte Thätigkeit aufrecht hält. . . ."

Der Vater schrieb Abeken umgehend zurück: „Dein rascher Entschluß ist recht; langes Zaudern und Erwägen hilft am Ende doch nicht oft, und der erste Entschluß ist der beste."

Den besten Einblick, wie unsicher Abeken sich freilich im eigenen Innern noch fühlte, wie sehr er mit sich zu kämpfen hatte und wie doch stets seine Zuversicht zu Gott ihm zum Siege verhalf, gewährt sein Geständniß an die Schwester: „Wie oft bete ich: Gieb mir einen neuen gewissen Geist! — Ach! und wann, wann werde ich dazu gelangen? Ich bin so verstört, so unruhig in mir, so abhängig von der Außenwelt, eine Menge von Kleinigkeiten und Thorheiten, über die ich längst weg sein sollte, üben noch einen so großen Einfluß auf mich aus! Ich arbeite täglich an mir, und dann stößt ein Augenblick Alles wieder um. Ich fühle nur zu sehr, wie wenig die eigene Kraft vermag, und wie am Ende nur ein festes Vertrauen und ein beständiges Gebet zu Gott, ein reines Hingeben an seinen Willen und ein ununterbrochenes Trachten nach himmlischen und göttlichen Dingen die Kraft geben kann zu dem schweren Kampfe mit sich selbst, mit seiner eigenen Nichtigkeit! Indeß der Gedanke, daß man siegen muß, die Ueberzeugung, daß man siegen wird, hilft viel."

In Frascati waren Abeken köstliche Sommermonate beschieden. Ueber die Eindrücke, welche die Schönheit und Lieblichkeit der italienischen Natur auf ihn machten, konnte er nicht genug nach Hause berichten.

An die Schwester.

Frascati, den 8. Juli 1832.

„. . . Um dieses Landleben, diese frische, selige Luftlieblichkeit ganz zu genießen, muß man den Juli noch in Rom gewesen sein und die schwüle drückende Luft des Scirocco, die dumpfe Enge der Straßen empfunden

haben! Dann glaubt man hier in ein Paradies zu kommen, und Leib und Seele scheint erleichtert, beflügelt und gereinigt.

Wie bedaure ich die meisten Fremden, die nur einen Winter lang Italien durchfliegen und diesen italienischen Sommer in seiner unglaublichen Herrlichkeit, Fülle und Ueppigkeit gar nicht kennen, noch mehr freilich die, die ihn nur in Rom kennen, nicht hier auf dem Lande. Italien ist ein Land, das man nicht im Fluge genießen kann und darf, wenn man etwas mehr als eine bloße Lustreise machen will. Ueberhaupt gilt es wohl im menschlichen Leben, daß, wenngleich die Spitze jedes Genusses nur ein Augenblick ist, jeder Genuß, der in sich wahrhafte Geltung hat und fruchtbringend auf den Menschen einwirken soll, langsam und dauernd sein muß.

Sonntag zog ich schnell in meine Wohnung hier ein, in einem Seitengebäude der Villa Aldobrandini (oder Belvedere, dem Fürsten Borghese gehörig) über Frascati gelegen auf dem Wege nach Tusculum hinauf, die prachtvollste Lage, die man sich denken kann; die Front der Villa, mit einer großen schönen Terasse davor, schaut weit auf die Campagna hinaus über Rom hin nach dem Meere, das als ein breiter, bald dunkler, bald glänzender Streif am Horizont sich hinzieht; hinterwärts steigt das Gebirge mit seiner köstlichen Waldung von Eichen, Oliven, Lorbeer, Pinien empor, mit heiligem Schatten, frischer Kühlung und fröhlichem Leben singender und jubelnder Vögel.

Mit Freude nistete ich mich in meinem neuen Neste ein, ging aber alsbald wieder hinunter zu der zweihundert Schritt unter mir hart über Frascati liegenden Villa Piccolomini, um mit Bunsens einen heiteren Abend zuzubringen. Ich wohne so, daß ich einen Theil der Campagna (nicht gerade Rom selbst) sehe mit dem herrlich geformten und gefärbten Sabiner-Gebirge (Monte Gennaro) mit köstlich kühnen Linien und einer Mannigfaltigkeit von blau und violett, die immer von Neuem zu entzückter Bewunderung hinreißt; dann die aufsteigende Höhe unseres Gebirges mit köstlichen Oelgärten, darüber Eichen, aus denen ein angenehm gebautes Kapuziner-Kloster hervorguckt, höher die Pinien der Villa Ruffinella, unter mir die Villa Piccolomini, der ich gerade in die Fenster gucke; zwar habe ich die Morgensonne bis 11 Uhr, doch läßt sich in dieser reinen, frischen Bergluft auch eine sonnige Stube

mit wechselndem Oeffnen und Schließen der Fenster kühl erhalten; von der Hitze zu leiden, daran ist hier gar nicht zu denken.

Morgens, wenn ich früh aufstehe (dazu muß es freilich um 4 Uhr geschehen) mache ich einen kleinen Spaziergang, dann setze ich mich etwa um fünf an die Arbeit, bis ich mittags auf meiner Stube esse; ich lese dabei Englisch (was ich jetzt mit Macht treibe); dann gearbeitet bis sechs oder sieben Uhr, wo ich dann wieder spazieren gehe; meist holt mich Bunsen mit seiner Familie ab; Abends versäume ich nicht leicht die Tasse Thee bei Bunsens. Nach einem einsamen, fleißigen Tage thut abends eine so freundliche Gesellschaft gar zu wohl."

Schon in Rom hatte Abeken im Bunsenschen Hause eine liebenswürdige Engländerin, Miß Mary Hutchings Thompson, Tochter eines englischen Offiziers, die seit dem Frühjahr 1832 Erzieherin der Bunsenschen Töchter war, kennen gelernt. Durch den täglichen Umgang und im Austausch ihrer heimathlichen Sprachen — Miß Thompson sprach Englisch mit ihm, er lehrte sie Deutsch — entstand in Rom und Frascati bald ein nahes Verhältniß zwischen Beiden.

Die Ernennung Abekens zum Gesandtschaftsprediger sollte sich jedoch noch einige Zeit verzögern. Am 21. September 1832 schrieb er dem Vater, daß Tippelskirch wahrscheinlich bis Ostern 1834 in Rom bleiben werde, da sich noch keine für ihn passende Stelle gefunden habe. Er bat nun, der Vater möchte ihn trotzdem bis zu dieser Zeit in Rom lassen, da es ihm sonst nicht möglich sein würde, das mit Bunsen begonnene Werk über die christlichen Liturgien zu vollenden. Noch ein anderer Grund bestimmte ihn zu dieser Bitte. Bunsen hatte ihn im Falle seines Bleibens in Rom gebeten, einen Theil des Unterrichts seiner Söhne zu übernehmen. Abeken wollte und konnte diesen Wunsch nicht ausschlagen, zumal ihm die 24 wöchentlichen Lehrstunden, die kaum einer Vorbereitung bedurften, Zeit genug zu eigener Arbeit ließen. „Mir selbst", schrieb er, „war es lange erwünscht, eine lehrende und erziehende Thätigkeit für meine eigene Erziehung zu haben; ich fühlte selbst lange, wie gut gerade auf mich das wirken würde; doppelt in dieser Weise, wo ich eine ernste wissenschaftliche Beschäftigung dabei fortsetzen kann. Anfang Februar würde ich dann in Bunsens Haus ziehen; wie angenehm mir das Leben in seiner Familie ist, weißt Du." So ging Abeken einem genuß- und arbeitsreichen Winter entgegen.

An den Vater.

Rom, den 20. November 1832.

„Die Sonne stand klar über der Pyramide des Cestius und beleuchtete die weißen Marmorgrabmale*) und die dunkelgrünen Cypressen und Pinien, unter denen Rose und Rosmarin blüht und duftet; die alten Mauern mit Zinnen und Thürmen und das feste alte Thor S. Paolo lagen dunkel und ernst; vom bewohnten Rom trennt ein weites freies Feld mit einzelnen kahl und kahler werdenden Bäumen, hinter dem sich zunächst der Aventin, fern und ferner das Kapitol, der Palatin und weit hinten die Kuppeln von Sta. Maria Maggiore erheben; östlich unter der Sonne das anmuthige Albaner-Gebirge mit seiner Fülle von Leben und Lieblichkeit. --

Diese Grabstätte in Rom ist ein ernster und heiliger Ort. Der Grund und Boden und Alles, was von Natur und Menschenwerk sich auf ihm erhebt, spricht so ernst und gewaltig das Gefühl des Todes und des allgemeinen Vergehens aus, daß man auf diesem allgemeinen Kirchhofe, diesem großen Grabe einer Welt, das einzelne Grab fast vergißt oder es wenigstens ganz natürlich und an der Stelle und in der Ordnung findet. Wenn der Sturz und Tod einer solchen Vergangenheit ahnungsvoll dem Gemüthe vorübergeht, da ist es, als solle sich der einzelne Schmerz auflösen in das heilige allgemeine Gefühl des Todes; aber im Tode sieht und fühlt man auch das Leben und des Lebens unbezwingliche, unvergängliche Kraft und Größe, also daß jenes Gefühl nicht niederschlagen kann, sondern nur erheben und beleben, indem es ernst und belebend ins Leben zurückweist. Des Lebens rechte Bedeutung und Werth lernt man doch nur durch den Tod, am Tode und Grabe kennen; und jedes Memento mori wird gewiß, recht verstanden, ein Memento vivere.“

An die Schwester.

Rom, den 26. Januar 1833.

„Draußen ist es noch stockfinstere Nacht, auf meiner Stube aber leuchten Feuer und Lampe freundlich zusammen und lassen mich die kalten Sterne draußen vergessen, die wohl selbst frieren mögen bei dieser abscheulichen Kälte — abscheulich, sag' ich, für Rom, Römer und Römerinnen, nicht für mich, der ich auf meiner Stube die behaglichste Wärme genieße,

*) An der Pyramide des Cestius befindet sich der protestantische Friedhof.

während beim Gehen draußen die frische kalte Tramontane einem ehrlichen Norddeutschen recht wohl thut an Leib und Seele.

Das ist Italien — dabei scheint einem trotz der Kälte mittags die Sonne so warm auf die Stube und Buckel, daß man sich nicht behaglicher fühlen kann.

Die winterlichen Morgenstunden bei Licht bleiben mir doch immer die liebsten und heimlichsten des ganzen Tages — solange nur mein Licht scheint, solange die Nacht mich von der ganzen übrigen Welt, die in Ruhe und Schweigen, im Schlaf, wie im Tode begraben liegt, absondert, so lange fühle ich mich mein eigen, da bin ich mein eigner Herr, und es macht Niemand Ansprüche an mich; wenn aber der Tag wieder die ganze Welt klar vor die Augen stellt, ja sie gleichsam neu gebiert und schafft, dann gehen auch die Ansprüche der Welt wieder an, dann gehöre ich nicht mehr mir selbst, dann muß ich thun, was zu thun ist, dann bin ich der Anderen Diener. . . . »Zu Mittag ändert sich — Morgentraum oft wunderlich«, sagt Goethe. Das gehört mit zum Menschenleben. Sind doch nicht alle Träume Schäume — nicht Alles, was ein jugendlich frischer Sinn in der Welt realisiren möchte mit glaubendem Gemüth, und was ihm in einsamen, ernsten Stunden vorschwebt, nicht Alles das ist ein Traum, wenngleich er manchmal verzweifeln möchte, es in der Welt recht wirklich zu verwirklichen, wenn es sich ihm selbst im Laufe des Lebenstages manchmal zu entziehen scheint! Es gilt nur glauben und thun, beten und arbeiten!"

An den Vater.

Rom, den 28. Januar 1833.

„Am 26. war ich zum ersten Mal (ganz sündlicher Weise zum ersten Mal!) bei Overbeck,*) der in der That ohne alle Frage der erste Maler in Rom ist. An Kolorit, an sinnlicher Lebendigkeit der Darstellung überhaupt übertreffen ihn Manche, an Zeichnung Wenige oder Keiner, an Tiefe des Gemüths, an Schönheit der Komposition, an Reichthum des wahrhaft poetischen Gehalts unter allen Lebenden Keiner. Er malt fast nur religiöse Gegenstände, ist aber auch der Einzige unter Allen, der sie zu malen versteht. Mehrere Bilder aus der heiligen Geschichte waren unglaublich zart und schön gedacht und dargestellt; ein

*) Joh. Friedr. Overbeck, 1789—1869; in Lübeck geboren, studirte in Wien, lebte und starb in Rom.

groß in Oel ausgeführter Christus in Gethsemane großartig und herrlich; die Krone von Allem und wirklich einzig eine Skizze zu einem Gemälde für das Städelsche Institut in Frankfurt, die christliche Kunst darstellend.

Und nun den Maler selbst zwischen seinen Bildern zu sehen, dies fromme, reine, milde Künstlergesicht voll Demuth und Liebe — es ist eine unsägliche Freude; ich habe fast ihn mehr gesehen als seine Bilder; er hat mir erlaubt, öfter wiederzukommen.

Vorgestern Nachmittag ließ ich mich verleiten, mit Bunsen in die Villa Massimi zu gehen, in der die trefflichen Fresken von Overbeck, Schnorr,*) Koch**) und Veit***) zu Tasso, Ariost und Dante sind. Ich hatte sie seit einem Jahre nicht gesehen, sie gefielen mir weit mehr als das erste Mal und sind wirklich bewundernswürdig, wenn man bedenkt, daß sie fast als erste Versuche nach fast gänzlichem Absterben der Freskomalerei zu betrachten sind.

Dann sahen wir beim alten Koch einige prächtige Landschaften; er komponirt unglaublich geistreich und malt mit großer Naturwahrheit, Klarheit und Frische. Der alte Koch ist ein Tiroler, ein höchst origineller, genialer Mensch, ebenso liebenswürdig als unausstehlich, ebenso geistreich als charakterlos; er kann seinen Dante fast auswendig, und es macht mir keinen geringen Spaß, ihn auf den Narren, den Dummkopf, den Streckfuß — der seinen Namen mit Recht verdiene, denn er strecke die Verse und Füße des Dante, bis sie zerbrächen — schelten zu hören."

An die Schwester.

Auf dem Capitol, den 19. Februar 1833.

„Nun, mein bestes Herz, einen freundlichen guten Abend vom Capitol her, auf das ich heute hinaufgezogen bin! ... Rom liegt rings weit und schweigend um mich her, nach Norden und Nordwesten das neue Rom mit seinen Palästen und seinem äußerlich lebendigen, inner=

*) Julius Schnorr von Carolsfeld, 1794—1872; 1846—1871 Direktor der Dresdener Gemäldegalerie.

**) Josef Anton Koch, 1768—1839, aus Tirol gebürtig; Fresken zu Dantes Hölle.

***) Philipp Veit, 1793—1877; 1830—1843 Direktor des vorerwähnten Städelschen Instituts in Frankfurt a. M.

lich so todten Leben, von dem in manchen Palästen, vielleicht auch in mancher Hütte noch wilde Pulsschläge ausrasen mögen; nach Süden und Südosten das alte Rom in seiner ernsten, tiefen Stille, mit seinen Wüsteneien und Ruinen, in deren anscheinendem Tode sich ein so reiches, unendliches, geistiges Leben birgt, das eben in dieser Stille der Nacht zu erwachen und wie mit lauten Pulsschlägen tief aufzuathmen, wie mit ernsten Geisterstimmen uns anzureden beginnt. Vom Aventin schimmern doppelte Lichter her: die Lichter des hohen Priorats von Malta spiegeln sich in der Tiber, deren Wasser bei Tage bis hier herauf leuchtet; jetzt ist sie eben nur am zitternden Widerschein der Lichter kenntlich, unter denen der heilige Strom seine Wellen ernst und ruhig fortwälzt, den Garten der kreuzvertheidigenden Malteser bespülend, wie er einst die niederen Hütten römischer Republikaner, dann die stolzen Paläste sklavischer Weltbeherrscher bespülte. Es hat für mich etwas ungemein Wunderbares und Ergreifendes, dieses ruhige, stille Fortwogen eines Stromes durch das schweigende Dunkel; es ist, als höre man das Rauschen der unablässigen Zeit selbst durch das tiefe Schweigen der Nacht hindurch. — Theures Herz, Gott segne diese Zeit Dir und mir. Gute Nacht."

An Onkel Rudolf.

Auf dem Capitol, den 30. Mai 1833.

„. . . Wir hatten neulich einen Abend lauter deutsche Frauen . . . Dagegen that sich England und Rußland hervor an Männern und Frauen, englische Theologen und Ladies, russische Dichter, livländische, höchst angenehme Familien, sogar ein sehr ausgezeichneter Tartarprinz.

Letzterer war der Staatsrath Turgenjew,*) eigentlich Mirsa (Fürst) Turgen, aus der goldenen Horde der Tartaren, ein gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland tüchtig historisch gebildeter Mann, von freien großen Grundsätzen; er war unter Kaiser Alexander Minister der geistlichen Angelegenheiten während Galizins Ministerium; er leitete in wackerem Sinne Unterricht und Bildung des Volkes, beförderte alles Tüchtige auch in religiösem Sinne, begründete eine Bibelübersetzung in die gewöhnliche russische Sprache (diejenige, die sie haben, ist im Alt-Slavonischen, der dem Volke nur halb verständlichen Kirchensprache),

*) Alex. Iw. Turgenjew, 1784—1854; russischer Alterthumsforscher.

welche aber mitten im Werk ins Stocken gerieth, als er und Galizin gestürzt wurden. Weil sein Bruder*) in die Verschwörung gegen Nicolaus' Regierungsantritt**) verwickelt und streng bestraft worden, mag er, ganz ohne allen Antheil, nicht mehr dort leben; er hält sich privatisirend in Deutschland, Frankreich und Italien auf, überall mit den ersten und bedeutendsten Männern in Verbindung; so ist er ein genauer Freund von Schelling,***) den er sehr hoch schätzt (ein Tartarprinz einen deutschen Philosophen!).

In der Woche vor Pfingsten war acht Tage lang hier der Erzieher des russischen Thronfolgers, Joukoffsky, der für den ersten Dichter Rußlands gilt, was ich dahingestellt sein lasse; auf jeden Fall ein ausgezeichneter, höchst liebenswürdiger Mann, dessen ganzes Wesen den Ausdruck eines reinen praktischen Wohlwollens und einer gesunden Tüchtigkeit trug; auch hatte er etwas durchaus Gemüthliches und Poetisches in seiner ganz einfachen, aber geistreichen Redeweise. Er war, wie Turgenjew, fast immer auf dem Capitol. Wenn Bunsen einmal einen tüchtigen Mann gefaßt und lieb gewonnen hat, so hält er ihn fest; und diese Menschen merken auch bald, daß sie solch einen Ort wie das Capitol nicht wieder finden in Rom.

Am Mittwoch vor Pfingsten hatten wir eine Theegesellschaft, wie sie wohl nicht leicht außer Rom zusammenzubringen ist. Joukoffsky, Turgenjew, mit ihnen ein trefflicher, liebenswürdiger livländischer General von Reuter†) (der in der Campagne den rechten Arm verloren hat und nun mit der linken Hand sehr gut zeichnet, malt und radirt); dazu die bedeutendsten jetzt lebenden Künstler: Thorwaldsen, Overbeck und Cornelius;††) ich gestehe, daß mir das Herz etwas höher schlug, als ich mit diesen Leuten am Tische saß.

Außerdem hat uns diesen Winter viel Freude gemacht eine angenehme livländische Familie von Güldenstubbe, gute, herzliche, tüchtige Leute; ganz besonders aber unsere liebenswürdigen englischen

*) Nicolai Turgenjew, 1790—1871; wurde 1826 in contumaciam zum Tode verurtheilt und lebte seitdem in Paris.

**) Aufstand der Dekabristen 1825 gegen Nicolaus I.

***) Friedr. Schelling, 1775—1854; damals Professor in München.

†) „Ein ausgezeichneter Deutscher in russischen Diensten." Bunsens Biographie, Theil I, Seite 395.

††) Peter v. Cornelius, 1783—1867.

Theologen Hare und Worsley, hauptsächlich ersterer. Ihn hätten wir gar zu gern hier behalten, um in Frascati den dritten Theil von Niebuhrs römischer Geschichte*) zu übersetzen (er hat die beiden ersten sehr gut übersetzt und ist ein ebenso guter Philologe als Theologe); aber er mußte ein Pfarramt antreten und machte uns nicht einmal Hoffnung, wiederzukommen; er ist der liebenswürdigste Engländer, den ich kenne.

Es ist etwas Wunderbares um diese entschieden ausgeprägte englische Nationalität: schroff, oft rauh, für Fremde abstoßend, meist eng und einseitig, aber dabei so praktisch tüchtig, so entschieden innerlich gesund, so kernig wacker, wenn sie irgend etwas in sich haben, daß man sie gerade um ihrer Fehler und Einseitigkeiten willen lieb gewinnen muß, wenn man sie näher kennen lernt; man fühlt nicht die haltungslose Subjektivität, die uns Deutschen so eigen, sondern jeder Einzelne ist das Resultat einer eigenthümlichen, auf der Basis eines großen Volksgeistes ruhenden Entwickelung gemeinsamen Lebens. Das wird freilich immer geringer. Man arbeitet in Staat und Kirche darauf hin, diesen innern gesunden Lebenskern zu zerstören. Wir stehen bei allen unseren Mängeln in geistigen Dingen immer eine Stufe über ihnen, weil wir durch den Kampf (schon?) gegangen sind, der ihnen noch bevorsteht; — sie werden ihn schwerlich so tief innerlich durchkämpfen, wie wir Deutsche es gethan haben und noch thun; bei ihnen wirft sich gleich Alles aufs Praktische, Aeußerliche; und da kämpfen sie es durch, wenn sie Kraft haben. Alles wird bei ihnen gleich eine äußerlich fest hingestellte, konsolidirte Partei; darauf beruht ihre praktische, politische Größe. So unangenehm mir die Engländer sonst waren, eine so große Achtung habe ich jetzt vor ihnen gewonnen. Hier ins Haus kommen aber auch gerade die tüchtigsten."

Für den Sommer 1833, den Abeken wiederum in Frascati zubrachte, stellte er sich zwei theologische Arbeiten: „Zuerst den Gottesdienst der christlichen Kirche, wie er zur Zeit des Chrysostomus und vor ihm bestand, ins Klare zu bringen, und mit den vorhandenen angeblich alten Liturgien zu vergleichen; dann aber das alte Testament durchzuarbeiten in liturgischer Beziehung und zu vergleichen mit dem, was die Christen daraus gemacht haben."

*) Erschien 1811—1832 in 3 Bänden.

Aus Frascati schrieb Abeken an den Vater:

21. Juli 1833.

„So frei und ganz selbständig wie vorigen Sommer, wo ich meine eigenen kleinen Stübchen hatte, bin ich freilich jetzt nicht in Bunsens Villa Piccolomini; indeß das ist gerade recht gut für mich, ich gehe dabei eine gute Schule durch — denn am Ende ist eine solche Stellung in einem fremden Hause, ein ganz nahes und enges Zusammenleben mit einer fremden, noch dazu einer solchen Familie ein guter Schleifstein, wie er mir gerade Noth thut. Rom schleift überhaupt in jeder Beziehung tüchtig ab; leider ist nur nicht Jedermann ein echter Diamant, daß beim Schleifen auch etwas herauskomme. Nun, geschliffenes Glas ist bisweilen auch etwas werth! —

Wir kamen dieses Mal bei Mondenschein in Frascati an, es war zauberhaft, und zu der tiefen Wirkung des herrlichen Eindrucks trugen nicht wenige freundliche wie wehmüthige Erinnerungen des vergangenen Sommers bei. Man lebt doch nicht leicht so nah in einem engeren Kreise, wie ich es schon seit vorigem Jahre gethan, ohne daß sich die mannigfaltigsten Berührungen mit dauernden heiteren und schmerzlichen Eindrücken bilden.“

An den Vater.

Frascati, den 25. Juli 1833.

„Eben komme ich aus Cornelius' Zimmer, wo ich die Zeichnung zu dem großen Freskobilde gesehen, das er nächstens in München in der Ludwigskirche ausführen wird, das »jüngste Gericht« darstellend. Ich bin nicht leicht mehr enthusiasmirt, nicht einmal für alte Kunst, geschweige denn für neuere, aber hierfür bin ich's; ich habe mit großer Genugthuung gesehen, daß es doch in unserer Zeit noch wahrhafte Künstler giebt. Seit ich Overbecks großes Bild (auch nur den Entwurf dazu) und dieses von Cornelius gesehen habe, glaube ich an das Wiederaufleben der Kunst, an das man freilich in Berlin und, außer diesen beiden großen Männern, auch in Rom nicht glauben lernen konnte. Der Cornelius ist aber auch ein in jedem Betracht großer Mensch, ich hatte gar nicht gewußt, daß er auch als Mensch so groß und bedeutend wäre und eine so entschieden ernste, tüchtige Gesinnung hätte, wie er in jedem Worte, in jedem seiner immer selbständigen und

bedeutenden Urtheile zeigt. Er beweist sich auch darin als ein großer Mensch, daß Alles, was er sagt, aus einem innern gediegenen Kerne hervorkommt und darum immer bedeutend ist; es ist kein Raisonnement, sondern das Urtheil eines ganzen Geistes. — Cornelius' Anwesenheit in Rom wird gut thun; er ist ernst und groß und kann kräftiger wirken als der gute, weiche Overbeck; Overbeck liebt nur das Gute, Cornelius haßt auch das Böse, und das ist nöthig zum Wirken in der Welt."

Bei all diesen Beschäftigungen und Gedanken hatte jedoch Abeken das ferne Vaterland nicht vergessen.

Er schreibt an den Vater:

Frascati, den 27. Juli 1833.

„Indem ich den Kindern in diesen Tagen die Geographie von Deutschland docirte, habe ich es mit recht stolzem Vergnügen wieder durchgegangen und mich erfreut, wie jeder einzelne Theil so historisch bedeutend, so selbständig eigenthümlich ausgebildet ist. Diese Süddeutschen, die doch sonst ein wackeres, kräftiges Volk sind! Aber sie sind dem französischen Einfluß zu nah. Wir müssen die Vormauer der Vogesen wieder gewinnen! Die Franzosen sollen sich hüten, allzuviel vom linken Rhein-Ufer zu schwatzen, sonst möchten wir auch einmal anfangen, davon zu sprechen. Wir hätten wohl etwas mehr Recht. Straßburg darf nicht französisch bleiben, das kann im Rathe Gottes nicht beschlossen sein."

Endlich sollte die Ernennung Abekens zum Gesandtschaftsprediger in Rom erfolgen. Dem Vater berichtet er eingehend darüber:

Frascati, den 7. September 1833.

„Ich schrieb Dir früher schon, daß Bunsen die Sache unmittelbar an den König zu bringen gewünscht.

Bunsen hatte ihn vor einem halben Jahr um seine Protektion für unsere liturgische Arbeit und um die Erlaubniß der Dedikation gebeten, die er gnädig aufgenommen hatte; nun war es freilich bei dem lebhaften Interesse des Königs noth, daß er etwas davon zu sehen bekäme; ich konnte also Bunsens Wunsch nichts entgegensetzen, einen Theil der Arbeit so auszuarbeiten, daß er dem König als ein Specimen vor-

gelegt werden könne. Es war mir zwar nicht sehr recht, daß dadurch die streng wissenschaftliche Form verloren ging, und daß es zu sehr für ein einzelnes, des Königs, Auge eingerichtet werden mußte, zumal bei einem so delikaten Gegenstande, wie die Liturgie ist. Doch, glaube ich, ist das Ding so geworden, daß es vor jedem Richterstuhle bestehen kann. Eine Art captatio benevolentiae bleibt es immer; aber so sehr das meinem Gefühle immer noch unangenehm war, konnte ich auf diese für mich rein objektive Weise, bei der ich ganz aus dem Spiele blieb, gegen Bunsens Wunsch nichts Vernünftiges einwenden. Er schrieb also an den König, schickte ihm die Sache ein, schrieb ihm von mir, ich weiß nicht was (wahrscheinlich wohl eben nichts Böses), und bat um meine Anstellung aus den Gründen, die er dem König vorlegte. Daß der König solche Stellen, an denen er persönlich Interesse nimmt, selbst besetzt aus eigenem Willen, ist eben nichts Ungewöhnliches. Doch erwarteten wir, er würde erst mit dem Minister sich besprechen, Diesem oder Jenem meine Arbeit vorlegen, und so würde eine Zeit lang hingehen. Statt dessen hat Seine Majestät rasch gemacht. Er hat unsere Sachen etwa gegen den 10. August in Teplitz bekommen; — vorgestern Abend bekam nun Bunsen mit der Post ein Königliches Handschreiben in der gewöhnlichen Form (d. h. auf einem großen Bogen, ganz oben am Rande einige kurze, vom Könige selbst diktirte und mit seiner Namensunterschrift versehene Zeilen), des Inhalts, daß Seine Majestät den Glückwunsch zum Geburtstag und den zugleich eingeschickten Anfang des Werkes über die alten Liturgien empfangen habe: »Für Beides empfangen Sie Meinen Dank mit der Genehmigung Ihres Vorschlages zur Ernennung des Licentiaten der Theologie Abeken zur dortigen Gesandtschafts-Predigerstelle nach Erledigung derselben, weshalb Ich das Nöthige an den Staatsminister Ancillon*) erlassen habe.« "

---

*) Joh. Friedr. Ancillon, 1767—1837; 1832 Minister des Auswärtigen.

5. Kapitel.

Genf. — Berlin. — Heimath. — Antritt des Amtes. — Freud und Leid.
(1834—1835.)

„Fordre, was du willst, und gieb dann das, was du forderst."
(Augustin.)

Nachdem durch die Gnade des Königs Abeken die Gesandtschaftspredigerstelle in Rom gesichert war, hielt er es für Pflicht, sich in französische Sprache und Theologie hineinzuarbeiten, um in Rom französisch predigen zu können. Es war ihm dies Gewissenssache, wiewohl ihm alles französische Wesen zuwider war. So entschloß er sich, Anfang Januar 1834 Rom zu verlassen, um einige Monate in Genf zuzubringen.

„Von Rom reiste ich fort," berichtete er dem Vater, „halb bewußtlos in der zweiten Stunde des neuen Jahres. Bunsen und seine Frau waren mit mir aufgeblieben, bis der Wagen kam; so voll Liebe, daß ich an jene Stunden nicht ohne die tiefste Rührung denken kann. — Eingepackt, ausgefuttert, mit allen denkbaren Reisebequemlichkeiten versehen war ich, wie ein verzärteltes Muttersöhnchen, das zum ersten Mal von Haus reist. Frau Bunsen hatte auch für das Kleinste, für das Ueberflüssigste gesorgt; sie hätte für ihr eigenes Kind nicht besser sorgen können. Du solltest nur die Menschen kennen!"

Der Abschied von der Bunsenschen Familie fiel Abeken daher auch am schwersten. „Ich habe ein so starkes Heimweh nach Rom," schreibt er an Bunsen aus Mailand, „als ich es je in meinem Leben nach einer Heimath empfunden habe; Rom, Ihr Haus ist mir eine zweite Heimath geworden, ich darf sagen eine Heimath in höherem Sinne des Wortes, als die natürliche.... Ich sehe mit tiefer, reuiger Beschämung auf die vergangene Zeit zurück; aber doch überwiegt das freudige Gefühl des Dankes gegen Gott alle anderen Gefühle. Ich kann es ja gern und freudig bekennen, daß in diesen Jahren ein überschwänglicher Reichthum guter Gaben mir zu Theil geworden ist, nichts durch mich selbst, aber unendlich viel durch den Geber alles Guten."

Bei Gelegenheit dieser Reise wurde Abeken zum ersten Mal zu besonderen Aufträgen gebraucht, die nicht eigentlich in sein Amt fielen, was in späteren Jahren gar oft der Fall sein sollte. Es handelte sich bei diesen Sendungen meist um wichtige Depeschen, zuweilen auch um Mittheilungen, die nur mündlich gegeben werden sollten.

Nach anstrengender, beschwerlicher Reise über Livorno, Pisa, Lucca, Genua, Mailand traf Abeken am 18. Januar in Genf ein. Die Empfehlungen, die ihm Bunsen mitgegeben, erleichterten es ihm, Bekanntschaften zu machen und sich einzuleben. Ueberall wurde er mit einer Freundlichkeit und einem herzlichen Wohlwollen aufgenommen, die er nicht genug rühmen konnte.

Im März 1834 brachte Bunsen seinen ältesten Sohn Heinrich nach Schulpforta, den jüngeren, Ernst, in das Berliner Kadettenkorps und blieb dann in Berlin, bis Abeken im Sommer zu seiner Ordination dort mit ihm zusammentreffen sollte. Ende März erkrankte Tippelskirch an einem heftigen andauernden Halsleiden, wodurch der deutsche Gottesdienst in Rom während Abekens Abwesenheit sehr erschwert wurde.

An Bunsen in München schrieb Abeken aus Genf am 19. März:

„Wenn Sie doch hätten Ihren Weg über Genf nehmen können! ... Ich habe in dieser Zeit mehr gelernt als französisch — vor Allem aber habe ich Gott danken gelernt, daß ich ein Deutscher bin und daß ich nicht berufen bin, in der französischen Kirche für dieselbe zu wirken. In Rom will ich gern für die französischen Christen wirken, so viel mir Gott giebt; aber für die Kirche zu wirken, ist hier ein undankbares Geschäft. Alles Leben ist rein persönlich und individuell; kein kräftiges, frisches Zusammenwirken, keine kirchliche große Idee, keine Wissenschaft — aber desto mehr innige, praktische Frömmigkeit; in der Nationalkirche fehlt es daran wahrhaftig auch nicht.... Manche der hiesigen Theologen sind nicht ohne Geist, aber alle ohne Wissenschaft; die meisten sind Leute vom Handwerk. Theologisches Handwerk ist doch das Schlimmste von allen; wie mich dieses mechanische Wesen abstößt, können Sie denken."

Während seines Genfer Aufenthaltes wurde die Vermuthung Abekens, zur Ordination nach Berlin reisen zu müssen, zur Gewißheit. Hiermit einen Besuch in seiner Heimath, in Osnabrück, zu verbinden, wurde sein heißester Wunsch.

An Frau Bunsen.

Genf, den 3. April 1834.

„Sie knüpfen an die Erwähnung Ihrer lieben Knaben so ernste und so freundliche Worte, — ach, theure Frau, möchten Sie es selbst ganz empfinden, welch' köstlicher theurer Schatz Ihre Freundlichkeit meinem Herzen ist — aussprechen kann ich es Ihnen nicht. Es wird dem Menschen nicht oft so gut, aus ganzem Herzen so lieben und verehren zu können und zugleich sich so freundlich aufgenommen zu sehen. Es sind mir manche Frauen von Jugend auf lieb und ehrwürdig gewesen; aber so an Mutter Statt habe ich mir keine stellen können — und wie durfte ich hoffen, daß Sie selbst mir das Recht geben würden, die Liebe eines Kindes, eines Sohnes zu hegen? Möge Gott Sie segnen und Ihnen in Ihren Kindern lohnen, was ich nicht danken noch lohnen kann.

Die Eile, die die Umstände*) mir zur Pflicht machen, wird mir nur kurzen Aufenthalt in meiner Familie erlauben, was mir weh genug thut. Wie verödet mag meine Heimath bei der nächsten Heimkehr sein! Darum ist es mir mehr als Wunsch, es ist mir Pflicht, den Meinigen jetzt zu widmen Alles, was ich kann! Doch geht meine Römische Pflicht vor! Des Christen Heimath ist im Himmel, des Menschen Heimath da, wohin ihn der Herr zum Wirken hingestellt hat. So ist Rom meine wahre Heimath in mehr als einem Sinne — sie ist the country of my soul."

An den Vater.

Berlin, den 10. Mai 1834.

„Die Ueberschrift dieses Briefes zeigt Dir, wo ich bin; ich bin gestern Morgen hier angekommen wohl und frisch, obwohl etwas müde von einer raschen Reise von Genf hierher. Am Donnerstag, den 1. Mai, verließ ich Genf um Mittag mit dem Eilwagen, mit dem ich Freitag um 9 Uhr in Bern war, wo mir zwei Stunden Aufenthalt erlaubten, den prächtigen gothischen Münster aus guter Zeit und von seinem Thurme aus die reizenden Umgebungen der höchst anmuthig gelegenen Stadt und die fernen Eisgipfel des Berner Oberlandes (Schreckhorn, Finsteraarhorn und Jungfrau) mit raschen trunkenen Blicken zu über-

*) Die Krankheit des Gesandtschaftspredigers Tippelskirch.

laufen. Um 12 Uhr weiter; Sonnabend Morgen um 6 Uhr in Basel und gleich weiter nach Frankfurt, wo ich Sonntag Abend 6 Uhr ankam, um 10 Uhr weiter über Fulda, Erfurt, Weimar nach Naumburg, wo ich Dienstag Morgen um 6 Uhr ankam; dort Ruhetag, um meinen Zögling, Bunsens ältesten Sohn Heinrich, in Schulpforta zu sehen. Am Mittwoch Abend noch einen bedeutenden Abend bei Goeschel in Naumburg, Hegels bedeutendstem Schüler (darum der bedeutendste, weil er, durch das Christenthum gehoben, über den Lehrer hinausgegangen ist); die Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag mit Miethswagen nach Halle gefahren; Donnerstag Morgen dort mit Tholuck*) (wohl unser größter Theologe) und v. Gerlach**) (ein ausgezeichneter theologischer Jurist) sehr glücklich verlebt; um 2 Uhr zu spät auf die Post gekommen und die erste Station mit Extrapost nachgefahren; dann den furchtbaren Weg von Halle hierher im schlimmsten Staube zurückgelegt.

In Berlin fuhr ich, alter Zeiten mit Beschämung gedenkend, mit bewegtem Herzen ein; mein vorwiegendes Gefühl war, dem lieben Gott zu danken, daß er mich erst jetzt, nicht, wie ich ehemals hoffte, nach einem halben Jahr wieder in dieses Thor hineinführte. Ich wäre gänzlich verloren gewesen; für den Aufenthalt in Rom kann ich nicht dankbar genug sein, mein bester Vater. Gott hat mich überhaupt wunderlich geführt; auch der letzte Aufenthalt in Genf ist mir viel bedeutender geworden, als ich denken konnte."

Am 6. Juni 1834 war Abekens Examen, er schrieb darüber mit gewohnter Bescheidenheit:

„Freitag mußte ich ein Examen machen, welches in einer Unterhaltung bestand. Ich hatte erst große Furcht davor, da es aber eigentlich nur eine Form war, ging Alles sehr gut, und ich erhielt ganz unverdienter Weise ein brillantes Zeugniß.

Alle, die mit meiner Angelegenheit zu thun hatten, erzeigten mir viel Freundlichkeit, und ein sehr einflußreicher Mann verhieß mir glänzende Aussichten für mein späteres Leben. — Ich weiß, daß ich dies Alles mehr noch Bunsen als mir selbst zu danken habe."

Am 16. Juni schrieb Abeken nach Rom und Osnabrück:

*) Friedr. Aug. Tholuck, 1799—1877; Professor in Halle.

**) Ernst Ludwig v. Gerlach, 1795—1877; gründete später (1848) die „Kreuzzeitung", gehörte im Reichstag zur äußersten Rechten.

„Morgen um 12 Uhr wird meine Ordination stattfinden; es ist ein ernster Schritt in meinem Leben. Ich hoffe, Eure Gedanken und Gebete sind mit mir.... Ich gebrauche die Gebete derer, die Gott lieb hat, denn ich bin schwach. O, daß ich könnte wirklich und wahrhaftig beten lernen in dem Namen Christi — Gebete, die immer erhört werden. Solche Gebete lehrt uns nur der heilige Geist beten, oder vielmehr er betet sie selbst für und in uns...."

Berlin, den 17. Juni 1834.

„Ich komme eben aus der Kirche, wo ich geweiht worden bin. Möge Gottes Segen auf dieser inhaltreichen Stunde ruhen! ... Er ist im Schwachen mächtig.

Bunsen, Röstell und meine beiden Vettern waren zugegen bei der Feier; mit mir wurden noch zwei Geistliche ordinirt.

Hätten doch mein lieber Vater, meine Schwester, Frau Bunsen, meine liebe Mutter und Andere, die ich mir sehr wünschte, mit mir sein können; aber das war unmöglich. Um so dankbarer war ich, Bunsen, meinen geliebten väterlichen Freund, dabei zu haben."

Nach drei inhaltreichen Jahren kehrte Abeken in die Heimath, ins Vaterhaus zurück, zum Manne gereift. Der Kampf mit dem geistig bewußten Leben hatte begonnen.

An Frau Bunsen.

Osnabrück, den 27. Juni 1834.

„Seit gestern Abend bin ich in meiner Heimath; mit welchen Gefühlen ich das väterliche Haus diesmal wieder betrat, überlasse ich Ihnen zu rathen. Schon vor drei Jahren betrat ich das Vaterhaus zum ersten Mal wieder nach einer längeren, ersten Abwesenheit; damals war es nur das eine Freudengefühl der Rückkehr aus der Fremde in die Heimath; ich kam im Grunde wieder, wie ich gegangen war: als Kind. Es lagen wohl Studienjahre dazwischen, aber kein Leben; ich kehrte in die Heimath zurück, nicht bloß auf Besuch; ich hatte noch keine Heimath anderswo in Berufsthätigkeit gefunden — jetzt — das will ich nicht weiter bezeichnen; ich will nur Gott danken für Alles und Jedes, was mir in dieser Zeit so reichlich zu Theil geworden, seit ich

das Vaterhaus verlassen; für Alles und Jedes, was er jetzt wieder in der Liebe der Meinigen, im heimathlichen Wohlsein mir zu Theil werden läßt. Wenn ich so auf meinen Lebensgang zurückblicke, wie ich ihn immer zu verwirren gesucht und Gott ihn immer wider meinen eigenen Willen ins Geleis gebracht! Ich kann nicht dankbar, nicht demüthig genug sein! . . .

Dienstag Abend schied ich von Ihrem Herrn Gemahl, wenn auch nur auf kurze Zeit, doch tief bewegt; was ich an und bei ihm habe, finde ich eben nirgends wieder. In den beiden letzten, etwas wirren Tagen war mir noch manches Liebe und Erfreuliche geworden. . . . Sie müssen mir nun schon erlauben, daß ich Alles, was mir Liebes oder Leides begegnet, auch auf Sie beziehe und Ihnen im Stillen vorlege; so führe ich immerfort ein stilles, gar wohlthätiges und beruhigendes Gespräch mit Ihnen und bei vielen Dingen glaube ich nicht zu irren in den Antworten, die ich Ihnen in den Mund lege.

Sehr bewegt haben mich die vier Tage in Prenzlau, in meines lieben Freundes Wiese*) stiller Häuslichkeit; wo das höhere Element geistiger Bildung und inniger Religiosität lebendig ist, ist es doch etwas Schönes um solche stille deutsche Häuslichkeit.

Gott segne Sie, Gruß und Kuß den Kindern. Mit treuester Kindesliebe Ihr H. Abeken."

In Osnabrück fand Abeken auch seine geliebte Schwester Bernhardine vor, die inzwischen von Dresden in das Vaterhaus zurückgekehrt war. Freude und Behaglichkeit, die der Vater durch den frühen Tod seiner Gattin lang entbehrt hatte, und die sogar im eigenen Hause nur unter liebevoller Frauenhand gedeihen können, waren ihm nun durch das geliebte eigene Kind wiedergegeben.

Bernhardine war nicht groß, aber schlank gewachsen. Dunkles Haar umgab in Locken die wohlgeformte Stirn. Mit großen braunen Augen schaute sie bald sinnend, bald lachend in die Welt hinaus, die dem jungen Leben so viel Glück und Liebe verhieß. Auch jetzt, innerlich und äußerlich verschieden, blieben sich die Geschwister gleich in Wärme des Herzens und idealem, sonnig heiterem Sinne, dem aus allen Dingen zuerst das Schöne entgegentritt.

*) Vergl. S. 21.

Diese drei beglückten Menschen lebten nun theils im Hause, theils im kleinen oder großen Garten, umgeben von der lieblichen Lage Osnabrücks, dessen eigenthümliche Reize durch die Abwechselung von Berg, Wald und Heide vollständig nur ein Landeskind Westfalens versteht, im Umgang mit Freunden und Verwandten wenige fröhliche Wochen, nicht ahnend, daß Schmerz und Trauer gar bald in diese Stätte des Glücks einziehen sollten.

An Frau Bunsen.

Osnabrück, den 26. Juli 1834.

„Wieder hat sich unsere Reise hinausgeschoben, meine theure, mütterliche Freundin, und mein Herz wird mir immer schwerer dadurch. Mich verlangt so sehnlich, Sie wiederzusehen; wollte Gott, daß ich bei Ihnen auch meine Ruhe wiederfände! Nirgendswo anders wenigstens kann ich sie wiederfinden — in jedem Sinne.

Ich sehne mich danach, nur auf der Reise zu sein und mir sagen zu können: du bist auf dem Wege — auf dem Wege zu was, nicht Allem! Denken Sie nicht, ich sei unempfindlich und undankbar gegen das Glück der Heimath — o nein! Ich genieße mit vollen Zügen, was mir hier geboten wird — ich schwelge in der Liebe der Meinigen. Ich bin Gott recht dankbar für alles Gute, das er mir hier giebt — für meinen treuen, lieben Vater, mit seiner unverwüstlichen Gesundheit des Leibes und Geistes, meine Schwester, die ganz Liebe gegen mich ist, und für Alles, Alles — ich erkenne es mit tiefgerührtem Herzen, um so inniger und tiefer, je mehr ich gerade jetzt empfinde, wie Gott mir auch anderswo eine liebe, theure Heimath gegründet hat, und wie er mir dort wiedergegeben hat, was er mir hier in der früh verlorenen Mutter entzogen. Wie tief ich das fühle, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Ihr Sie liebendes Kind H. Abeken."

Kurz vor Abekens Ankunft in Italien schrieb Frau Bunsen an ihn:*) „... Meine letzte Beschäftigung, ehe ich Palazzo Caffarelli verließ, ist gewesen, die Stube, in welcher mein Ernst gewöhnlich schlief, für Sie einzurichten: dort hoffe ich, werden Sie sich so lange nieder-

*) In der Uebersetzung.

lassen, als es Ihnen irgend angenehm erscheint, d. h. bis Ihre Wohnung vollständig in Ordnung ist, sollten wir auch Alle nach Rom kommen, um meinen Mann zu empfangen. . . Auch in Frascati ist schon Alles für Sie zurechtgestellt. . . .

Es ist mir nie eingefallen, Ihnen für die langen und interessanten Mittheilungen zu danken, die Sie mir über Heinrich und Ernst gemacht haben. Es ist seltsam, daß es mir vorkommt, als verstände es sich von selbst, daß Sie mir in dieser Hinsicht jede mögliche Hülfe leisten: als sei es eine ausgemachte Sache, daß Sie Alles, was Sie für mich thun können, auch thun werden. Ich glaube, dies Gefühl muß begründet sein in dem Bewußtsein, daß ich, was ich jemals für Sie thun kann, nicht nur thun werde, sondern gar nicht unterlassen könnte, es zu thun. — Ich freue mich sehr, zu hören, welche Bewunderung Sie in Berlin erregt haben."

In möglichster Eile, oft die Nächte mitbenutzend, reisten Bunsen und Abeken nach Rom zurück. „Das heißt fliegen", schreibt Abeken dem Vater am 25. August 1834 aus Frascati. „Daß ich in Rom nicht selbst gleich zum Schreiben kam, wirst Du mir nicht verargen. Es kam so viel Bewegendes und Auf- und Anregendes zusammen — die Rückkehr nach Rom, das Wiedersehen so vieler Freunde und alter Verbindungen und Verhältnisse, das Eintreten in ganz neue Lebensverhältnisse, gestern die Einführung durch meinen Vorgänger, der dazu nur ein paar Worte mit leiser Stimme sprechen durfte und selbst in der größten Bewegung war — der Genuß des heiligen Abendmahls, das ich nun zum ersten Mal in meinem Leben austheilte — gestern Nachmittag noch hinaus nach Frascati, das nur zu reich an Erinnerungen ist — ich weiß auch jetzt kaum, wo mir Herz und Kopf stehen. Wenn ich mir Dich und meine Bernhardine dazu in den alten Verhältnissen in unserem alten Hause denke, ganz ruhig und ungestört, still und häuslich, da, wo wir so oft zusammengesessen haben, dann wird mir ganz wunderbar zu Muthe.

Möge Gott mir Kraft und Segen verleihen zu meiner neuen, schweren Thätigkeit; bitte auch Du ihn darum für mich, mein bester Herzensvater! Und möge er Dein und mein und mancher Freunde Gebet erhören."

An den Vater.

Frascati, Sonntag den 14. September 1834.

„Ich aß zu Mittag bei Cornelius mit Overbeck, Beide fuhren nachher mit mir nach Frascati; das war keine üble Gesellschaft — die beiden größten Künstler Roms, ja ich darf wohl sagen, die beiden größten Maler der Erde!

Mit uns war noch unser Organist, ein junger Berliner von Talent; und so bildeten wir ein in der That in Rom einziges Vierblatt, wie es in ganz Italien so nicht wäre noch einmal zusammenzusetzen gewesen. Cornelius und Overbeck einzig durch ihre Kunst, ihr Genie; unser Kapellenorganist und ich einzig durch ihre Stellung; denn wo hätte man in Rom noch einmal einen evangelischen Pfarrer und Organisten auffinden sollen?“

An den Vater.

Rom, den 22. September 1834.

„Wenn mein Amt nur im Predigen bestände, dann würde ich eben nicht viel Konfusion davon haben; aber nun gilt es Besuche machen, Besuche empfangen, Almosen verabreichen, Petitionen annehmen, und noch dazu habe ich jetzt in unserem kleinen evangelischen Hospital, das meine Wohnung ist, einen Kranken; — ich bin nicht gewohnt, stundenlang hintereinander mit den verschiedensten Leuten zu verhandeln; für Dich wäre das eine Kleinigkeit, aber mir wird's sauer. Sonntag um 8 beginnt der Gottesdienst; gleich nachher um 10 nehme ich gewöhnlich Hut und Handschuhe, um auszugehen, komme aber selten vor 12 aus dem Hause; Mittags bei einem Freunde, nachher um 3 fahre ich hinaus nach Frascati.

Es ist ein in vieler Hinsicht schwieriger Posten; eine eigentliche Gemeinde, d. h. Gemeinschaft und Gemeinsamkeit existirt gar nicht; unter den Künstlern ist sehr wenig guter Wille, sehr wenig auch nur allgemeines Interesse an religiösen Dingen; wer lebendiges Interesse daran nimmt, gehört zur Gesandtschaft, und das giebt dem Ding eine böse Parteistellung, und so wird leider nur von zu Vielen die Religion und Kirchlichkeit hier als Parteisache angesehen; das hält manche tüchtige junge Leute ab, sich uns anzuschließen, weil sie diesen Schein meiden wollen.

Gelegentlich kommen dann im Winter auch einmal Leute her, an denen man wirklich seine Lust hat, und denen man Freude hat etwas vorzupredigen, während man sonst in der Kirche zuweilen das Gefühl des Missionars hat. Meine Versammlung ist jetzt, wie Du denken kannst, ziemlich klein, 10 bis 16 in den letzten Sonntagen, am ersten natürlich bedeutend voller.

Mein Gehalt ist mir infolge des äußerst günstigen Ausfalles meines Colloquii, wie das Ministerial-Reskript besagt, vom 1. Juni an voll bewilligt worden."

Kurz vor seiner Abreise von Rom nach Genf hatte Abeken einen wichtigen Schritt gethan. Er hatte Miß Thompson um ihre Hand gebeten. Sie hatte nicht sogleich eingewilligt, um den damals noch sehr jungen Mann nicht fest an ihr bisher trauriges Schicksal zu binden, besonders, da sie mehrere Jahre älter als er und völlig unbemittelt war.

Mary Hutchings Thompson*) war zu Dover in England im Jahre 1802 als die Tochter eines englischen Offiziers geboren; sie war im Wohlstand aufgewachsen und nicht dazu bestimmt, sich ihr Brot selbst zu verdienen. Durch den frühen Tod ihrer Eltern verlor sie Heimath und Unterhalt. Von acht Geschwistern blieb ihr nur eine Schwester, der sie eine Stütze sein mußte. Noch einmal im 17. Jahre lächelte ihr das Glück. Sie verlobte sich mit einem jungen Manne, der sie liebte und dessen Liebe sie erwiderte; aber auch diesen entriß ihr der unerbittliche Tod. — So lag, von Jugend auf, hinter ihr eine Vergangenheit voll Lust und Schmerz; vor ihr eine schwere, einsame, sorgenvolle Zukunft. Nach mancher traurigen Erfahrung fand sie im Bunsenschen Hause im Frühjahr 1832 eine liebe Heimath, deren sie noch auf ihrem Sterbebette mit dankbarem Herzen gedachte. In diesem Familienkreise erwachte sie in jeder Hinsicht erst zu geistigem Leben und zeigte ebenso viel Neigung als Begabung dazu, wie denn überhaupt ein besonderes Streben nach allem Guten und Edlen in ihrer Natur lag.

Bei seinem Aufenthalt in Osnabrück hatte Abeken auch dem Vater seinen Wunsch mitgetheilt, sich mit Miß Mary Thompson zu verloben, und dieser seine Einwilligung gegeben, im Falle Bunsen nicht gegen die Verbindung sei. Einige Tage, ehe Abeken mit der Familie Bunsen

*) Vergl. S. 39.

von Frascati nach Rom zurückkehrte, bat er nun, der Einwilligung des Vaters sicher, da auch Bunsens zugestimmt hatten, Miß Thompson um ihre Hand. Er schreibt dem Vater: „Gieb Du mir Deinen Segen dazu, mein bester Vater, dann wird der göttliche Segen mir nicht fehlen, meine theure Mutter im Himmel weiß auch wohl von uns und wird uns segnen. Du sollst eine gute, liebe Tochter an meiner Marie haben und Lust und Freude, wenn Gott es uns einmal gönnt, wieder zusammen zu leben."

An Bernhardine.

Rom, den 28. Oktober 1834.

„Wenn ich Euch doch, besonders meinem Herzensvater, meine liebe Braut zuführen könnte, wie sollte er sich über seine neue Tochter und Du über Deine Schwester freuen; Du weißt noch gar nicht, was das heißt, eine liebe Schwester zu haben — ich aber weiß es, denn ich habe Dich! — Gieb Du ihr Deine volle Liebe, mein bestes Herz, wie Du sie mir immer so rein und treu bewahrt hast, und übertrage auf sie Alles, was Du für mich im Herzen hast. Denke, die Arme steht so ganz allein in der Welt, weder Vater noch Mutter, und von fünf Brüdern und drei Schwestern Niemand mehr als eine Schwester. Da muß sie bei uns wiederfinden, was das Schicksal ihr genommen hat: eine treue, liebevolle Familie; und Gottlob ist die unsere so reich an Liebe und Treue, daß sie ihr wohl reichlich Alles zu ersetzen vermag, was sie verloren. . . Nun hoffe ich ihr, so Gott will, nach all diesen Lebensstürmen einen ruhigen Hafen bieten zu können. . . Du glaubst nicht, mit wie ganz anderem Sinne, mit wie erhöhtem Genuß und erhöhter Liebe ich nun an unsere Heimath zurückdenke — wie noch viel einheimischer ich mich in Euerem Kreise fühle: mein ganzes Wesen ist nun erst vollständig geworden; jetzt erst bin ich, was ich sein soll! Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft liegen mir klarer, offener und bedeutender da; ich bin ein Mann nun!"

Gleichzeitig warb der junge Dr. und Stadtrichter Westerkamp um Bernhardinens Hand. Alle Wünsche, die der Vater und Bruder seit Jahren für Bernhardinens Schicksal hegten, wurden mit dieser Verlobung erfüllt. Abeken beglückwünscht den Vater: „Wie freut es

mich, daß Du nun wieder einen Sohn zu Hause hast, nachdem der eine Dich verlassen hat und in die weite Welt gegangen ist." Ihm selbst erwuchs aus dieser Verbindung eine treue, brüderliche Freundschaft, wie sie schöner nicht gedacht werden kann, die bis zu seinem Tode dauerte. Als beide Männer hoch in Amt und Würden standen, ging der Briefwechsel von beiden Seiten ununterbrochen fort. Westerkamp überlebte Abeken nur um wenige Jahre.

Fröhlich wurde in Osnabrück die Verlobung von Bernhardine mit Westerkamp im Vaterhause gefeiert, bei welcher der Vater auch die des Sohnes mit Miß Thompson zu besonderer Freude und Ueberraschung der Versammlung erklärte. Nur still und ernst konnte sie in Rom gefeiert werden.

Während Abekens Abwesenheit von Rom hatten sich die ersten Spuren einer schweren Krankheit gezeigt, der Miß Thompson im Jahre 1836 zum Opfer fallen sollte. Nur selten konnte die Kranke aus ihrem Zimmer. Einige Wochen nach Abekens Rückkehr aus Osnabrück erkrankte sie an einer heftigen Lungenentzündung. In dieser schweren Zeit hielt ihn, nächst seinem nie erloschenen Vertrauen auf Gott, nur seine Amtsthätigkeit aufrecht; „ich habe in dieser Zeit oft, ja meistentheils, für mich selber gepredigt", meint er.

Weihnachten und Neujahr vergingen in Angst und Sorgen. Sein einziger Sonnenblick in dieser Traurigkeit blieb das Glück der Schwester. Er schreibt dem Vater: „Schwer ist mir diese Zeit geworden, wie oft habe ich sehnsüchtige Blicke nach Norden geworfen und hätte so gern von Dir, von irgend einem unserer Lieben, ein Wort des Trostes vernommen! Der Gedanke an Dich, und wie Du mit unserer Bernhardine und ihrem Bräutigam glücklich seist, war oft das Einzige, was mich aufheiterte. In solchen Tagen fühlt man nicht bloß die Abwesenheit, sondern auch die Entfernung recht. Man verliert den Muth zum Schreiben, wenn man bedenkt, daß es 14 Tage dauert, ehe der Brief ankommt, und wer weiß, wie es dann aussehen mag! . . .

Mit meiner Amtsthätigkeit geht es so fort, daß ich jeden Tag mehr meine Unfähigkeit zu irgend einem praktischen Amte fühle. Das Predigen wird mir nicht schwer, und darüber höre ich oft, sowohl von deutscher als von französischer Seite, recht ermuthigende Aeußerungen; ich habe eine ziemlich regelmäßige Gemeinde und darf hoffen, daß meine

Predigt nicht ganz ohne Segen sei. Aber das Verhältniß zu einzelnen Gemeindegliedern — das wird mir am schwersten."

An den Vater.

Auf dem Capitol, den 23. April 1835.

„Es ist in allen Dingen mein Fehler, daß ich viel zu leichtsinnig bin — ich werde so schnell übermüthig! Der liebe Gott wird noch Vieles an mir zu demüthigen haben. Bitte Ihn nur, daß er mich nicht zu hart züchtige. Er hat mir viel zu viel Gutes erwiesen und will mir nun eben das Allerbeste geben in meiner Marie. Bitte Ihn recht, daß Er mir auch Kraft geben möge, so viel Gutes zu ertragen und Alles zur Ehre Seines Namens fruchtbar zu machen. Wem viel gegegeben ist, von dem wird viel gefordert. Wenn ich ein Heide wäre und statt an die barmherzige Vaterliebe Gottes an die Nemesis glaubte, alsdann müßte ich das freilich erwarten; aber ich danke Gott, daß ich ein Christ bin. Da weiß ich denn doch, daß, wenn auch das Leiden kommt, es nicht die Strafe einer zürnenden Gottheit, sondern die Mahnung eines liebenden Vaters ist.

Das Winterhalbjahr geht nun zu Ende und damit das erste Stadium meines amtlichen Lebens — auf vielfache Weise ein sehr zerstörtes und unruhiges . . . Was die äußerliche Pflicht und Bürde des Amtes betrifft, so wird die mir freilich im Sommer viel leichter — gleich nach Ostern gehen die eigentlichen Fremden weg, und damit hören eine Menge Höflichkeitspflichten auf, die nichts fruchten und doch viel Zeit und Kraft wegnehmen."



6. Kapitel.

Im Todesschatten. (1835—1837.)

„Werfet Euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat."

Schon im Anfang der Krankheit fühlte sich der Arzt verpflichtet, Abeken mitzutheilen, daß für Miß Thompson keine Hoffnung auf Genesung sei. Trotz alledem und gerade um der Kranken im eigenen Hause eine Heimath zu schaffen, suchte dieser die Hochzeit zu beeilen. Sie fand am 3. Mai 1835 statt. Die Zeit

der Ehe war für Abeken reich an Sorgen, aber auch reich an Liebe; denn immer schöner bewährte sich der selbstlose Charakter dieser schwergeprüften Frau, der er in furchtbaren, mit unendlicher Kraft, Liebe und Geduld getragenen Leiden zum Trost und zur Stütze werden sollte. In der kurzen Zeit der Ehe, die nur 15 Monate dauerte, blühten ihr freilich auch einzelne Tage der Freude; für ihn waren selbst diese voll von Angst und Sorgen. Frau Bunsens Güte, ihre kluge und thätige Liebe für beide Theile in dieser schweren Prüfung ist um so mehr zu bewundern, als auch eine ihrer eigenen Töchter seit dem Sommer 1834 von einem sehr schmerzhaften, andauernden Leiden heimgesucht war, das indessen später vollständig wieder geheilt wurde.

Abeken schreibt an Bernhardine:

Rom, den 9. Juni 1835.

„Mein bestes Herz — ich fühle es alle Tage mehr, welch ein Glück ein solcher dauernder inniger Verein zweier Herzen ist, und wie die Ehe, diese innigste, vollkommenste Verbindung, dieses ununterbrochene Zusammensein, dieses gemeinsame Mit- und Ineinanderleben doch noch etwas ganz Anderes ist als das, was wir vor der Ehe Liebe nennen; nun erst theilt man recht Alles miteinander, das ganze Leben in allen seinen Beziehungen; und welch ein Segen und Glück dies eine Leben in zwei Personen ist, — nun, das wirst Du auch bald empfinden. Es ist, als ob Jeder ein doppelt und dreifach erhöhtes Leben hätte. Meine Marie fühlt sich auch so glücklich, für sie beginnt nun erst ein ganz neues, freudiges Leben.

Es ist, als ob mit dieser einen Liebe alle übrige Liebe nur wachse und zunehme; weit entfernt, daß die neue Liebe von der früheren abziehe, ist es mir vielmehr, als ob ich Dich und Alle noch einmal so lieb hätte, seit ich meine Marie habe. Und zu gleicher Zeit ist es mir, als ob diese Liebe zu ihr und zu Euch alle Tage wüchse und zunähme, und doch wieder, als wenn sie gar nicht wachsen und zunehmen könnte."

Im Sommer 1835 zogen Bunsens und Abeken mit seiner Frau nach Frascati. Abeken mußte seines Amtes wegen viel in Rom sein, wo zu jener Zeit an der Vergrößerung des Krankenhauses der drohenden Cholera wegen gearbeitet wurde, die indeß erst in späteren Jahren, dann aber um so heftiger, auftrat. Abekens Frau zog im September

wieder nach Rom zurück, während Frau Bunsen mit ihren Kindern noch längere Zeit in Frascati blieb.

Schon als Stellvertreter für Tippelskirch hatte Abeken das Memoriren so ziemlich aufgegeben; er arbeitete die Predigt zwar schriftlich aus, reproduzirte sie aber nach mehrmaligem Durchlesen dann auf der Kanzel vollständig frei. Bei seinem wunderbar guten Gedächtniß war dies gewiß genügend. In seinem Nachlasse finden sich wenige Predigten; nur kleine, freilich von seiner unglaublich kleinen Handschrift ganz vollgeschriebene Zettelchen sind vorhanden. Vielleicht hat er mit der Zeit immer mehr frei gesprochen. Gelernt hatte er jedenfalls durch eigene Erfahrung, und nach dem Bericht seiner Freunde war ihm die Gabe des Wortes als Prediger auch wirklich in reichem Maße gegeben.

Abeken an Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 10. Oktober 1835.

„Es scheint mir eine Ewigkeit, seit ich kein Wort mit Ihnen gewechselt; und ob ich gleich eigentlich nichts Bestimmtes zu sagen habe (denn das hat meine Frau schon Alles geschrieben), so kann ich doch Ihren Herrn Gemahl nicht gehen lassen, ohne ihm ein paar Worte mitzugeben, um mich wenigstens in einer Art Verbindung zu erhalten mit Ihnen. Das innere Bewußtsein des dauernden ungestörten Verhältnisses, die Gewißheit des gemeinsamen, inneren Fortlebens, die auf dem Ernst des Fortschreitens zu einem Ziele beruht (denn wo diese Einheit des Zieles nicht stattfindet, da kann auch ein kleiner Zeitraum zwei Gemüther, denen es doch Bedürfniß ist, fortzuschreiten, nur auseinanderbringen), könnte und sollte vielleicht genügen; aber Gott hat doch eben dem Menschen als sein schönstes Vorrecht das Wort gegeben, um diese Gemeinschaft auch auszusprechen und sich dadurch ihrer desto klarer und freudiger bewußt zu werden. So ist es mir ein tiefes Bedürfniß, mich von Zeit zu Zeit, ja oft, gegen Sie auszusprechen.

Ich fühle mich noch nicht recht hier zu Hause — ich weiß nicht, wie das kommt. Es ist ein arger Anfall von »Sich gehen lassen«, was mein Hauptfehler ist; ich muß mich aber bezwingen.

In diesem »Gehenlassen« habe ich in der letzten Zeit, besonders in meinen Predigten, sehr gesündigt; es war mir fast unmöglich, eine

Predigt auszuarbeiten. Es wollten mir die Gedanken nur kommen, wenn ich auf der Kanzel stand und der Anblick der Hörer mich belebte und erwärmte (es besteht wirklich zwischen Hörenden und Redner ein lebendiges Wechselverhältniß wie unter Sprechenden); wie ich mich aber darin verwöhnend habe gehen lassen, merkte ich heute recht, da ich es mit Ernst versuchte, auszuarbeiten. Ich will mich aber darin bessern und mich zwingen.

Wenn Sie nach Rom kommen, sollen Sie auch darin mein Gewissen sein, und hier erinnere ich Sie wieder an das Wort; wenn Sie mir auch schon, stillschweigend mir gegenüber sitzend oder auch nur dem Geiste gegenwärtig, als Gewissen dienen, so muß das Gewissen doch sprechen; dadurch wird es noch kräftiger. Wirklich, ich erwarte von Ihnen, daß Sie diesen Winter sich einige Mühe um mich geben durch strenge Censur; es thut es doch sonst Niemand (Ihr Herr Gemahl dann und wann, aber stoßweise), und glauben Sie nur, Niemand würde es mit so viel Wirksamkeit thun können als Sie.

»Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern«, darüber werde ich morgen gegen mich selbst predigen — und zugleich über den so wunderbar damit zusammengestellten folgenden Vers! (Phil. 2, 12. 13.)*) Es ist wunderbar — aber in wenig Worten der tiefste Sinn des Christenthums, Vers 12 Alles von dem Menschen gefordert, Vers 13 Alles Gott zugeschrieben, und beides in ein Kausalverhältniß gesetzt durch das denn: »Weil Gott Alles thut, darum thuet ihr Alles, was ihr könnt!« Aber so macht es die heilige Schrift immer in diesen Dingen; sie stellt die beiden Seiten der Wahrheit schroff nebeneinander — beides ist wahr: Alles hängt von dem Menschen ab — Alles thut Gott; und beides bleibt nur wahr, so lange es so zusammengehalten und in seiner Einheit aufgefaßt wird; der Irrthum ist da, sobald der klügelnde Verstand der Dogmatiker sondern und den Widerspruch zu Gunsten des Einen oder des Anderen aufheben will. Nicht so Paulus — er fordert von den Christen Alles und sagt doch: Alles thut Gott! Ach! und je mehr Einer thut und leistet, um desto inniger und lebendiger wird er, oft zu seiner Verwunderung, fühlen, daß er nichts gethan hatte, sondern ein Anderer Alles durch ihn."

*) Phil. 2, Vers 12: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern. Vers 13: Denn Gott ist es, der in euch wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen.

Mitte Juni desselben Jahres hatte der Vater an Abeken geschrieben, daß Bernhardinens Hochzeit aufgeschoben werden müsse, und ihm am 18. Juli mitgetheilt, die Schwester sei an einem kalten Fieber erkrankt. Bei Bernhardinens sonst immer guter Gesundheit und Munterkeit hoffte der Vater von einem Monat zum anderen auf ihre Genesung. Er konnte sich nicht denken, daß dieses frischblühende, fröhliche Leben dem Tode verfallen sein sollte.

Weiter und weiter mußte die Hochzeit hinausgeschoben werden, da die Krankheit zunahm; endlich erlöste ein sanfter Tod Bernhardinen von ihren Leiden.

Am 20. Dezember schrieb der Vater an Abeken:

„Mein bester Heinrich, ich kann Dir heute nicht froh schreiben, Du wirst es wohl geahnt haben, da mein letzter Brief Dir sagte, daß bei unserer lieben Bernhardine die Besserung noch nicht kommen wollte. ... Mein liebster, bester Heinrich, denk einmal, daß Gott sie lieber hatte als wir, daß er das wieder haben wollte, was er uns gegeben; sollen wir nicht sagen: der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, Herr, dein Wille geschehe? Lieber Heinrich, des Herrn Wille ist geschehen, der Heiligste rief sein Kind zurück, sie hatte gelebt und geliebet.

Ihre Kräfte schwanden täglich, ohne daß sie es merkte und fühlte, sie nahm sich auch mehr zusammen, als sie wohl gesollt hätte, um ihrem geliebten Westerkamp ihre Schwäche nicht zu zeigen; dem schwand der Muth, aber die Hoffnung nicht. Mittwoch und Donnerstag nahm die Schwäche immer mehr überhand, und sie schlummerte den ganzen Tag. Nachts um 1 Uhr wurden wir besorgter und schickten nach den Aerzten; sie kamen gleich, ich ging hinauf, fand unsere liebe Bernhardine schwer Athem holend, bewußtlos, aber ohne Schmerz und Leiden; 3½ Uhr war sie im besseren Leben. — Mein Gebet war, daß Gott ihr keine harten Leiden und keine schwere Abschiedsstunde geben möge. Er hat es gnädig erhört. Sie hatte kein Vorgefühl des herannahenden Todes und entschlief ruhig und sanft.

In der Krankheit, und selbst noch den letzten Tag, beschäftigte sie sich mit ihrer künftigen Einrichtung und mit dem bevorstehenden Weihnachtsfeste. Sie dachte an Alle, denen sie Geschenke machen wollte, und

trug es theils mir, theils Anderen auf; so war sie immer mit angenehmen Gedanken beschäftigt und lebte in der Liebe und Sorge für Andere.

Wir haben eine schwere Zeit gehabt, aber Gottlob ich war gesund, so trägt man die Seelenleiden besser. . . . Es ist mir ein Trost, daß unsere Bernhardine ein so reiches, schönes Leben gehabt hat und zuletzt noch als glückliche Braut sich sehen konnte."

Diesem Briefe folgten Tags darauf nachstehende Zeilen:

„Ich wollte, Du wärst bei mir, mein bester Heinrich, aber doch ist es gut, daß Du es nicht bist. Die letzte Scheidung von der Geliebten war sehr schwer. Diesen Morgen ist der Erde gegeben, was von der Erde genommen war. So oft sagte der freundliche Mund: gute Nacht, mein liebstes, bestes Väterchen; jetzt mußte ich es ihr zum letzten Male zurufen: gute Nacht, mein liebstes, bestes Töchterchen." — —

Abeken an Onkel Rudolf.

Rom, den 12. Januar 1836.

„Ich kann nicht unterlassen, Dir und der lieben Tante zu danken, daß Ihr mir gleich geschrieben habt; daß Ihr so liebevoll und tröstend schreibt, daß Ihr mich so freundlich beruhigt über meinen armen Vater. Gott möge ihm Kraft und Frieden geben — ich kann mir die Größe meines, ich darf mir die Größe seines Verlustes noch nicht ausdenken. Aber ich tröste mich, da ich weiß, wie Eure Liebe für ihn sorgen wird. Gott helfe Euch dabei und vergelt's Euch! Tausend, tausend Dank für Eure Liebe — warum kann ich nichts weiter thun! . . . Noch ist mir's wie ein Traum; die Wirklichkeit macht sich erst allmählich in ihrer ganzen Wahrheit fühlbar! . . ."

Zwischen den alten, gelben Briefblättern von Abeken an die Schwester lag ein welkes, trocknes Myrthensträußchen, „Bernhardinens letzter Schmuck" stand darauf. In voller fröhlicher Jugendlust hatte die liebliche Braut es zum Tanze getragen. Erscheint doch oft das Leben des Mädchens leicht und heiter wie das des Schmetterlings im Sonnenstrahl, und Keiner ahnt, wie in sich geschlossen es schon ist, oder wie bald es zu der Vollendung heranreifen soll, die vor Gott gilt. —

Um diese Zeit schließen die Briefe von Abeken an den Vater. Die bisher mitgetheilten lagen in zwei kleinen Mappen mit der goldenen Inschrift:

„Berliner Briefe, Römische Briefe von H. Abeken.“ Es waren Geschenke von Bernhardine aus glücklicher Zeit. Sorgsam hatte der Vater jeden Jahrgang gesammelt und mit der Jahreszahl versehen. Im Nachlaß fanden sich nur diese; nach dem Tode der Tochter nichts mehr.

Tod der Frau.

„Laus Deo!
Tu excitas ut laudare Te delectet; quia fecisti nos ad Te; et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te.“
(Augustinus, Confessiones I, 1, 1.)

Abekens Vater nahm seine Geschäfte als Senator und Lohnherr in Osnabrück mit vollem Fleiß wieder auf. In der Arbeit fand er Trost und Hülfe; auch Fröhlichkeit im Kreise seiner Verwandten. Aber der freudig getragene Schmerz ist darum nicht minder tief. Eine leise Klage um die Tochter, die über den Tod hinaus still in ihm fortlebte, zieht sich durch alle Briefe an den Sohn, dessen Sorge, Angst und Noth er deswegen um so inniger theilte.

Unmittelbar nach dem Tode der Schwester begann die schwerste Leidenszeit von Abekens Frau. Seine Tagebücher enthalten ausführliche Aufzeichnungen der letzten Monate, in denen sich ihr frommer Geist, ihre Kraft und Ergebung im Leiden, ebenso wie sein Schmerz offenbaren. Nach dem Ausspruch des Arztes hatte der Keim zu der Krankheit von Jugend auf in ihr gelegen und sich durch die Jahre des Unglücks schnell entwickelt; daher konnte er auch keine Hoffnung geben. Mit jedem Tage nahmen die Leiden der vielgeprüften Frau zu. Gequält war sie von den schrecklichsten Hustenanfällen und Nervenkrämpfen, abwechselnd mit der äußersten Erschöpfung, welche dennoch wenig Schlaf zuließ. Und dieser sogar wurde durch entsetzliche Träume beunruhigt, wie sie der häufige und starke Gebrauch von Opium fast immer mit sich bringt. Dieses Ringen mit dem Tode sollte noch Monate dauern, und immer ertrug sie es mit derselben Geduld und Fassung, ja oft mit Heiterkeit. Abeken pflegte sie unermüdlich. Neben Bunsens standen ihm Mr. Wigram und Fräulein v. Waitz als treue Helfer in der Noth zur Seite. Anfang Juni boten ihm Bunsens schöne, gesunde Zimmer in der eigenen Wohnung auf dem Capitol an, während Bunsen selbst

mit seiner Frau eine kleine Reise nach Neapel machte. Abeken dankte Frau Bunsen, wieder in ihr „Mutterhaus“ einziehend, gab Nachricht von den in Rom zurückbleibenden Kindern und sandte Berichte über die Geschäfte der Gesandtschaftskapelle. Ende Juni kehrten Bunsens zurück und luden das Ehepaar auch nach Frascati ein in der Hoffnung, der Schwerkranken durch die schöne Luft Linderung in ihrem Leiden zu verschaffen. Anfang Juli brachte Abeken seine Frau dorthin. Er selbst mußte seines Amtes wegen oft nach Rom hinein. Auch am 14. August sollte er eigentlich hin, doch bewog ihn Frau Bunsen, in Frascati zu bleiben. Um die Zeit, da er hätte gehen müssen, nahm die Kranke seine Hand und sagte: „I am so thankful that you are not gone. . .“ Am 15. August schlief sie viel, am 16., kurz nach Mitternacht, wurde sie von ihrem schweren Leiden erlöst.

Mit herzlicher Liebe nahm sich das Bunsensche Haus um so mehr des noch jungen und doch so schwer geprüften Mannes an. Krank an Leib und Seele blieb Abeken zurück. Frau Bunsen war es, die mütterlich für ihn sorgte. Und es bildete sich zwischen Beiden ein Verhältniß, rein, gediegen, schön und für beide Theile andauernd beglückend in den verschiedensten Zeiten und Stellungen des Lebens, wie es nur bei sittlich und religiös so fest in sich begründeten Charakteren und zugleich vielseitig begabten Naturen möglich ist.

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 23. August 1836.

„. . . Jetzt ist mein Herd erloschen und abgestorben, und ich bin mehr zu Hause auf dem Kirchhof als in meinem eigenen Zimmer. Das ist ein schweres Gefühl, und wenn ich nun am Abend den Mond so kalt über den Aventin hinscheinen sehe und denke, was da hinter dem Aventin liegt — es möchte Einem das Herz abdrücken.

Wenn ich indessen nur eine Weile ruhig auf meiner Stube sitze und mich besinne, so wird mir wieder wohler, und es geht das freudige Gefühl des unvergänglichen, des unzerstörbaren Besitzes mit seliger Gewißheit siegreich hervor.

Bitter sind nur diese widerwärtigen Tagesgeschäfte, die den Geist von dem, worauf er am liebsten verweilen möchte, abziehen, ohne ihm eine angemessene und erhebende Beschäftigung zu geben. Sorge für die

Unglücklichen sollte zwar den besten Trost geben, aber wenn man hier nur sorgen und helfen könnte!

Es war eine ernste Sache, heute Abend wieder ein Begräbniß zu halten — ich danke Gott, daß es nicht neben der theuren Stätte zu sein brauchte, das hätte ich nicht ausgehalten.... Ich ging nach beendigter Funktion zu ihrer Ruhestätte — es war ein herrlicher Abend: die Sonne war untergegangen, und der Abend und die Sterne fingen an aufzuleuchten.

Am Grabe ist mir, wie wenn ich an ihrem Bette säße und ihren Schlummer bewachte; daß ich nicht mehr ängstlich auf ihr Aufwachen warte, nicht mehr zitternd den Athem beobachte, sondern sie ruhig und friedlich schlafend weiß im Frieden Gottes und gewiß bin, daß der liebe Geist nicht durch schwere Träume geängstigt wird, sondern sich der Gegenwart Gottes und des Heilandes erfreut, das ist tröstlich.

Die Schreckbilder des Todes und der Verwesung, deren die Einbildungskraft sich doch nicht ganz entschlagen kann, kommen nur selten und am Grabe am wenigsten. Ich freue mich, sagen zu dürfen, daß mein Gefühl ihrer Gegenwart und Fortdauer nicht von (oft so lieblichen und Vielen so tröstlichen) Bildern der Phantasie begleitet und darum auch gewiß kein Erzeugniß derselben, sondern ein reines, starkes, gläubiges Vertrauen und eine stille, aber starke geistige Gewißheit der Wesenhaftigkeit des geistigen Lebens ist. Das ist gewiß das Wesen und das Bleibende. Die Einbildungskraft zieht nur immer wieder nieder in den Staub. Gott gebe mir Kraft, sie immer mehr zu zügeln.

Das Beste, was ich hatte, ist mir nicht verloren gegangen, das fühle ich mit unwiderlegbarer Gewißheit; denn das Beste, was in ihr war, war nicht von dieser Welt, war nicht Eigenschaft des natürlichen Menschen, war Gabe und Gnade Gottes. Das habe ich bei ihrem Leben empfunden, das fühle ich jetzt mit tröstlicher Ueberzeugung. Die Welt vergeht mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 11. September 1836.

„... Welche ernste Zeit hat Gott über uns verhängt; von welcher ernsteren mag sie die Vorbotin sein! In diesen Sorgen, in dieser Theil-

nahme an fremdem Leid, in diesen trüben Augenblicken fühle ich erst recht und fühle es täglich und stündlich: — daß ich allein bin. Bitte, lassen Sie mich fühlen, daß ich nicht ganz allein bin, gönnen Sie mir eine Zeile von Ihrer Hand. ..."

Auch die folgenden Briefe beklagen noch immer nur seinen Verlust.

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 16. September 1836.

„Welchen eigenthümlichen Gegensatz bildet das Verbrennen der alten Römer und Griechen zu dem Mumienbewahren der Aegypter! Die Einen klammern sich fest mit aller Gewalt an die irdischen Reste und meinen in ihnen die Bürgschaft der Fortdauer des Lebens festzuhalten, die Anderen zerstören das Irdische, ich möchte fast sagen mit frevlem Uebermuth oder Leichtsinn, damit desto eher ein neues, sinnlich irdisches Leben an der Stelle des ganz vergangenen erblühen könne.

Wir halten die rechte Mitte, der Erde wiederzugeben, was von der Erde war und also der Erde gehörte, ihr weder mit selbstsüchtigem Eigensinn das zu entziehen, was ihr nach Gottes Richterspruch verfallen ist, noch mit allzu raschem Eingriff selbst den Fluch zu vollenden und auszuführen: »Zu Staub und Asche sollst du werden«, sondern ruhig den stillen, geheimnißreichen Kräften und Gewalten, die Gott in die Natur gelegt hat, ihr Spiel zu lassen, um das Samenkorn allmählich zerstörend umzuschaffen, das ist gewiß das Rechte und jenem Ausspruch Gottes am angemessensten. Sonst ist es wohl begreiflich, daß das Verbrennen dem natürlichen Menschen angenehm ist; denn es entfernt den Gedanken und das Bild der Verwesung, die dem natürlichen Menschen grauenvoll, ja das schrecklichste beim Tode und nur dem Christen erträglich ist. »Du wirst nicht zugeben, daß Dein Heiliger die Verwesung sehe«, das ist nicht nur von Christo, sondern auch von seinen Brüdern, den Christen, gesagt! Denn in ihnen Allen ist ja auch lebendig ein Heiliger Gottes, der die Verwesung nicht siehet. Davon weiß aber der Heide nichts."

An Frau Bunsen.

Rom, den 27. Oktober 1836.

„Die Morgen- und die Abendstunden, ehe der Tag mit seinem regelmäßigen Kreislauf von Geschäften beginnt, und wenn all das wieder

zu Ende ist und man nun am Abend sich wieder selbst angehört — das sind die schwersten Stunden; man muß nun von sich selber anfangen und kehrt am Abend wieder zu sich selber zurück — da fühlt man seine Einsamkeit erst recht; der Tag mit seiner Thätigkeit überträgt Vieles, aber Abend und Morgen! — Ich wollte schon gestern und vorgestern an Sie schreiben; aber so sehr ich das Bedürfniß fühlte, es wollte nicht gehen. Nun, der liebe Gott wird mir ja weiter helfen, und Sie werden mir auch helfen, nicht wahr?

Es ist mir wunderlich zu Muthe — ich kehre hier in eine alte, liebe, vertraute Umgebung zurück, die ich seit acht Monaten kaum betreten, wo in allen Ecken und Winkeln die Erinnerungen vergangener glücklicher und schmerzlicher Tage und Stunden wie Geister und Gespenster lauschen und lauern; es ist Alles, Alles das Alte — nur ich bin nicht mehr derselbe, und ich fühle, als sollte ich ein ganz neues Leben beginnen, fühle auch, daß ich ein solches beginnen muß.

Fast am schwersten ist es, wenn ich aus dem Hause gehe und wieder hinein komme, nichts zurücklasse und nichts wiederfinde als das leere Haus.

Wie tröstlich ist die Lehre der Schrift von der Auferstehung und Verklärung des Leibes — es ist das erst die rechte Versöhnung zwischen dem ersten und zweiten, zwischen dem himmlischen und irdischen Leben, zwischen dem Schöpfer und Erlöser; ohne sie würden wir freilich wähnen, dieser Leib sei uns nicht von Gott gegeben, sondern von einem untergeordneten oder gar von einem bösen Wesen, wie es Manche behaupten. Den Trost dieser Hoffnung habe ich nie so lebhaft empfunden als gerade jetzt, da in meinem alten, lieben vereinsamten Hause mir auch die leibliche, die irdische Gegenwart in tausend Bildern wieder so lebendig entgegentritt.

Es ist doch ein groß und herrlich Ding auch um den Leib, den Gott zu einem Werkzeug und reinen Ausdruck der Seele geschaffen, und der nur durch unsere Schuld statt eines Bandes so oft ein Hemmniß und eine Scheidewand, eine Trennung der Geister wird. Vollkommene Menschen, wie uns Gott geschaffen und gewollt hat, werden wir doch erst wieder sein, wenn er uns auch den Leib wiedergegeben hat, der dann in seiner verklärten Gestalt eben reinstes Abbild, Ausdruck und Werkzeug der Seele sein wird.

Eigen ist es, aber freilich natürlich, daß zu dieser Schriftlehre, gegen die eine halbe Philosophie und falsche Aufklärung sich so oft aufgelehnt, die neueste und gewiß tiefste Philosophie auch aus philosophischen Gründen zurückkehrt; Schelling spricht nur kurz, aber sehr schön darüber. Und so wird es doch wohl am Ende mit allen den Lehren des Christenthums gehen. Man soll sich darum nur nicht scheuen vor der Philosophie, d. h. dem redlichen Brauch der Gottgegebenen Vernunft. Je weiter man durchdringt, desto näher muß man dem Christenthum kommen; nur das Stehenbleiben auf halbem Wege ist schlimm. Und es ist am Ende besser, sich den Kopf an der Wand einzurennen, als feige und furchtsam davor stehen zu bleiben, und wenn Einem ein leiser Wind entgegenweht und den Kopf berührt, zu meinen und schreien: man stoße schon an die Wand. Hat man aber die Wand, die Schranke einmal gefunden, so muß man sie auch anerkennen und nicht sie umrennen wollen, sonst stößt man sich freilich den Kopf entzwei.

Ich wollte, Sie wären erst hier; ich fühle mich gar zu einsam ohne Sie. Der Tag kommt mir so lang vor. Die Nacht kann ich auch nicht rühmen. Der Schlaf will sich auf der alten, vereinsamten Stätte nicht finden."

Cholera in Rom.

„Quid quaeritis viventem inter mortuos?
Non est hic, sed resurrexit."

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. So erschien der Schatten, welcher durch die Leiden der letzten Jahre auf Abekens Schicksal lag, wie ein Vorbote der furchtbaren Zeit, die über Italien und ganz besonders über Rom hereinbrechen sollte. Im Kampfe gegen das allgemeine Elend lernte er den eigenen Schmerz tragen.

Im August 1837 zog die Cholera in Rom ein, und zwar um so verheerender, als sie einestheils nicht mehr erwartet wurde und vorbeugende Maßnahmen daher fast ganz unterblieben waren, anderentheils die abergläubische Menge jetzt sah, daß die Kirche keinen Schutz gegen die mit entsetzlicher Hast um sich greifende Krankheit zu geben vermochte. Ueberall vermuthete das Volk nun Gift und Verrath, erst bei den Deutschen in dem von diesen gegründeten Krankenhause, dann bei

den Reichen. Selbst die katholische Geistlichkeit blieb nicht verschont; täglich stieg die Aufregung und mit ihr die Krankheit. Abeken mußte sehr vorsichtig sein. Sogar das Nothwendigste, den Armen gesunde Nahrung, den Kranken Pflege zu verschaffen, war mit den größten Gefahren, nicht nur für ihn, sondern auch für die evangelische Kirche verbunden.

Bunsen war schon im Juni vor dem Ausbruch der Cholera durch den König nach Berlin berufen, seine Frau, wie gewöhnlich im Sommer, mit den Kindern nach Frascati gezogen.

Abeken blieb während der ganzen Zeit in der Stadt, trieb aber Jeden, der nicht nothwendig zur Pflege und Hülfe sein konnte, aus dem ungesunden Rom hinaus.

An Frau Bunsen.

Rom, den 14. August 1837.

„Was sagen Sie dazu, daß die Polizei sich absperrt und z. B. Pässe nur durch ein Loch zu vorgängiger Räucherung in Empfang nimmt? Ebenso machen es die meisten Bureaus und viele Privathäuser der Vornehmen. Auf den Straßen war es für einen Sonntag sehr leer; da die Madonna nicht geholfen hat, sollen sich die Priester wieder ängstigen; man sieht wenige. Viele sonst immer offene Hausthüren sind geschlossen, und man muß dankbar sein, wenn man auf heftiges Klopfen nur Antwort bekommt.

In Borgo und Trastevere hat die Krankheit abgenommen, vielleicht infolge der dortigen Sanitätskommission, die thätig für die Armen sorgt und Geld und Nahrungsmittel austheilt; in den übrigen Stadttheilen geschieht nichts, und die Krankheit nimmt zu.

Der Prinz Heinrich*) ist wohl, Bollard**) auch und sehr brav für den Prinzen sorgend.

Frascati wird bald überfüllt sein. Alles strömt dorthin, weil man es für sicherer als Albano hält."

An Frau Bunsen.

Rom, den 25. August 1837.

„In der Stadt geht's schlecht, selten schicken die Leute zum Arzt, und schicken sie, so kommt statt des Arztes die Polizei, bringt entweder

*) Bruder Friedrich Wilhelms III.

**) Privatsekretär des Prinzen Heinrich von Preußen.

die Kranken ins Lazareth oder treibt die Familie rc. aus dem Hause und überläßt den Kranken seinem Schicksal, bis er ganz oder halb todt (man spricht von mehreren Fällen der Art) zum Kirchhof geschleppt wird. Die Anzahl der Krankheitsfälle ist, wie mich der Arzt versichert, viel größer als angegeben, weil die meisten nicht angezeigt werden, selbst die Todesfälle werden nicht kontrolirt; man eilt auf dem Kirchhof mit dem Begraben und macht am Abend eine ungefähre Schätzung.*)

Abeken waltete während dieser schweren Zeit mit größter Aufopferung seines Seelsorgeramtes. „Es ist nichts so kräftigend", so schreibt er damals, „als wenn man das Leben als eine Pflicht, nicht als Genuß, nicht als Lust fühlt." Seine geistigen und körperlichen Kräfte wurden auf die höchste Probe gestellt. Kein Tag verging, ohne daß er aus den nächsten Bekanntenkreisen einen Krankheits- oder Todesfall an Frau Bunsen berichten mußte. Auch unter dem Bunsenschen Hauspersonal forderte die Krankheit manches Opfer. Seine rastlose Sorge, den Kranken und Hinterbliebenen Trost zu spenden, soweit es in eines Menschen Kraft stand, seine emsige Thätigkeit auch für das leibliche Wohl der Dahinsiechenden sollten Anerkennung finden. Gegen Ende November 1837 schrieb der Vater an ihn: „Gestern, mein bester Heinrich, habe ich einen recht erfreulichen Brief von Bunsen aus Berlin erhalten, der die Güte hatte, mir sogleich mitzutheilen, daß der König Dir den rothen Adlerorden ertheilt als Anerkennung Deines edlen und aufopfernden Benehmens bei der Cholera und als Zeichen seiner besonderen Theilnahme und Zufriedenheit. Da kann ich denn nicht lassen, gleich an Dich zu schreiben und Dir zu sagen, daß ich mich recht herzlich darüber gefreut habe und Dir dankbar bin für die Freude, die Du mir dadurch bereitet hast.

Daß Du Deine Pflicht und Schuldigkeit thun würdest, wußte ich, es ist mir aber sehr wohlthuend, daß solches anerkannt wird und besonders von oben her. Ich wünsche Dir von Herzen Glück dazu."

*) Die Opfer dieser Cholera-Epidemie in Rom wurden auf 12000 Menschen geschätzt. Die größte Schwierigkeit machte nachher die Versorgung der 4000 zurückgebliebenen Waisen.

7. Kapitel.

Abschied der Familie Bunsen von Italien. (1838—1840.)

„Die sich im Geist erkennen
Und sich in Liebe finden,
Im Glauben dann verbinden,
Kann keine Ferne trennen!"
(Tieck.)

Es würde zu weit führen, hier die sogenannten Kölnischen Wirren zu erklären, denen Bunsen zum Opfer fiel. Sie beruhten theils auf dem alten Streit über die gemischten Ehen, theils auf einem neuen über die Lehre des verstorbenen Professors Hermes,*) dessen Schüler sich Hermesianer nannten. Die Absetzung des Erzbischofs von Köln, die ihm Schuld gegeben wurde, hätte Bunsen nicht hindern können; sie war beschlossene Sache, als er in Berlin eintraf. Obgleich wegen der katholischen Strenge gegen die gemischten Ehen in Berlin zwischen den streitenden Mächten, Staat und Kirche, keine Einigung erreicht wurde, kehrte Bunsen doch Ende Dezember in der Hoffnung nach Rom zurück, dort Einfluß zu gewinnen. Seine Hoffnungen scheiterten jedoch, und er empfand und sprach es aus, daß Niemand im öffentlichen Leben ohne Wunden und ohne Niederlagen auskomme!**)

Es ist ein tragisches Geschick, daß Bunsen, der oft für die Freiheit der Kirche eingetreten war, in eine Lage gedrängt wurde, bei der er beide Konfessionen gegen sich hatte, während er es gerade gewesen war, der vor wenigen Jahren die katholischen Soldaten durch sein persönliches Gesuch beim Könige von der Verpflichtung befreit hatte, nach der Parade dem protestantischen Gottesdienst beizuwohnen.

Zwei Tage vor dem Christfest kam Bunsen in Rom an. Als Legationssekretär begleitete ihn der an Usedoms***) Stelle getretene

*) Georg Hermes, 1775—1831, suchte in seinen Schriften die katholische Lehre (Dogmatik) philosophisch zu begründen; seine Ansicht (Hermesianismus) wurde 1835 durch päpstliches Breve verdammt.

**) „Unsere Zeit", Jahrbuch zum Konversations-Lexikon. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861. (Lebensabriß Bunsens, geschrieben von Abeken.)

***) Graf Karl Georg L. Usedom, 1805—1884; später (1844—1845) im Ministerium des Innern, dann Gesandter in Rom, 1848 Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M., 1849—1854 mit Unterbrechung wieder Gesandter in Rom, 1855 in London, 1858 beim Bundestage in Frankfurt, 1863 am italienischen Hofe in Turin, trat 1869 aus dem aktiven Dienst.

Herr v. Thile.*) Zwischen diesem und Abeken bildete sich bald ein dauerndes Freundschaftsverhältniß.

Im Frühjahre 1838 erhielt Bunsen Urlaub zu einer Reise nach England. Mit welchen Schwierigkeiten er zuletzt in Italien zu kämpfen hatte, und warum er das Capitol, diese geliebte Heimath, die ihn und die Seinen einundzwanzig Jahre lang beglückt hatte, verlassen mußte, ist ausführlich in seiner Biographie mitgetheilt.**) Für Abeken und den ganzen Kreis, der sich um den Palazzo Caffarelli gebildet hatte, war es ein unersetzlicher Verlust, daß Bunsen mit seiner Familie am 29. April 1838 Rom verließ.

Auf eine Frage seines Freundes Röstell, wie es in Rom stehe, antwortete Abeken: „Leer und öde seit Bunsens Abreise, mit denen wirklich eine Welt fortgegangen ist.“ Um so reger begann nun wieder der schriftliche Verkehr zwischen ihm und den Freunden.

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 1. Mai 1838.

„Morgen ist mein Hochzeitstag; wenn Andere ihre goldene Hochzeit feiern in Herrlichkeit und Freuden, das haben sie doch nicht an einander gehabt in 50 Jahren, was ich in 15 Leidensmonaten gehabt. Meine liebe Mutter! — welch ein Trost, welche Wonne ist es aber, auf solchen wahrhaft geheiligten Segen des Glückes zu blicken wie bei Ihnen und Ihrem lieben Manne! Es ist so tröstlich, zu sehen, daß es möglich ist, auch das Glück zu ertragen und zu heiligen, was so Manche uns als unmöglich darstellen möchten.“

Später schreibt er an Frau Bunsen:

Palazzo Caffarelli, den 28. Juni 1838.

„In der vorigen Woche habe ich zwei volle Tage zum Aufräumen und Ordnen meiner Bücher, Papiere und Briefe gebraucht — was ich nicht ohne die tiefste Bewegung thun konnte; es ist wunderbar, so sechs Jahre von Neuem zu durchleben! Aber ein Lichtstrahl war es, so oft mir ein Zettelchen von Ihnen in die Hände fiel — welcher Trost, da

*) Später unter Bismarck Unterstaatssekretär im Ministerium des Auswärtigen.

**) Christian Carl Josias Freiherr v. Bunsen. Deutsche Ausgabe von Friedrich Nippold. 1868. I, S. 454—504.

mir so Vieles genommen ist. Gott erhalte Sie mir — und dann bleiben Sie mir Mutter, nicht wahr? Und ich darf Sie lieb haben als Ihr Sohn. . . ."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 1. Juli 1838.

„Neulich war ich wieder einmal bei Thorwaldsen, der täglich Nachricht von der Ankunft der Fregatte erwartet, die ihn nach Dänemark bringen soll; er sagt, er geht, aber die ihn am besten kennen, wollen noch nicht daran glauben.

Warum waren wir denn, als wir zusammen bei Thorwaldsen waren, nicht in dem Zimmer, wo die Zeichnungen von Carstens*) hängen, die ich mit Staunen und entzückter Bewunderung neulich zum ersten Mal sah? Was mußte das für ein Mann sein, der in jener Zeit, so ganz aus sich selbst heraus, durch den reinen Anblick der Antike begeistert, solches machen konnte!

Thorwaldsen selbst arbeitete an einem lebensgroßen Vulkan, wie mir scheint, einer seiner schönsten Statuen; es ist schön, wie der alte Herr gerade in dieser Zeit unbehaglicher Erwartung und Ungewißheit, um sich dagegen zu wahren, ein großes Werk vornimmt, wie er lange nicht gethan. Es ist so lebensfrisch wie irgend etwas, das er gemacht, ja mehr und das ganze Schönheitsgefühl Thorwaldsens darin; interessant war es, das lebende Modell, welches er nur zur letzten Nachkorrektur zu Hülfe nimmt, daneben stehen zu sehen und nun nachzufolgen, wie der Künstler die Natur in die Kunst übertrug, was er gebrauchte und was nicht, was er änderte und nachbildete."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 15. Juli 1838.

„Eben lege ich den »Messenger« mit der weitläufigen Beschreibung der Krönung**) aus der Hand, und so langweilig sonst Zeitungsbeschreibungen von Festen sind, mit so vielem Interesse und so vieler Bewegung lese ich doch diese. Es tritt einem hier einmal die ganze Würde und Tiefe des Königthums in wahrhaft wesentlichen Symbolen

*) Asmus Jakob Carstens, 1754—1798; Historienmaler.

**) Der Königin Viktoria von Großbritannien und Irland.

entgegen, und die lebendige Theilnahme des Volkes beweist, daß diese alten, heiligen Symbole ihm noch nicht eine leere Schau geworden sind, sondern daß sie wirklich noch die Sache selbst enthalten, selbst etwas sind. Daß der König von Gottes Gnaden sei — worin sein Stolz und seine Demuth liegen, das tritt hier lebendig hervor; ich bin überzeugt, Volk und Königin haben das gefühlt.

Aber man kann keine Nationalfeste haben, wenn man keine Kirche hat, in welcher die Religion sich auf eine würdige Weise verkörpert. Was wäre dieses Fest gewesen ohne die Episkopalkirche? Wie groß ist der Augenblick, wo die Königin vor der Krönung des Volkes Rechte und des Landes Gesetze beschwört! Da ist sie, was sie sein soll, die Schützerin der Freiheit. Und nun dazu das junge, zarte Mädchen — Gott segne sie und leite sie! Ohne das auszurufen, kann ich nicht an sie denken, ich konnte über diese Stelle nicht ohne die tiefste Bewegung hinweglesen."

Wenige Stunden nach Bunsens Abreise hatte die päpstliche Regierung versucht, die protestantische deutsche Kapelle im Palazzo Caffarelli zu schließen. Ein sehr entschiedener Protest des Geschäftsträgers, Herrn v. Buch, veranlaßte jedoch, daß die Carabinieri von der Thür der Kapelle zurückgezogen wurden.*) Am 23. Juni schreibt Abeken: „Hier hoffen wir jetzt auf Frieden, da die rheinischen Verhältnisse sich zu beruhigen scheinen, nur blicken wir mit banger Erwartung nach Osten und können uns nicht verhehlen, daß dort ein Krater ist, der uns in die Luft sprengen kann. Verstopfen hilft nichts." Diese zwischen Krieg und Frieden schwankenden Zustände sollten noch lange über der kleinen Gemeinde in Rom schweben. Trotzdem erreichte es Abeken, auf den dringenden Wunsch seines Arztes, zur Stärkung seiner Gesundheit eine fünfwöchentliche Reise nach Sizilien mit einigen Bekannten zu unternehmen. Sein Amt wurde währenddessen von Remy, dem preußischen Prediger in Neapel, versehen.

An Frau Bunsen.

Rom, den 25. November 1838.

„Ich bin sehr begierig auf den von Ihrem Manne angekündigten

*) Freifrau v. Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt von Augustus J. C. Hare. 6. Aufl. Gotha 1890. I, S. 364.

Engländer Gladstone.*) Auf sein Buch über Kirche und Staat**) wäre ich sehr neugierig; die Tories setzen große Hoffnungen auf ihn.

In Ihrem Vaterlande hat man doch noch das Gefühl, daß eine Nation auch in kirchlichen Dingen ein Ganzes, ein Individuum, eine Person sein sollte: das ist die wahre Idee der Staatskirche. Das hört auf, wenn die Nation sich in mehrere Konfessionen theilt; in Großbritannien war das zwar lange faktisch der Fall, aber man ignorirte es: seit der katholischen Emanzipation kann man es nicht mehr ignoriren, aber man hat doch noch, wenigstens ein großer Theil der Nation, das Bewußtsein, daß es ein Uebel ist — zugleich mit dem Gefühl, daß der Kern, das eigentliche Leben der Nation (nicht nur die Masse, die numerische Mehrzahl, sondern der Geist der Nation), der Kirche angehört —, daß dasjenige, was sie zur Nation macht, in der Kirche ist! . . ."

An Frau Bunsen.

Rom, Sonntag den 16. Dezember 1838.

„Heute habe ich Johannes den Täufer in meiner Predigt gelobt, daß er in der Zeit der äußersten Noth nicht verzagte, nicht verzweifelte, sondern glauben konnte, daß das Himmelreich nicht in ferner Zukunft, sondern nah herbeigekommen sei.

Man soll an die Gegenwart glauben, nicht menschlicher Weise aus menschlicher Berechnung, an die menschlichen Kräfte und Elemente in ihr, sondern an die göttlichen Kräfte und Lebenskeime, welche durch das Christenthum auch im Moder und Verwesungsstaub liegen.

Wenn ich's recht bedenke, muß ich mich über die Lebensregung, die sich in der katholischen Kirche gezeigt hat, freuen; jede wahrhafte Lebensregung in ihrem eigenen Schoße muß sie am Ende über sich selbst hinaus führen, daß sie sich in sich selbst regenerire; und das ist ja gerade Alles, was ich wünsche; ich habe Ihnen schon früher ausgesprochen, daß ich nicht wünschte, daß die Katholiken alle Protestanten würden. Wir wollen beide zusammen etwas Höheres werden: eine Christliche Deutsche Kirche. Ich glaube, daß der Herr die herbeiführen will. Wenn ich

---

*) W. E. Gladstone, 1809—1898; später bekanntlich ein Gegner der Tories und Führer der Liberalen.

**) The state in its relations with the church. London 1838.

das sage, so werden die Meisten den Kopf schütteln; Sie sollen das nicht, meine liebe Mutter! Ich glaube, daß der Herr diese unselige Spaltung Deutschlands nur zugelassen hat, um später eine desto schönere, einige Blüthe herbeizuführen."

Zu jener Zeit trug Abeken das Ideal einer Vereinigung beider Konfessionen in sich. Es war darauf gegründet, daß sich die katholische Kirche durch eine Reformation in ihrem eigenen Schoße erneuern und in die Zeit ihrer Entstehung zurückgehen, also der weltlichen Macht entsagen solle; dagegen müßte dann auch die evangelische Kirche sich von ihren Fehlern und Schlacken reinigen. Beide sollten auf das einfache, ursprüngliche Christenthum nach der Schrift zurückgehen, soweit es in unserer Zeit noch möglich sei.

Schwierigkeiten im Amt.

„Fürchte dich nicht, du kleine Heerde, spricht der Herr: Denn es ist eures Vaters Wohlgefallen, euch das Reich zu geben."

Mit dem Jahre 1838 war die Zeit abgelaufen, für welche Abeken die Pflichten des Gesandtschaftspredigers übernommen hatte. Seine Freunde meinten, es sei Zeit, in die Heimath zurückzukehren und sich seinem selbstgewählten Berufe, dem theologischen Lehramte, mit voller Kraft zuzuwenden. Da indeß gerade während der Jahre 1838 bis 1840 die religiösen Kämpfe drohten die evangelische Kirche von Rom zu vertreiben, glaubte Abeken, der durch langen Aufenthalt an Ort und Stelle Kenntniß der schwierigen Verhältnisse gewonnen hatte, sich für diese Zeit nothwendig in seinem Amte; denn hatte er einmal sein Thun und Handeln vor Gott geprüft und nach seinem Gewissen als richtig erkannt, so blieb er mit jener eisernen Pflichttreue dabei, die ihm einmal innewohnte.

Die Gründe seiner Handlungen mitzutheilen, lag ihm in kleinen wie in großen Dingen fern. Nur ungern und gezwungen that er es. Seinen Stolz durfte man nicht da suchen, wo ihn viele Menschen haben; frei von Eitelkeit und Ehrgeiz, beruhte er auf dem edlen Wollen einer reinen Seele, die nicht scheinen, sondern sein will. Hatte doch einer seiner römischen Freunde gesagt: „Es ist schade, daß Abeken so

gar keinen Ehrgeiz hat; aus dem könnte viel werden!" Das Urtheil der Menge hatte für ihn wenig Werth. An die Menschen aber, die er liebte, auf deren Liebe er baute, glaubte er ebenso fest, wie er fühlte, daß weder er an ihnen, noch sie an ihm jemals irre werden konnten.

Gladstones*) Aufenthalt in Rom brachte ihm außer litterarischer auch freundschaftliche Anregung.

An Frau Bunsen.

Rom, den 3. Januar 1839.

„Ich will Ihnen nur Bilder andeutend vor die Seele rufen, indem ich Ihnen sage, daß ich eben mit Gladstone vom Coliseo zurückkomme, welches vom klarsten Mondenlicht wundervoll beleuchtet war. Gladstone ist ein prächtiger Mensch; wenn Sie ihn nicht dort im Parlament gar so nöthig hätten, so würde es mich sehr betrüben, daß er so bald geht."

An Frau Bunsen.

Rom, den 18. Januar 1839.

„Jetzt gerade scheint (im tiefsten Vertrauen: die Welt glaubt das Gegentheil) unsere Lage hier verzweiflungsvoll. Noch vor wenigen Tagen hatten wir alle Hoffnung. Möchten wir doch endlich zu etwas Festem kommen . . .

Die Geselligkeit ist diesen Winter ärger als je. Eine rechte Erquickung war mir vorgestern die Villa Ludovisi, wohin ich es mir nicht versagen konnte Gladstone ganz stille zu führen, der es recht genoß.

Die Juno sollte man alle Tage einmal ansehen — und doch: auch daher kommt die Ruhe nicht."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 24. März 1839.

„Heut hat denn wieder die heilige Woche begonnen. Die Erinnerungen an die wunderbare Periode vor einem Jahre drängen sich dabei so gewaltsam auf, daß man sich ordentlich zusammennehmen muß, über diesen nächsten Bezügen und Aufregungen nicht den tiefen, ernsten, heiligen Grundton zu vergessen, der seit zwei Jahrtausenden diese Woche heiligt, und vor dem doch eigentlich Alles Andere verstummen sollte. Es sind keine unverträglichen Dinge. — Auch jetzt können wir wieder eine Ent-

*) Vergl. S. 79.

scheidung erwarten von den nächsten Tagen — jeder Posttag kann sie bringen — und doch kann sich's auch wieder so lange hinziehen! Es ist eine wunderbare Lage; man weiß nicht, was man wünschen soll; denn daß dieser halbe Zustand sich noch eine Weile so fortschleppe, kann man auch nicht wünschen.

Ihre Warnung vor England nehme ich dankbar an als den Ausdruck meines eigenen Gefühls. Gerade Das und Stärkeres habe ich mir oft gesagt, wenn manche verlockenden Einladungen erklangen. Ich weiß recht gut, daß England mir jetzt nicht nützen, nur schaden kann.

Ich bedarf jetzt stilles, ernstes Studium, wozu der liebe Gott mir wohl irgendwo, am liebsten doch in Rom, einen ruhigen Sommer geben wird. Dagegen darf selbst die — mit Worten nicht zu beschreibende — Freude, Sie in England zu sehen, nicht in Anschlag gebracht werden."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 23. Juni 1839.

„Am vorigen Montag war das Fest Johannis des Täufers, und folglich haben wir heute als am nächst darauffolgenden Sonntag das zwanzigste Jahresfest unserer Stiftung*) gefeiert und dabei aus vollem Herzen Nr. 532**) gesungen, und so wollen wir getrost in das einundzwanzigste Jahr auch hinübergehen und es als ein gutes Omen annehmen, daß heute die zu dieser Jahreszeit unerhörte Zahl von 40 Leuten, fast lauter Männer, anwesend war. Fahren Sie fort, für uns zu beten, liebe Mutter; es ist doch ein tröstlicher Gedanke, daß an so manchen Orten in der Welt mit uns und für uns gebetet wird."

Jetzt wandte sich Abeken auch wieder größeren litterarischen Arbeiten zu.

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 20. Januar 1840.

„Ich bin in meinen Arbeiten zu der ältesten Kirchenverfassung und der Entstehung des Episkopats zurückgekehrt, die ich systematisch für ein besonderes Buch über die Kirche entwickeln muß.

---

*) Der preußischen Gesandtschaftskapelle in Rom.

**) Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuchs. Hamburg, Friedrich Perthes, 1833. Nr. 532: Christe, Du Beistand Deiner Kreuzgemeine.

Der Gladstone*) liegt seit Langem fertig übersetzt da; ich habe nichts gegen den Druck, aber ich bin überzeugt, daß er in Deutschland gar nicht wirken wird. Was ich dazu gäbe, würde verloren sein; eine historische Entwickelung der Kirche paßt nicht dazu. Ueber das Verhältniß von Staat und Kirche habe ich im Sommer eine große Ausarbeitung niedergeschrieben, bin aber so unzufrieden damit, daß ich sie liegen lassen muß und zuerst geschichtlich entwickeln.

Diese Verhältnisse sind zu heilig, als daß man konfus darüber reden dürfte; und ich muß erst noch Vieles für das Feuer niederschreiben, ehe ich etwas fürs Tageslicht schreiben kann — außer Historischem. Ich habe durch meine Ausarbeitung im Sommer außerordentlich viel gelernt."

An Frau Bunsen.

Frascati, den 3. Juni 1840.

„Ich schlage mich in diesem Augenblick mit der schwierigen Aufgabe herum, des heiligen Augustinus in der That etwas vage Ideen über das Opfer im Sacrament des Altars auf einen Begriff oder auf eine Anschauung zurückzuführen; es ist, weiß Gott, nicht leicht, und doch fühlt man das Bedürfniß; man kann sich nicht, wie Chrysostomus, mit bloß rhetorischer Uebertreibung trösten.

Ich bin darum zur liturgischen Geschichte zurückgekehrt und betrübe mich in diesem Augenblick, zu finden, daß Augustinus außer einem Menschen, einem Christen, einem Kirchenvater und einem Heiligen — denn Alles das war er — auch bisweilen ein Theologe war."

An Frau Bunsen.

Casino Spada, den 21. Juli 1840.

„Die series of emotions**), in der Sie gelebt haben, haben uns auch durch die Glieder gezuckt. Es ist eine ernste Epoche, aber wir wollen vor Allem Gott dankbar sein für das seltene Glück, daß wir, einem solchen Könige nachweinend, auf einen solchen Nachfolger hinblicken können!

Haben Sie sich nicht an den köstlichen Worten gefreut, mit denen

---

*) Gladstones Werk: The state in its relations with the church. Vgl. S. 79.

**) In Beziehung auf den Tod Friedrich Wilhelms III.

er des Vaters Testament einleitet? Daß in unseren Tagen solche Worte aus Königs Munde kommen können, möchte Einen beinah mit dem Hoffnungsschimmer betrügen, als könnte in unserer Zeit noch etwas Gutes werden. Aber ach, »die edle Treiberin, Trösterin, Täuscherin Hoffnung«! Nein, man muß nicht hoffen; die Hoffnung macht Einen schwach, nur die Verzweiflung macht stark. Wer nichts hofft, nichts will, als nur im Kampf fürs Gute untergehen, der ist unüberwindlich."

An Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 30. Dezember 1840.

„In Beziehung auf Stahl*) meine ich, daß er doch auch von seinem Standpunkte aus hätte das Unrecht im Faktischen mehr hervorheben sollen, das Recht im Faktischen aber tiefer auffassen, begründen: nämlich das Recht jeder Volks-, National- oder Territorial-Einheit, unabhängig zu sein von jeder anderen und ihre eigenen religiösen Angelegenheiten selbständig zu verwalten.

Das ist die Bedeutung der Reformation vom kirchenrechtlichen Standpunkte aus: das Recht der Kirche (oder Gemeinde) von Wittenberg oder Berlin oder von Deutschland, sich von der Kirche von Rom oder irgend einer anderen nichts vorschreiben zu lassen: die Selbständigkeit der Gemeinden! Gemeinde muß nur nicht im Gegensatz gegen Clerus genommen werden, auch nicht im Gegensatz gegen Obrigkeit.

Zur Gemeinde (Landesgemeinde, Nationalgemeinde) gehört der König und der Clerus so gut wie der Plebs; eine Gemeinde wird erst dadurch eine Gemeinde, daß in ihr die Kirche repräsentirt ist (sei es durch Bischof oder Pfarrer). Eine Gemeinde ist nicht eine gewisse Anzahl von Köpfen, die sich zufällig oder willkürlich zusammengethan; das ist das gemeinsame und gemeinsam falsche Prinzip des Dissidentismus und Liberalismus; sondern jede organische, von der Natur gegründete Einheit (in niederem Kreis die Familie) bildet eine Gemeinde in der Kirche; nicht die 10 000 Einwohner einer Stadt, sondern die Stadt, ἡ πόλις, bildet die Gemeinde, und höher hinauf das Land, der Staat,

*) Friedr. Jul. Stahl, Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht, 1830—1837.

ἡ πόλις im höchsten Sinn; und hierin sind die drei Glieder, der Fürst, die Stände und das Volk (Stände: weltliche und religiöse).

Wäre nun gar keine allgemeine Kirche, so wäre es damit genug, und eine solche πόλις regiert sich in dieser Ordnung ganz selbständig; die religiösen Stände, Lehrstand oder wie man ihn nennen will, brauchte keine andere Weise und Begründung als das Landesgesetz, und es wäre vielleicht ein nationaler, aber kein kirchlicher Clerus; d. h. ein Mitglied des deutschen Clerus wäre in England oder Frankreich kein Cleriker.

Nun ist aber eine solche allgemeine Kirche und soll sein nach Christi Willen; und so soll die einzelne Gemeinde ein Glied und zugleich ein Mikrokosmos der Kirche im Ganzen sein, der nationale Clerus soll zugleich ein allgemein kirchlicher sein, und das kann er, glaube ich, nur durch das Episkopat und seine Anknüpfung durch Succession (bei der es nur auf die Idee anknüpft, weil doch am Ende ein Bischof immer nur von einem anderen seine Autorität bekommen kann, nicht von dem Geistlichen unter ihm). Dann regiert sich jede Gemeinde (nicht jede Pfarrgemeinde, sondern jede Landes- oder Volksgemeinde, die überhaupt ein unabhängiges Ganzes bildet, ein Fürst oder irgend eine andere Obrigkeit, z. B. in freien Städten), Bischöfe und Volk ganz unabhängig und doch im Zusammenhange mit der allgemeinen Kirche.

Ohne Zustimmung der Laien und ohne Willen des Fürsten kein Gesetz für die Gemeinde; aber auch nicht ohne die Autorität der Bischöfe. Theologen aber und studirte Leute kann ich immer nur zu den Laien rechnen. — Ich glaube nicht, daß ich Gemeinde und Kirche scheide; ich will im Gegentheil in jeder Gemeinde und als wesentliches Element der Gemeinde selbst eine Repräsentation der Kirche und finde diese in den Bischöfen."

8. Kapitel.

Tod des Vaters. — Aufenthalt in Osnabrück, Berlin und England. (1840—1842.)

„Ich glaube, Herr! Hilf meinem Unglauben!"

Alle Zweifel der für Abekens Schicksal besorgten Freunde wurden überraschend schnell und, wie so oft hier auf Erden, ganz anders, als zu erwarten war, durch den plötzlichen Tod seines Vaters gelöst.

Schon vor Bernhardinens Krankheit war in den Briefen mehrmals die Rede von tiefen Ohnmachten, welche den Vater befallen hatten. Bei seiner sonst außerordentlich rüstigen Gesundheit wurde selbst dadurch keine Besorgniß für sein Leben wach, obgleich sie bei ihm wie bei dem Sohne gerade durch die Ueberfülle blühender Kraft hätten erregt werden können, da sich in ihr oft der Keim schnellen Todes birgt. Die starke Eiche bricht der Sturm, das schwankende Rohr vermag er nur zu biegen.

Wie Abeken, so liebte auch der Vater die weiten stillen Spaziergänge, zu denen die schöne Umgebung Osnabrücks eine reichliche Gelegenheit bot. Oft und besonders gern gingen Beide am Abhange der Berge und Wälle oder am Wasser entlang. Auf einem solchen einsamen Gange hatte den Vater ein nach des Arztes Aussage sofort tödlicher Schlaganfall getroffen, und dieses liebevolle, in den letzten Jahren so viel und schmerzlich bewegte Herz stand still.

Onkel Rudolf an Abeken.

Osnabrück, den 22. November 1840.

„Wenn Du dieses liesest, lieber Heinrich, bist Du von dem traurigen Verluste, den Du erlitten, schon unterrichtet. Du hast unendlich viel verloren. Von der schmerzlichen Theilnahme der Deinigen bist Du überzeugt; aber auch die ganze Stadt nimmt Antheil, so herzlichen, innigen, wie man es selten erfährt; das geht von dem Alter bis auf die Kinder herab.

Auch aus den früheren Briefen wirst Du gesehen haben, daß Dein Vater immer wohl war, daß er rüstig seine oft schweren Geschäfte

besorgte, daß die schlimme Lage der Stadt und des Magistrats seine gründliche Heiterkeit und Ruhe nicht zu stören vermochten. Er hatte — wie immer — ein offenes Herz für Andere, für ihre Freude und ihr Leid. Man kann im vollsten Sinne des Wortes sagen, daß sein eigentliches Leben in der Lust bestand, in dem Bemühen, Andere froh zu machen, ihnen zu dienen und zu helfen. Von wie Vielen, Vornehmen und Geringen, wird mir dieser Gedanke ausgesprochen! Sein ganzes Wesen war Güte und Liebe. Ich habe seines Gleichen nicht gekannt."

Onkel Rudolf an Abeken.

Osnabrück, den 4. Dezember 1840.

„Am 28. November ward die geliebte irdische Hülle der Erde übergeben, sie ruht neben Deiner Mutter und Schwester. Ein langer Zug Trauernder folgte der Leiche, unter ihnen vier Prediger."

Onkel Rudolf an Abeken.

Osnabrück, den 3. Januar 1841.

„Ueberarbeite Dich nicht, elf Predigten in acht Tagen sind zu viel. Sorge für Deine Gesundheit und denke dabei an uns! Wir sind ja immer eins und in der Liebe zu Deinem unvergeßlichen Vater doppelt eins."

An Frau Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 30. Februar 1841.

„... Ja, es ist eine schwere Prüfung Gottes — es ist mir wie ein Stück festen Grundes und Bodens unter den Füßen weggezogen; es thut um so dringender Noth, mich an den Halt von oben anzuklammern. Den wird mir ja Gott nicht entgehen lassen, und Sie werden mit gewohnter Treue nicht ablassen, meinen Blick nach oben zu richten, durch Milde und Strenge, durch Wort und Beispiel, immer durch Liebe; nicht wahr, meine theure Mutter?

Die Entfernung ist schwer in solchen Augenblicken; diesmal hat sie mir das Schwerste erspart: denken Sie, daß die theure Leiche erst acht Tage nach dem Tode aufgefunden worden — im Wasser, an dessen Ufer auf einem Lieblingsspaziergang ihn der Schlag getroffen haben muß — denn nach aller ärztlichen Aussage ist der Tod vor dem Fall

ins Wasser gewiß — keine Spur von Kampf im Wasser — die Gewißheit eines Schlagflusses, zu dem er geneigt war; er hatte in den Tagen vorher über Andrang zum Kopf geklagt.

Mir schrieb mein Onkel erst, als die Leiche gefunden war — welche Tage mußte er durchlebt haben! Die Nachricht erhielt ich also acht Tage nach dem Empfang des letzten, am Morgen seines Todestages geschriebenen heiteren Briefes! Vor solchen Führungen Gottes können wir nur still stehen und anbeten.

Aus der Vaterstadt kommen mir die rührendsten Beweise der Theilnahme zu. Am tiefsten hat mich bewegt: er war Oberinspektor der städtischen Kohlenwerke; die feierliche Beerdigung fand an einem Arbeitstage statt, wo die zahlreichen Bergarbeiter nicht mitziehen konnten; da kamen sie aus eigenem Antrieb am nächsten Sonntag morgens in voller Zahl zum Kirchhof, um an seinem Grabe ein Lied zu singen. — Sein Andenken wird Vielen lieb bleiben; möge es mir zum Segen bleiben, und möchte ich seiner stillen, aber unermüdlichen Thätigkeit nacheifern! —

Ich habe nun einen stillen, doch ziemlich geschäftigen Winter verlebt; Deutsche und Franzosen sind beide zahlreicher als je; von ersteren sehe ich meist gegen achtzig (den ganzen Raum füllend), von letzteren etwa sechzig vor mir und finde von beiden Seiten viel Theilnahme und Eifer....

Nach Osnabrück muß ich wohl — man fordert mich sehr dringend auf, aber mir schaudert davor.

Gott hat mir ernste Prüfungen auferlegt und viel Gnade erwiesen; wo Er mir das höchste Glück versagt hat, hat er mich zum bewußt- und verdienstlosen Werkzeug des Segens gemacht — und das ist, recht bedacht, doch das höchste Glück."

Im Herbst 1839 war Bunsen zum Gesandten in der Schweiz ernannt worden und bewohnte dort mit seiner Familie den reizenden Hubel, ein Landhaus auf einem abgeschlossenen Hügel, mit der Aussicht über bewaldete Gegenden hinweg auf die Bergkette des Berner Oberlandes. Sein Aufenthalt in der Schweiz sollte nicht von langer Dauer sein. Durch Friedrich Wilhelm IV. wurde er 1841 nach Berlin berufen. —

Schon seit längerer Zeit waren Bunsens besorgt, daß Abeken zu sehr in Italien festwachsen könne und durch das Schwelgen in diesem „seligen Lande“, welches schon Manchem zum Verhängniß geworden war, seine besten Eigenschaften und Fähigkeiten verlieren oder wenigstens nicht zu voller Kraft entwickeln würde. Auch waren sie um seine Gesundheit besorgt. So schrieben sie ihm liebevoll warnende Briefe, wie man sie einem geliebten Sohne schreibt. Bunsen schlug ihm vor, ihn bei einer Sendung nach England mitzunehmen.

Abeken bat wirklich um Urlaub und kehrte nach Deutschland in das verödete väterliche Haus zurück, um die Geschäfte zu ordnen. Seine Gesundheit war durch die übermäßigen und andauernden Anstrengungen seit dem Jahre 1835, bei denen er nie auf Müdigkeit oder Krankheit des eigenen Körpers Rücksicht genommen hatte, wenn es galt, Hülfe oder Trost zu geben, wirklich sehr angegriffen. Schon in Rom litt er an heftigen Fieberanfällen, die auch in Osnabrück und Berlin nicht nachließen.

In der Heimath lebte er viel mit der Familie des geliebten Onkels Rudolf, in welcher er liebevollen Trost, Pflege und Erholung fand.

Bunsens Vorschlag, Abeken mit nach England zu nehmen, gewann immer bestimmtere Gestalt. — Die schon unter Friedrich Wilhelm III. angefangenen liturgischen Arbeiten sollten weiter fortgeführt werden. Ebenso traten durch Bunsens Anwesenheit in Berlin alte und neue Ideen über Staat und Kirche hervor, die ausgearbeitet werden sollten.

Besonders aber fiel der Blick des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf Jerusalem. Er wünschte für die evangelische Kirche dort einen Punkt gemeinsamer Thätigkeit zu finden, zunächst im Verein der deutschen mit der englischen Nation. Bunsen ward zu der Ausführung ausersehen. Der Gedanke des Königs war auf eine wirklich gemeinsame That der englisch-episkopalen und deutsch-evangelischen Kirche gerichtet: eine geistliche Stiftung sollte als das Werk beider erscheinen. Dies war die Grundidee eines Bisthums von Jerusalem. Es konnte freilich zu jener Zeit fast in allen Dingen nur ein Keim gelegt werden in der Hoffnung auf späteres Wachsthum.

Anfang Juli 1841 ging Abeken nach Berlin und wurde Friedrich Wilhelm IV. vorgestellt. Von dort kehrte er noch einmal nach seiner

Vaterstadt zurück. In Berlin wie in Osnabrück litt er jedoch an heftigen Fieberanfällen.

Bunsen schrieb an Abeken: „Ich habe nur wenige ruhige Augenblicke und diese gehören Ihnen. Ich muß Ihnen danken für Ihre treue Liebe und Ihnen sagen, welchen Schrecken mir Ihre Krankheit macht. Wie können Sie denn denken, mit solcher Fiebergereiztheit in den Sommer zurückzukehren! Es hieße muthwillig in ein offenes Grab gehen. Schenken, geben, opfern Sie Gott auch das Liebste, und ist's Ihnen gut, so erhalten Sie es aus Seiner Hand, so gewiß als Christus für uns gestorben ist. Aber do not fly into the Almighty's face! Uebersehen Sie den ungeheuren Fingerzeig nicht, den er Ihnen giebt durch das Fieber, und durch das Gefühl des deutschen Geistes, des vaterländischen, der Sie umhaucht! Sie müssen in keinem Falle vor dem Herbst zurückgehen. Unterdessen begleiten Sie mich nach London. Ich gehe (wie die Krönungsgesandten) als Envoyé extraordinaire en mission spéciale pour Sa Majesté le Roi de Prusse für sechs bis acht Wochen."

Da auch der Arzt eine baldige Rückkehr nach Italien für unmöglich erklärte, erhielt Abeken einen sechswöchentlichen Urlaub von seinem römischen Amte.

Durch die Briefe der letzten Jahre zog sich ein Gefühl von Müdigkeit, welches bei Abekens sonstiger Lebenslust, Lebenskraft, geistiger Frische und sanguinischem Temperamente ganz unnatürlich erschien. Selbst den schmerzlichsten Zeiten wußte er sonst genügende Seelenstärke entgegenzusetzen; aber der früher so kräftige Körper gab nach und wollte nicht mehr gehorchen. So war es denn ein Glück für ihn, daß gerade dieser Urlaub einen Wendepunkt seines Lebens bildete. Durch die Veränderung des Klimas sowohl, als durch die vollständig andere, wenn auch angestrengte geistige Thätigkeit gewann er bald die frühere Kraft, Frische und Elastizität wieder.

Bunsen selbst ahnte wohl kaum, daß sein junger Freund durch diesen Schritt von der theologisch-wissenschaftlichen Laufbahn mehr in die politische gelenkt wurde. Indeß ist es gerade dadurch Abeken zu Theil geworden, mit der vollen Kraft und Energie seines Geistes und Körpers König und Vaterland, Staat und Kirche in den verschiedensten, immer aber in wichtigen Zeiten dienen zu können.

An Frau Bunsen.

Göttingen, den 24. Juli 1841.

„Die Ordnung meiner Verhältnisse in Osnabrück zog sich durch mancherlei Berechnungen in die Länge; so entschloß ich mich zu einem Abstecher nach Dresden, um meinen Oheim*) nach 14 Jahren wiederzusehen, und Berlin, um von da über Osnabrück, wo dann rasch abgeschlossen werden konnte, zurückzukehren.

Ich brachte acht heitere Tage in Dresden zu; dort sah ich Semper**) wieder, der sich Ihrem Andenken in dankbarer Anhänglichkeit empfiehlt; er ist ein sehr tüchtiger Mann, der höchst ausgezeichnete Bauten in Dresden ausgeführt hat: ein musterhaftes Theater, das Schönste ohne Vergleich, das ich kenne; eine vortreffliche Synagoge im orientalischen Styl. Ich sprach viel mit ihm über Kirchenbau. Geben Sie mir eine Liturgie, sagte er, so will ich Ihnen eine Kirche bauen. Das zeigt Verstand! — Er muß nach Berlin.

In Berlin von Usedom***) mit großer Herzlichkeit empfangen, von Werther†) mit großer Artigkeit, und von Letzterem gleich dem König gemeldet, der mich auf Montag den 12. zu Tisch befahl; da kam das Fieber, und ich mußte absagen, erst am Freitag konnte ich mich gesund melden und war gleich am Sonnabend zur Tafel in Sanssouci; der König, ja was soll ich davon sagen? Was hilft's, Begeisterung auszusprechen? Nach Tisch nahm er mich beiseit und fragte, warum ich nicht nach England gegangen. Ich gab die bekannten Gründe an, die er nicht mißbilligte; nur scherzend sagte er, er hätte gedacht, es sei das römische Fieber.

Dann viel über englische und deutsche Verhältnisse gesprochen, was wir von England lernen sollten, wie wenig man England kenne und zu würdigen wisse, wie es ihn jammere, daß die deutsche Kirche noch gar nicht wisse, wo hinaus; er verliere beinah die Geduld, und doch

---

*) Vergl. S. 15.

**) Gottfried Semper, 1803—1879; berühmter Architekt, Bauten und Entwürfe für Dresden, München, Zürich, Wien.

***) Vergl. S. 75.

†) Frhr. v. Werther, 1772—1859; preußischer Staatsmann, 1824—1837 Gesandter in Paris, 1837—1841 Minister des Auswärtigen, später Oberstmarschall.

müsse nach seiner Ueberzeugung der Staat nur zusehen: Alles das in originellsten, kräftigsten, genialsten Ausdrücken.

Erst am Montag darauf konnte mich Eichhorn*) sehen, auf dessen Rath ich jetzt vorerst nach Osnabrück gehe.

Soll ich's gestehen? Eine kleine Satisfaktion machte mir's, daß Jedermann**) billigt, daß ich nicht auf zwei bis drei Monate nach England gehen wollte. Aber der König hat, ehe er mich gesehen, gegen Usedom den Gedanken geäußert, mich auf längere Zeit nach England zu senden; ohne des Königs zu erwähnen, hat mir Eichhorn gesagt, er wünsche, ich möge nach England gehen, und glaube, es würden sich schon die Mittel für einen längeren Aufenthalt finden; dazu habe ich mich von Herzen bereit erklärt.

So steht die Sache. Macht der König Ernst, so ist es möglich, daß ich nicht nach Rom zurückkehre, sondern im Herbst nach England gehe; Eichhorns Absicht dagegen schien, daß ich nach Rom zurück, dort einige Monate römische Institutionen recht speziell studiren und dann nach England gehen sollte. Davon muß ich meine Bewegungen dann abhängig machen.

Meine Meinung ist, wenn ich nicht nach England gehe, mein Amt jedenfalls nächste Ostern aufzugeben und mich ruhig auf eine deutsche Universität zu begeben, wo ich wenigstens a twelfmonth nichts thun werde als lernen, obgleich der König sagte, in Deutschland gäbe es viel mehr zu lehren als zu lernen. Ob Sie wohl nun mit diesen Plänen und Gedanken etwas zufriedener sind als seither?"

Nach all diesem Hin- und Herschwanken des Schicksals fand Abeken, auf dem Dampfschiff Neptun nach London fahrend, einen ruhigen Augenblick, um an Onkel Christel nach Dresden zu schreiben: „. . . Wenn die Zeilen etwas wellenförmig werden, so nimmst Du es nicht übel, sondern denkst, das sei auf der Nordsee eben im Charakter. Ich bin selbst noch ganz verwundert darüber, hier zu sein, das glaube mir. Ich habe trotz der großen und schönen Aussicht auf England eine ordentliche Sehnsucht nach Rom, theils weil Rom Rom ist und meiner Natur

*) Johann Albert Friedrich Eichhorn, 1779—1856; preußischer Staatsmann, von Oktober 1840 bis 19. März 1848 Kultusminister.

**) Gemeint sind der König, Eichhorn und Usedom.

diese stille Heiligkeit vergangener Größe weit mehr zusagt und lieb ist als die lärmende Pracht und Herrlichkeit gegenwärtiger Macht und Größe, wie London sie bietet — theils weil mich nach der ruhigen Thätigkeit meines Amtes verlangt.

Die letzten acht Tage waren sehr schön in Osnabrück; ich habe sie recht genossen. Am Freitag den 12. [August] ging ich bei ganz himmlischem, klarem stillen Wetter, recht wie es sich dazu gehörte, mit Onkel Rudolf den letzten Weg, den Vater gegangen war; es hat mich gerührt zu denken, wie er in seinen letzten Augenblicken noch diese stillen, schönen Herrlichkeiten der Werke Gottes genossen und so mitten daraus zu größerer Herrlichkeit übergegangen ist!"

An Onkel Christel.

15 South Audley Street, London, den 22. September 1841.

„So bin ich denn nun hier in der Weltstadt well and comfortably lodged vorerst bei Bunsen, der bis zum 19., vielleicht ganz zum Ende Oktober hier bleibt; so lange wohne ich bei ihm; dann muß ich mir für mich selbst ein Stübchen suchen; hier in diesem aristokratischen Westend der Stadt; anderswo kann man hier nicht wohnen; auch die Kaufleute, deren Geschäfte doch alle in der City sind, wohnen nicht in der greulichen, dumpfen, engen, durchräucherten, durchlärmten City, sondern auf dem Lande unmittelbar vor London; selbst die Commis und die Comtoirbedienten kommen bei der großen Regelmäßigkeit und Leichtigkeit der Verbindung nur zu den Geschäftsstunden herein. Daher ist die ganze Umgegend, schon die outskirts von London, von einer Menge kleiner, mit zierlichen Gärtchen umringter Häuser umgeben. Denn jeder Engländer will, wenn er Familie hat, auch ein ganzes Haus haben, möge es noch so klein sein. Auf Etagen zu wohnen, würde hier ein Wirthshausleben sein. Dies Gartenwohnen ist äußerst zuträglich für Wohlbefinden und Wohlbehagen. Hier im Westend, wo wir gerade im fashionabelsten Theile wohnen, ist gut sein; die Straßen regelmäßig, reinlich, luftig; in nur geringen Entfernungen voneinander die Squares, mit ihren köstlichen grünen, bebuschten, beblümten Rasenplätzen, zu deren Gitterumfriedigung jedes anstoßende Haus einen Schlüssel hat, so daß die Kinder dort den ganzen Tag wie im Hausgarten spielen; und ganz in der Nähe jene köstlichen Parks, von deren

Herrlichkeit sich Niemand einen Begriff machen kann, der sie nicht gesehen. St. James Park, Hyde Park, Regents Park, die ländliche Einsamkeit und Behagen, mit weidendem Vieh, dem reichsten Grün, den schönsten Baumgruppen mitten in die Stadt hineinbringen; nur die prächtigen Thürme von Westminster, von fern über die Bäume ragend, erinnern bisweilen daran, daß man in der Stadt ist. Denke Dir den großen Garten mitten in Dresden hineinversetzt! Alles ist hübsch nah, einige Freunde wohnen nicht zu weit; zum Athenaeum-Club, wo ich gestern eingeführt bin und nun lesen, schreiben, arbeiten, für ein Billiges essen, kurz auf das Prachtvollste leben kann, ist's auch nicht über eine halbe Stunde; so bin ich denn vorerst nicht übel daran.

Am Dienstag, den 7. September, morgens 11 Uhr, war ich in London, und sechs Stunden darauf war ich schon wieder aus London heraus auf dem Wege nach Addington Park, dem köstlichen Landsitze Seiner Durchlaucht des Lord Erzbischofs von Canterbury, wo wir zwei Tage mit dem ehrwürdigen Greise in tiefster, ländlich-priesterlicher Stille zubrachten; das war ein guter Anfang für England. Ich beschreibe den Park nicht, so wenig wie die köstlichen Gegenden, welche ich am Sonnabend den 11. durchfuhr, um nach Rugby in Warwickshire zu kommen, wo wir den Direktor einer der größten Schulen Englands, Dr. Arnold,*) einen der bedeutendsten Männer Englands, besuchten und einen schönen Sonntag zubrachten. Denk Dir unsere westfälischen Gegenden mit ihren einzelnen Häusern, Feldern, Baumgruppen, nur Alles üppiger, fruchtbarer, angebauter und grüner. Die Schule von Rugby (350 Schüler und 300 Alumnen), ein prächtiges Gebäude im angemessensten gothischen (Tudor-) Styl, vor 20 Jahren neu aufgeführt, neben der Stadt auf dem Lande; über grünen Weideplätzen köstliche Baumgruppen, um welche sich wiegt »der Raben geselliger Flug«. Ich kann nicht leugnen, ich fühlte mich wie zu Hause. Am Montag den 13. waren wir mittags wieder in London, wo wir seitdem geblieben sind."

Noch vor seiner Reise nach England veröffentlichte Abeken eine kleine Schrift: „An meine Mitbürger Lutherischer Konfession" (Osnabrück 1841). Sie enthält einen Vorschlag zum Gottesdienst, wie er am

*) Thomas Arnold, Rektor der Schule Rugby.

natürlichsten und einfachsten, begründet auf das Evangelium, aus einem echt christlichen Leben hervorgeht.

Bunsen, Abeken und Andere suchten unermüdlich, begünstigt von Herrschern, denen das christliche Wohl ihrer Unterthanen am Herzen lag, die Kirche auf eine Form zurückzuführen, welche, Armen und Reichen gleich verständlich, Kern und Leben darin zurückbringen und dadurch wahrhafte, thatkräftige Frömmigkeit und Sittlichkeit im Volke fördern müsse. Manches wurde erreicht. Die alten, echtdeutschen, herzstärkenden Kirchenlieder sind uns durch diese Bestrebungen unverdorben wiedergegeben. Etwas kürzer würde Abeken Predigt und Lieder bei dem Gottesdienst jetzt noch wünschen. Wenig mit Andacht war ihm lieber, als viel mit lahmen Kräften, da er den Gottesdienst nicht empfangend, sondern als That des Einzelnen, wenn auch im Wesen gemeinsam, ansah.

Gelegentlich eines Besuches von Berlin und Osnabrück im Winter 1842 schreibt er seinem Onkel Christel nach Dresden: „Was mein nächstes Geschäft in England war, bei und mit Bunsen für das in Jerusalem gestiftete evangelische Bisthum zu arbeiten, weißt Du gewiß. Dies ist so ziemlich zu Ende, und wenn ich nun wieder nach England zurückkehre, gehe ich nur zum Studium der dortigen kirchlichen Einrichtungen; wozu ich wohl noch ein Jahr gebrauchen werde.

Dann siedle ich nach Deutschland über; wo ich aber festen Fuß fassen werde, das wird der liebe Gott wohl besser wissen wie ich. Ich bin einmal ein Wanderer, heimathlos; und das ist mir schon recht."

Abeken war bei der feierlichen Taufe des Prinzen von Wales zugegen und traf in London mit vielen ihm von Rom her befreundeten und anderen englischen Familien zusammen: z. B. Henry und Thomas Acland,*) Knights, Verneys,**) Gladstone, Dr. Arnold,

*) „Der Sitz der Aclands ist ein Normalbild der Behausung, Lebensart, Wirksamkeit, Mildthätigkeit einer englischen Landedelmannsfamilie; da fühlt man, wo Englands Stärke liegt und wo sein Segen wurzelt." Bunsens Biographie, deutsch von Nippold, II, S. 82.

**) Ebendort, S. 87 schreibt Bunsen: „Nach einer reichen Woche reisten wir zu Sir Harry Verney, dem patriarchalischen Herrn von Claydon, und seiner geist- und gemüthvollen Gemahlin."

Puseys u. s. w. Von Deutschen sah er dort Fürst Pückler,*) Cornelius, Ritter**) u. A.

In dieser für Abeken arbeitsreichen Zeit entstanden außer zahllosen Depeschen „A letter to the Rev. E. B. Pusey, D. D. In reference to certain charges against the german church, contained in his letter to His Grace the Archbishop of Canterbury. By the Rev. H. Abeken, Theol. Lic., Chaplain to his prussian Majesty's Legation at Rome." London, John W. Parker, West Strand, 1842; und „Das Evangelische Bisthum in Jerusalem. Geschichtliche Darlegung mit Urkunden." Berlin, W. Besser, 1842. — Wie indeß Abeken an Bunsens angestrengter Thätigkeit theilnahm, dessen rastlos schaffender Geist sich einen unbeschäftigten Menschen kaum vorstellen konnte, so wurde ihm auch, nicht nur wegen Bunsens Stellung, sondern ganz besonders durch die bedeutende Persönlichkeit desselben Vieles zugänglich. Denn in London wie in Rom war es wieder Bunsen, der den Mittelpunkt für die vornehme Gesellschaft ebenso wie für ausgezeichnete Künstler und hervorragende Gelehrte bildete.

Im Frühjahr 1842 ist Abeken wieder in Berlin.

An Bunsen.

Berlin, den 28. April 1842.

„Am Freitag war ich beim König zur Tafel in Potsdam; der König war heiter, sprach aber natürlich über Tafel nur Gleichgiltiges; ich saß gut, zwischen Oberst Gerlach***) und Voß.†) Nach der Tafel rief der König Gerlach und mich in sein Kabinet.

Der König bedauerte noch immer, daß Sie im Winter nicht hier gewesen, um den Leuten die Wahrheit über das Bisthum zu sagen; das habe damals noch geschehen können; jetzt sei es offiziell dazu zu spät; er sei es darum zufrieden, daß ich es schriftstellerisch thue. Gerlach war ganz einverstanden; er hatte mein »letter« gelesen und

---

*) Hermann Fürst von Pückler-Muskau, 1785—1871.

**) Karl Ritter, 1779—1859; Geograph, Begründer der allgemeinen vergleichenden Erdkunde.

***) Leopold v. Gerlach, 1790—1861; seit 1838 Oberst und Chef des Generalstabes des III. Armeekorps, 1850 Generallieutenant und Generaladjutant des Königs, einflußreiches Mitglied der sogenannten „Camarilla" und Gegner der deutschen Politik des Ministers v. Radowitz.

†) Excellenz, Präsident des Konsistoriums.

pries ihn dem König an: solch ein Episkopat unterschreibe er von Herzen; er müsse übersetzt werden; er werde die beste Wirkung thun. Ich übergab den »letter« dabei dem König nebst Ihrer »Heiligen Wochen-Musik«,*) welche ihn sehr glücklich machte.

Ein langer Streit, in welchem Gerlach und ich Hengstenberg**) vertheidigten und der König seine kirchlichen Ansichten sehr schön entwickelte, nahm viel Zeit weg; so kamen wir auf nicht viel Bestimmtes; das Wichtigste war, daß der König sagte, er habe die Trennung der Konsistorialpräsidenten von den Oberpräsidenten dekretirt; das ist ein großer Schritt. Auf die Liturgie konnte ich ihn während des Streites nicht bringen, was mir leid that.

Schelling***) wird diesen Sommer Philosophie der Mythologie (oder wie die Berliner sagen: Mythologie der Philosophie) lesen. Er ist doch Berlin treu; allzu freudig scheint er nicht. Cornelius ist wohl. Lepsius†) arbeitet ungeheuer. Durch ihn habe ich Berny††) kennen gelernt: ein prächtiger Mensch! Er wird für uns schreiben, in trefflichem Sinne. Er hat Takt.

Die Cölner Domlotterie ist von einigen Wenigen mit Enthusiasmus aufgenommen; die meisten nennen sie phantastisch. — Diese Woche wird wieder dreimal die »Antigone«†††) gegeben; die Begeisterung dafür ist gleich groß und allgemein. Thile sagt, er sei in ihr andächtiger gewesen als in mancher Kirche."

An Bunsen.

Berlin, den 4. Mai 1842.

„Gestern Abend bringt mir Lachmann das versprochene Exemplar des Neuen Testaments*†) für Sie. Sie werden sich daran freuen und

---

*) Vergl. auch Bunsens Buch „Die heilige Leidensgeschichte und die stille Woche" (2 Bände), 1841.

**) Hauptvertreter der protestantischen Orthodoxie; 1802—1869.

***) 1841 nach Berlin berufen, hielt dort Vorlesungen über Philosophie. (Vergl. S. 44.)

†) Richard Lepsius, 1810—1884; leitete 1842—1846 seine berühmte Expedition nach Aegypten (vergl. S. 101 ff.); seit 1873 Oberbibliothekar der Berliner Bibliothek.

††) Ein französischer Prediger.

†††) Von Felix Mendelssohn-Bartholdy 1841 komponirt.

*†) Karl Lachmann, 1793—1851; seit 1825 Professor in Berlin. Berühmt ist u. a. seine kritische Ausgabe des Neuen Testaments, Berlin 1831 u. ö.

an der Vorrede ergötzen; er bleibt der alte Schalk. Es steckt übrigens wieder sehr viel in der Vorrede, wovon die Theologen sehr wenig verstehen werden."

An Bunsen.

Berlin, den 11. Mai 1842.

„Wovon soll man reden, als von dem, was jede Seele, jedes Herz erfüllt, dem ungeheuren Gericht, das der Herr über Hamburg*) gesandt hat? Und wieder, man mag nicht reden, sondern nur demüthig die Hand auf den Mund drücken, aber auch die Hand ausstrecken, thätig sein und helfen!

Von hier geschieht, was geschehen kann; unser König hat sich ganz als er selbst bewährt, sich gleich an die Spitze gestellt, im schönsten Aufruf, den er sicher selbst geschrieben, die Noth und das Leiden und so die Pflicht für eine gemeinsame Hülfe erklärt und selbst gleich 2500 Thaler gesandt, außerdem eine Menge Effekten, Truppen, deren man zur Ordnung vor Allem benöthigt ist, Ingenieure, Pioniere. Gestern sind drei Schiffe von hier abgegangen voll Effekten, Kleidern, Betten, Brot, Hülsenfrüchten; mit Thränen in den Augen, in unabsehlichen Massen, sich streitend um den Vortritt, haben sich Menschen aus allen Ständen zu den Empfangsorten gedrängt, um ihre Gaben noch aufnehmen zu lassen; doch hat Vieles für später abgehende Schiffe bleiben müssen, Vieles ist zu Wagen gegangen. Das Elend ist unermeßlich. Ueberall aber mischt sich in die Klage und das Entsetzen die Begeisterung für den König als ein Tropfen des edelsten Trostes. Möge Deutschland nicht hinter ihm zurückbleiben!"

An Bunsen.

Berlin, den 8. Juni 1842.

„... Es ist merkwürdig, wie wenig Spuren wirklicher lebendiger dogmatischer Weiterbildung sich in der Kirche zeigen. Es ist nur auf der einen Seite das starrste Festhalten am alten Buchstaben, auf der anderen das allerflüssigste Zersetzen und Auflösen. Das ist kein guter Zustand. Die hiesige Geistlichkeit macht mir den allererbärmlichsten Eindruck. In die Kirche zu gehen ist eine Pönitenz. Geist hat Keiner,

*) Ein furchtbarer, ganze Stadttheile vernichtender, vom 5. bis zum 8. Mai dauernder Brand.

weder göttlichen noch weltlichen. Ach! hier muß man in anderem Sinne fragen: »Was will das werden?« ...

Lepsius läuft umher wie ein brüllender Löwe, Reise bereitend. Weiß Gott, ich möchte auch mit ihm in die Wüste.

Cornelius hat die allerschönsten Kompositionen seines Lebens gemacht, um einen silbernen Schild für den Prinzen von Wales zu zieren."*)

An Bunsen.

Berlin, den 15. Juni 1842.

„In unserem geistigen Leben steht es nicht gut. Es kommt mir vor, als ob gerade, während wir materiell uns mehr und mehr einigen und zusammenschließen, unser Geist und Herz immer mehr zerfahre, sich muthwillig selbst zersplittere. Ich sehe nirgends große Bewegungen, Stromes- oder Sturmesrichtungen, sondern eine Menge kleiner Wellen, die sich in sich selbst zerschellen — frittery, frisky an der Oberfläche, und im Innern stockt es. Vielleicht ist das nur der Eindruck von Berlin; ich möchte doch darüber ins Klare kommen. Vielleicht ist's auch nur, weil ich in Deutschland fremd geworden bin."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 28. Juni 1842.

„Lepsius geht am 8. Juli von hier über Hamburg nach London, am 1. August von London mit dem Dampfboot nach Malta und Alexandria. Wer doch mit dürfte! Das wäre noch der Mühe werth! Hier in Deutschland geht Alles drunter und drüber; wenn ich eigentlich die Seekrankheit kennte, würde ich sagen, ich sei seekrank — ach! und das feste Land ist noch weit, weit! Und auf einen frischen Wind ist keine Hoffnung, sondern wir müssen laviren und werden von dem verworrenen Spiel der Wogen richtungslos hin und her getrieben."

Im Sommer ging Abeken wieder in Geschäften zu Bunsen nach England, wo der Plan zu seiner ägyptischen Reise schon ins Auge gefaßt wurde. Ende August ward er bei der Rückreise als Courier zum König an den Rhein geschickt. Von dort aus schrieb er an Bunsen:

*) Pathengeschenk des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Benrath bei Düsseldorf, den 29. August 1842.

„Ich will einen Brief wenigstens anfangen, obgleich ich ihn nicht absenden werde, als bis ich den König noch einmal gesehen — noch einmal: denn unglaublich, wie es klingt, ich habe ihn schon gesehen und eine Stunde lang gesprochen, morgen werde ich ihm die Schrift*) vorlesen! Dies ist übermäßig glücklich, kommt aber von einem kleinen Unglück; denn leider hat unser lieber theurer König das Podagra und ist deshalb gestern gleich hierher geeilt von Düsseldorf und muß sich heut und morgen ganz ruhig auf seinem Lager halten. Er war indeß trotz der vielen Schmerzen voll guten Humors. Das Podagra darf uns übrigens keine Sorge machen, sondern ist ihm, wenngleich ein schmerzlicher, doch vielleicht ein heilsamer Ableiter; er sagte mir, er befinde sich dies Jahr im Ganzen wohler als je sonst. Ueber Jerusalem haben wir noch nicht gesprochen, sondern nur über England. Ueber die Sache kann ich vorerst nur sagen, daß des Königs Gesinnung und Theilnahme unverändert ist, wie sich von selbst versteht."

An Bunsen.

Düsseldorf, den 30. August 1842.

„Ich blieb gestern in Benrath. Um 10 Uhr ging ich aufs Schloß heut Morgen. Der König hatte Gottlob eine gute Nacht zugebracht und weniger Schmerzen; also entschiedene Besserung, wenn auch langsam. Er sprach erst über einige Liturgica, protestirte einigermaßen gegen die Hervorhebung des Dekalogs und alten Bundes im Morgengebet und möchte lieber das englische tale quale; doch brach er davon ab.

Von $11^1/_2$ bis nach 3 Uhr und noch weiter nach der Tafel (wo er natürlich nicht war) mehr als eine halbe Stunde las ich ihm die Schrift vor, oft von seinen Aeußerungen der Zufriedenheit und mannigfachen Bemerkungen unterbrochen. Er war mit der ganzen Schrift vollkommen zufrieden; an Ihrem ersten Theil hatte er eine ordentliche Freude und war entzückt, sich selbst so darin wiederzufinden. Er möchte sich gern so offen wie möglich dazu bekennen.

---

*) Gemeint ist die Seite 96 erwähnte Schrift über das „Bisthum in Jerusalem", welche, wie aus Abekens Briefen hervorgeht, erst nach seiner Abreise vollständig fertig vom Buchbinder abgeliefert wurde.

Ueber die Confirmation kann ich aus seinen Worten noch einige glückliche Ausdrücke über den Eintritt des Christen in den Stand der Streiter Christi entnehmen.

Bei der Lektüre waren Graf Stolberg*), Kabinetsrath Müller und Kabinetsrath Uhden großentheils, Gröben**) leider nur kurze Zeit zugegen; alle gleich einverstanden und zufrieden. Ich soll Ihnen vom König für die Schrift ganz besonders danken."

Im Jahre 1842 kam der von Bunsen lange gehegte Plan einer großen wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten und Aethiopien mit Lepsius an der Spitze zur Ausführung. Im Zwiespalt mit sich selbst darüber, ob er in dieser Zeit und überhaupt als Theologe Deutschland nützlich sein könne, war Abeken glücklich über den Vorschlag, sich dieser Expedition als Attaché der Gesandtschaft in Rom mit Königlicher Unterstützung anzuschließen. Auf des Königs Wunsch sollte Abeken mit den wissenschaftlichen gründliche theologische Forschungen in diesen Ländern verbinden. Seine Rückreise über Jerusalem galt besonders der Förderung des Bisthums. Die Verbindung mit Lepsius wurde bald für beide Männer zur innigsten persönlichen Freundschaft.

An Onkel Rudolf.

Cöln, den 7. September 1842.

„Inzwischen habe ich bei unruhigstem Leben doch einen der herrlichsten Tage erlebt, den die Geschichte kennt und kennen wird: den 4. September 1842 — die Grundsteinlegung des Portals des Cölner Doms — die wunderbaren Worte des Königs. Diese Erinnerung mit an die Pyramiden zu nehmen, ist etwas Großes, wofür ich Gott recht dankbar bin. Gott segne den König! Das war ein deutsches Fest, wie seit der Reformation nur die Freiheitskriege eines gekannt; das waren Kriegesfeste, dies ein Friedensfest. Der Jubel aber, die Begeisterung von Jung und Alt, von Einheimischen und Fremden kann ich nicht beschreiben. Das war deutsch; die Herren aus Oesterreich machten sehr erstaunte, stille Gesichter, wie es schien. Sie hatten bisher

*) Eberhard Graf zu Stolberg, 1810—1872; später Präsident des preußischen Herrenhauses.

**) Karl Graf v. der Gröben, 1788—1876; preußischer General, 1843 Generaladjutant des Königs, Herbst 1850 Kommandeur des preußischen Korps, das in Hessen gegen Oesterreich und dessen Verbündete zusammengezogen wurde (vergl. S. 207 ff.).

wohl in Zeitungen von solchen Sachen gelesen; aber dies mit Augen anzusehen — König und Volk so zusammen, Angesicht zu Angesicht, Mund zu Mund, Herz zu Herz — es war wie ein Zwiegespräch des Königs mit dem Volke."

An Bunsen.

Berlin, den 12. September 1842.

„Schwer, weiß Gott! wird's mir, Deutschland jetzt zu verlassen. Ich thue es nur, weil ich fühle, ich bleibe hier in einer inneren Unwahrheit, aus der ich heraus muß. Ich glaube klar zu sehen, was in Kirche und Staat für beide nothwendig ist."

Etwas später schrieb Abeken an denselben: „Mir ist der König sehr gnädig gewesen: hat mir auf Herrn v. Bülows*) Antrag die Entlassung von meiner Predigerstelle gegeben, dabei aber den Charakter als attachirt an die Gesandtschaft in Rom gelassen und mir auf zwei Jahre jährlich 2000 Thaler zur Reise bewilligt. Dies geht über die wildesten Träume hinaus. Ich will nun suchen, recht ernsthaft und streng dafür zu arbeiten. Beten Sie, daß Gottes segnende Hand über mir walte und diese Pilgerfahrt ein Weg zur Ruhe werde, der ich wahrlich bedarf. In Deutschland hätte ich sie nicht gefunden. Aber ich will redlich suchen und streben und muß zuerst nur trachten, ganz wahr gegen mich selbst und gegen Gott zu sein!"

An Onkel Rudolf und dessen Frau schreibt Abeken in den letzten Tagen von Berlin aus: „Das Warten hier ist nicht eben behaglich, der Boden brennt mir unter den Füßen, als wäre es Wüstensand. Es ist ein seltsamer Ort, dieses Berlin; so viel reiche geistige Anregung, so viel Gutes und Liebes unter den Menschen: und doch im Ganzen eine so drückende, unerfreuliche Atmosphäre!

Größtentheils liegt freilich die Schuld auch an mir persönlich und an meiner Stellung. Ich bin so lange von Berlin fortgewesen und bin selbst so sehr ein anderer Mensch geworden, daß ich meinen alten Kreisen ganz fremd geworden bin. Neue Kreise habe ich bei meinen Durchflügen mir eigentlich noch gar nicht bilden können, und so stehe ich überall fremd. Jetzt ist nun gar Wiese**) fort (nach Rom — o ter

*) Heinrich Freiherr v. Bülow, 1792—1846; 1842—1845 Minister des Auswärtigen.

**) Vergl. S. 21.

quaterque felicem!), und so habe ich eigentlich gar keinen Menschen hier, den ich so recht von Herzen lieb hätte — und das ist wahr: in Berlin kann man nicht ohne Menschen leben. In Rom kann man's. Da reden Steine, Bäume, Berge; hier sind auch die Menschen zu oft stumm. Curtius,*) der ein prächtiger Mensch ist, fühlt sich ebenso jämmerlich einsam und seufzt nach dem Capitol und der Akropolis; der erklärt nun geradezu, er müsse sich in diesen Tagen verlieben, sonst halte er's den Winter über nicht aus! Da habe ich doch einen besseren, beneidenswerthen Ausweg gewählt — nach Aegypten zu gehen in die Wüste! Nun, es sind eben zwei Wege, von denen jeder aus der Gemeinheit des Lebens herausführt."



9. Kapitel.

Aegypten. (1842—1845.)

„Thou art gone home!
From that divine repose, never to roam;
Never to say farewell, to weep in vain,
To read of change in eyes beloved, again;
Thou art gone home!
By the bright waters now thy lot is cast,
Joy for thee, happy friend! Thy bark has pass'd
The rough seas foam!
Now the long yearnings of thy soul are still'd;
Home! Home! Thy peace is won, thy heart is fill'd —
Thou art gone home!"
(Felicia Dorothea Hemans, 1793—1835.)

Abekens Leben auf dieser Reise so genau zu verfolgen, wie es aus Tagebüchern und Briefen möglich wäre, würde zu weit führen. Es sei diesen nur kurz entnommen, was sich hauptsächlich auf ihn selbst bezieht. Karl Ritter bedauerte in wissenschaftlicher Hinsicht, daß seine Schriften nicht veröffentlicht wurden.

Von Lepsius erschienen 1852: „Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai."**) In kurzer Darstellung giebt dieses

*) Ernst Curtius, 1814—1896; Prof., Erzieher Kaiser Friedrichs, berühmter Alterthumsforscher, seit 1863 Direktor des Antiquariums am Alten Museum in Berlin.

**) Geschrieben in den Jahren 1842—1845 während der auf Befehl Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition von Richard Lepsius. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1852.

Buch ein so klares Bild der durchreisten Länder und der Schicksale der Expedition, wie es nur ein scharf beobachtender Geist, ein fein empfindendes Gemüth und ein zugleich die Form schriftlicher Darstellung beherrschender Mann zu geben vermag.*)

Das Ergebniß der Forschungen Abekens waren die Abhandlungen**):

1. Der Isthmus von Suez und der Auszug der Israeliten.
2. Der Zug der Kinder Israel bis zum Sinai.
3. Einreihung der Kinder Israel in die ägyptische Geschichte.

Abeken schreibt an Onkel Christel in seinem Zelt am Fuße der großen Pyramide des Cheops am ersten Weihnachtsfeiertage 1842: . . . „Ich war beim Aufputzen des Lichterbaumes in der riesenhaften Granitkammer, die vor 5000 Jahren König Cheops zu diesem Zweck für uns erbaut hat, während der liebe Gott uns einen Palmenbaum hat heranwachsen lassen, den wir mit Lichtern, Guirlanden von Rosinen, Feigen und Datteln nach echt deutscher Weise schmücken konnten!

Da saß ich lange ganz allein in dieser gewaltigen, aber todten granitenen Grabkammer inmitten der großen Pyramide. Der Sarkophag des Königs Cheops diente mir als Tisch. Alles um mich herum war still und schweigend wie das Grab. Ich aber pflegte der kindlichen Beschäftigung, Datteln auf Schnüre zu ziehen, um damit den Baum zu schmücken, den indeß Araber mit großer Mühe durch die langen steilen Gänge in den Felskoloß hineinschleppten.

Wie mancherlei, trüb und heiter, wehmüthig und dankbar meine Empfindungen waren, wie meine Gedanken aus diesem schweigenden Grabe heraus an manchen lieben Stätten heiliger Erinnerung umherirrten, davon ist besser nicht zu reden. Endlich tönten die Stimmen der Araber herauf, und bald kam der stattliche Palmbaum hereingewandelt, der dann in dem Sarkophage selbst aufgepflanzt und mit Hülfe der Araber (denn unsere übrige Gesellschaft sollte — so wollte es Lepsius, von dem der Gedanke ausgegangen war — überrascht werden) aufgeputzt wurde. Heut Morgen habe ich einen Weihnachtsgottesdienst ge-

*) Zu erwähnen ist hierbei auch sein großes zusammenfassendes Werk: „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien." Berlin 1849—1859. 12 Bände.

**) Sie sind vom November 1847 bis März 1848 geschrieben und fanden sich, nicht veröffentlicht, im Nachlaß Abekens vor.

halten; und was könnte ich nun Besseres thun, als mich mit meinen Lieben unterhalten? Die Bescheerung werden wir erst morgen machen; ich freue mich wie ein Kind auf den Lichterbaum."

An Onkel Rudolf.

Ebenda, den 4. Januar 1843.

„Wir haben aller abwesenden Lieben Gesundheit in der Mitternachtsstunde der Neujahrsnacht aus vollem Herzen am Fuße der Pyramide getrunken und dabei dem neugeborenen Jahre unseren Gruß auf eine festliche, ganz einzige Weise zugebracht: durch drei gewaltige Feuer auf den Spitzen aller drei Pyramiden. Das war eine große, bisher unerhörte Sache: denn die Spitze der zweiten ist fast unersteiglich, weil oben die glatte Bekleidung noch erhalten ist. Doch ist die Spitze etwas abgestumpft, es fehlen die zwei oder drei letzten Steine. Von uns ist nur Lepsius oben gewesen und einige der kühnsten Araber, von denen einer, der das Holz hinaufschaffte, dort oben auf der wenige Fuß ins Geviert haltenden, 450 Fuß hohen Spitze schlafen mußte, weil im Dunkeln kein Herabkommen war. Wir anderen Alle sind bei der zweiten Pyramide nur bis unter dem Rest der Bekleidung gewesen, was hoch und schwierig genug ist. Es war ein ganz einziger Anblick, wie die drei Flammen hoch in der Höhe leuchteten, als wollten sie sich den Sternen des Himmels zugesellen und wunderlich flackernde Lichter von einer Pyramide zur anderen, auf die großen Grabmale umher, auf die Schluchten und Höhen der Wüste warfen, und der stummen, nächtlichen Africa verkündeten, daß für die europäische Menschheit, für die Christenheit ein neues Jahr, ein anderes »Jahr der Gnade« angebrochen sei.

Unsere wandernde Kolonie setzt sich aus vielen Elementen zusammen: Lepsius, unser Haupt und Meister, ist vortrefflich für eine solche Expedition geeignet, körperlich so gelenk und kräftig wie geistig, daher immer voran, immer der Erste, wo es Schwierigkeiten zu überwinden giebt, die vor seiner Gewandtheit fast immer verschwinden; dabei rasch, muthig, munter, auch in der Geselligkeit frisch, ungenirt, geradedurch gehend — kurz er ist ganz der Mann für den Posten, den er ausfüllt. In seiner Kleidung hat sich Lepsius europäisch gehalten, er trägt eine leinene Blouse und einen breitrandigen Filzhut.

Zu seiner eigentlichen Expedition gehören: Erbkamm, ein junger

Architekt, Neffe des Ministers Eichhorn (oder eigentlich seiner Frau), geschickt, tüchtig, freundlichen Wesens, nicht gerade genial, aber genau und eifrig und thätig. Er hat eine vortreffliche Karte des Pyramidenfeldes entworfen und viele ausgezeichnete architektonische Zeichnungen angefertigt; Maler Frey aus Basel, sehr geschickt, namentlich in Färbung; in der Zeichnung elegant, aber ein klein wenig manieriert; Max und Ernst Weidenbach, zwei junge Zeichner aus Naumburg, gute Leute. Max (der jüngere) unschätzbar für Hieroglyphen, in denen er durch vieles Zeichnen unter Lepsius eine große Gewandtheit und Sicherheit hat; Franke, ein geübter Gipsgießer, auch geschickt in allen Sachen mechanischer Handarbeit; als Volontärs haben sich der Expedition angeschlossen: der frei mitreisende und daher für die Expedition arbeitende Bonomi, von italienischer Abkunft, doch in England geboren; er ist früher neun Jahre in Aegypten gewesen, kennt die Landessprache, jedes bisher bekannte Monument und ist der geschickteste Zeichner ägyptischen Styles, den es giebt. Er ist ein ganz unschätzbares Glied unserer Gesellschaft, schon als Dolmetscher. Er ist dabei ein äußerst liebenswürdiger Mensch, höchst gutmüthig, voll kleiner, meist orientalischer Schwänke, wie er denn überhaupt mehr Orientale als Europäer ist in allen seinen Gewohnheiten, auch trägt er sich ganz türkisch oder mehr arabisch und sucht uns immer in die orientalische Weise hineinzutreiben; Mr. Wylde, ein junger englischer Architekt, der eine bedeutende Praxis aufgegeben, um die Kunst in ihren Anfängen zu studiren; endlich Dein liebender Neffe, per servirla: trägt lange europäische Schifferhosen, aber türkische rothe Schnabelschuhe, eine arabische Weste mit langen Aermeln und einen bunten Shawl als Gurt darüber; wenn es kalt ist, ein griechisches Schifferkapot und wenn es warm ist, keinen Rock auf dem Leibe; auf dem Kopfe aber bald ein griechisches Fez, bald einen Turban, weil letzterer etwas Schatten und Schutz für die Augen bietet. So reitet er gewöhnlich auf seinem eigenen Grauschimmelchen umher, welches ein vortreffliches Thier ist.

Diese Gesellschaft hat sich nun am Fuß der Pyramiden niedergelassen. In einem Thal gerade vor der Ostseite der zweiten Pyramide, nahe an dem Sphinx, dessen Kopf über niederen Schutthügeln hoch hervorragt, stehen fünf Zelte, innen blau und außen weiß (ausgenommen Lepsius', welches innen und außen blau ist); daneben die preußische Flagge, groß und stattlich, aber nur Sonn- und Festtags entfaltet. Das

fünfte Zelt dient zum Versammlungssaal für den Gottesdienst, wie für Frühstück und Mittagessen.“

An Frau Bunsen.

Ebenda, Sonntag den 8. Januar 1843.

„Es ist eigenthümlich hier in der Wüste, wo die Natur ihre schweigende Werkstatt hat, und der Mensch diese wunderbaren Riesenwerke, die fast selbst wie Naturwerke erscheinen, in den frühesten Tagen des dämmernden Bewußtseins aufgebaut! Es sind gewaltige Werke, diese Pyramiden, mit ihrer ungeheuren Masse und ihrer schlichten, einfachen mathematischen Form, in der noch gar nichts Organisches liegt. Es war die erste Aufgabe des Menschengeschlechts, die Masse zu bewältigen durch das einfache Gesetz der Form; und das ist hier gelungen. Es ist die Masse, die so gewaltig wirkt; aber doch nicht die Masse selbst, sondern schon als Dienerin und Werkzeug des Geistes, der ihr sein Siegel aufgeprägt hat und nun durch sie wirkt.

Wie ganz anders in der gothischen Baukunst, wo der Geist die Masse ganz überwunden, vernichtet, aufgehoben hat, ja sie durch die unendlich reiche, aus dem innersten Lebensprinzip quellende Entwickelung und Entfaltung einer nicht mehr mathematischen, sondern organischen Form selbst in organisches Leben verwandelt, daß sie aufsteigen und frei werden muß, ihrem eigenen Gesetz zuwider, wie der Organismus der Pflanze die Materie dem Gesetz der Schwere zuwider in die Höhe, gen Himmel, dem Lichte zu treibt! Da ist Alles Form, nichts mehr Masse. Das Chor des Cölner Domes hat gar keine Mauern mehr, nur Pfeiler mit bunten Lichtern dazwischen. — In der Mitte steht die griechische, namentlich die dorische Baukunst, in welcher in herrlichster Harmonie das vollkommenste Gleichgewicht zwischen Masse und Form herrscht.

Ich habe nun das Parthenon gesehen, ich mag nichts darüber sagen. Es steht eben da — es ist — und ist für die Ewigkeit und kann nicht anders sein und kann kein Mensch etwas ab- noch zuthun. Ueber den gothischen Bau läßt sich viel Schönes sagen und reflektiren; am Parthenon hat alles Sagen und alle Reflexion ein Ende; der ganze Mensch scheint, wenn man davor steht, in dem einen Sinn des Auges aufgegangen, und in diesem sind alle anderen Sinne mit begriffen.

»Die Säule tönt, und der Triglyphe klingt; ich glaube gar, der ganze Tempel singt.«"*)

An Frau Bunsen.

Sagâra, Sonntag den 18. Februar 1843.

„... Wenn Sie meiner gedenken, so stellen Sie sich mein Zelt vor an einer steilen Felsenwand, an der Grenze der Libyschen Wüste auf einer kleinen Terrasse der halben Anhöhe angeklebt; vor mir im Osten den weiten herrlichen Blick über das dicht unter meinen Füßen anfangende frucht- und palmenreiche Nilthal hinweg, gerade über den Platz, auf dem das stolze Memphis stand und den nun Palmenhaine einnehmen, hin nach dem hohen, von Morgen bis Abend in zauberisch wechselndem Farbenspiel glänzenden Mokkattam-Gebirge. Hinter uns steigt steil der Fels zum Plateau hinan. Auf der Höhe ist das wüste Todtenfeld, auf dem Memphis Generation nach Generation niedergelegt hat. Eine schrecklichere Einöde läßt sich nicht denken, und die Anzahl niedriger Schutthaufen, aus denen nur ein paar selbst jämmerliche Pyramiden emporsteigen, machen sie viel gräulicher als die reine Sandwüste."

In dieser Zeit empfing Abeken die Todesnachricht seines Vetters Wilhelm.**) Wie ein Blitz aus der Hand Gottes traf ihn dieser tiefe Schmerz. Kaum mehr als ein Jahr war vergangen, seitdem er den Vetter Fritz verloren hatte. Beide waren Söhne des Onkels Rudolf, Spielgefährten seiner Kindheit und Jugend, die er wie jüngere Brüder schätzte und liebte. In Rom hatte er längere Zeit mit Wilhelm gelebt, in Berlin beide Brüder wiedergesehen und sich um so mehr an sie angeschlossen, je einsamer sein eigenes Leben wurde. Fern von der Heimath trug sich solcher Schmerz schwerer, schon in der Empfindung, dem schwergeprüften Onkel nichts sein zu können. Einen Brief an ihn voll innigster Theilnahme schließt Abeken mit den Worten: „... Nun

*) Nicht ganz wörtlich aus Goethes Faust, Theil II.

**) Dr. Wilhelm Abeken machte unter Gerhards Leitung seine Studien in Rom, war zweiter Sekretär des Archäologischen Institutes in Rom und Mitglied der herkulanesischen Akademie in Neapel, starb im 29. Jahre in München 1843. Schrieb über die alte Bevölkerung in Etrurien und Mittelitalien zur Zeit der römischen Herrschaft (Stuttgart 1843).

sind die beiden treuen Brüder vereint — und es wird ja wohl nicht lange währen, bis auch wir ihre uns schon entgegengestreckte Hand wieder ergreifen. Wie die Erde arm wird, wenn so eine Blüthe nach der anderen welkt und hinfällt. — Glücklich die Blüthen selber, die eigentlich nur verpflanzt sind in einen besseren Garten. —"

Die folgenden Briefe aus dem Süden geben uns wichtige Aufschlüsse über den Grund seiner Reise.

An Onkel Rudolf.

Sagâra, den 26. März 1843.

„... Du wünschtest eine Antwort auf Deine Frage wegen der eigentlichen Zwecke meiner Reise. Ich mußte einen anderen Lebenspfad einschlagen; ich wollte mich in Zukunft der historischen Wissenschaft, der Erkenntniß des geistigen Lebens des Alterthums und Werdens der Menschheit widmen; nicht als ob ich diese Wissenschaft höher hielte als die stille Wirksamkeit eines fromm thätigen praktischen Lebens; nicht als ob ich wähnte, in der Wissenschaft könne das Heil der Welt oder die Lösung der Noth unserer Zeit oder auch nur meiner eigenen Noth liegen. — Gott bewahre! aber weil ich zu jener still frommen Thätigkeit noch nicht fähig, noch nicht würdig war.

Wollte ich nun meinen Lebenspfad ändern, so fühlte ich, das könne nur geschehen, indem ich einen großen Abschnitt machte und mich mit Gewalt und Ernst in einen Gegenstand warf, zugleich alle Fäden einer früheren, anders gewandten Thätigkeit abschneidend.

Da hast Du das Geheimniß meiner Flucht nach Aegypten. Ob ich je in den Occident zurückkehren werde, das hängt freilich von Gottes gnädiger Führung ab: ich hoffe aber und wünsche, erfrischt, gestärkt, gereift und doch verjüngt dahin zurückzukehren; und mein demüthiges Gebet zu Gott und meine herzliche Bitte an Euch ist, daß Ihr mich dann in der alten lieben Heimath, an Euerem theuren Herde, der mir jetzt statt des väterlichen und eigenen steht, mit alter Liebe empfangt und mir bei Euch auszuruhen vergönnt. Dann wollen wir Schmerzen und Freuden austauschen, und aus dem Schmerze selbst soll uns schon hier eine höhere, geheiligte Lust erwachsen. ..."

Die Reise selbst eröffnete Abeken eine ganz neue Welt von Gedanken und führte ihn durch den Anblick der tausendjährigen Denkmäler und Kultur zu einer historischen Wissenschaft.

An Frau Bunsen.

Auf dem Nil, den 11. August 1843.

„... Ich kann mir von der arabischen Civilisation unter den Kalifen noch kein rechtes Bild machen; die Reste ihrer Baukunst, so voll der reichsten, zierlichsten Details sie sind, bieten doch im Ganzen nicht jene freien und befreienden, jene erhabenen und erhebenden Formen und Verhältnisse dar, welche die griechische wie die christliche Baukunst vom Himmel erhalten zu haben scheint. Ich habe das während der letzten Tage in Kahira*) wieder recht lebendig empfunden. Unendlich habe ich mich dagegen erfreut an dem reichen Schmuck der Gebäude. Es läßt sich nichts Zierlicheres, nichts Gefälligeres denken als dieses bunte Schnitzwerk in Holz und Stein, aus den künstlichsten Verschlingungen mathematischer Linien in tausendfältiger Verwickelung zusammengesetzt, fast ohne irgend ein Element aus dem organischen oder auch nur vegetabilischen Leben (das den Griechen und der germanischen Baukunst so schöne Urbilder geliefert) aufzunehmen, aber so, daß sich in diesen Linien wieder fast ein eigenthümliches Leben zu erzeugen scheint, daß sie wie ein lebendiger Organismus werden, auch oft vegetabilische Formen sich gleichsam in unbewußtem Spiel aus ihnen herausbilden. Aber es ist in ihren Moscheen nichts, das den Geist erhebt, nichts, das aus einer Begeisterung, aus einem Enthusiasmus (im Wortsinn) hervorgegangen schiene; man freut sich an dem bunten Spiele und befriedigt sich darin, aber man wird an kein höheres Streben und Bedürfen erinnert.

Unvergleichlich schön aber ist ihre bürgerliche und Privat-Architektur. Schade, daß bei der leichten Bauart und bei der absoluten Vernachlässigung alles Alten in Kahira fast gar nichts davon übrig ist aus der guten alten Zeit, da selbst unter den im vorigen Jahrhundert gebauten Häusern noch so viel Schönes ist, gemischt freilich mit einbrechender Barbarei, die über den traditionellen guten Styl nur zu bald das Uebergewicht gewonnen."

*) Kairo.

An Bunsen.

Kahira, den 17. August 1843.

„... Außerhalb fester geheiligter Institutionen giebt es nur Despotismus und Anarchie; und wie gut sich diese beiden zusammen vertragen, das zeigt uns dieses Land jeden Tag und jede Stunde. Wenn es nicht hier noch uralt heilige Institutionen gäbe, so wäre hier Alles längst in Nichts zerfallen. Es ist sehr, sehr merkwürdig, wie Mohammed die uralten Sitten seines Volkes mit richtigem Sinn aufgefaßt und dieselben, wie die alten Nomotheten von Hellas, mit höherer Sanction in feste, gewaltige Institutionen umgewandelt hat. Introite, nam et hic Dii sunt! *) gilt auch vom Islam; in Mohammed war ein Funke göttlicher Inspiration, aber freilich, wie dunkel, trübe und unruhig brennend."

An Frau Bunsen.

Auf dem Nil zwischen Theben**) und Esneh***),
den 19. Oktober 1843.

„... Wir müssen eilen, den Süden zu gewinnen; schon verläßt uns der Nordwind auf ganze Tage lang, und eben in diesem Augenblick schleichen unsere Barken langsam am Ufer entlang, von den Matrosen unter eintönigem Gesang, der wohl bei der wachsenden Hitze bald verstummen wird, gezogen. Ich selbst sitze auf dem luftigen Balkon vor meiner Kajüte im Schatten.

Sie wissen, daß Lepsius am 16. August Kairo verließ. Ich selbst blieb bis zum 21. in Kairo, abends fuhr ich ab und war am 22. in Beni-Suef†), wo Lepsius am nächsten Morgen ankam. Und so fuhren denn unsere beiden Barken, festlich mit Flaggen und Wimpeln geschmückt, dem immer wachsenden Strom entgegen. Die Landreise hatten wir aufgegeben, weil sie erstlich nichts mehr geben konnte und zweitens während der Ueberschwemmung eigentlich unmöglich war.

Seit dem Anfang des Ramadan, des Fasten- (Tages- und Fest-Nachts-) Monats der Mohammedaner, müssen unsere armen Leute den ganzen Tag über arbeiten, ohne auch nur einen Trunk Wasser oder

*) Lessings Motto zu „Nathan dem Weisen". (Spruch aus Quintilianus.)

**) Zwischen den Ruinen jetzt Luksor, Karnak und Medinet Habu.

***) In Oberägypten.

†) Hauptstadt von Mittelägypten.

ein Stück Brot genießen zu dürfen; sie halten das sehr streng und sind dabei doch immer guter Dinge, obgleich ihnen auf der Reise die Nacht nur selten Gelegenheit darbietet, sich einigermaßen etwas zu Gute zu thun.

Die Macht, die der Islam über die Gemüther übt, ist mir noch immer nicht ganz begreiflich; er scheint für unsere Gefühle sich sehr wenig mit den tiefen menschlichen Bedürfnissen, Ahnungen, Gefühlen zu verbinden, mit denen das Christenthum so innig verbunden ist. Während die Geschichte, die dem Christenthum zu Grunde liegt (wie überhaupt Geschichte, Geschehenes die Grundlage aller Religionen bildet, Geschehenes freilich, das in jedem Augenblick wieder Gegenwart werden kann und muß), so menschlich und göttlich zugleich ist, macht die Geschichte im Islam gar nicht einmal den Anspruch, selbst göttliche Geschichte zu sein, und ist doch so wenig menschlich, so kalt, so todt; während die Vergangenheit des Christenthums immer wieder Gegenwart wird und darauf alle unsere Feste beruhen, ist die Vergangenheit des Islam reine Vergangenheit, kaum in der Erinnerung mit der Gegenwart verknüpft; seine Feste stehen in der Luft, sind willkürlich und knüpfen sich an nichts Menschliches, nur an die Erscheinungen der Natur und auch an die nicht einmal im großen Sinne. Doch müssen wir uns hüten, ungerecht gegen den Islam zu sein; schon eben jene wunderbare Macht, die er über die Gemüther übt, und die trotz ihres dumpfen Charakters etwas höchst Ehrwürdiges hat und in sich heilig ist, muß uns warnen, nicht vorschnell abzuurtheilen. Der Islam ist in seinen Institutionen so konservativ, wie wir in unserer Zeit nichts mehr haben. Aber den Fortschritt kennt er nicht und eine Zukunft hat er nicht; denn er selbst war kein Fortschritt in der Entwickelung des menschlichen Geistes (wohl mochte er es sein für die Völker, unter denen er entstand) und darum keine wahre Offenbarung, sondern ein Rückschritt, ein Rückschritt zum alten Bunde, vom Vater ohne den Sohn, der eben darum noch nicht Vater, sondern nur Herr ist."

An Bunsen.

Korosko in Nubien, den 24. November 1843.

„Es macht einen gar wunderbaren Eindruck, wenn man aus der stillen Wüste hinaus mit einem Mal in die reichste Fülle der Bestrebungen zweier Länder versetzt wird!

Am 6. November verließen wir Philae*) wiederum mit einer großen Barke für die Expedition und einer kleinen Nußschale für mich und zogen den Strom hinauf durch das nubische Nilthal.

Mit tiefer und wehmüthiger Rührung erfüllen die vielfachen Spuren früherer Herrschaft des Christenthums, in zerstörten Kirchen und Kapellen, koptischen Inschriften und Heiligenbildern, die oft über die alten Götter und Königsbilder hinübergemalt sind. Sie erfüllen mit tiefem Schmerz, weil sie eine dumpfe, in Mönchsthum, äußerlichen Dienst und Selbstgerechtigkeit versunkene Erstarrung des Christenthums verrathen, das wohl immer für Einzelne noch eine Gotteskraft war, selig zu machen, aber dem man es doch anfühlt, daß es nicht mehr fähig war, die moralische Kraft des Volkes zum Widerstande gegen den jungen, frischen Islam zu stählen. Es ist eine ernste Warnung, daß auch unter christlichen Völkern ein solcher Tod möglich ist, aus dem keine Wiedergeburt, keine geistige Auferstehung und Erneuerung mehr hervorgeht. Wir verlassen uns sonst so gern darauf, daß wir nicht untergehen könnten wie die Römerwelt, weil wir den ewigen Keim des Christenthums in uns trügen."

An Frau Bunsen.

Ebenda, Sonntag den 26. November.

„Ihr lieber Mann schickt mir die Abschrift seines Briefwechsels mit Gladstone über das Buch von Jerusalem.**) Wie mich das bewegt! Ich begreife gar wohl, wie ein Staatsmann sich mit allem Gewicht auf die Seite alter heiliger Institutionen stellt, welche die Menschen und die Völker beherrschend und beschränkend erheben. In diesem Sinne habe auch ich, wie Sie wissen, Sympathien für den Puseyismus***) und die katholische Kirche. Aber wie wenig ist doch Der ein großer Staatsmann oder ein freier Mensch, welcher wähnt, diese Institutionen könnten anders heilsam sein, denn als Formen und Organe des inneren freien Lebens, und sich einbildet, sie könnten dieses Leben selbst erzeugen. Welche Verblendung, in dem Episkopat als der Basis echt apostolischer Institutionen das einzige Heil der Kirche und

*) Nilinsel bei Syene.

**) Vergl. S. 96.

***) Edw. Pusey, 1800—1882; englischer Theologe, förderte die katholische Richtung in der anglikanischen Kirche.

der Nation zu sehen. Wohl weiß ich, daß der Geist, auch wo er lebendig ist, nicht immer sich den rechten Leib, die rechten Formen und Organe erzeugt. Aber doch bleibt es wahr: »Der Geist ist's, der lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze«."

An Frau Bunsen.

Korosko, den 24. Dezember 1843.

„An das Christfest knüpft sich mir die erste bittere Empfindung und Erfahrung der Vergänglichkeit alles Irdischen. Als kleiner Knabe konnte ich, mitten im Genuß der eben bescheerten Gaben, am Schluß des Abends mich nie der bittersten heißen Thränen erwehren, daß, was auch Gutes gekommen und geblieben, doch jener eine einzige Augenblick der Ueberraschung und vor Allem, daß jenes stille, freudige Sehnen, Hoffen und Erwarten — jenes Ahnen und Verlangen vorüber, unwiederbringlich vorüber war. Es waren wahrlich nicht die Gaben und Geschenke, nach denen wir begehrten, für uns Kinder war das Christfest wirklich eine Offenbarung aus der höheren Welt, ein Hereintreten der unsichtbaren in die sichtbare, eine Erscheinung aus dem Himmel — weil wir nicht zweifelten, daß das Christkind selbst alle die Gaben herbrächte —, und durch diesen Glauben erhielten sie erst ihren rechten Werth. Da glaubten wir denn fest und gewiß, daß es aus seinem Himmel herabgekommen und in jedem Hause gegenwärtig sei; und wie oft habe ich als Kind mich gesehnt und gestrebt, nur noch den letzten Saum seines goldenen Kleides zu sehen, wenn es wieder davonflöge! — Ach könnten wir diesen kindlichen Glauben an die unmittelbare Gegenwart des Göttlichen doch festhalten; wieviel mehr Wahrheit ist in ihm, als in all unseren Raisonnements!"

Die Wüste Sinai. — Jerusalem.

„Brich durch, es koste, was es will;
Was Du nicht bist, laß in mir sterben,
Daß ich auch mög' dies frohe Ziel,
Den Auferstehungsstand, ererben:
Ich kann ja nichts, ich lieg' im Tod verhaft't,
Wirk' Du in mir durch Deines Lebens Kraft.

Wirk' Du in mir, zeuch himmelwärts
Begierden, Sinnen und Gedanken,
Daß, wo Du bist, mein ganzes Herz
Von nun an leben mag ohn' Wanken:
Du bist nicht fern; wer Dich nur liebet rein,
Der kann im Geist bei Dir im Himmel sein."

(Gerhard Tersteegen.)

Von Korosko in Nubien aus nahm Abeken an dem Marsche der Lepsiusschen Expedition durch die nubische Wüste nach Abu-Hammed,

Berber,*) el Damer, Meroe**) und dem blauen Nil theil. Erst 3/4 Jahr nach dem Aufbruche, Mitte August 1844, traf die Expedition von der äthiopischen Reise wohlbehalten in Korosko wieder ein. Mitte September trennte sich Abeken von Lepsius, weil ihm die Expedition zu langsam reiste und ihre Pläne von Theben aus nicht mehr mit den seinen zusammenpaßten.

An Frau Bunsen.

Theben (Ostufer), den 27. Oktober 1844.

„Jeden Morgen gleich nach Sonnenaufgang trabe ich auf meinem Eselchen über die weite, mit hohem Gras bewachsene Ebene nach Karnak, bringe den heißen Tag unter den herrlichen Ruinen schreibend und studirend zu; und abends nach Sonnenuntergang wieder zu meinem Schiff zurück, wo ich ein wenig Arabisch treibe, auch wohl ein paar Zeitungen lese.

Die Nachrichten der Neuzeit nehmen sich unter diesen Ruinen einer ungeheuren Vergangenheit seltsam genug aus. Große Gedanken hatten jene alten ägyptischen Pharaonen; das muß man bewundernd anerkennen; den Plan solcher Werke zu fassen und ihn auszuführen, dazu gehört eine große nationale Kunstbildung als Grundlage, aber auch eine große Energie, die an mächtige Pläne gewöhnt ist. Freilich trägt Alles den Charakter der furchtbarsten Despotie, deren Art es ist, die Kräfte, die geistigen wie die leiblichen, von Millionen nur als Werkzeuge für ihre eigenen Gedanken zu gebrauchen.

Nur dadurch sind solche Riesenwerke möglich; und das wahre Symbol Aegyptens sind die granitnen Riesen, welche den König und immer wieder den König darstellen. Die Griechen schufen Götterbilder! Und wie tragen alle Gebilde der Griechen in Skulptur und Architektur den Charakter eines freien Volkes an sich — es geht ein Lebenshauch dadurch, der sich dem Beschauer mittheilt, ihn im Innersten erhebt und kräftigt. Wie ganz anders sind die griechischen Tempel mit ihren herrlichen, dem Volke frei aufgeschlossenen Säulenhallen, als diese Massen, die wie ausgehöhlte Berge sind, in deren von außen starre Felswände man erst hineintreten muß, um sich in reichem Leben wiederzufinden.

*) Stadt in Nubien, an der Straße nach Suakin und Chartum.

**) Priesterstadt Nubiens.

Alles ist hier aufs Innere beschränkt, von außen abgeschlossen gegen Luft und Licht, gegen Volk, Leben und Geist. An großer geistiger Thätigkeit kann es zwar einem Volke nicht gefehlt haben, das eine so ausgebildete Götterlehre und so reiche Vorstellungen des künftigen Lebens besitzt. Aber doch bewegen sich auch diese in einem sehr beschränkten Kreise; und leider, wie unverständlich ist uns Alles. Wie wenig wissen wir überhaupt von dem geistigen Leben der Aegypter, von jener Seite des Lebens, die uns in den Schriften, den Poesien der Hellenen für das Hellenenthum so offen, so belebend zu Tage liegt.

Man sagte mir in Athen, wenn ich erst die ägyptischen Bauwerke gesehen, würden sie mich gegen die griechischen gleichgültig machen; gerade im Gegentheil, ich bewundere und liebe die letzteren jetzt mehr als je, so groß auch meine Bewunderung für die ägyptischen ist."

In Karnak traf Abeken zum letzten Male in Aegypten mit Lepsius zusammen. Nach so langer Zeit engsten, herzlichsten Zusammenlebens, nach so mancher Sorge und Beschwerde, die man treulich miteinander getheilt, mußte ihn der Abschied sehr bewegen. Um so eifriger wandte er sich, sobald er ganz auf sich angewiesen war, dem Studium der arabischen Sprache zu.

An Bunsen.

Kahira, den 19. Februar 1845.

„... Ich treibe den ganzen Tag Arabisch und hoffe bis Ostern einen Grund zu legen, auf dem sich fortbauen läßt. Man lernt hier in einem Tage mehr als in Deutschland in einer Woche. Mein Hauptzweck im Arabischen ist, zu sehen, ob man mit der Zeit über die Geschichte der Araber vor dem Islam etwas herausbringen kann, namentlich ob die Anknüpfungen an die alttestamentliche Geschichte in der eigenen Tradition wenigstens eines Theils der Araber begründet, oder durch Mohammed erst von den Juden überkommen sind. Ich fürchte sehr das Letztere. Merkwürdig ist die Ausdehnung, die das Judenthum zu Mohammeds Zeit auf der Halbinsel gehabt haben muß.

Nach Ostern denke ich von hier über den Sinai zu gehen, nicht auf dem gewöhnlichen Wege, sondern nördlicher, an die Nordspitze der Bitterseen, welche wahrscheinlich zu Moses Zeit das Ende des rothen Meeres bildeten; wenn sich ein Ort für den Durchgang finden läßt,

so ist es wohl die Enge zwischen diesen Bitterseen und der jetzigen Nordspitze des Schilfmeers." *)

An Frau Bunsen.

Im Sinaikloster, den 1. Juni 1845.

„... In Ihrem freundlichen Oakhill muß es jetzt gar anmuthig sein, während mich hier die ernste, furchtbare Wüste umgiebt. Gewiß giebt es keinen Ort auf der Erde, der in seiner Wirklichkeit mehr den historischen Erinnerungen entspräche, die sich an denselben knüpfen; alle Bilder und Träume, die man sich von diesem erhabenen Schauplatz der Offenbarung gemacht, werden durch die Wirklichkeit noch übertroffen, und es ist unmöglich, sich eines ehrfürchtigen Schauers zu erwehren.

Wie wenig Anspruch auch jede einzelne Oertlichkeit, welche die Ueberlieferung hier mit heiligem Namen bezeichnet, auf historische Glaubwürdigkeit hat, so ist doch im Allgemeinen die Stätte des Sinai sicher; und vor dem überwältigenden Eindruck, den die Verbindung der erhabensten Natur mit den erhabensten Erinnerungen hervorbringt, tritt Alles im Einzelnen Ungewisse oder gar Störende zurück. Mich stören diese einzelnen, ganz unkritischen Ueberlieferungen und Legenden nicht einmal, ich sehe darin nur den kindlichen Glauben vieler Geschlechter, die auch hierin Symbole und darin Mittel gefunden haben, sich die Nähe Gottes zu verwirklichen; vielleicht werden Sie es eine Schwäche von mir nennen, daß ein Ort, an den Tausende die Nähe und Erscheinung Gottes geknüpft und ihn verehrt haben, mir schon dadurch heilig wird.

Wo so Viele Gott gesucht haben, da haben ihn gewiß auch Viele gefunden und findet ihn noch wohl Mancher. Freilich ist es ein ganz anderer Zustand des menschlichen Bewußtseins, in welchem es Gott an einer bestimmten Stelle sucht und findet, ein uns ganz fremder und wesentlich vorchristlicher und dem Evangelium nicht gemäßer; aber in diesem Zustande befinden sich noch Millionen von Menschen; und wie sich Gott in der alten Offenbarung dazu herabgelassen und in seinen

*) Das Ergebniß der Forschungen dieser Reise enthält die (S. 104) schon erwähnte Arbeit. Sie erschien nicht im Druck, zum Theil weil Abeken eine andere Ansicht gewonnen hatte als sein Freund Lepsius. Einzelnes ist mitgetheilt in zwei Vorlesungen über den Islam und das Aegyptische Museum, die gedruckt sind und von denen später die Rede sein wird. (Vergl. S. 229 f. bezw. S. 234 f.)

Erscheinungen sich ihm anbequemt hat, so wollen wir uns auch nicht zu stolz über ihn erheben, sondern demüthig anerkennen, daß Gott auch auf diese Weise den Menschen zu sich ziehen kann.

Es umgiebt mich heut eine sonntägliche Stille (die mich fast nach England versetzt), die ich selbst in der Wüste nicht so genießen konnte, wie hier im Kloster, weil mich da immer die lärmenden Araber umgaben statt der stillen feierlichen Mönche.

Aus den vielen unregelmäßig gebauten, kleinen Klosterhöfen, welche die Kapellen und die Zellen der Mönche umgeben, steigen eine Menge Cypressen hervor, die mich lebhaft nach unserem ewig lieben Rom und Frascati versetzen. In diese Klosterhöfe blickt mein Zimmerchen an der einen Seite hinab über einen heiteren Zellengang; an der anderen schaut es über den reich mit Oel- und Obstbäumen gefüllten Garten hin, der als ein wahrer Augentrost mitten in der starren Einöde liegt. Von allen Seiten ragen die gewaltigen grau und röthlichen Felsen dem Blick entgegen mit ihren zackigen Granit- und Gneisklippen; nur nach Norden hin öffnet sich das Thal, in welchem das Kloster liegt, zu einer kleinen Ebene, auf der sich ohne Frage der bequemste Platz für das Lager der Israeliten findet.

Als der eigentliche heilige Mittelpunkt, um welchen sich das ganze Heiligthum gebildet hat, gilt die Stätte des feurigen Busches, in einer kleinen Kapelle hinter dem Hauptaltar der großen Kirche; westlich vom Kloster erhebt sich der Gebel Musa, ein langgestreckter Granitrücken, dessen nördlicher Theil, ein Hochplateau voll Klippen mit einem kleinen grünen Thal, über die oben erwähnte Ebene emporragt und als Horeb bezeichnet wird, während der südliche Theil in eine ziemlich schroffe Spitze ausläuft, die als der eigentliche Sinai angesehen wird. Die Vertheilung dieser beiden Namen ist jedenfalls sehr willkürlich; und Robinson*) (dessen ungemein gründliche Beschreibung allen seinen Nachfolgern die Wiederholung erspart) hat gewiß Recht, daß, wenn man das Lager auf jene Ebene versetzt, man die vorderen Felsklippen des Horeb als den Ort der Gesetzgebung annehmen muß.

Auch darin hat er Recht, daß sich kein geeigneterer Ort für den

*) Edward Robinson, 1794—1863; beschrieb seine erste Reise nach Palästina (1838) in seinen Biblical researches in Palestine and the adjacent countries (3 Bde., London und Boston 1841).

Schauplatz der biblischen Geschichte denken läßt. Ich wurde fast überwältigt von dem Eindruck, als ich Donnerstag Abend durch den engen, wilden Paß Nakbel Hani hinaustrat und nun jene Ebene, Rahah genannt, vor mir lag; zu beiden Seiten von gewaltigen Bergen eingefaßt, hinten durch die mächtigen Felswände des Horeb eingeschlossen — in der That wie ein Schauplatz, den die Natur selbst geschaffen, um einem ganzen Volke Raum zu gewähren, Zeuge der größten Begebenheiten zu sein.

Es war mir, als ob die Wolke sich auf den Horeb herablassen und die feierliche Stimme der Posaune ertönen müsse; als könnte diese merkwürdige Natur nicht nur um ihrer selbst willen da sein, sondern müsse einmal großen Zwecken dienstbar gewesen sein. Es läßt sich nichts Wilderes, Furchtbareres denken als diese weite Klippenwüste. Der Gebel Musa bildet mit dem höheren Gebel Katherin den eigentlichen Knotenpunkt des ganzen Gebirgsstocks; hier ist ohne Zweifel die größte Gesammt-Massenerhebung, rings umher steigen nun die einzelnen Gipfel empor wie die Wellen eines zu Stein gewordenen Meeres, wie die riesenhaften Blasen eines Feuermeers, das hier einst gekocht, gesiedet; bald langgestreckt, bald in mehr rundlicher Form, mit Klippen und Kämmen in jeder Richtung durchzogen und durchfurcht; in aller ihrer Starrheit sieht die Gegend fast lebendig aus, weil man ihre Geschichte noch in ihren versteinerten Spuren zu lesen glaubt; man ahnt die gewaltige Arbeit der Natur. Nirgends habe ich eine solche Klippenmasse zusammen gesehen, und der Eindruck ist nur um so größer, weil sich Alles dem Auge in voller Nacktheit der kolossalen Glieder aufdrängt, unverhüllt von dem Leichentuch des ewigen Schnees und Eises wie von dem heiteren Gewande der Pflanzenwelt."

Die nächsten Briefe zeigen uns Abeken bereits am Ziel seiner Wünsche.

An Frau Bunsen.

Jerusalem, Sonntag den 22. Juni 1845.

„Jerusalem! — Was Alles in diesem Namen liegt, das lassen Sie mich nicht aussprechen, sondern empfinden Sie es mit mir in der feierlichen Sonntagsstille. Ich hatte nicht geglaubt, daß Jerusalem eine so stille, feierliche Stadt wäre, deren unmittelbarer Eindruck und ganzer

Charakter so sehr dem Gefühle entspräche, das sich in unser Aller Herzen daran knüpft.

Sie mögen sich selbst denken, wie mir zu Muthe war, als ich gegen Abend über die kahlen, aber in den wunderbarsten Farben (braun roth, violett, grün, ähnlich der römischen Campagna) prangenden Hügel Judas heranritt, und nun in den letzten Strahlen der Sonne auf dem breiten Rücken und Abhang des Zion und Moriah die heilige Stadt mit ihren Kuppeln der Kirchen und Moscheen, ihren stattlichen Mauern und Thürmen vor mir emporstieg, in dem warmen Licht eines südlichen Abends, unter dem klaren, wolkenlosen Himmel. Alles umher so still und so ernst! Es war das Gefühl, wie bei der Annäherung an Rom, als ob man in eine heilige Stätte der Todten, in die Vergangenheit selbst einzöge und die Gegenwart mit all ihrem Kleinlichen abfallen müßte von dem Herzen und Geiste; nur die Zukunft schloß sich unmittelbar an die Vergangenheit an, und mir wollte das herrliche Lied: »Jerusalem, du hochgebaute Stadt« nicht aus dem Sinn und aus dem Herzen. Der Uebergang ist hier, wo die Wittwe im Staube sitzt, so leicht, so nothwendig von dem irdischen zum himmlischen Jerusalem!

Auch in der Stadt war Alles abendlich still und feierlich; die Gassen, die mit ihren steinernen Häusern fast den Eindruck einer mittelalterlichen europäischen Stadt machen, waren leer von Menschen. Ich ging noch in Dämmerung und Mondschein zur Kirche des heiligen Grabes, deren stattliches Portal die Zeiten der Kreuzzüge zurückruft, und zu den Atrien des Tempels, in welche ich freilich nur durch die Thore hereinblicken durfte; dann überließ ich mich im stillen Kämmerlein dem Gefühle, in Jerusalem zu sein.

Andere Empfindungen erweckte der Sonntag Morgen; da ging ich zunächst in die Grabkirche hinein — ach, aber bald wieder heraus! Nur zu gut stimmt der ganz moderne, bunte, häßliche Putz des Gebäudes mit dem vollkommenen Mangel auch nur der äußerlichsten Ehrfurcht, der sich unter den versammelten Christen zeigte. Während der griechische Gottesdienst in all seiner Pracht vor sich ging, liefen, gingen, saßen Männer, Frauen und Kinder umher, sprechend, ja schreiend und zankend; Niemand als die Priester selbst schien theilzunehmen an dem, was vorging. Innerhalb des Thores der Kirche, ganz nah am Stein, auf dem nach der Tradition der Leib des Herrn gesalbt worden, saß

die türkische Wache, rauchend, Kaffee trinkend, und mit ihnen plaudernd während ihres eigenen Gottesdienstes griechische Priester; es war recht wie der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte! Ich bin seitdem noch nicht wieder dagewesen.

Um so größer war dann die Erquickung, als ich zu unserer Kirche auf dem Berge Zion ging und mich in einem sehr kirchlich aussehenden Raume inmitten einer Gemeinde fand, die über 60 Personen stark war. Da fühlte sich mehr als je der Segen christlicher Gemeinschaft in der Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Es ist wahrlich nichts Geringes in Jerusalem, auf Zion die evangelische Kirche zu finden."

An Bunsen.

Jerusalem, den 4. Juli 1845.

„Lassen Sie mich Ihnen gleich sagen, daß ich meine Erwartungen für die Wirksamkeit des Bisthums weit übertroffen gefunden habe. Ich fand vor Allem die Arbeiter im Weinberge freudig und guten Muthes, unverzagt und ungebeugt, thätig und ausharrend, voll zuversichtlicher Hoffnung. Vor Allen den hochwürdigen (nicht als Titel gemeint) Bischof Alexander*) selbst.

Es ist mehr als je meine Ueberzeugung, daß durch eine wunderbare Fügung die Vorsehung uns hat gerade den rechten, ich möchte sagen, den einzigen Mann in ihm finden lassen, und daß ohne seine Person, wie in London Alles anders geworden wäre, auch hier hätte Alles zu Grunde gehen können.

Sie können sich nicht vorstellen, welche Schwierigkeit es ist, aus Deutschen, Engländern und Juden eine Gemeinde zu bilden und zusammenzuhalten; wenn nicht alle Drei im Bischof vereinigt gewesen wären, so wäre es hier nimmermehr gegangen. Wie die drei Nationen hier gemischt sind, hat noch eigentlich keine ein rechtes Herz zu der anderen; nur der Bischof allein trägt sie alle mit gleicher Liebe am ganzen Herzen. Ich bewundere den Mann täglich aufs Neue, mit welcher schlichten und doch würdigen Einfachheit, welcher Treue und Ausdauer, welcher Umsicht und Besonnenheit und vor Allem, mit welchem freudigen

*) Er starb kurze Zeit nach Abekens Abreise aus Jerusalem ganz plötzlich in der Wüste, auf der Reise nach England, wo er mündlich das Ergebniß seiner Erfahrungen an Ort und Stelle und die Bedürfnisse Jerusalems vorlegen sollte.

Muthe, wie ihn nur die echte christliche Liebe geben kann, er durch alle Schwierigkeiten hindurchgeht, deren wahrlich nicht wenige sind, große und kleine; und Sie wissen wohl, daß die kleinen, täglich wiederkehrenden, von denen man in London nichts merkt, oft nicht die geringsten sind."

An Onkel Rudolf.

Jerusalem, den 18. August 1845.

„Du mußt Dich nicht über meinen verlängerten Aufenthalt in Jerusalem wundern, ich habe es für recht gehalten, eine ruhige Zeit hier zuzubringen, um den Gang der Dinge in Bezug auf Bisthum und Kirche mit einiger Besonnenheit zu beobachten. Denn darüber wird man wohl in Berlin noch mehr einen Bericht von mir erwarten, als über Antiquitäten. Und von den Bedürfnissen, Schwierigkeiten und Aussichten des Bisthums kann man nicht in acht bis vierzehn Tagen eine begründete Ueberzeugung gewinnen. Diese glaube ich mir indeß gebildet zu haben und denke nun an die Abreise, wozu ich freilich eine Gesellschaft haben möchte."

An Onkel Christel in Dresden.

Jerusalem, den 1. Oktober 1845.

„Erfreulich und, wie ich glaube, die rechte Bürgschaft für das Gedeihen derselben, ist die enge Verbindung, in welche die evangelische Kirche sich von Anfang an mit der Sache der Bekehrung der Juden gesetzt hat. Es ist mir erst hier recht klar geworden, welche große Schuld die Christenheit in ihren jahrhundertelangen Bedrückungen und Verfolgungen gegen dieses merkwürdige, einst von Gott erwählte Volk auf sich geladen, und welche heilige Pflicht sie nun gegen dasselbe zu erfüllen hat. Diese wird nicht dadurch, daß man sie zu Deutschen, zu Staatsbürgern macht und sie veranlaßt, nicht länger Juden zu sein (daß man sie emanzipirt, um den albernen Modeausdruck zu gebrauchen), sondern daß man Alles aufbietet, sie zu Christen zu machen und ihnen zu dem Ende zeigt, daß sie, um geistlich Christen zu werden, gar nicht aufzuhören brauchen, ja gar nicht aufhören sollen, national Juden zu sein. Ich denke, die jüdische Nationalität hat in der christlichen Kirche ein so gutes Recht, wie die deutsche oder englische. Ein Jude, der sich seines Stammes schämt, ist mir ebenso verächtlich wie ein Deutscher, der ein Franzose sein möchte.

Die wunderbare und von Gott verordnete, gewollte Zähigkeit der jüdischen Volksthümlichkeit ist mir gerade hier recht schroff entgegengetreten und nicht abstoßend, sondern anziehend, weil ich daneben auch gesehen habe, wie sie durchs Christenthum verklärt werden kann. Wir haben bisher immer nur gehandelt, als ob Gott dies Volk auf so wunderbare Weise mitten in seiner Zerstreuung doch als Volk erhalten habe, um es als Zeichen und Beispiel seiner Gerichte zu bewahren; warum sollen wir nicht vielmehr hoffen, daß Er es auch für seine Gnade so wunderbar aufbewahrt habe? Es macht mir immer einen tiefen Eindruck, den ich nie vergessen werde, wenn ich Freitag Nachmittags an den jüdischen Klageort hingehe, die Trümmerstätte, wo allein es den Juden vergönnt ist, über den Steinen ihres Tempels zu weinen. Es ist ein ergreifender Anblick, die ernsten, finster blickenden Männer, die weißbärtigen Greise den kalten harten Stein mit ihren Thränen und Küssen unter lautem Schluchzen bedecken zu sehen, während die halbverschleierten Weiber in dumpfem Schmerze daneben am Boden sitzen und die an ihre Knie gedrängten Kinder aus dem Anblick ihrer Mütter und Väter alle diese Gluth des Schmerzes und der Liebe zu dem alten Heiligthum, leider auch wohl die Gluth des Hasses gegen seine Zerstörer nicht nur, sondern auch gegen die Christen, die es doch gern wieder aufbauen möchten, einsaugen. Dagegen ist es dann ein großer Trost, wenn ich in unserer evangelischen Kirche dem Gottesdienst für die bekehrten Juden in hebräischer Sprache beiwohnen, die Psalmen Davids in der heiligen Sprache mitsprechen kann und manchmal einige unserer schönsten deutschen Kirchenlieder in hebräischer Uebersetzung mitsinge. Das ist ein doppelt schönes Zeugniß von der Einheit des göttlichen Lebens zu allen Zeiten und von der Wahrheit, daß auch unser aus dem evangelischen Herzen quellender Kirchengesang nur eine Fortsetzung und Weiterentwicklung jenes Psalmengesanges ist, auf dessen Grunde er sich auferbaut hat. Es sind, seit das Bisthum hier besteht, schon über 40 Juden getauft."

Dadurch, daß Abeken seinen Aufenthalt in Jerusalem sehr verlängerte, wurde ein Wiedersehen mit Lepsius möglich. Doch Lepsius verließ Beirut*) mit dem Dampfschiff am 30. November; Abeken sah

*) Wichtigste Stadt Syriens, das alte Berytos.

dem Schiff wohl etwas sehnsüchtig nach, die Versuchung war nicht gering, gleich mit ihm zu gehen. Lepsius redete ihm gewaltig zu, und nur das Gefühl der Pflicht, die noch übrigen Theile des heiligen Landes zu sehen, konnte ihn abhalten; denn recht reiselustig fühlte er sich nicht mehr.

Von Beirut besuchte Abeken Konstantinopel, wo er von Sir Stratford Canning,*) dem englischen Gesandten, herzlich aufgenommen wurde, von dort aus Smyrna und Sardes.**) Ueber Triest und Venedig ging er nach seinem geliebten Italien, um von ihm Abschied zu nehmen.

Bei dieser Reise machte Abeken die flüchtige Bekanntschaft einer Frau Schäfer***) mit ihrem schönen, aber scheuen Pflegekinde Eugenie,†) „einer deutsch erzogenen Französin von 14 Jahren". Aus der Bekanntschaft entspann sich eine dauernde Freundschaft mit Beiden, und zahlreiche werthvolle Briefe verdanken ihr die Entstehung.††) Er hatte die Gabe und das Glück, die Liebe und das volle Vertrauen der Kinder zu gewinnen, wohl weil er selbst ein Herz für ihre Leiden und Freuden hatte, die Anderen oft klein erscheinen, für sie aber doch groß sind. So war es denn auch hier das Zutrauen des Kindes zu ihm gewesen, welches die Freundschaft begründete.

Die schmerzliche Stimmung, in die ihn der bevorstehende Abschied von Italien versetzte, ließ ihn in dieser Begegnung eine Fügung Gottes und einen „Segen fürs Leben" sehen, und in derselben Stimmung schrieb er an Onkel Rudolf: „Ach, und nun steht mir Rom bevor — mit allen seinen lieben und schmerzlichen Erinnerungen, mit Allem, was es noch in sich birgt! — Ich fürchte mich davor — und kann doch nicht davon lassen: »Das ist des Menschen Leben!«"

*) Viscount Stratford de Redcliffe, 1842—1858 Botschafter in Konstantinopel.

**) In Kleinasien.

***) Geb. des Granges.

†) Später verheirathet mit Mr. Richard in Mailand.

††) Vergl. S. 185 ff.; ferner S. 244 ff.



10. Kapitel.

Rückkehr nach Rom. Abschied von Italien. (1846—1848.)

„The perfect circle of this pleasant life
Hath lost its form — type of eternity;
And lies upon the earth a broken ring —
Token and type of every earthly thing.
Our sun of pleasure hastens towards the west —
But the green freshness of fair memories
Lies over these bright days for evermore,
The chequered lights, the stormes of circumstance
Shall sweep between us and their happy hours,
But not efface them — o thou wealthy past!
Thine are our treasures — thine —, and ours alone
Thro' thee — the present doth in fear rejoice,
The future but in fantasy — but thou
Holdest secure for ever and for ever
The bliss that has been ours — nor present woe,
Nor future dread can touch that heritage
Of joys gone by, the only joy we own."
F. Butler (Fanny Kemble).

Abeken ging im Sommer 1846 oft nach Frascati und wohnte dann bei der ihm eng befreundeten Familie Knight in der Villa Taverna. Dort wohnte auch eine Mrs. Sartoris mit ihrer Schwester, Mrs. Butler (Fanny Kemble), die in traurigem ehelichen Verhältniß sich als edler Charakter bewährte. Trost und Rath schwergeprüften Herzen zu geben, war Abeken in seltener Weise eigen. Ernste und heitere Stunden verlebten diese begabten Menschen im sonnigen Italien. Vorstehendes Gedicht sandte Mrs. Butler ihm am Schluß dieses geistig reichen Zusammenlebens zum Abschied.

Im Anfang beschäftigte Abeken hauptsächlich die Papstwahl mit dem Enthusiasmus für Pius IX.,*) der, wie so Vieles in jener Zeit, nur zu schnell verrauchen sollte. Der preußische Gesandte in Rom, v. Usedom,**) bat den Freund, seinen Aufenthalt dort zu verlängern und in dieser wichtigen Zeit die durch den Tod des Papstes***) und des Prinzen Heinrich von Preußen†) vermehrten Arbeiten für den auf Urlaub abwesenden Freiherrn v. Canitz††) zu übernehmen; er meinte, da Abeken so lange mit dem Charakter eines Attachés der römischen Ge-

*) Papst seit 16. Juni 1846.

**) Vergl. S. 75.

***) Gregor XVI.; Papst 1831—1846.

†) Vergl. S. 73.

††) Karl Wilhelm Freiherr v. Canitz und Dallwitz, 1787—1850; preußischer General und Staatsmann, 1845 bis 17. März 1848 Minister des Auswärtigen.

sandtschaft im Orient herumgereist sei, möge er nun auch in Rom die Pflichten eines solchen erfüllen.

An Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 21. August 1846.

„Ich will nicht leugnen, daß mir ein längeres Verweilen in Rom gerade im jetzigen Augenblick interessant ist, wo der neue Papst wirklich eine neue Aera anfangen zu wollen scheint, und für die nächste Zeit Maßregeln in Aussicht stehen, deren Entwickelung zu beobachten ich äußerst neugierig bin. Ein Papst, der diese Wege einschlägt, ist etwas so Abnormes, daß Niemand wissen kann, wie das, was er anfängt, enden wird.

Wie viel, um ganz offen zu sein, zu meiner Bereitwilligkeit meine Liebe zu Rom überhaupt und den wenigen Freunden, die mir hier am Herzen liegen, beigetragen, danach mag ich mich selbst kaum fragen, mag mich aber darum auch nicht schelten. Es ist der letzte Abschied von dem, was mir beinah das Theuerste auf Erden ist.

Die an das Ableben des Prinzen Heinrich geknüpften Geschäfte bieten wenig Erfreuliches dar — außer neulich das Durchsuchen seiner Papiere nach einem Testament, wobei köstliche Briefe des hochseligen wie des jetzigen Königs zum Vorschein kamen. Die Todtenfeier war würdig, nach Ihrer neuen Liturgie, mit kleinen Abänderungen, die nöthig geworden dadurch, daß sie nicht am Grabe, sondern in der Kapelle stattfand. Wir erwarten nun bald die preußische Kriegsflagge auf der »Amazone« in Civita Vecchia zu sehen, um die Leiche abzuholen. — Denn nun im Tode wird er wieder ein Prinz. Es liegt eine ernste Lehre in diesem Beispiel, wohin eine Entfremdung von den nächsten Pflichten und ein Sichgehenlassen führen kann; selbst bei kräftigen und begabten Naturen: denn das muß er gewesen sein.“

An Bunsen.

Palazzo Caffarelli, den 5. Dezember 1846.

„Ich glaube fast, Sie zürnen mir ein wenig (denn viel kann es nicht sein), daß ich in Rom hängen geblieben bin; aber nachdem einmal der Herbst herangekommen, mußte ich mich entschließen, auch den Winter hinzuzufügen. Und da sowohl Canitzens Rückkehr als auch eine anderweite Besetzung der Stelle zu zögern scheint, kann ich hier mich noch

eine Weile nützlich machen; und so darf ich diese Zeit, in der ich Manches lerne, nicht für verloren achten.

Was denkt man denn in London über Schleswig-Holstein? Wir interessiren uns hier sehr dafür; durch den Adjutanten des Prinzen, v. Moltke (der mir wegen seiner türkischen Feldzüge*) besonders interessant war), haben wir viel schönes Detail über das Land gehört, da er eigentlich ein Holsteiner**) ist. Er hatte eine prächtige topographische Karte von der Umgegend Roms gemacht, welcher die wünschenswerthe Ausdehnung zu geben ihn leider der Tod des Prinzen verhindert hat; doch ist es auch so ein hübsches Werk***), das er wohl bald herausgeben wird."

An Onkel Rudolf.

Rom, den 28. Januar 1847.

„Wie verschiedenartige Perioden habe ich in meinem römischen Leben durchgemacht! Es ist eine ganze Geschichte! Und wie manche bedeutende Menschen habe ich in der Zeit an mir vorübergehen sehen! Noch gestern sah ich einen ausgezeichneten und in der letzten Zeit sehr berühmt gewordenen Mann (auf einem Ball bei Torlonia — ich bin in dieser Woche, incredibile dictu, auf zwei großen Bällen gewesen), nämlich den bekannten Cornlaw- und Freetrade-Agitator Mr. Cobden, einen Mann von äußerst angenehmem Aeußeren, mit großer Ruhe und Klarheit im Ausdruck, still und bescheiden in seinem Wesen.

Seit Kurzem ist Frau v. Goethe†) angekommen, mit dem einen ihrer Söhne. Sie ist eine merkwürdige, nicht gemeine Frau, die für mich zugleich etwas Anziehendes und Abstoßendes hat; ich hoffe sehr, sie näher kennen zu lernen. Wir sprachen viel von Dir, sie drückte mir ihre ganz besondere Freude über Dein letztes kleines Büchelchen aus; es habe ihr recht ordentlich wohl gethan. In der Regel sei ihr Alles, was man über Goethe schreibe, schrecklich, und sie habe sich eigentlich vorgenommen, nichts über ihn zu lesen, weil selbst das Lob und die Liebe der Fremden ihr das eigene Bild vom Vater trübe."

*) Moltke wohnte 1839 dem türkischen Feldzuge in Syrien bei.

**) Geb. 1800 zu Parchim.

***) Die „Contorni di Roma" sind im Stich erschienen.

†) Goethes Sohn August († 1830 in Rom, vergl. S. 33) war mit Ottilie, Freiin v. Pogwisch († 1872) verheirathet. (Vergl. S. 288.)

An Onkel Rudolf.

Palazzo Caffarelli, den 30. April 1847.

„Bald wird mein ganzes römisches Leben nur noch eine Erinnerung sein! Es ist doch schön, solche Erinnerungen zu haben, und wenn sich nun das Leben recht still und eng zusammenzieht, in eine reiche Vergangenheit zurückzublicken, deren Schätze zugleich Bürgschaften und Keime für die Zukunft enthalten. Nichts aus diesem Leben nehmen wir doch so sicher in die Zukunft der Ewigkeit hinüber als die Liebe und Treue; alles Andere, was der Mensch von irdischem, auch geistigem Reichthum an sich und in sich hineingezogen hat, mag vergehen: aber was die Herzen zusammengebunden hat, das ist in sich selbst ewiger Natur. Und wenn wir künftig mit Lächeln auf so Manches herabblicken mögen, was uns hier im Augenblick des Genusses oder der Arbeit wichtig schien: auf das, was die herzliche, treue Liebe geweiht hat, werden wir immer nur mit Wohlgefallen und Dank zurückblicken können. Eine Erinnerung wird es doch auch wohl in jenem Leben geben, und wenn unsere Verklärten uns noch immer angehören in unserer Liebe zu ihnen, so gehören auch wir ihnen an in ihrer Liebe zu uns, die ja durch den Tod auch nur verklärt sein kann."

An Onkel Rudolf.

Palazzo Caffarelli, den 1. Mai 1847.

„Daß ich nicht gut anders kann, als direkt nach Berlin gehen, siehst Du wohl ein; ich werde mich aber dort diesmal nicht lange aufhalten, sondern jedenfalls in Deinen Juliferien bei Dir sein, worauf ich mich recht von Herzen freue. Laß mich aber auch gestehen, daß es das Einzige ist, worauf ich mich freue in Deutschland und was den Schmerz der Trennung von Rom mildert. Es ist merkwürdig, und ich schelte mich manchmal selbst darüber, wie ich mit Rom verwachsen bin. Dieser mein letzter Aufenthalt hat wieder nicht wenig dazu beigetragen, meine Liebe zu Rom zu vermehren. Aber glaube mir, meine Liebe zu Osnabrück, zu der nächsten Heimath, zu Deinem lieben Haus und Kreise ist nicht gemindert."

Daß Abeken mit der Familie Knight seit längerer Zeit befreundet war, ist mehrfach in seinen Briefen erwähnt. Ganz besonders nah trat er der einen Tochter, Miß Isabella Knight, die von Jugend auf schwer

krank war und ihre Leiden mit bewunderungswürdiger Geduld und Frömmigkeit bis an das Ende ihres Lebens trug. Wie warm er für sie empfand, wie schmerzlich ihm ihre Leiden waren, theilt er oft mit. Beglückend war es ihm, dieser reinen, vielgeprüften Seele oft Trost und Linderung im Schmerz, wenigstens in geistiger Beziehung, geben zu können.

Den Schluß dieses italienischen Aufenthalts möge ein Gespräch von zwei bedeutenden Frauen bilden, das Abekens innerstes Wesen so recht zu bezeichnen im Stande ist:

Mrs. Butler: „I do not like borrowing people that does not belong to me.“

Miß Isabella Knight: „He does belong to you; he belongs to every one that wants him.“

Dies sind wahre Worte: so gehörte Abeken Jedem, den er erfreuen oder dem er helfen konnte; darin hat viele Jahre hindurch das einzige Glück seines Lebens gelegen.

Rückkehr nach Berlin.

„Alles nach dem Willen Gottes.“
(Arabischer Spruch.)

Ueber Abekens Abreise von Rom hing ein eigenthümliches Schicksal; von Woche zu Woche wurde sie aufgeschoben. Endlich ging er fort. Kestner begleitete den Freund bis nach Ponte Molle hinaus; von da sah er noch einmal den scheidenden Sonnenstrahl auf St. Peter, auf dem raschen, doch stillen Gewoge der Tiber und auf den lieben Hügeln Frascatis spielen; und dann ging es in die Nacht, in den Norden hinein. Er mußte eiliger Depeschen wegen um so schneller heimwärts eilen. Nachdem Rom einmal hinter ihm lag, war ihm die Beschleunigung der Reise auch recht und lieb.

Ueber sein äußeres Schicksal war er auch in Berlin vorerst noch nicht im Klaren, machte sich aber keine tieferen Gedanken darüber; er war beglückt, wenn er nur dem großen Ganzen dienen konnte. Auch an ihm war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen; sie hatte seinen Blick in jeder Hinsicht geweitet. Daß er zu seinem eigenen tiefen Schmerze zu einem praktischen Geistlichen nicht taugte, daran glaubte

er fest. „Durch die spezielle Theologie, wie sie jetzt steht", schreibt er damals, „kann der Kirche nicht geholfen werden, welche anderer Dinge bedarf als der theologischen Wissenschaft. Im höchsten Sinne ist freilich alle Wissenschaft Theologie, und in dem Sinne möchte ich nun erst ein rechter Theologe werden." Aber eine sichere Stellung stand ihm keineswegs sogleich offen. Eine Schilderung seiner wenig günstigen pekuniären Lage enthalten folgende Zeilen:

An Bunsen.

Berlin, den 2. August 1847.

„Ich muß Gott danken und thue das von Herzen, daß ich mit den allergeringsten Ansprüchen, d. h. wenn ich leben will, wie man als Student lebt, nicht zu verhungern brauche, wenn ich auch nichts vom Staat empfange. Ich habe in den letzten Jahren mein Vermögen bedeutend zugesetzt; denn seit dem Oktober 1845 habe ich ganz aus eigenen Mitteln leben müssen, für fünf Monate Aushülfe in Rom (während ich eigentlich dort $8^{1}/_{2}$ Monat auf der Gesandtschaft gearbeitet) habe ich 375 Thaler empfangen; davon lebt man nicht $1^{1}/_{2}$ Jahr. Indeß habe ich noch immer aus eigenen Mitteln jährlich gegen 600 Thaler und bin ganz darauf gefaßt, mich darauf zu beschränken, da ich nicht absehe, wie sich augenblicklich eine Stellung im Staatsdienst finden sollte. Ein bloßes Wartegeld kann ich natürlich nicht annehmen; eine Stellung, die mir für wirkliche Thätigkeit eine Remuneration gäbe, würde ich gern annehmen, da ich zu litterarischen Hülfsmitteln wohl etwas mehr bedürfte als das, was ich habe; aber ich sehe keine solche und kann deshalb nicht einmal um irgend Etwas bitten, selbst wenn es nicht meiner Natur nach unmöglich wäre zu bitten.

Ich sehne mich recht danach, zu arbeiten; in Rom kam ich nicht dazu, weil mir die Hülfsmittel fehlten, und weil das Interesse an den Geschäften und den öffentlichen Angelegenheiten mich vollkommen absorbirte. Dies ist bei mir von Jahren zu Jahren gewachsen nnd hätte sich wohl schon früher ausgebildet, hätte ich mehr Kenntniß davon gehabt. Es gehört ja das auch jedem Bürger zu, nicht nur dem Beamten.

Sie werden mir gewiß nicht zürnen, daß ich bereit bin, vollkommen ins Nichts zurückzutreten und mir erst wieder eine Stellung

zu erkämpfen. Daß ich etwas thue, darauf kommt ja allein Alles an; ob ich einen Titel habe, darauf kommt Nichts an; auch nicht darauf, ob ich etwas mehr oder weniger zu verzehren habe, da ich keine Familie habe."

Es lag in Abekens Natur, überall, wo er war, sich möglichst bald ein behagliches Heim zu gründen, sei es auch noch so klein. So hatte er nun inzwischen das Wirthshaus verlassen und sich eine möblirte Wohnung gemiethet, Hinter der katholischen Kirche Nr. 3, in einem Hause, welches jetzt längst abgerissen ist; auch viele schöne Bäume davor sind der grausamen Zeit zum Opfer gefallen. Die etwas wunderbaren grünen Möbel seiner Chambre garnie mit ihren goldenen Beinen und Verzierungen, deren Styl nicht einmal genau festzustellen war, waren ihm und seinen Freunden mit der Zeit so lieb geworden, daß er sie später ankaufte. Sie blieben bis zu seinem Lebensende in seinem Wohnzimmer stehen; man konnte ihn ohne diese Umgebung ebenso wenig denken, wie ohne all die alten Erinnerungen des verflossenen Lebens, die ihn zuletzt umgaben.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 22. August 1847.

„. . . Da am Dienstag Abend der König von Dobberan zurückgekommen sein mußte, ging ich am Mittwoch nach Potsdam, um mich bei dem Hofmarschall zu melden; dieser schickte mich zum Flügeladjutanten, und da dieser glücklicherweise am Morgen noch einen Augenblick fand, mich zu melden, so wurde ich gleich zur Tafel befohlen und mußte nachher den Abend bleiben, wo wir eine prächtige Fahrt auf dem Dampfschiff um die Pfaueninsel herum machten, was nach dem heißen Tage unsäglich erquicklich war; dann noch Souper, und erst um 10 Uhr kam ich fort; ebenso ging es gestern, wo ich wieder hinausbefohlen war, nur daß wir statt der Dampffahrt den Thee im Garten tranken.

Der König war beide Male die Güte und Freundlichkeit selbst; es ist unmöglich, in seine Nähe zu kommen, ohne von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seinem genialen (im schönsten Sinne) Wesen hingerissen zu werden. Ich mußte viel von meinen Reisen und von Pio IX. erzählen."

An Bunsen.

Berlin, den 25. August 1847.

„Ich bin vorige Woche zweimal in Sanssouci gewesen von Mittag bis Abend spät; herrliche Stunden durch die bezaubernde Güte des Königs. Es ist fast gefährlich, zu viel in seine Nähe zu kommen; er reißt Einen immer von Neuem hin, daß man nur für ihn leben möchte.

Er ist von der Reise nach Dobberan offenbar sehr erfrischt zurückgekommen und mag nun Manches vom Herzen weg haben, was ihn früher drückte. Diesmal sah ich denn auch zum ersten Male den Prinzen*) und die Prinzessin von Preußen.

Ueber Jerusalem sprach der König nur im Allgemeinen, obwohl das letzte Mal auch Wildenbruch**) draußen war; ich weiß übrigens durch Thile, daß er nur Ihren vertraulichen, nicht Ihren amtlichen Bericht gelesen hat.

Was meine Stellung und Lage anbetrifft, wüßte ich leider Ihrem Briefe wenig zu erwidern. Im Unterrichtsministerium sehe ich keinen Platz für mich, abgesehen davon, daß ich keinen Anspruch daran habe; man braucht dort entweder Spezialitäten der praktischen Erfahrung oder juristisch gebildete Arbeiter; ich bin keines von beiden; denn von dem Unterricht oder den Schulen habe ich gerade so wenig Erfahrung, wie von der Medizin oder vom Jus, und in der kirchlichen Abtheilung kann ich ebensowenig arbeiten, wie in der theologischen Fakultät, darüber bin ich mir klar. Im Auswärtigen Ministerium giebt es ebensowenig einen Platz oder einen Anspruch für mich, wie Sie mit Recht bemerken. Es bleibt mir also nichts übrig, als ganz auf irgend eine Stellung zu verzichten, mich auf meine eigenen Mittel zu beschränken und im Stillen privatim fortzuarbeiten.

Ich werde mich fortwährend speziell mit dem Aegyptischen und Allem, was sich daran anschließt, beschäftigen; das Interesse an den Dingen der Gegenwart mag meine Mußestunden füllen, darüber werden Sie nicht zürnen. Ich kann Ihnen aber nicht versprechen, auch nur

*) Später Kaiser Wilhelm I.

**) Major v. Wildenbruch (Sohn des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, verheirathet mit Fräulein v. Langen) war Konsul in Beirut, wo Abeken Ende des Jahres 1845 die Familie kennen lernte. Nach dem schleswig-holsteinschen Kriege von 1848 kam Wildenbruch nach Berlin, Athen und dann nach Konstantinopel als Gesandter.

für die Zukunft auf eine Professur hinarbeiten zu wollen; es gehörte dazu ein von vorn anfangendes, philologisches Studium von Jahren, wobei ich alle unmittelbar speziellen Studien aufgeben müßte. Zudem hat die Stellung eines Professors keinen Reiz für mich; an eine lebendige Wechselwirkung mit der Jugend ist doch dabei nicht zu denken, und eigentliche Begeisterung habe ich nicht für die Wissenschaft, das darf ich nicht leugnen, könnte also schwerlich auch Andere dafür begeistern.

Begeisterung könnte ich nur für ein echtes politisches Leben in höherem Sinne des Wortes haben; ich weiß aber sehr wohl, daß das in jedem Sinne ganz außer meiner Sphäre liegt. Arbeiten werde ich gewiß, dazu braucht man aber nicht Professor zu sein oder eine Professur in Aussicht zu haben. Die Anstellung gehört ja auch nur zur Nothdurft des Lebens."

An Bunsen.

Berlin, den 20. Oktober 1847.

„Ich höre, es geht hier in manchen Kreisen das Gerücht, ich könnte vielleicht als Konsul irgend wohin nach dem Orient gehen; daß ich diesen Gerüchten ganz fremd bin und sie nur in ganz ununterrichteten Kreisen entstehen konnten, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen; ich halte mich dazu weder für geeignet, noch ist es mein Wunsch auch nur im Allerentferntesten, auch nicht als ein pisaller. Ich wünsche in Deutschland zu bleiben, um mich innerlich wieder ins Gleichgewicht zu setzen, was doch nur hier geschehen kann; selbst meine Reise kann ich ja nur hier schreiben. Es ist auch Alles ein leeres Gerede, wie ich sehr wohl weiß, um das ich mich gar nicht kümmere; es kommt daher, daß meine Freunde durchaus nicht wissen, was sie mit mir anfangen sollen, und nicht begreifen können, daß ein Mensch ohne Stellung existire."

An Bunsen.

Berlin, den 17. November 1847.

„Sie fragen mich, ob ich Lust habe, das Generalkonsulat in Aegypten anzustreben? Ich antworte Ihnen ehrlich: nein. Ich habe nicht Lust, mich so weit und entschieden von dem geistigen Leben des Vaterlandes abschneiden zu lassen; ich glaube nicht, daß die dort mögliche Thätigkeit mir einen Ersatz geben könnte für Alles, was ich ver-

löre. Namentlich glaube ich nicht, daß es für mich innerlich gut wäre, dort zugleich in Isolirung und Zerstreutheit zu leben. Es sind keine gesunden und natürlichen Verhältnisse, in denen man lebt; es giebt dort keine Menschen, deren Umgang anregend oder wohlthätig ist, durchreisende Fremde ausgenommen; und ein eigentliches wissenschaftliches Arbeiten ist auch unmöglich, man müßte denn ein ganz speziell orientalisches Studium haben. Es ist dort immer ein zerstücktes Leben, das wohl auf ein paar Jahre geht; was sollte aber nach ein paar Jahren aus mir werden? Ich bin nicht mehr so jung. Ohne Familie dort zu leben ist zwar leichter, aber auch wieder trauriger. Wildenbruch hätte es ohne seine vortreffliche Frau auch nicht ausgehalten. Ich würde also wohl die Stelle ausschlagen, wenn man sie mir anböte; das wird man aber freilich nicht thun."

Mitte Dezember besuchte Abeken Frau v. Stein*) auf Kochberg, eigentlich um ein neunjähriges Töchterchen der ihr befreundeten Frau v. Wildenbruch dorthin zu bringen, die eines bösen Stickhustens wegen Luftveränderung für das Kind wünschte. Frau v. Stein hatte Abeken schon lange eingeladen, einmal ein paar Tage bei ihr zuzubringen, um die Goethesche Korrespondenz mit der Großmutter ihres Mannes zu lesen; so konnte er sich dem „Arrangement, welches die Frauen unter sich abmachten, nicht gut entziehen". Bei dieser Gelegenheit sah er auch, seiner Tante**) gedenkend, das „langersehnte Rudolstadt", verlebte dort einen köstlichen Nachmittag, besuchte Frau v. Gleichen***) (Emilie Schiller) und sprach mit ihr „von alten Zeiten, von lieben, verehrten Leuten".

An Onkel Rudolf.

Rudolstadt, den 17. Dezember 1847.

„Frau v. Gleichen fand ich viel weniger verändert, als man mich hatte glauben machen, ich hätte sie gleich wieder erkannt; ihr Wesen ist höchst anmuthig, graziös und liebenswürdig; sie empfing mich

*) Herr v. Stein (siehe nächste Seite) war ein Enkel von Charlotte v. Stein.

**) Christiane Abeken, geb. v. Wurmb (in der Familie Christel genannt) war erzogen bei der Fürstin-Regentin und später Hofdame bis zu ihrer Hochzeit mit Rudolf Abeken. (Vergl. S. 5.)

***) Schillers Tochter Emilie, seit 1828 vermählt mit dem Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm.

mit freundlicher Herzlichkeit als einen alten Bekannten, und es wurde mir recht wohl. An Dir hängt sie mit wahrer, treuer Liebe und sagt, die Korrespondenz mit Dir thue ihr so wohl und sie hoffe, die werde sich jetzt ununterbrochen erhalten. An den Briefen ihres Vaters an Körner hatte sie große Freude; es thue ihr zwar leid, daß sie von anderer und fremder Seite publizirt worden, aber vielleicht sei das auch gut, denn nun sei Manches mitpublizirt, was sie und ihre Familie vielleicht aus Zartgefühl weggelassen hätten.

Herr v. Stein, der bis voriges Frühjahr vortragender Rath im geistlichen Ministerium in Berlin war, ist ein braver gebildeter Mann, von dem ich noch Manches über die Verhältnisse in Berlin lerne; seine Frau, geb. v. Altenstein (Nichte des verstorbenen Ministers), ist eine höchst liebenswürdige Frau, von einem tiefen edlen Gemüth und einem klaren, sicheren Verstande, seine Mutter voll von Erinnerungen alter Weimarischer Zeiten.

Und nun die Goetheschen Reliquien, anfangend von einem Schreibtisch, in den er 1775 seinen Namen eingeschnitten, und an dem er Gott weiß was Alles geschrieben hat. Vor der Reise nach Italien vertraute er seiner Freundin alle Papiere an, die er nicht verbrannte; und aus diesen ist Alles das genommen, was in dem Buch von Schöll*) publizirt ist.

Was soll ich Dir nun aber von der Korrespondenz selber sagen? Das geht über alle Worte. Vom Jahre 1776 bis zum Jahre 1826, von den ernsten leidenschaftlichen Regungen und Kämpfen, wo er ihr zuruft: »Liebe Frau! leide, daß ich Dich so lieb habe! wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen, will Dich nicht plagen« bis zu dem Vollmonde der siebziger Jahre, wo das letzte Blättchen, vom 29. August 1826, wenige Tage vor ihrem Tode lautet: »Beiliegendes Gedicht, meine Theuerste, sollte eigentlich schließen; Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. Und so für und für!« Nur die Jahre 1787 und 1788 fehlen; denn alle die italienischen Reisebriefe waren an sie gerichtet, und die hatte Goethe sich für die Publikation zurückgeben lassen.

*) Goethes Briefe an Frau v. Stein aus den Jahren 1776 bis 1826; herausgegeben von A. Schöll. 3 Bde. Weimar 1848—1851.

Nun behauptet Kanzler Müller*) und die Familie, sie fänden sich nicht mehr; Jemand ganz Fremdes aber — man weiß nicht einmal wer — hat durch die dritte Hand wissen lassen, er besitze Abschriften davon und bereite die Herausgabe vor! Das ist insofern gut, als es die Familie Stein vermocht hat, selbst an die Herausgabe zu denken, und diese wird nun wirklich vorbereitet und zwar unverkümmert und unverkürzt."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 9. Januar 1848.

„Daß Emilie Schiller freundlich über mich geschrieben, freut mich in dankbarem Gemüthe; ich habe ihr Bild in meinem Herzen den auserlesensten Frauen zugesellt, die darin ein kleines Pantheon bilden, das ich in demüthiger Liebe als einen meiner besten Schätze bewahre. Es giebt namentlich unter den Frauen gewisse Naturen, die in der reinen Vollendung ihres Wesens auch bei der ersten Begegnung, bei der kürzesten Bekanntschaft, wenn auch nicht den ganzen Schatz ihrer Herrlichkeit erschließen (denn das ist ja nicht möglich), aber doch den vollen Eindruck ihres innersten Wesens geben, wie durch eine Art Offenbarung; für solche Naturen rühme ich mich, einen feinen und sicheren Takt zu besitzen, und bin dankbar dafür.

Was Du über das Verhältniß zur Vulpia**) sagst, ist ganz richtig; so tief war der edlen Frau v. Stein Schmerz über diese Erniedrigung Goethes, daß sie jeden näheren persönlichen Verkehr und Briefwechsel mit Goethe abbrach — vom Ende des Jahres 1789 bis 1796 sind keine Briefe geschrieben oder empfangen, trotz zweier rührender Briefe Goethes, worin er bald ernst, bald weich, bald fordert, bald bittet. Eigentlich brachte erst Goethes Krankheit sie wieder zusammen. Uebrigens trug im Jahre 1789 wohl mehrerlei bei zu dieser Entfremdung.

*) Friedrich v. Müller, 1779–1849 weimarischer Kanzler; vergl. „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller", herausgegeben von Burkhardt (Stuttgart 1870). Die fraglichen Briefe wurden später von Erich Schmidt als 2. Band der „Schriften der Goethe-Gesellschaft" herausgegeben unter dem Titel: „Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau v. Stein und Herder" (Weimar 1886).

**) Gemeint ist Christiane Vulpius; ihre Trauung mit Goethe fand 1806 statt.

Man sieht aus jenen beiden Briefen Goethes, daß man nach seiner Rückkehr aus Italien ihm übel nahm, daß er sich in die engen Weimarischen Verhältnisse nicht wieder zu schicken wußte, daß er nicht wie sonst behaglich darin war, daß er mit seinen Gedanken immerfort in Italien weilte, innerlich oft jammern mochte, daß er nicht da war, sich manchmal sagte: warum bin ich zurückgekehrt? (Er selbst sagt, er sei um der Stein und ihres Sohnes willen, dessen Erziehung er einmal übernommen hatte, zurückgekehrt.) Ich kann mir nur zu gut denken, daß er damals ganz ebensosehr unausstehlich war, wie er sonst sehr liebenswürdig war; man sieht aus seinen Briefen und Billets, wie er über Alles klagte, über die Kälte, über das Wetter, über die ganze Existenz in diesem Norden. Und daß ihm die guten, auch die besten und edelsten Leute, die eben nichts Anderes gewohnt waren, für die dies Alles das natürliche Leben war, das nicht nachempfinden und auch nicht verzeihen konnten, ist ganz ebenso natürlich. Es entfremdet nichts die Menschen so sehr voneinander, als wenn der Eine um ein verlorenes Gut klagt, dessen Besitz der Andere nicht mit ihm getheilt, dessen Werth er also nicht zu schätzen weiß; die Klage scheint dann immer so egoistisch — und ist es auch oft! Goethe war doch nun einmal zurückgekehrt, er mußte sich resigniren und es die Anderen nicht fühlen lassen, daß er sich resignire, daß er ihnen ein großes Opfer gebracht. Aber der große Mann war auch ein Mensch! Dazu kam nun sein Verhältniß zur Vulpius, die ihm denjenigen Theil der Ehe ersetzen sollte, den ihm die Freundin nicht geben konnte, die ihm Haus und Stube und Küche versorgen konnte. Er fragt: »wem entziehe ich denn die Stunden und Gefühle, die ich dem armen Geschöpfe zuwende?« — Aber das eben schmerzte die edle Frau so tief: hätte Goethe eine Geliebte, eine Gattin gefunden, die seiner werth, die ihm auch geistig Ehefrau gewesen wäre, die sie selbst, die alte Freundin, ganz bei ihm ersetzt, ja verdrängt hätte: das hätte sie ertragen, ja sich darüber gefreut, wie er ihr früher einmal selbst zugerufen: »Du Einziges, das sich freuen würde, wenn ich etwas lieber haben könnte als Dich.« — Aber, daß er sich zu einem Weibe herabließ, das er nicht lieber haben konnte als sie, das konnte sie nicht ertragen.

Diese ganze Auffassung ist eins der schönsten Zeugnisse für die edle herrliche Frau und die Reinheit ihres Verhältnisses zu Goethe;

aber auch den Letzteren beurtheile ich gern nachsichtig in diesem Falle. Er konnte eben Niemand anders lieber oder auch nur so lieb haben wie Charlotte von Stein, also auch Niemand anders heirathen; und doch war er ein Mensch und brauchte eine Haushälterin. Er machte dann seine Haushälterin zu seiner Frau; die meisten deutschen Männer machen ihre Frauen zu ihren Haushälterinnen — ist beinah ebenso unrecht und erniedrigend für die Frauen.

Wie glücklich war Schiller gegen ihn, und wie zeigt sich da wieder die billige Compensation, mit der die Vorsehung das Geschick der Menschen abwägt! Ihm, dem sie so Vieles versagte, was sie Goethen gegeben, gab sie dagegen das Höchste, was sie jenem versagte: ein edles, seiner ganz würdiges Weib und häusliches Glück! — Erinnerst Du Dich, was Goethe zu uns über Schiller sagte: er habe nie ein unbedeutendes Wort aus seinem Munde gehört?" —




Zweiten Theil.



1. Kapitel.

1848.

„›Est victor nemo, nisi victum victus se agnoscat.‹
(Ennius.)
— Darin liegt das ganze Schicksal des 19. März.“
(Abeken an Wildenbruch.)

Mit einer Pracht des sonnenhellsten warmen Wetters, einer Wonne des Luftschwelgens, wie sie dem Menschen im Norden fast nie geboten wird, kam das Frühjahr 1848 heran. Doch immer finsterer zogen sich die Wolken an dem politischen Himmel zusammen, immer schwerer wurde es Abeken, sich in seine wissenschaftliche Arbeit über den Auszug der Kinder Israel*) zu vertiefen. Ende Februar schreibt er an Frau Bunsen:

„Großer Gott, welche Ereignisse! Gestern gegen Mittag brachte uns der Telegraph die letzten schlimmsten Nachrichten aus Paris; man wagt nicht zu denken, wie es jetzt dort aussehen möge. Gott gebe nur unserem Könige Weisheit und Muth! Heut Abend um 7 Uhr hat der König, wie ich bestimmt weiß, den Befehl zur Mobilmachung des 7., 8. und 4. Armeekorps unterzeichnet; die Befehle müssen längst abgegangen sein.

Welche Nemesis in der Geschichte! Daß der Napoleon de la paix nicht in Frieden hat sterben sollen, daß er noch vor seinem Tode die Republik proklamirt sehen muß, er, der sich der Retter des Königthums wähnte, während er doch wenigstens zur Hälfte nur der Selbstsucht fröhnte — er, dem Frankreich, Europa dennoch so viel verdankte!

*) Vergl. S. 104.

Und die alte greise Herzogin von Angoulême*) erlebt das auch noch! — Der König soll furchtbar angegriffen sein durch diese Dinge."

An Bunsen.

Berlin, den 17. März 1848.

Heut Abend ist Gottlob Alles ruhig, und man fängt nach den peinlichen Tagen,**) die wir seit Montag verlebt, einmal wieder an aufzuathmen. Denn so unbedeutend, namentlich so ganz unpolitischer Natur die hiesigen Tumulte waren, so brachten sie doch eine drückende, widerwärtige Atmosphäre über die Stadt; man fühlte sich so indignirt und beschämt, man schämte sich für Volk, Bürger und Behörden. Wahrscheinlich werden auswärtige Journale nicht unterlassen, die Sache in falschem Lichte darzustellen und zum Versuch einer Revolution zu vergrößern, während unsere eigenen, die Staatszeitung voran, darüber hinweghuschen und sie ganz zu vertuschen suchen. Daß man hier noch nicht begreifen kann, wie in allen solchen Dingen die einfache, faktische, aber volle Wahrheit das allein Nützliche ist!

Es waren schon in voriger Woche fast täglich im Thiergarten, an den sogenannten »Zelten«, Versammlungen gehalten worden, halb im Freien, halb in den Häusern; einige jüdische Litteraten, Dr. Oppenheim, Dr. Loewenberger ꝛc. hatten dort das große Wort geführt, vor einem Publikum aus Litteraten, jungen Künstlern und Handwerkern bestehend, allerlei dummes Zeug geschwatzt von Preßfreiheit, Sozialismus, Sorge für die Arbeiter ꝛc. Man hatte von Petitionen an den König gesprochen, die man durch Deputationen überreichen lassen wollte, und deren Hauptpunkt, wie man hört, die Bitte um ein Arbeiterministerium sein sollte. Daß man bald erfuhr, der König würde eine solche Deputation gar nicht vorlassen, reizte die Gemüther ein wenig auf; am Sonntag und Montag waren natürlich die Handwerksburschen und gemeinen Arbeiter besonders zahlreich. Diese schrieen nach Arbeit und Brod, machten aber durchaus keine Miene weder zu arbeiten noch zu plündern, trotzdem daß hie und da eine Aufforderung dazu erging.

Man ließ alle diese Sachen ruhig gehen und verbot nicht einmal

---

*) Einzige Tochter Ludwigs XVI.

**) Gemeint sind die aufregenden und aufreizenden Versammlungen im Thiergarten; Beginn der Unruhen auf den Straßen trotz der Verfügungen der Polizei; Meldungen über Kämpfe in Wien.

die Versammlungen. Da bemächtigte sich am Montag eine plötzliche Furcht unserer höheren Behörden; man bildete sich ein, die Arbeiter beabsichtigten einen Aufstand, das Schloß und die Häuser der Prinzen seien in Gefahr; und nun trieb man die Versammlung im Thiergarten auseinander, halb mit Güte, halb mit Gewalt; einige Steinwürfe fielen dabei auf das Militär, das indeß dort keinen Anlaß fand, von irgend einer Waffe Gebrauch zu machen. Gerade durch dieses Einschreiten führte man herbei, was man hatte verhindern wollen: die aus dem Thiergarten weggetriebene Masse zog sich nach dem Schloß, sang tolle Lieder, verhönte die dort aufgestellten Posten, warf auch hie und da einen Stein nach einem Soldaten und Offizier, und so bekam die Kavallerie, um den Platz zu säubern, Befehl zum Einhauen, wobei denn, wie es immer geht, nur unbetheiligte Neugierige verwundet wurden, namentlich einige Kinder. Es war ein großer Fehler, die Versammlung aus dem Thiergarten in die Stadt zu treiben. Ich begegnete den Hineinziehenden, die sehr aufgeregt waren, blieb aber dann draußen, wo die kleinere Hälfte noch versammelt und sehr ruhig war; wahrscheinlich wäre Alles ruhig geblieben, hätte man nicht eingeschritten.

In der Stadt war das Einhauen des Militärs, bloß um den Platz zu säubern, ehe wirklich Excesse vorgefallen waren, ein zweiter Fehler. Dadurch war das Volk am Dienstag schon sehr erbittert und suchte Gelegenheit, sich am Militär zu reiben, drängte sich abends auf dem Schloßplatz und in den Straßen gegen den Petriplatz hin in dichten Haufen zusammen, verhöhnte das Militär, warf mit Steinen danach und warf hie und da eine Planke von den Rinnsteinen um, um die Passage der Pferde zu hemmen, was denn Volk und Behörden mit gleicher Liebe zur Emphase Barrikaden nannten! Die Kavallerie mußte wieder einhauen — und wieder traf es ruhige Bürger, die durch reinen Zufall, aus den Häusern von Freunden tretend, zwischen die Massen geriethen. Dies erregte nun eine furchtbare Erbitterung unter den Bürgern gegen das Militär; am Mittwoch waren den ganzen Tag der Schloßplatz und die umgebenden Straßen voll von einer aufgeregten Menge, unter der man eine schreckenerregende Anzahl roher und gemeinster Kerle sah, aber auch viele anständige Bürger mit Indignation sich gegen die Anwendung des Militärs aussprechen hörte. In kleineren

Gruppen wurden sehr aufreizende Reden gehalten, dagegen aber auch beschwichtigende, und eine Proklamation verlesen, welche Untersuchung des Vorgefallenen und vorsichtige Anwendung des Militärs nur bei wirklicher Gefährdung des Eigenthums versprach. Aber die Erbitterung gegen das Militär war so stark, daß das Volk dasselbe mit Steinen und Knütteln geradezu angriff, die Wache am köllnischen Rathhause stürmte, in den naheliegenden Straßen kleine Barrikaden errichtete und das Aeußerste versuchte ohne irgend einen bestimmten Zweck und ohne einen anderen Grund als Erbitterung und verhaltenen Ingrimm. Bürger, die sich zu einer Schutzkommission gebildet, mit weißen Binden um den Arm, wurden verhöhnt. Dazu sei es jetzt zu spät, damit hätte man früher kommen sollen; jetzt wolle man Rache haben an den Soldaten 2c. So wurde das Militär zum Feuern geradezu gezwungen, und an jenem Abend wird seine Kaltblütigkeit sehr gerühmt. Es ist freilich manches Blut geflossen, doch wurde natürlich durch das Feuer die Masse zerstreut und Alles ruhig. Gestern war die Aufregung noch sehr groß; ihr Herd hatte sich aber vom Schloßplatz nach den Linden, in die Gegend der Universität, gezogen, wo den ganzen Tag dichte Gruppen standen, darunter recht wilde Physiognomien. Indeß fing man nun doch an, die „Schutzkommission" der Bürger etwas besser zu organisiren.

Unter dem gemeinsten Volk trieben sich einige Aufwiegler umher, man glaubt zum Theil Polen; es ist Geld ausgetheilt worden, um die Leute zu Excessen aufzureizen, man weiß nicht recht von welcher Seite. So kam es denn gestern Abend noch einmal zu einem Konflikt; man hatte das Palais des Prinzen von Preußen und die Hauptwache gefährdet geglaubt, und in dieser Gegend ist wieder auf die Masse, die sich nicht rasch genug auflöste, geschossen worden, wobei drei wieder ganz Unschuldige gefallen sind. Damit war es indeß zu Ende. Heute Abend ist Alles vollkommen ruhig.

Von politischen Motiven war nicht die Rede; kaum in den ersten Versammlungen im Thiergarten, bei denen aber auch bald ein gedankenloses Rufen nach Arbeit vorwaltete. Während der letzten unruhigen Tage war auch nicht eines von den mancherlei politischen Stichworten, die jetzt die Welt bewegen, zu hören; ich habe bei Tag und bei Abend viel bei den Gruppen umhergehört; nicht ein Wort von Politik, auch nicht

einmal der Name irgend eines unpopulären Ministers, gegen keinen unserer Prinzen etwas gesagt. So ist auch kein Fenster eingeworfen, kein Laden, kaum eine Laterne durch Zufall beschädigt, kein Versuch zur Plünderung oder zur Brandstiftung, wie man hätte vermuthen können, gemacht.

Mir fehlt es nicht an Glauben an den König; aber an Hoffnung fehlt es mir manchmal. Möge Gott ihm das Rechte eingeben, möge er mit den Ständen sich verständigt haben, ehe die französische Assemblée nationale in Flammen aufschlägt, deren Brand nur an festen, klaren und ohne allen Hinterhalt begründeten Verhältnissen eine Grenze finden kann!"

In diesem Brief Abekens sind die Zustände und Stimmungen Berlins unmittelbar vor dem 18. März außerordentlich klar geschildert: Die Unzufriedenheit der durch Unruhen in allen Ländern brotlos gewordenen Arbeiter, die Unsicherheit der Behörden wie die Ungewohntheit, Unfähigkeit und Ungeschicktheit jeder Klasse zu irgend welchem politischen Leben und Handeln zeigen sich darin. Auch liefern die folgenden Briefe einen Beweis dafür, daß nur durch fremde Hülfe, im Verein mit der Hefe des Volkes, geschürt durch wochenlange Aufreizung gegen Regierung und Militär, ein vollständig grundloser Kampf, wie der des 18. März, entbrennen konnte, nachdem bereits alle Konzessionen gemacht waren.

Tief verletzt und in innerster Seele empört über die Vorgänge des 18. März schreibt Abeken:

„Allmählich fängt man an sich zu besinnen; o, daß man sich gar nicht zu besinnen brauchte! Wenn ich nur noch etwas hätte, wofür ich mich begeistern könnte! Wie mich der Enthusiasmus um mich her anwidert! Wie hätte ich diesen Enthusiasmus getheilt vor vierzehn, vor acht Tagen! . . .

Hätte ich irgend etwas Bestimmtes zu thun, ich wäre ruhiger. Reisebeschreibung und ägyptische Geschichte kann man jetzt nicht arbeiten."

An Bunsen.

Berlin, den 23. März 1848.

„Am Sonnabend den 18. März morgens hatte sich das Gerücht von der Proklamation durch die Stadt verbreitet, noch ehe sie erschien;

gegen 2 Uhr strömte eine gemischte Menge nach dem Schlosse und stand vor dem hinteren Portal, der Wohnung des Königs zunächst, Hurrahs und Jubel mit Ausdrücken des Zweifels und der Forderung der Entfernung des Militärs aus dem Schlosse mischend. Ich war mitten drunter; ich weiß nicht, welche trübe Ahnung mich verhinderte, irgend eine Hoffnung auf den Schritt des Königs zu setzen. Da kam aus dem anderen Schloßportal ein Theil der Infanterie heraus; die Menge in meiner Nähe glaubte, sie komme, um abzuziehen, und stürzte sich unter Jubel und Hüteschwenken dahin, um sie abziehen zu sehen. Statt dessen macht sie Halt, stellt sich auf, macht eine Schwenkung vorwärts. Zugleich kommt um die Ecke des Schloßplatzes herum eine Abtheilung Dragoner der andringenden Volksmasse entgegen, die entsetzt umkehrt; verständige Augenzeugen versichern mich, sie hätten gesehen, daß eingehauen sei, und doch glaube ich es nicht. Ich habe es nicht gesehen; ich habe die Kavallerie nur vorrücken und zwar zuerst langsam vorrücken sehen, um den Platz zu säubern, was vielleicht in dem Augenblick nicht nothwendig war. Ich floh mit der auseinanderstäubenden Menge; ich kam in ein Haus in der Stechbahn; ich war wenige Augenblicke auf dem Flur gewesen, da hörte ich deutlich die zwei einzelnen Schüsse losgehen: in dem Augenblick schlug ich die Hände zusammen und rief aus: »Alles ist verloren, Alles!« Gleich darauf war der Schloßplatz vollkommen leer, das Militär an den Seiten aufgestellt, einzelne Patrouillen ritten darüber hin, Holzsägende vor den Hausthüren hatten schon wieder ihre Arbeit begonnen; als ich aus der Thür heraustrete, sagten die draußen Stehengebliebenen: »Es ist kein Schaden geschehen, es ist nur hoch gefeuert worden.« Ich ging rasch die Linden entlang nach dem Radziwillschen Palais zu Wildenbruchs; unterwegs sah ich viele drohende Gruppen, Droschken in Karriere; ich war nicht 10 Minuten bei Wildenbruchs gewesen, so kamen Nachrichten von Offizieren, die auf der Straße insultirt worden, und an den Straßenecken umher standen die Barrikaden. Gegen 5 Uhr begann der eigentliche Kampf, näher dem Schlosse wohl schon früher. Vor Mitternacht war er der Hauptsache nach beendet; kleine Scharmützel fanden noch hie und da bis zum Morgen statt. Die Truppen hatten den ganzen Stadttheil in der Gewalt, den zu besetzen und von Barrikaden zu reinigen ihnen befohlen war. Mit Mühe fand ich ein Stündchen Schlaf in der Nacht. Am Sonntag Morgen er-

schien die Proklamation, welche Zurückziehung der Truppen versprach, wenn die Bürger sich unterwürfen."

An Bunsen.*)

Berlin, den 23. März 1848.

„. . . Die Zeit des Handelns ist vorbei, vorbei, unwiderruflich vorbei. Alles, Alles ist verloren — Ehre, Vertrauen, Hoffnung, — ja selbst die Liebe [charity]; wenigstens ich fühle mich lieblos jetzt; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind in tiefe Dunkelheit gehüllt, ein Bild der Zerstörung. Nirgends eine Partei, zu der man gehören könnte, nirgends ein Punkt, um den sich Alles schaaren kann! Ich bin maßlos traurig. Alle verständigen Männer aller Parteien, die liberalen sowohl wie die königlich gesinnten, sind ebenso hoffnungslos wie ich und nur verschiedener Ansicht darüber, wem die größte Schuld beizumessen sei. Ach, in meinen Augen sind beide Theile gleich schuldig. Weder die Regierung noch das Volk wußte und weiß, was hätte geschehen sollen, oder was jetzt geschehen müßte.

Ich glaube nicht, daß die Versammlungen im Thiergarten, von denen ich früher schrieb, in sich selbst gefährlich waren, noch würden die Aufreizungen, die dadurch entstanden, irgend etwas geschadet haben, wenn, was geschehen mußte, gleich geschah. Aber da kam der unglückliche Aufschub des Landtages bis Ende April, die ruhig geduldete Konferenz in Dresden; der Zusammenbruch Wiens gab uns den Gnadenstoß.

Trotz alledem, noch bis zum Freitag hörte man fremde Emissäre sagen: »Nous ne ferons rien ici, on ne peut remuer ce peuple, il faudra que nous partions!« Die Ankunft der Cölner Deputation beeilte das Erscheinen der Proklamation vom Sonnabend. Noch hätte sie uns retten können, wäre es Gottes Wille gewesen. Er war es nicht. Die Emissäre waren sehr thätig gewesen, Geld war vertheilt, besonders durch Juden. Alles vorbereitet für Sonnabend; sie sahen, es war der letzte Augenblick; denn sobald diese Proklamation überall vollständig durchdrang, verstanden wurde und wirken konnte, war ihr Werk vernichtet, und Alles hätte anders kommen müssen. Da kam die unglückliche Scene auf dem Schloßplatz; vielleicht griff das Militär zu früh ein, aber das ist gleichgültig, den nächsten Augenblick schon hätte es ein-

*) Aus dem Englischen übersetzt.

greifen müssen. Die beiden Schüsse, die wir lange Zeit aus Versehen abgeschossen glaubten, waren, ich bin dessen jetzt fest überzeugt, die boshafte Handlung einiger Verräther, die sie abgeschossen hinter den Soldaten, um das Volk glauben zu machen, das Militär habe gefeuert. Mit Absicht wurde sogleich der Schrei »Verrath, Verrath!« über die ganze Stadt verbreitet. Da Alles darauf vorbereitet, wurden augenblicklich Barrikaden aufgebaut und sehr geschickt vertheilt. Indeß war um Mitternacht der ganze Theil der Stadt, der die Verbindung des Schlosses mit dem Brandenburger Thor sicherte, in der Hand der Truppen; sie gingen nicht weiter, weil ihre Befehle so lauteten; und diese waren in jeder Beziehung klug und richtig. Anordnungen waren getroffen, diesen Theil der Stadt zu halten, dort auf der Defensive zu bleiben und die übrige Stadt sich selbst zu überlassen. So war es möglich, entweder auf die Unterwerfung der Insurgenten zu warten, die eine in der Nacht ausgegebene Proklamation zur Bedingung gemacht hatte, oder, wenn dies nicht erfolgte, die Stadt zu verlassen, mit dem König außen Stellung zu nehmen.

So war die Situation am Sonntag früh; die Truppen waren siegreich an jedem Punkt, wo ein Zusammenstoß stattgefunden hatte; sie waren vom besten Geiste beseelt. Es war ein vollständiger Sieg. Wir beherrschten die Situation ganz vollständig, der König mochte in Berlin bleiben oder die Stadt verlassen. In letzterem Falle war freilich Berlin der Canaille ausgeliefert, aber das Königthum wurde gerettet. Jetzt ist Berlin gerettet — vielleicht! Denn das Ende ist noch nicht da; aber das alte preußische Königthum ist todt, ist begraben und das deutsche Kaiserreich noch nicht geboren.

Gott vergebe denen, die dem König riethen, seine Stellung aufzugeben, wer sie auch sein mögen, Bürger oder nicht. Gott vergebe dem armen guten Könige selbst, dessen liebevolles Herz den Versprechungen der Bürger glaubte, daß, sobald das Militär zurückgezogen wäre, sie in zwei Stunden Ordnung und Sicherheit herbeiführen würden. Zwei Stunden nach diesem Versprechen war das Schloß in den Händen des Pöbels, nur mit der größten Schwierigkeit gelang es, ihn nicht auch in die Zimmer dringen zu lassen. Alles war verloren, nichts blieb dem König übrig, als zu thun, was von ihm verlangt wurde.

Zwischen 1 und 2 Uhr war ich im Schloßhof, als die Leichen, be-

deckt mit Lorbeer und Blumen, dorthin gebracht und der König gezwungen ward, auf den Balkon*) zu treten und sie anzusehen. Der Name desjenigen, der den König überredet, es zu thun, soll nicht über meine Lippen kommen — aber vergessen werde ich es nie.

Jetzt hatte das Volk gesiegt; der König war ein Gefangener. In Verzweiflung verließ ich das Schloß.

Etwa um 4 Uhr waren die Bürger bewaffnet, die Studenten schlossen sich ihnen an; seit der Zeit, ich muß es zugeben, benahmen sie sich gut; aber ach, viel haben sie abzubüßen, und ihre Verantwortlichkeit ist groß.

Am Abend war die Stadt erleuchtet; die Nacht verging ruhig, am Montag war wieder große Gefahr, und einen Augenblick fürchtete die Bürgerwehr, die Ruhe nicht halten zu können. Montag Nacht verließen die letzten Truppen die Stadt.

Die schauderhafte Feier**) des gestrigen Tages habe ich nicht gesehen; ich floh in den entferntesten Theil der Stadt, um nichts davon zu sehen. Der König ist wohl, die Königin***) leidet furchtbar."

An Bunsen.

Berlin, den 28. März 1848.

„Wer könnte ruhig sein, wenn er in einem Tage zusammenbrechen sieht, woran wir so lange geglaubt und uns gehalten hatten. Die preußische Monarchie mit dem Hause der Hohenzollern! Wer könnte ruhig sein oder gar freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft Deutschlands blicken, wenn er den Aufgang eines neuen Deutschlands eingeweiht sieht nicht durch die Bluttaufe eines wahren Freiheitskampfes, sondern durch das Schlammbad eines schändlichen, durch fremdes, schnödes Geld angefachten, durch die Apathie, Gesinnungslosigkeit und kleinliche Gereiztheit der Bürger genährten, durch Schwäche und Haltlosigkeit von oben siegreich gewordenen Aufruhrs; denn das und nichts Anderes war unsere glorreiche Berliner Revolution. Aus solchen Elementen kann kein einiges,

*) Nach Abekens Weggang aus dem Schloß kam der König auch in den Schloßhof herab.

**) Umritt des Königs mit den deutschen Farben in den Straßen Berlins am Vormittage des 21. März.

***) Die Königin Elisabeth war in jenen Märztagen sehr krank. Am 18. stand sie vom Lager auf, um in diesen und allen schweren Stunden dem König mit Kraft und Trost zur Seite zu stehen.

starkes, edles Deutschland hervorgehen; aus Flammen und Blut kann der Adler als Phönix verjüngt emporsteigen; wenn er sich aber im Koth gewälzt hat, so haftet Koth an seinen Schwingen, beschwert sie und zieht ihn herab. Der alte preußische Adler, die alte preußische Monarchie mit ihrer zusammengehaltenen, festen, militärischen Kraft, dieser Militärstaat Preußen, dieses Kriegslager, das sich noch auf dem Landtage so stolz behauptete — das ist Alles ab und todt.

Die Stadt ist ruhig, die Regierung fängt einigermaßen an sich zu besinnen und zu konsolidiren. Graf Arnim*) wird sich als Premier zwar schwerlich halten; er hat schon zweimal sein Portefeuille niederlegen wollen.

Die Bürger verlangen herzlich nach der Rückkehr des Militärs, weil ihnen der Wachtdienst blutsauer wird; den Studenten dagegen macht er noch Spaß, wie natürlich. In den Zeitungen lassen sich allmählich bessere Stimmen hören; ein paar sehr gute Zeitungsartikel hat Bülow-Cummerow geschrieben. Auch wagt man allenfalls zu sagen, daß das Militär im Kampfe doch eigentlich Sieger geblieben und nach dem Siege vom Könige zurückgezogen; es wird jetzt eingestanden, daß fremde Emissäre bei und vor der Revolution thätig gewesen, ja die Bürgergarde hat neulich einige derselben, die noch wieder aufreizen wollten, verhaftet. Es stellt sich immer mehr heraus, wie der Aufstand vorbereitet gewesen, wie Tag und Stunde bestimmt worden (18., zwei bis drei Uhr Nachmittags). Für die Barrikaden war Alles vorbereitet, auf den Böden der Häuser haben sich zum Voraus hinaufgetragene Steine in Menge gefunden, Verbindungen von Haus zu Haus in den Bodenräumen, durch Matratzen 2c. verstopft; im Augenblick, wo die Katastrophe auf dem Schloßplatz stattfand, haben sich rings umher bewaffnete Leute gezeigt; über die Kunst des Barrikadenbaues ist zwei Tage vorher in der Zeitungshalle eine Vorlesung gehalten! Der hiesige belgische Gesandte, v. Rothomb,**) hat offiziell angezeigt, wie ihm von Belgien aus unter der Hand geschrieben, er möge seine Familie für den 19. in Sicherheit bringen. Dazu kommen nun von allen Seiten die Nach-

*) Das neue Ministerium bestand aus Graf Arnim-Boitzenburg, Alfred v. Auerswald, Graf Schwerin-Putzar, Heinrich v. Arnim (für die Auswärtigen Angelegenheiten) u. A.

**) Seit 1845 Gesandter in Berlin.

richten über die Ausbrüche am 18. in aller Welt. In München wurde an dem Tage die Republik versucht, in Venedig, in Mailand, wer weiß wo noch sonst; man sieht, die republikanische Partei hatte sich überall verstanden. Hier hatte sie gehofft, den König durch Erniedrigung und Demüthigung zur Abdankung zu bewegen, den Prinzen von Preußen durch Verleumdungen unmöglich zu machen; in der vollkommenen Rathlosigkeit und politischen Nullität der Berliner hätte sich dann die ganz kleine republikanische Partei an die Spitze geschwungen. Das wenigstens ist mißlungen. Aber auch der ganze Ausbruch hätte verhindert werden können, wenn die Verheißungen am 18. morgens ein paar Tage früher gekommen und die Stände rasch zusammenberufen wären, und wenn nicht durch die unseligen militärischen Plänkeleien der vorangegangenen Tage eine so schreckliche Erbitterung auch unter die ruhigen Bürger gekommen wäre. Nichtanwendung des Militärs am Montage hätte uns vor der blutigen Katastrophe bewahrt, nicht vor Konzessionen; aber brauchten wir denn nicht auch Konzessionen und eine wirkliche Aenderung des Systems? Am Sonnabend war es zu spät; wie da die Lage der Dinge war, war die Anwendung des Militärs, waren Kanonen und Kartätschen nothwendig und Pflicht geworden, denn man stand dem positiven, offenen, durch nichts berechtigten Aufruhr gegenüber; der Fehler und das Unrecht lagen da nicht in der Anwendung der Waffen am Sonnabend, sondern in dem Nichtdurchführen derselben am Sonntage. Und nun wird unser lieber König in ganz Deutschland als der Mörder und Schlächter seines Volkes angeklagt, während sein Fehler zu große Gutmüthigkeit war, die das Königthum der Erhaltung seiner Stadt aufopferte! Ich sage unser lieber König. Denn meine Liebe zu ihm ist nicht geringer geworden, aber mein Vertrauen zu ihm ist freilich hin. Er wird nicht mehr an der Spitze Deutschlands stehen!

Gegen das akademische Leben haben mir die Komödienscenen der Universität, die ganz ins Unglaubliche gingen, erst recht einen Widerwillen gegeben. Wie wird die kommende Generation verdorben!"

Einige Ableitung erhielt Abeken durch den Besuch von Sir Stratford und Lady Canning, die er in der Stadt umherführte; er zeigte ihnen Museen, Krankenhäuser 2c., ging mit Sir Stratford zu Rauch,*)

*) Christian Daniel Rauch, 1777—1857; seit 1811 in Berlin.

zu Humboldt nach Potsdam und zu anderen bedeutenden Persönlichkeiten. Dies hinderte ihn indeß nicht, sich immer mehr in die Politik zu vertiefen. Die schwierigen Arbeiten über Schleswig-Holstein, die ihn später andauernd in Anspruch nahmen, beschäftigten ihn schon damals täglich auf dem Bureau des Auswärtigen Amtes und zu Hause oft bis in die Nacht hinein.

An Bunsen.

Berlin, den 20. April 1848.

„Sie schelten mich, daß ich die Sachen hier noch nicht ruhig und historisch ansehe. Um das zu thun, müßte ich wider Solons Gebot fehlen und parteilos bleiben; das geht in jetziger Zeit nicht. Ich könnte mich aber wohl auf die Erhebung des freien Volkes gegen den Polizeistaat freuen, wenn ich irgendwo die Elemente eines freien Volkes und damit die Aussicht auf einen Rechtsstaat fände. Es ist aber bis jetzt an die Stelle der Willkür-Regierung von oben nur eine Willkür-Regierung von unten eingetreten....

Es ist und bleibt wahr, daß wir am 18. März den Weg der Reform eingegangen waren, und daß uns eine dazwischengetretene Empörung, angefacht durch eine Partei, die nicht wollte, daß wir friedlich auf diesen Weg kämen, sondern die einen positiven Akt der Volkssouveränetät forderte, auf den Weg der Revolution geworfen hat. Daß diese Empörung nur Erfolg hatte durch das dumpfe Gefühl des Volkes, daß es anders werden müsse, versteht sich von selbst.

Von der jetzigen moralischen Anarchie in allen Gemüthern können Sie in der Ferne keinen Begriff haben, und das ist ganz gut. Möchte es Ihnen nur gelingen, England auf den rechten Weg für Schleswig*) zu bringen.“

Mitte April 1848 ward Abeken, freilich zunächst noch ohne eine Remuneration, als Hülfsarbeiter in das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten berufen, in welchem seine vielseitigen Fähigkeiten, Pflichttreue und Arbeitskraft, wie seine Verschwiegenheit bald Anerkennung fanden. Von da an blieb er unausgesetzt dort in verschiedenster Weise

*) England war damals für Dänemark und gegen den Standpunkt, den Preußen einnahm.

beschäftigt oder wurde zu Reisen verwendet. Wichtige Briefwechsel mit bedeutenden Persönlichkeiten bezeugen sein Interesse für Politik im Großen und Ganzen, wie für Kunst, Wissenschaft und Litteratur, ebenso das Vertrauen seiner Vorgesetzten und Freunde. Nur selten nahm er Urlaub.

Ein vollständig klares Bild seiner ausgedehnten politischen Thätigkeit zu geben, wird freilich darum nie möglich sein, weil er nicht an erster Stelle stand, sondern meist im Namen Anderer arbeitete. Wichtige Schriftstücke, Konzepte von seiner Hand, die nicht abgeliefert wurden, vernichtete er meist augenblicklich. Für sein Wirken galt in jeder Hinsicht der Wahlspruch:

„Thue Gutes und wirf's ins Meer,
Sieht's der Fisch nicht, so sieht's der Herr!"

Unterdessen war der Beschluß, daß Preußen die Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark unterstützen solle, zur Thatsache geworden. Der Krieg begann unter Mißbilligung von England.

An Bunsen.

Berlin, den 23. April 1848.

„Gestern Morgen bekam ich Ihre Schrift über Schleswig und habe mich gleich daran gemacht, sie zu übersetzen; sie ist ganz vortrefflich und muß selbst jeden Engländer überzeugen, der nicht schon seine Partei genommen hat. Ich kenne keine so klare, gedrängte und schlagende, zugleich auch populäre Darstellung der Punkte, auf die es ankommt, als die Ihrige. Ich glaube ein Urtheil darüber zu haben, weil ich mich in der letzten Zeit selbst einigermaßen mit der Sache beschäftigt habe; zuerst nur, um mit Sir Stratford darüber sprechen und ihm einige Notizen geben zu können, dann aus Interesse, um mir selbst unseres guten Rechts in der Sache bewußt zu werden, die leider von den Meisten im Volk nur mit hohlem, durch meerumschlungene Lieder genährtem Nationalenthusiasmus aufgefaßt wird.

Hoffentlich kommt in diesen Tagen die Entscheidung, die dann als ein fait accompli wohl auch von England wird anerkannt werden. Die Zeitung bringt heute die Nachricht von dem Auftrag an dänische Schiffe, die deutschen aufzubringen; das wird nun unsere Philister hier schrecklich ins Bockshorn jagen und in Frankfurt das Geschrei um eine

deutsche Marine, welche nun wie ein Pilz aus dem Wasser wachsen soll, verstärken."

An Bunsen.

Berlin, den 25. April 1848.

„Victoria!*) Die Truppen haben sich unvergleichlich gehalten; nur preußische Truppen, besonders die Garde-Regimenter Franz und Alexander; sie waren nur die Avantgarde des Gros der Armee, das nicht abgewartet wurde; nach Marsch von vier Meilen ohne Geschütz im Sturm die festeste Stellung genommen nach dreistündigem, blutigem Kampf, nicht durch Uebermacht, sondern gegen Uebermacht! Eben (abends 8 Uhr) kommt noch die Nachricht, daß sie in Flensburg eingerückt sind und auch alle anderen Positionen mit dem Bajonett genommen haben. Nun kann man sich der schwarz-roth-goldenen Kokarde freuen, nachdem ihr Gold Feuer, ihr Roth Blut geworden ist.

Vom Minister**) soll ich Ihnen sagen, daß er Ihren Brief heut bekommen hat und Ihnen gratulire zu der Staatsschrift über Holstein, die schon den allerbesten Eindruck hervorgebracht....

Hier ist nun Alles in Freude, obgleich man im Allgemeinen weiß, daß unser Verlust groß gewesen ist. Der Bericht des Extrablattes ist der offizielle von Wildenbruch. Fürst Radziwill***) ist selbst lange mitten im Kleingewehrfeuer gewesen. Wie ungeduldig hatten wir auf den entscheidenden Schlag gewartet! Er war uns dringend nothwendig. Nun Glück auf! Dies wird auch unsere Stellung in Deutschland bedeutend bessern, für die überhaupt einige günstige Symptome eingetreten sind. Jetzt nur Energie und Kraft!"

An Bunsen.

Berlin, den 4. Mai 1848.

„... Usedom†) wird vielleicht schon heut Abend nach Frankfurt abreisen müssen; statt Instruktion werden ihm mündliche Besprechungen,

*) Am 23. April 1848 schlug General Wrangel die Dänen bei Schleswig und drang bis Jütland vor.

**) Heinrich Alexander Freiherr v. Arnim, 1798—1861; 21. März bis 8. Juni 1848 Minister des Auswärtigen, 1849 in die Erste Kammer gewählt, Gegner Manteuffels.

***) Fürst Wilhelm Radziwill, 1797—1870; preußischer General, 1849 mit dem Prinzen von Preußen in Baden, später Chef des Ingenieurkorps.

†) Vergl. S. 75.

ein klarer Blick in die Lage der Dinge und sein gesunder Verstand dienen müssen; er hat eine große Gabe: er läßt sich nicht verblüffen. Er ist wohl in diesem Augenblick auf dem Schloß mit den Ministern. Den König hat er schon gestern auf kurze Zeit gesehen, ein schmerzliches Wiedersehen.*)

Unsere Berliner Wahlen zu den Wahlmännern scheinen ziemlich gut ausgefallen, doch soll sich in ihren vorberathenden Versammlungen jetzt die größte Konfusion zeigen. In Breslau sollen sie sehr schlecht ausgefallen sein, auch auf dem Lande nicht nach Erwarten, wenigstens in der Umgegend Berlins und der Neumark. Der nächste Montag ist ein großer, ernster Tag. Ihr Promemoria für die Freiheit der Kirche ist eingelaufen; wir werden hie und da Einzelnes mildern oder weglassen, um es dem Grafen Schwerin**) mitzutheilen; es ist gut — wenn es geht. Man kann in diesem Augenblick noch gar nicht wissen, was irgendwo geht.

Usedom jammert über die Art, wie die Geschäfte gemacht oder nicht gemacht, sondern übers Knie gebrochen werden müssen; das ist nun einmal nicht anders und immer noch besser als die alte Art, wo jede Sache von drei Ministern und in jedem Ministerium von drei Räthen nicht bearbeitet, sondern verpfuscht wurde. . . ."

Die Sonntage brachten wenig Erquickung; in den Gotteshäusern spiegelte sich, wenn auch nicht die Aufregung, die Leidenschaft, der Aufruhr, doch die Verworrenheit, die Unreife, die Lauheit der Zeit wieder, und so hoch Abeken das Wort freier Rede zu schätzen wußte, wünschte er sich trotzdem manchmal, sie möchte aus der Kirche verbannt sein, solange Gott nicht wieder wahrhaft begeisterte Redner sendete, deren Lippe, wie des Jesaias, von der glühenden Kohle vom Altar des Himmels berührt sei. Bis dahin sehnte er sich nach einem stillen Gottesdienst, nach offenen Kirchen, in die man sich flüchten kann, um ungestört und unbemerkt niederzuknieen und die Seele zu sammeln, damit sie sich zu Gott erheben könne.

---

*) Schmerzlich wegen der Märzereignisse.

**) Maximilian Graf Schwerin-Putzar, 1804—1872; Kultusminister vom 19. März bis 13. Juni 1848.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 5. Mai 1848.

„Wir sind nun hier sehr ruhig und schleppen uns in den erbärmlichen Zuständen fort, die auf eine große, aber ziel- und zwecklose Aufregung zu folgen pflegen. Berlin ist recht eigentlich wie ein begossener Hund. Die Bürger jammern über die Last, welche der Wachtdienst statt den Soldaten nun ihnen auferlegt, und haben doch nicht den moralischen Muth, ihn den Soldaten wieder zu übergeben; die Arbeiter haben sich beruhigt, die Studenten hören wieder Collegia, in den Clubs schwatzt man, über die Polen schimpft man, um die Wahlen kümmert man sich wenig; alle Zustände halten sich, und doch ist eben Alles in Frage gestellt; Niemand hat Vertrauen auf den morgenden Tag.

Ich danke Gott, daß ich irgend etwas zu thun finde, um nicht unbeschäftigt mich den traurigen Gedanken über die traurige Zeit hinzugeben. Von Karriere ist dabei so wenig die Rede, wie von Remuneration. Als wenn man ohne das Eine oder das Andere gar nicht arbeiten könnte! Gerade am besten, namentlich in solcher Zeit."

Anstellungen im Auslande wurden Abeken in dieser Zeit unter der Hand angeboten, indeß war er selbst fest entschlossen, nicht fortzugehen. „Ich kann", schreibt er, „jetzt in Deutschland für Deutschland nützlich sein, und das ist die erste Erwägung. Alles Andere ist Nebensache. Der Kampf ist hier, nicht im Auslande."

Die schwierigen Arbeiten für Schleswig-Holstein*) sollten die Grundlage zu seiner späteren Laufbahn legen. Zugleich beschäftigten ihn außerdem Maueranschläge und Broschüren zu Gunsten der Rückkehr des Prinzen von Preußen aus England.

An Wildenbruch.

Berlin, den 13. Mai 1848.

„Ihr letzter Bericht von der Invasion unserer Granaten in Fünen hat uns besonders große Freude gemacht. Wir haben heut Nachrichten aus London, daß Dänemark nun die englische Mediation ohne Reserve angenommen; wir haben Grund, zu glauben, daß man von London aus in Kopenhagen mit Nachdruck schon jetzt eingewirkt

---

*) Vergl. S. 152.

habe und ferner einwirken werde, um die Herren zur Annahme verständiger Bedingungen zu bewegen; und wir unsererseits werden keine Schwierigkeiten in den Weg legen, sobald es sich um eine Beilegung auf vernünftigem und ehrenvollem Wege handelt."

An Bunsen.

Berlin, den 14. Mai 1848.

„Ich bin überzeugt, es kann Alles gut gehen durch die Festigkeit des Ministeriums.*) Ueber die Haltung und den wahrhaft freudigen Muth unseres verehrten Chefs**) kann ich Ihnen nicht genug meine Bewunderung aussprechen. Er sagt mir in diesem Augenblick: ich soll Sie grüßen; Sie sollen sich nicht ängstigen und von Einem gewiß sein: daß wir nicht nachgeben! Also mit Gott!"

An Bunsen.

Berlin, den 17. Mai 1848, abends.

„Es liegt auch uns nicht weniger wie Ihnen daran, daß die Sache in Schleswig ein möglichst schnelles Ende bekomme, nur mit Ehren und nach Recht. Die Verhältnisse mit Rußland werden immer drohender und gespannter; zugleich sind die Nachrichten aus Paris so, daß auf einen Sieg der friedlichen Partei kaum noch zu hoffen ist, und wir also jeden Augenblick erwarten müssen, mit dem Westen oder dem Osten in einen Konflikt zu kommen, vielleicht uns für eine von beiden Seiten zu entscheiden, wenn unsere Verhältnisse im Innern nicht fest genug geordnet sind, um unsere Neutralität zu wahren."

An Wildenbruch.

Berlin, den 22. Mai 1848.

„Ich setze mich nach einem bewegten Tage hin, um Ihnen einige Worte über die heutige Eröffnung***) zu sagen, der ich mit — recht gemischten Gefühlen beigewohnt. Es war der alte Weiße Saal — diesmal nur provisorisch mit Stühlen gefüllt, nicht mit den prächtig aussehenden Bänken von rothem Tuch, wie beim vereinigten Landtag, die

*) Es handelte sich um die Zurückberufung des Prinzen von Preußen aus England.

**) v. Arnim. (Vergl. S. 154.)

***) Der konstituirenden Nationalversammlung in Berlin.

den Saal wirklich zierten. Die Statuen blickten ernst auf das kleine Volk herab, das sich in einer Menge schwarzer Fräcke und einigen Bauernkitteln da unten herumdrängte. Die Versammlung war ziemlich zahlreich, ich schätzte sie gegen 300. Auf der Tribüne war ein recht jämmerliches Publikum, Journalisten &c. Die Karten waren ja hauptsächlich durch den Magistrat vertheilt. Die akademischen und die Künstlerkorps hatten die Ehrenwache!

Wenige Minuten nach 12 Uhr erschienen die Minister in Uniform und nahmen Platz auf den Stühlen zur Linken des Thrones; dann ging Camphausen, um den König zu empfangen, der in Uniform und Helm hereinkam, von den Prinzen gefolgt. Er begrüßte die Versammlung, die ihn mit einem (von Brünneck*) ausgebrachten) donnernden dreimaligen Hoch, dessen voller Ton nichts zu wünschen übrig ließ, empfing; dann bedeckte er sich wieder und las mit fester und lauter Stimme, obwohl wegen seiner Kurzsichtigkeit mit einiger Mühe, die Thronrede; der Ton der Stimme machte mir doch den Eindruck, als wäre ihm das Lesen unangenehm. Ob es nur das Lesen war? Nach Beendigung der Thronrede erklärte Camphausen die Versammlung für eröffnet, und der König mit den Prinzen verließ den Saal wiederum unter donnerndem Hoch, auf welches ich zwar gar nichts gebe, welches aber doch in solchem Augenblick wenigstens besser ist als Stille. Die Bezeichnung von Schön**) als Alterspräsidenten wurde mit Bravos begrüßt; schade, daß er zum definitiven Präsidenten nicht taugt, weil er nicht mehr die Stimme dazu hat, welche für einen Präsidenten doch eines der wichtigsten Erfordernisse ist.

Die Physiognomie der Versammlung war im Ganzen wenig erfreulich; äußerlich anständiger, als ich erwartet hatte. Wenige ganz gemein aussehende Kerle, dagegen im Ganzen Alles ordinär, gewöhnlich, unbedeutend; junge Männer vorherrschend, mit dem süffisanten und gemeinklugen Ausdruck junger Juristen. Die katholische Geistlichkeit machte einen guten Eindruck; auf sie und ihren Einfluß hoffe ich eigentlich. Die katholische Partei bildet eine kompakte konservative Masse; wenn man sie recht zu behandeln weiß, kann sie eine gute

*) Oberstburggraf.

**) Heinrich Theodor v. Schön, 1773—1856; preußischer Staatsmann, vertheidigte die Lehr- und Preßfreiheit sowie konstitutionelle Grundsätze.

Stütze werden. Fürst Boguslav Radziwill*) sagte mir, es seien, soweit er sie kenne, meist brave und ehrliche Männer, denen er traue.

Ueber unsere Danica mag ich gar nicht sprechen; es wurmt mich innerlich zu sehr. Was wird die Armee zu diesem Zurückgehen aus Jütland sagen? Und doch war es nothwendig im Augenblick, wo uns Deutschland verläßt, wo Hannover, Oldenburg, die Hanseaten das Embargo auf dänische Schiffe nicht allein aufheben, sondern dasselbe auch noch in Kopenhagen anzeigen lassen. Preußen kann sich nicht so isolirt den Verwickelungen gegenüberstellen, welche für die auswärtige Politik aus der Occupation Jütlands entstehen können."

An Bunsen.

Berlin, den 22. Mai 1848.

„Gestern hatte eine Anzahl von ungefähr fünfzig Abgeordneten den Versuch gemacht, gegen die Eröffnung im Weißen Saale zu protestiren; der König, meinten sie, müsse zu ihnen in die Singakademie kommen. Aber heut Morgen schon nahmen sie der Mehrzahl nach den Protest zurück; nur sechs sollen sich nicht eingefunden haben, an der Spitze die Staatsanwälte Kirchmann und Temme.

Prediger Sydow**) war den Tollen recht ernst und brav zu Leibe gegangen, was mich freut. Er machte nicht die schlechteste Figur heut unter den Deputirten.

Gestern haben sich die Landwehrmänner Berlins in sehr starker Anzahl versammelt und den Prinzen feierlich einzuholen beschlossen, wenn sie den Tag seiner Ankunft erführen. Die Stimmung ist im Ganzen gut."

An Bunsen.

Berlin, den 24. Mai 1848.

„Unser jetziges Verfahren in Schleswig bezw. Jütland wird doch Lord Palmerston***) die Augen ganz öffnen über die Frage, wer den Frieden will und die englische Vermittelung ernstlich und mit Achtung vor England sucht. Er wird den Unterschied zwischen der Nachgiebigkeit des Siegers und dem Hochmuth der Besiegten doch einsehen."

---

*) 1809—1873; Major a. D.

**) Prediger an der Neuen Kirche in Berlin.

***) Palmerston, 1784—1865; britischer Staatsmann, 1846—1851 Minister des Auswärtigen (Lord „Firebrand").

An Wildenbruch.

Berlin, den 24. Mai 1848, 9½ Uhr abends.

„... Drei Bataillone der Landwehr zogen in der prächtigsten Haltung in Civil, aber die Rotten von Uniformirten angeführt, vor das Hotel des Ministers Camphausen. Wir saßen ruhig auf dem Bureau und waren gerade mit Ihnen beschäftigt, als der militärische Schritt an unser Ohr drang und uns aufjagte; Graf Bülow stürzte zuerst ans Fenster, ich nach, dann wir Beide hinaus. Es war eine Freude, die Kerls marschiren zu sehen und zu hören. Vor dem Hotel stellten sie sich auf, eine Deputation ging hinein; dann erschien Camphausen auf dem Balkon und brachte dem Prinzen von Preußen ein Lebehoch, welches mit dreimaligem donnernden Jubel aufgenommen wurde; mit nicht minderem das Hoch, welches die Führer dann dem Könige und dem ganzen Ministerio brachten. Darauf wurde das Preußenlied gesungen, von vielfachem Hurrah unterbrochen. Endlich ein Lied, welches (von Herrn v. Gaudy,*) wie ich höre) auf den Prinzen gedichtet war und nach der Melodie des Prinz Eugen den Leuten kräftig aus der Kehle ging. Am Schluß desselben erneuerten sich die Hurrahs für den König, den Prinzen, das Ministerium und die Landwehr. Es war eine Demonstration, die durch Masse und Haltung gleich imposant war; ich denke, manchem Schreier vom politischen Club wird dabei das Herz in die Hosen gefallen sein. Die Leute waren Alle in der besten Stimmung, dabei so ordentlich und ruhig; ich sprach mit mehreren und hatte recht meine Freude daran; ich denke, das wird auch Ihnen und den wackeren Kameraden im Heere in Jütland (oder trifft Sie dies schon in Schleswig?) Freude machen. Das zeigt einmal Ernst und wird auf unseren Landtag, der in seiner Mehrzahl gewiß für solche Demonstrationen sehr impressionabel ist, eine gute Wirkung thun.

Da kann man über solche elende Katzenmusik, wie sie von einem lumpigen Haufen vorgestern (und eben in diesem Augenblick eine Stunde nach dieser ernsten Demonstration wieder) gebracht wurde, ruhig lachen; sie machen die Bürger nur besser gesinnt.

In Breslau vergeht jetzt keine Woche, wo die Bürgerwehr nicht

*) Preußischer Offizier, Major im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment.

scharf schießen muß; sie ist so wüthend auf den Pöbel, daß man sie immer nur mit Mühe zurückhalten kann. Es sind dort sehr Viele verwundet und getödtet.

Der Landtag konnte heut nicht seine erste Sitzung halten, weil die Verificirung der Vollmachten in der Kommission nicht fertig geworden. Er wird aber wohl morgen sitzen. Da wird sich die Konfusion, die sich, wie ich höre, schon in den Vorversammlungen auf die jämmerlichste Weise zeigt, recht hervorthun. Ob es gelingen wird, in dieser verworrenen Masse, in der nur wenige Einzelne für eine politische Idee irgend einer Art zugänglich sind, eine kompakte Partei zu bilden? Die Bauern werden mit ihren Geistlichen stimmen, obgleich diese in Oberschlesien sehr ihren Einfluß verloren haben sollen."

Abeken arbeitete in dieser Zeit mit fieberhafter Eile. Die laufenden Geschäfte des Ministeriums wurden freilich durch den beständigen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten sehr erschwert. Zu den vielen halbamtlichen und Privatbriefen kamen Plakate und Zeitungsartikel. Viel über sich selbst sprechen oder schreiben war seiner Natur entgegen; er that es nur auf dringendes Bitten von Freunden und Verwandten.

An Bunsen.

Berlin, den 28. Mai 1848.

„Unsere Berliner Versammlung ist und bleibt jämmerlich; stupide, das ist ihr Charakter, vulgär, das ist ihre Physiognomie, so sagen die Besonnensten und Freisinnigsten.

Die Wahl Mildes*) zum Präsidenten ist ein Sieg des Zweikammersystems über die Einkammermänner. Inzwischen dauern die albernen Katzenmusiken fort; doch scheint man von heut an Eintrag thun zu wollen.

Unsere Räumung Jütlands wird hoffentlich ihren Eindruck nicht verfehlen in England, wo Sie ihn auf die rechte Weise schon werden gelten lassen.

P. S. Sie sagen: ich solle meine Stellung fest zu machen suchen; dazu kann ich ja nichts thun. Bin ich brauchbar, wird man mich schon brauchen. Alles Uebrige ist gleichgültig."

---

*) Kaufmann aus Breslau, im Juli im Ministerium Auerswald.

An Bunsen.

Berlin, den 7. Juni 1848.

„Der Prinz ist angekommen und heut (am Todestag des Vaters) in Charlottenburg; ob er morgen nach Berlin kommt, wird wahrscheinlich jetzt zwei Häuser von hier beim Minister-Präsidenten*) berathen. Was Ihre liebe Frau über ihn schreibt, hat mir und Anderen wahrhafte Freude gemacht; es bestätigt ganz die Ansicht, die ich von ihm hatte und nach Kräften zu verbreiten suche. Möge er nur Kraft genug haben, einer Camarilla zu widerstehen, die die bestimmte Absicht hat, sich um ihn zu vereinigen. Den Willen dazu hat er gewiß.... Graf v. der Goltz**) ist in Charlottenburg mit dem Prinzen, ich bin begierig, ihn zu sehen."

Erneute Unruhen brachen aus: Plünderung des Zeughauses, Zusammenrottungen am Kriegsministerium, einzelne Abgeordnete werden insultirt. Uhlichs***) Antrag gegen Schutzmaßregeln für die Nationalversammlung wurde angenommen, ebenso der Antrag von Waldeck.†) Infolge dieser Dinge trat Heinrich v. Arnim aus dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten aus und v. Schleinitz††) an seiner Statt ein.

An Bunsen.

Berlin, den 18. Juni 1848. (Schlacht bei Waterloo.)

„Das Ministerium kann sich nicht ermannen und wird es vielleicht nicht eher thun, als bis es zu spät ist. Doch wird es zum Handeln gezwungen werden, wenn der demokratische Centralverein von Frankfurt hierher übersiedelt. Die sind noch wilder als unsere Berliner und werden rascher vorwärts drängen; hier würde man sich wohl eine Weile begnügt haben, den schon auf die Linke hinüber geneigten Schwerpunkt noch etwas allmählicher hinüber zu drängen. Aber die Rechte giebt

*) Ludolf Camphausen, 1803—1890; 29. März bis 20. Juni 1848 Ministerpräsident.

**) Karl Friedrich Graf v. der Goltz, seit Ende März Flügel-Adjutant des Prinzen von Preußen, später General der Kavallerie.

***) Pfarrer der Freien Gemeinde in Magdeburg.

†) Hülfsarbeiter beim Geh. Obertribunal in Berlin, später Obertribunalsrath.

††) Alex. Gust. Adolf Graf v. Schleinitz, 1807—1885; Juni 1848 und Juli 1849 bis September 1850 Minister des Auswärtigen, dann Minister des Königlichen Hauses.

Zeichen, daß sie sich ermannen und dem Ministerium ein compelle werden will.

Arnims Austritt werden Sie eben so sehr billigen als bedauern. Er konnte nicht mehr vorwärts gehen. Um einen Nachfolger hat man sich die Haare ausgerauft; Niemand will in ein Ministerium eintreten, dessen Gesammtfall binnen Kurzem vorauszusehen ist. Endlich hat man Schleinitz so sehr das Messer an die Kehle gesetzt, daß er mit dem größten Widerstreben und in einer Art Verzweiflung den heroischen Entschluß gefaßt hat, sich in die Bresche zu werfen und wenigstens provisorisch das Portefeuille zu übernehmen, wahrscheinlich nur als Verweser, wie Herr v. Patow*) seines hat.

Wie tief es mich schmerzt, daß Arnim abgehen mußte, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Aber er ging zu rechter Zeit.

Ueber die niederträchtige Plünderung des Zeughauses beginnt man erst jetzt vom Erstaunen zur Entrüstung überzugehen. Welchen Eindruck muß das im Auslande machen! Da ist es freilich nicht zu verwundern, wenn Niemand an unsere Zukunft glaubt, Niemand etwas für uns thun will."

Ende Juni trafen Nachrichten über neue Kämpfe in Paris ein. Der Minister-Präsident Camphausen trat aus, und Hansemann**) erhielt den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden. In Schleswig rückten die Truppen vor, und die Dänen zogen sich zurück. Gleichzeitig tagte in Frankfurt a. M. die immer toller werdende Nationalversammlung, die eigentlich berufen war, statt des alten Bundestages eine deutsche Reichsverfassung mit den einzelnen Regierungen zu berathen.

An Onkel Rudolf.

Berlin, Ende Juni 1848.

„Diese Ministerwechsel bringen einen ganz außer Athem; der neue Minister weiß natürlich immer von Allem nichts, und da muß man ihm denn außer dem laufenden Neuen auch das Alte wieder vor-

*) Robert Freiherr v. Patow, 1804—1890; 1848 Handelsminister, 1849 Oberpräsident der Provinz Brandenburg, von 1858 bis 1862 Finanzminister.

**) David Justus Hansemann, 1790—1864; 1848 Finanzminister, trat im September zurück.

erzählen. Ueberhaupt kann ich nicht klagen, daß ich nicht genug zu thun hätte; und das ist mir gerade recht. Meine Stellung ist insofern sehr angenehm, als meine Oberen sehr freundlich und, wie es scheint, auch mit mir zufrieden sind. Eine feste Stellung ist es freilich nicht; eine solche kann man von Ministern weder fordern noch erwarten, welche selbst so wenig feststehen. Dagegen ist die augenblickliche Remuneration recht zufriedenstellend."

An Bunsen.

Berlin, den 1. Juli 1848.

„Wir sehen alle ministeriellen Zustände hier nur als provisorisch an; wenige Leute geben dem ganzen jetzigen Ministerium mehr als 14 Tage; es stützt sich auf keine entschiedene Partei in der Kammer und hat nur durch entschiedenes Auftreten für Ordnung und Ruhe in der Hauptstadt einige Chancen. Die scheint es auch nutzen zu wollen und findet darin eine treffliche Stütze an dem wackeren Minister Schreckenstein.*) Die grauenhaften Ereignisse in Paris sind für beide Theile eine Lehre, und so haben wir denn die Aussicht auf einige Ruhe in unserer unmittelbarsten Nähe.

Alles das wäre ganz erträglich, wenn nur nicht unsere Versammlung**) an einer so unheilbaren Mediocrität und Jämmerlichkeit litte. Ich kenne einige brave Deputirte von der Rechten; aber ausgezeichnete großartige Männer, die einen Mittelpunkt bilden könnten, sind das auch nicht. Alles ist daher desorganisirt, und die große Schuld des Ministeriums Camphausen ist, die Rechte in der Kammer nicht organisirt zu haben. Unser Departement ist auch desorganisirt; Auerswald***) hat es nur interimistisch übernommen, da Schleinitz wirklich nicht in die Kombination eintreten konnte, die zu verhindern allein er vor acht Tagen das Portefeuille angenommen hatte.

Und nun die Frankfurter Sachen! Die Versammlung†) ist

---

*) General v. Schreckenstein hatte sich bei der Vertheidigung gegen den Aufstand am Rhein ausgezeichnet, wurde den 19. Juni 1848 Kriegsminister, reichte aber wegen Annahme des Steinschen Antrags Anfang September seine Entlassung ein.

**) Nationalversammlung in Berlin.

***) Rudolf v. Auerswald, 1795–1865; war vom 25. Juni bis 10. September 1848 Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen.

†) Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt a. M. seit 18. Mai 1848.

von jenem großen Massen so nahe liegenden bacchantischen Taumel ergriffen, der sie über den Rechtsboden, ja über die sie tragende Macht des Volkes selbst hinwegführt und sie handeln läßt, als läge die Welt innerhalb der Mauern der Paulskirche beschlossen; von diesem Taumel, diesem Rausche sind selbst besonnene Männer ergriffen, welche mit nichts weiter rechnen, als mit den in der Versammlung selbst sich geltend machenden Ideen; selbst Heinrich v. Gagern*) ist von dieser Trunkenheit ergriffen! Wenige Sachen haben mich mit so tiefem Schmerz erfüllt wie diese Verkehrtheit Gagerns, welcher der Rechten den Sieg entriß, in der Hoffnung, Frieden herbeizuführen. Als wenn es nicht viel wichtiger wäre, daß das Gute siegt, als daß zwischen dem Guten und Bösen Frieden besteht! — Wir werden uns natürlich nicht gegen den Erzherzog**) erklären, sondern nur die Form zu finden suchen, unter welcher ihm die Regierungen die faktische Macht übertragen können, nachdem er durch die Versammlung gewählt ist. Aber das Alles hilft nichts; die Versammlung ist einmal im Zuge, allmächtig zu regieren; und sie wird nicht eher aufhören, als bis sie irgend eine Regierung gezwungen, ihr den Gehorsam zu versagen; dann wird es sich zeigen, wo die wirkliche Macht ist. Was dann der Erfolg sein wird, kann Niemand wissen.

Ueber die schleswig-holsteinsche Angelegenheit kann ich noch nichts schreiben, weil wir noch keinen Entschluß gefaßt haben. Aber das wage ich mit Bestimmtheit zu behaupten, daß die Vorschläge des edlen Lords***) in Frankfurt nicht angenommen werden, weder von der Nationalversammlung, noch von dem alten Bundestage, noch von der neuen Centralgewalt. Ja, es soll mich gar nicht wundern, wenn das bloße Lautwerden derselben in Frankfurt unmittelbar Anlaß wird, daß die Nationalversammlung in Frankfurt gleich den Beschluß der Einverleibung Schleswigs faßt. Glauben Sie denn, daß eine Versammlung von 500 Deutschen weniger eigenmächtig, weniger willkürlich, weniger

*) Heinrich Freiherr v. Gagern, 1799—1880; März 1848 an der Spitze des hessischen Ministeriums, dann Präsident der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, später Präsident des Reichsministeriums.

**) Erzherzog Johann von Oesterreich (1782—1859) war von der Nationalversammlung in Frankfurt zum Reichsverweser gewählt und zog am 11. Juli dort ein.

***) Palmerstons Vorschläge wegen des Waffenstillstandes.

toll sein werde als ein König von Dänemark? Fragen Sie doch einmal Herrn Tallenay,*) was die Pariser Versammlung thun würde, wenn Aachen oder Trier oder Rhein-Bayern so um Einverleibung in Frankreich bäte, wie die Schleswiger uns gebeten haben? Und die Pariser Versammlung hat doch noch viel mehr Haltung, Verstand und Takt als die Frankfurter! Indeß es kommt uns zunächst gar nicht auf den Frieden an, sondern nur auf den Waffenstillstand, um unsere Schifffahrt frei zu bekommen, und einen Waffenstillstand können wir glücklicherweise ohne Frankfurt abschließen. —

Daß England jetzt kein Vertrauen auf Deutschland hat, kann ich ihm nicht verdenken; aber daß es uns so feindlich gesinnt ist, verzeihe ich ihm nicht. Statt uns zu helfen, uns zu ordnen, hindert es uns. Es wird das einmal selbst büßen, wenn ihm Deutschland fehlt.

Die Minister stecken immerfort die Köpfe zusammen in Konferenzen, zu denen Schleinitz und Bülow**) zugezogen werden, um sie zu informiren; denn sie wissen wirklich gar nichts von Politik."

An Bunsen.

Berlin, den 3. Juli 1848.

„... Das neue Ministerium***) bei uns ist noch ziemlich haltungslos, obgleich die Einzelnen alle auf ihre Weise energisch sind. ..."

An Wildenbruch.

Berlin, den 5. Juli 1848.

„Was sagen Sie denn zu dem Erzherzog Johann? Eines bitteren Gefühles kann man sich freilich nicht erwehren; aber die Sache an und für sich ist doch gut und wird uns zum Vortheil ausschlagen, wie ich fest überzeugt bin, nicht aus Optimismus, sondern aus dem Gegentheil von Optimismus, weil ich recht schwarz sehe. Es wird schlecht damit gehen, und da ist es besser, das Schwert als das Scepter des Reiches zu führen; letzteres ruinirt, ersteres hilft auf. Es ist besser, wir ruiniren uns nicht."

---

*) Marquis de Tallenay, französischer Gesandter am Bundestage in Frankfurt a. M., auch später unter Napoleon III.

**) Vergl. S. 102.

***) Auerswald und Hansemann, Robbertus, Milde, Gierke, Märcker.

An Wildenbruch.

Berlin, den 6. Juli 1848.

„Unsere Linke will, wie es heißt, den Reichsverweser zu ihrem cheval de bataille in der Kammer machen und, da das Ministerium sich höchst anständig preußisch reservirt hat, sich wüthend deutsch stellen; hätte das Ministerium gedeutscht, so hätten sie natürlich gepreußert. So gewiß sie sich im eigenen Lande dadurch den Hals brechen werden, so sicher können sie doch uns große Schwierigkeiten in Frankfurt bereiten, wo sie sich dadurch liebes Kind machen und der Paulskirche Anlaß geben werden, zu sagen, daß die preußische Kammer und das preußische Volk deutscher seien als die preußische Regierung. Gerade in dieser Frage wäre es so heilige Pflicht, zu sprechen in Bezug auf diese Menschen. Unser Provisorium dauert fort, aber auch die Ruhe in der Stadt.“

Je schmerzlicher Abeken selbst die tiefe Erniedrigung jener Jahre fühlte, um so mehr wirkte er darauf hin, tüchtige, befähigte Männer dem thätigen Dienste zu gewinnen und sie darin zu erhalten. Damals meinten Viele, die gern bereit gewesen wären, ihr Leben für König und Vaterland hinzugeben, schwer gekränkt durch unheilvolle Zustände, nicht mehr mit Ehren dienen zu können. Nach allen Seiten hin suchte Abeken auszugleichen, wohl wissend, wie wenig Ehre, Dank und eigene Befriedigung bei solchem Kampf zu ernten ist. Ihm war es nur um den endlichen Sieg des Guten und Edlen zu thun; alles Kleinliche, Persönliche trat zurück. Darin lag der große Einfluß, den er unmerklich über Viele gewann. Sein rastloses Streben nach Erkenntniß des wahrhaft Guten hatte zur Folge, daß er mit den verschiedensten Menschen aus allen Kreisen in andauernder Freundschaft lebte, ohne je von seiner eigenen innersten Richtung weder in politischer noch in religiöser Hinsicht abzuirren.

An Bunsen.

Berlin, den 19. Juli 1848.

„Ihren inhaltreichen letzten Brief ließ ich mit um so besserem Gewissen unbeantwortet, weil ich wirklich kaum mehr über den Reichs-

verweser und den Waffenstillstand*) hätte sagen können, als ich Ihnen offiziell geschrieben hatte. Es war ja eben Alles noch so unbestimmt und ungewiß; der Waffenstillstand war wieder in Frage gestellt durch die soldatischen Einsprüche und die bei der Verzögerung nöthig gewordene Vorbehaltung der reichsverweserlichen Genehmigung, und in Bezug auf den Letzteren wußten wir eben nur, daß wir ihn annehmen wollten, hatten aber (und man kann kaum noch sagen haben) die Stellung, die wir gegen und mit ihm einzunehmen hätten, sehr wenig klar gemacht.

Wir haben uns darüber noch nicht ausgesprochen; das hat viel für sich, und ich will es nicht tadeln, obgleich es uns die übrigen norddeutschen Staaten entfremdet, welche (namentlich Hannover) glauben, wir spielten ein falsches Spiel und wollten, uns an den Reichsverweser hingebend, im Trüben fischen und uns erst die kleineren Staaten inkorporiren lassen, um dann erst aufzutreten. Davon sind wir wahrhaftig weit entfernt. Aber daß wir an uns halten, es an uns kommen lassen, nicht durch geharnischte Erklärungen (die von uns gegebene werden Sie gewiß nicht tadeln) einen Konflikt selbst provoziren, sondern diesen so lange hinausschieben als es menschenmöglich ist, daß wir mitgehen, so weit wir irgend mitgehen können ohne selbstmörderisch zu verfahren — das ist meiner Meinung nach gerade die richtige Handlungsweise.

Usedom ist heute Abend hier angekommen;**) ich habe ihn noch nicht gesehen, er sitzt noch closeted mit unserem trefflichen Unterstaatssekretär Graf Bülow (dessen Ernennung zu diesem Posten eine Allen willkommene Bürgschaft einer gesunden und besonnenen, aber gehaltreichen Politik ist und etwaige Ministerwechsel weniger gefährlich macht). Seine Gegenwart hier wird hoffentlich recht nützlich sein; er kennt die Frankfurter Stimmungen und Verhältnisse nun sehr genau. Die letzte Debatte über den Jacobyschen Antrag***) wird auch in Frankfurt ihre Wirkung nicht verfehlt haben."

*) Die Versammlung in Frankfurt war gegen den Waffenstillstand, der, wenn auch ungünstig, doch wegen des Mangels an einer Flotte nothwendig war und nun durch die Wahl des Erzherzogs Johann noch erschwert wurde.

**) Aus Frankfurt.

***) Ueber die Stellung Preußens zu Deutschland.

An Bunsen.

Berlin, den 20. Juli 1848.

„... Eben werde ich unterbrochen durch den Auftrag,*) Ihnen offiziell zu schreiben, was eigentlich diesen Brief unnöthig macht. Ich will indeß das einmal Geschriebene doch abgehen lassen. Wie ich mich freue, Sie bald zu sehen, können Sie denken. Das hatten wir nicht gedacht, als wir in London schieden, daß wir uns hier unter solchen Verhältnissen wiedersehen würden; es mag Ihnen schwer werden, recht innerlich im Herzen schwer, gerade jetzt hierher zu kommen; aber es ist doch wohl gut und kann Ihnen und uns Allen nutzen. Die Gegenwart thut so viel!"

An Wildenbruch.

Berlin, den 29. Juli 1848.

„Nach Wien ist vorgestern General v. Below abgegangen, um dem Reichsverweser die Unmöglichkeit vorzustellen, in der wir uns befinden, angesichts unseres eigenen Landes den Krieg länger fortzusetzen, der nun ebenso zwecklos wie unmöglich geworden, und von ihm Vollmacht zu unbedingtem Abschluß zu verlangen. Giebt er die nicht, so werden wir nach Umständen handeln. Die Nationalversammlung in Frankfurt ist zwar ganz bereit, uns durch ein Decret von 15 bis 20 Millionen zu entschädigen, aber Camphausen fragt: wo ist die Bank, die dies Decret discontirt?"

Wildenbruch gleichzeitig an Abeken:

„Wenn die Relation richtig ist, welche die Zeitungen von Schmerlings**) Anfrage bei Wrangel geben: wieviel er denn nöthig habe, um dem Kriege mit Eins ein Ende zu machen, so mache ich diesem Staatsmann mein Kompliment. Die Antwort ist leicht: eine Flotte, um Kopenhagen zu bombardiren. Die mögen die Herren in Frankfurt besorgen, und dann ist Alles gut."

---

*) Bunsens Berufung nach Berlin.

**) Anton, Ritter v. Schmerling, österreichischer Staatsmann, 1848 Reichsminister in Frankfurt a. M.

An Wildenbruch.

Berlin, den 1. August 1848.

„General v. Below ist heut nach Frankfurt abgegangen, wo morgen der Reichsverweser eintrifft; zugleich ist an Camphausen sehr bestimmte Instruktion abgegangen, auf die unbedingte Vollmacht zu bringen.*) Die energische Drohung, daß wir sonst aus der Sache hinausgehen müßten, ist zwar am Schluß nach beliebter Halbheit weggestrichen; indeß ist sie doch noch zwischen den Zeilen hinreichend zu lesen. Wir sind also zunächst aufs Warten angewiesen; das wird nicht lange dauern, und so hoffe ich, Sie bald zu sehen."

An Wildenbruch.

Berlin, den 3. August 1848.

„Wenn wir den Waffenstillstand abschließen, mit oder ohne Vollmacht, so bekommen wir gute Bedingungen, durch welche die Ehre unserer Armee und auch die wirklichen Bedürfnisse der Herzogthümer vollkommen gesichert sind. Bülow ist fest wie klug. Bunsen ist ganz auf unserer Seite für diese Sache, ebenso Usedom, und wir werden doch schon etwas durchsetzen."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 30. August 1848.

„Die letzten Tage sind recht occupirt gewesen durch die verschiedenen Peripetien der Waffenstillstand-Unterhandlungen**) mit Dänemark und die vorgestern glücklich mit dem ersehnten Abschluß erfolgte Wiederkehr unseres Bevollmächtigten, infolge deren natürlich in alle Welt hinaus zu schreiben war.

Von unseren Zuständen ist in diesem Augenblick glücklicherweise nicht eben viel mehr zu sagen. Das Ministerium zeigt wenigstens in der Passivität einige Energie, und auch das hilft. Die Scenen der vorigen Woche waren eigentlich arg und in der That schimpflich. Ich war gerade in der Soirée bei dem betreffenden Minister,***) der zugleich

*) Für den Abschluß eines wenn auch nicht günstigen Waffenstillstandes, da keine Flotte zur Verfügung stand, um andauernd mit Erfolg das Errungene zu vertheidigen.

**) Abschluß des ersten dänischen Krieges. Ungünstiger Waffenstillstand von Malmö, vom 26. August 1848 bis 26. März 1849.

***) Auerswald.

Conseilpräsident und Chef unseres Departements ist, und habe so die ganze Sache*) mit durchgemacht, die ernsthaft und komisch zugleich war. Ich hatte das Haus kurz vorher verlassen wollen, um mich nach unserem eigenen nahe gelegenen Ministerium zu begeben, wurde aber von der Volksmasse umringt und mit Gewalt wieder zurückgeführt, ohne daß man mir weiter irgend etwas anthat; man wollte nur nicht, daß ich wegginge, weil man meinte, ich könnte hingehen und Militär holen.

Alle diese kleinen Aufregungen kümmern mich im Grunde wenig; das geht vorüber, und die Ruhe wird wiederkehren. Aber was mich betrübt, das ist die systematische Zerstörung aller sozialen und sittlichen Grundlagen unseres Lebens und der gänzliche Mangel unserer Zeit an großen politischen Ideen und an gestaltender Kraft zum Aufbauen. Was soll aus der künftigen Generation werden? Männer wie Du können zwar viel thun, um unter der sie umgebenden Jugend den sittlichen Halt aufrecht zu erhalten, aber das ist leider nur immer theilweise der Fall, und der ganze Geist und Strom der Zeit ist zu mächtig und reißt Alles mit dahin."

Zum ersten Male zeigte sich 1848 in Preußen die Empörung, die Anarchie, der Feind, welcher noch jetzt im Inneren der Reiche zerstörend wirkt. Unter dem Deckmantel der Einheit bot er Kronen, wo er Dornen gab. Dem Niederen versprach er Wohlstand, wo dieser Armuth ernten sollte. Aber das Volk wie der Einzelne lernt nur aus eigenster Erfahrung. „Gott schütze unser theures Preußenland und seinen edlen, unglücklichen König! Gott erleuchte dessen irregeleitetes, von einer Rotte Bösewichter zeitlichem und ewigem Verderben entgegengeführtes Volk" — in diesen Ruf Wildenbruchs stimmten alle Getreuen mit ein. Wie in dem ganzen großen Deutschland die höchsten, edelsten Gedanken und Gefühle damals schnell von unreiner Hand entweiht wurden, so mischten sich auch in diesen Schleswiger Krieg anarchische Elemente. „Ich fürchte", schrieb Wildenbruch, „Sie werden in Ihrer Prophezeiung Recht gehabt haben. Die Leute sind hier zu wahnsinnig. Des Pudels

*) Ein Krawall, der hauptsächlich gegen die Minister gerichtet war, ziemlich unschuldig anfing, aber wie die meisten schimpflich endigte. Ausführlich beschrieben in „Zeiten und Menschen" von Rudolph Genée (Berlin, Königliche Hofbuchhandlung von E. S. Mittler u. Sohn, 1897), S. 112—118.

Kern war von vornherein die Republik. Voilà le vraî de l'affaire." Und später: „Alle republikanischen Elemente Deutschlands haben sich jetzt auf dieses Schlachtfeld geworfen, welches trotz des Nachtheils, daß der Sinn der Bevölkerung diesen Bestrebungen ungünstig ist, den Vortheil darbietet, daß man keinen Fürsten zu beseitigen braucht."

Abeken war nun 39 Jahre alt. Den spezifischen Eindruck des Beamten hätte man umsonst bei ihm gesucht; etwas durchaus Eigenthümliches hing ihm an und gab seinem ganzen Wesen einen besonderen Ausdruck: er hatte nicht nur gelernt und erlebt, sondern beides in sich durchgearbeitet, so unendlich verschieden das Gelernte und Erlebte auch gewesen. Kräftig gebaut, machte er den Eindruck einer geistig und körperlich frischen, gesunden Kraft und großer Lebendigkeit, die unversiegbar immer neu hervorzuquellen schienen. Im Ganzen brauchte seine Natur wenig Schlaf, auch konnte er demselben gebieten; aus dem lebhaftesten Gespräch heraus, nach angestrengtester Arbeit, war es ihm möglich, sich eines festen, erquickenden Schlafes zu erfreuen, sobald sich nur die Muße dazu fand, um gleich darauf mit derselben Munterkeit und Lebenskraft an jedem von beiden wieder theilzunehmen.

Es war dies eine Zeit vieler, mühseliger, oft nutzloser und besonders für Abekens feste, reine, pietätvolle Natur überaus schmerzlicher Arbeit. Ein Ministerium nach dem anderen wurde im wahren Sinne des Wortes verbraucht. Mit unglaublicher Ausdauer arbeitete er den anarchischen Bestrebungen entgegen, um wenigstens ein Abwarten in fester Stellung zum späteren Handeln für Preußen zu gewinnen. An jedes Zeichen von Energie klammerte er sich; doch kaum gekommen, entschwand es wieder seinem hoffenden Blick. Edle, begabte, geistreiche Männer hatten die jüngste Vergangenheit geschaffen; von idealer Welt träumend, das Höchste wollend, brachten sie Verderben. Doch aus diesen schmachvollen, tiefschmerzlichen Erfahrungen rangen sich die großen, thatkräftigen und wahrhaft großen Männer hervor, unter denen Abeken später mit freudigem Muthe dienen sollte.

An Wildenbruch.

Berlin, den 5. September 1848.

„Ihr Bericht liegt seit heut Mittag beim Minister, der in Konferenzen über die am Donnerstag bevorstehende Ministerkrisis steckt,

welche doch so leicht zu lösen ist. Die Minister brauchen nur einfach zu erklären, daß sie fest bei ihrem Beschluß bleiben, den hundsföttischen Erlaß*) an die Armee nicht zu erlassen, und so haben sie die Majorität in der Kammer, und die Sache geht ohne alle Krisis vorüber. So wird es auch kommen, denn zähe sind die Herren, man kann sich auf sie verlassen, wo es auf bloßes Nichtthun ankommt. Mir wäre eine Krisis lieber, nämlich so, daß die Kammer gegen sie beschlösse, und sie dann nicht abträten, sondern die Kammer auflösten. Aber es wird nicht so weit kommen."

An Wildenbruch.

Berlin, den 6. September 1848.

„Das Ministerium in Frankfurt ist sehr bestürzt über den Waffenstillstand und weiß nicht recht, was es thun soll; in seiner Schwäche hat es die Sache an die Versammlung gebracht, aber keinen bestimmten Antrag gestellt, sondern nur auf den Zahn fühlen wollen und einer noch Bedenken geäußert; dann hat der Professor Waitz**) den Antrag gestellt, die Truppenzurückziehung zu verbieten, und die Versammlung hat beschlossen, der internationale Ausschuß und das Ministerium sollte binnen 24 Stunden Bericht erstatten. Nun ist es möglich, daß selbst der Ausschuß doch vor den hoffentlich inzwischen eingelaufenen starken Erklärungen des übrigen Europa zurückschrecken werde, um so mehr, da die Herren Reichsgesandten (!) in Paris und London sehr kühl empfangen sind und von dort Bericht erstattet haben werden.

Ueber die Aussichten auf morgen***) weiß ich Ihnen wenig Bestimmtes zu sagen. Mitglieder der Kammer, die ursprünglich gegen den

*) In der Sitzung vom 9. August 1848 hatte die Nationalversammlung auf Antrag des Abgeordneten Stein beschlossen: „Der Herr Kriegsminister möge in einem Erlaß an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Offiziere allen reaktionären Bestrebungen fern bleiben, nicht nur Konflikte jeglicher Art mit dem Civil vermeiden, sondern durch Annäherung an die Bürger und Vereinigung mit denselben zeigen, daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines konstitutionellen Rechtszustandes mitarbeiten wollen."

Vergl. „Ein Achtundvierziger", Lothar v. Buchers Leben und Werke, von Heinrich v. Poschinger (Berlin, Paul Hennig, 1890), Band I, S. 39, 40.

**) Georg Waitz, 1813—1886; Geschichtsforscher, 1848 einige Zeit bei der provisorischen Regierung in Rendsburg, dann Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung.

***) Wegen der Abstimmung.

Beschluß wegen des Erlasses an die Armee waren, werden doch nun für die Aufrechterhaltung desselben stimmen, aus dem falschen esprit de corps und point d'honneur, der sich einer solchen Versammlung wie ein wahrer Wahnsinn bemeistert. Es ist nicht mit Gewißheit vorauszusehen, wie die Sache geht; es kann an dem mehr oder weniger ungeschickten Auftreten eines oder des anderen Ministers hängen. Der Minister*) sagte mir heut Morgen: sie, die Herren im Kabinet, seien wenigstens Alle ganz einstimmig. Das tröstete mich, wenn es wahr ist und bleibt, weil dann doch Schreckenstein mitstimmig ist. Aber worin sie einstimmig sind, das sagte er nicht. Was für eine schöne Gelegenheit wäre dies wieder, um eine feste Stellung zu nehmen!"

Anfang September nahm die Nationalversammlung in Berlin den Steinschen Antrag für den Kriegsminister an, der einer vollständigen Unterwühlung der Armee gleichkam, während die Nationalversammlung in Frankfurt den Waffenstillstand mit Dänemark verwarf.

An Wildenbruch.

Berlin, den 7. September 1848.

„Wir stehen vor einer entscheidenden Krisis; so hoffe ich wenigstens. Heut Abend ist nun Alles ruhig und der Bürgerpöbel voll Jubel und Freude; wir haben nun keine Noth; wir sind heut um unseren Kampf gekommen. »Du kannst Deine Büchse ruhig nach Haus bringen«, sagten die Menschen sich heut auf offener Straße. Denn das Ministerium ist in einer verzweifelten Minorität geblieben und der Steinsche Antrag auf Durchsetzung des schmählichen Erlasses mit 219 gegen 152 Stimmen angenommen. Die Minister waren fest bei ihrer Erklärung geblieben, daß sie den Erlaß nicht geben würden; sie hatten natürlich unvorsichtiger Weise ihr Abtreten in Aussicht gestellt; es ist aber noch nicht gewiß, was sie thun werden. Vielleicht taucht noch ein energischer Entschluß auf. Es ist ja ganz sonnenklar, daß vor dem Lande und dem Könige kein Ministerium möglich ist, das diesen Beschluß der Kammer ausführen wollte; ich hoffe, ein solcher Kriegsminister steckt noch unter keiner preußischen Uniform. Besser freilich ist's, daß sie abtreten, wenn der König den Entschluß faßt, ein starkes energisches Ministerium zu bilden,

---

*) Auerswald.

welches der Kammer erklärt: um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, wollen wir mit Dir die Verfassung weiter berathen, wenn Du den Beschluß fassest, Dich darauf allein zu beschränken; sonst und bei dem ersten Schritt darüber hinaus lösen wir Dich auf! Das kann auch das jetzige Ministerium sagen, aber ein besseres kann es viel besser sagen. Morgen werden wir vielleicht wissen, was geschieht. Jetzt ist es so: die Minister wollen morgen nach Potsdam zum Könige gehen; sie wissen jetzt (abends) noch nicht, was sie ihm rathen sollen. Werden Sie's bedenken oder beschlafen? Gott rathe dem König. Es ist der entscheidende Augenblick. Was das Heer thun wird, daran zweifle ich nicht; obgleich ich nie dazu gehört habe, glaube ich es doch zu kennen, weil ich es liebe.

Je mehr wir hier in der Krise sind, um so nöthiger ist es, daß Wrangel entschieden und energisch auftrete. Er muß jetzt nach eigener Verantwortlichkeit handeln und nur von sich Befehle empfangen; von ihm hängt jetzt zum großen Theil die Rettung Preußens ab. Sein kräftiges Auftreten wird einen immensen Rückschlag auf Berlin ausüben und das Heer zusammenhalten, worauf jetzt Alles ankommt; Schwäche in den Herzogthümern würde uns auch hier schwach machen. Suchen Sie ihm das persönlich, wenn die Umstände Sie wieder zusammengeführt haben, oder durch Below begreiflich zu machen. Es ist ein Glück, daß bei der Auflösung des Ministeriums er nicht von Frankfurt aus genirt werden kann; die Nationalversammlung wird so leicht und rasch kein Organ finden, um ihm Befehle zukommen zu lassen."

Die Minister reichten darauf wirklich ihre Entlassung ein und konnten dem König nicht rathen, der Kammer nachzugeben und aus derselben Minister zu wählen. Der König war fest entschlossen, nicht nachzugeben.

An Wildenbruch.

Berlin, den 9. September 1848.

„Die Linke ist kleinlaut geworden, da sie zu ihrem Erstaunen gesehen, daß der König ihre Häupter nicht gleich rufen lassen und auf Knieen um ein Ministerium gebeten hat. Das Wahrscheinlichste ist ein Ministerium aus Frankfurter Deputirten, vielleicht wieder mit ostpreußischer Färbung. Gott bessere es!

Wir haben überall hin, auch nach Frankfurt an Camphausen, die entschiedensten Erklärungen gegeben. Wir sind gebunden, die Ehre steht auf dem Spiel. Wrangel muß das fühlen."

An Wildenbruch.

Berlin, den 15. September 1848.

„Below war eben da und läßt Ihnen sagen, daß er eben in Potsdam gewesen wäre; daß der König selbst auf die Idee gekommen, daß Bonin*) sich ja vorläufig die Regierungsgewalt könne in seine Hände legen lassen und dies ganz vortrefflich finde; daß er, Below, auch dessen Bestallung als Oberbefehlshaber zur Sprache und dieselbe fördersamst erfolgen werde, daß ihm auch ein Etat ausgeworfen sei, und sogleich ein Kredit würde eröffnet werden.

Beckerath**) und einige von den alten Ministern (Auerswald natürlich) sind heut beim König, es wird jedenfalls noch einige Tage dauern, bis sie etwas zusammenbrauen. Das, glaube ich, steht fest, daß man der Kammer nicht nachgeben wird. Es heißt von Neuem, die preußischen Deputirten hätten bis auf Wenige erklärt, sie würden aus der Nationalversammlung austreten, wenn der Waffenstillstand verworfen würde. Wollte Gott! Die Leute halten nur so selten Wort!"

Nach dem Frankfurter Kampf***) schrieb Abeken:

An Wildenbruch.

Berlin, den 20. September 1848.

„Also hat unser Waffenstillstand, verehrter Freund, doch zum Kampfe geführt, freilich auf andere Weise als wir dachten, aber ich hoffe, noch auf bessere.

Das Letzte, was wir wissen, ist gestern (19.) abends 8 Uhr: Alle Barrikaden genommen in Frankfurt und Sachsenhausen, die Stadt in Belagerungszustand erklärt. Nach einer solchen Begebenheit kann die

*) Eduard v. Bonin, 1793—1865; 1848 Kommandeur der preußischen Truppen in Schleswig, nach dem Waffenstillstande von Malmö Oberbefehlshaber des schleswig-holsteinschen Heeres, 1850 Kommandant von Berlin, 1852 Kriegsminister.

**) Hermann v. Beckerath, 1801—1870; 1847 Führer der Liberalen, 1848/49 Mitglied der Nationalversammlung und Theilnehmer der Kaiserdeputation in Berlin.

***) Unzufriedenheit mit dem Waffenstillstand von Malmö führte im September zu Straßenaufläufen in Frankfurt a. M., wobei Fürst Lichnowsky und General v. Auerswald getödtet wurden.

Nationalversammlung und die Centralgewalt nicht mehr auf dem alten Wege fortgehen; jetzt muß sie sich uns hingeben, und dadurch werden wir doch wohl auch endlich lernen, den Wink des Schicksals verstehen. Die Entscheidung ist also früher gekommen, als wir dachten.

Die Beschlüsse der wahnsinnigen Volksversammlung vor den Thoren Frankfurts am Sonntag kennen Sie aus den Zeitungen. In der Nacht wurden durch den elektrischen Telegraphen 2000 Preußen und Oesterreicher hinbeordert. Am Montag Morgen während der Sitzung stürmte das Volk ein Portal der Paulskirche, wurde aber durch die Truppen zurückgeschlagen; dann begann der Straßenkampf; die ganze Stadt voll Barrikaden. Montag Nachmittag heftiger Kampf; dann Waffenruhe und vergebliche Unterhandlungen. Fürst Lichnowsky ist sehr schwer verwundet, nach anderen Nachrichten todt, nach einer ziemlich sicheren Nachricht wäre auch der General Auerswald erschossen (sein Bruder, der Minister, weiß aber noch nichts davon). Montag Abend waren gegen 7000 Mann Truppen in der Stadt, nach Angabe von Reisenden hätte man Kanonen und Kartätschen gebraucht. Am Abend wären die Truppen siegreich gewesen, aber unermeßlicher Zuzug des republikanischen Gesindels von allen Seiten, welches zeigt, daß die Sache vorbereitet und der Waffenstillstand nur Vorwand war. Ueber den Verlauf des Dienstags wissen wir nichts, nur die telegraphische Depesche am Abend, welche den vollständigen Sieg der Truppen verkündigt.

Und nun hier! Noch immer kein ganzes Ministerium zusammen. Nur drei stehen fest: Pfuel,*) Bonin**) (der Magdeburger) und Eichmann; diese werden sich morgen der Kammer ankündigen und hoffen, am Freitag vollständig vor ihr aufzutreten; wie, das ist noch ein Räthsel.

Beckerath und Mevissen sind glücklich abgereist, möchten sie noch zu rechter Zeit für die Frankfurter Kartätschen kommen. Ihr Programm war, wie man jetzt erfährt: Umgestaltung des Heeres, Verkürzung der Dienstzeit, Aufhebung der Offizierexamina und der militärischen Bildungsanstalten.

---

*) Ernst v. Pfuel, 1779—1866; preußischer General, 1847 Gouverneur von Berlin, 1848 Ministerpräsident und Kriegsminister.

**) Gustav v. Bonin, 1797—1878; 1845 Oberpräsident von Sachsen, 1848 Finanzminister, 1849 in Schleswig, 1860 wieder Finanzminister.

Heut hat Wrangel große Parade in Berlin gehalten mit ziemlichen Hurrahs und nachher an die Offiziere Haranguen gemacht, laut und besonders für die und vor den Bürgerwehr-Offizieren, die dabei waren: es sei ihre Aufgabe, für die Ruhe und Ordnung zu sorgen, von Reaktion sei nicht die Rede, alle gesetzlichen Freiheiten sollten erhalten bleiben, aber dazu gehöre ein gesetzlicher Zustand. Dafür habe zunächst die Bürgerwehr einzustehen; aber wenn die nicht ausreiche, so werde er sie unterstützen; »ich habe nicht bloß den Willen dazu, meine Herren, sondern auch die Mittel.« Es scheint ihm wirklich zu gelingen, den Leuten einzubilden, er sei ein Diktator Cavaignac*), und wenn sie es glauben, so ist es gut. Die Linke ist zwar wüthend über seine Proklamation und seine Haranguen; ist aber schrecklich crestfallen und entmuthigt; und die hier ganz unerwarteten Nachrichten aus Frankfurt werden sie vollends auf den Hund bringen. Der König soll wieder gewaltig muthig sein. Es ist jetzt der rechte Augenblick; jetzt Energie, und Alles kann noch gut gehen. — Die heutige Parade that Einem ordentlich wohl."

An Wildenbruch.

Berlin, den 22. September 1848, abends.

„Hier war heut der große Tag, wo das reaktionäre Ministerium vor die Kammer trat. Ruhig ist vorerst Alles, und es ist im Ganzen ziemlich gut gegangen. Das Programm des neuen Ministeriums, das in ziemlich allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ist, lesen Sie in der Staatszeitung. Ein wüthender Antrag von Waldeck,**) Wrangels Armeebefehl solle zurückgenommen werden, wurde durch die Nichtanerkennung der Dringlichkeit vor der Tagesordnung (nach Frankfurter Weise) beseitigt und dann von Waldeck selbst zurückgezogen.

Die Linke ist sehr entmuthigt, man fürchtet sich vor »Verstehen Sie mir« und seinen Truppen. Wenn das Ministerium sich dadurch nicht einschläfern läßt, sondern das gewonnene Terrain benutzt und

---

*) Eugène Louis Cavaignac, französischer General, 1848 Kriegsminister, erhielt am 23. Juni die Militärdiktatur.

**) Mitte September war Wrangel zum Oberbefehlshaber über sämmtliche Truppen in den Marken ernannt worden und hatte sich demgemäß klar und bestimmt in einem Tagesbefehl ausgesprochen, wie er die Dinge auffasse. Hierauf bezieht sich der mißlungene Antrag Waldecks.

darauf weiter geht, so ist es so gut wie ein durch Konflikt errungener Sieg, besonders gleichzeitig mit den Frankfurter Ereignissen, wo man den Sieg für uns errungen hat — wenn wir es zu benutzen verstehen, was ich noch immer bezweifeln muß.

Was sagen Sie denn zu unserem neuen Chef?*) Er wäre für Preußen recht gut, aber mir scheint, als fehle es ihm an der gehörigen Schärfe. Und ich fürchte, er wird zu früh mit Frankfurt gehen wollen. Frankfurt muß sich selbst erst noch etwas mehr blamiren und vernichten."

Auch dieses Ministerium gab nach. Es wurde in der Kammer ein Armeebefehl vorgelesen, in welchem die Linke mit Recht eine Erfüllung des Steinschen Antrags sah.

An Wildenbruch.

Berlin, den 25. September 1848.

„Nachdem auch dies Ministerium kapitulirt hat und einen Armeebefehl erlassen, aus welchem zwar das Anstößigste weggeblieben ist, mit dem aber doch die ganze Kammer sich einverstanden erklären und ein Versöhnungsfest feiern könnte, so ist alle Hoffnung verloren. Nun nur recht rasch immer tiefer in den Schmutz hinein, damit wir um so eher durchkommen. Am Ende wird doch wohl ein Cavaignac oder Napoleon kommen, und dann soll es uns auch gleichgültig sein, ob wir ihn von hier oder von Frankfurt bekommen, wenn er nur kommt.

Ich war am Sonnabend in Verzweiflung, weil ich fürchtete, man würde sich zu sehr an Frankfurt anlehnen; aber ich dachte doch, man würde hier bei uns Energie zeigen. Nun hat man das auch hier nicht einmal gethan.

Aber was hilft all das Reden und Schreiben! Inzwischen ist Struve**) mit einer republikanischen Schaar (angeblich 3000 Mann) in Baden eingefallen, aber das Frankfurter Ministerium hat gleich große Energie entfaltet, eine Menge Truppen hingesandt, und die Sache ist ohne Zweifel schon unterdrückt.

---

*) Graf Dönhoff, 1797—1874; 1848 Minister des Auswärtigen.

**) Gustav v. Struve, republikanischer Agitator und Schriftsteller, wurde am 25. September nach dem Treffen bei Stauffen verhaftet, durch den badischen Aufstand von 1849 wieder befreit.

In den Herzogthümern geschieht denn auch von beiden Seiten Alles, um die Sache unauflöslich zu verwirren. Die Regierung auf Alsen — die andere,*) welche auf jene fahndet! Ich hoffe, man wird doch endlich den Muth fassen — Dummheit! wie kann ich ein solches Wort gebrauchen! Man wird sich endlich durch neue Feigheit aus der Sache ziehen. Mir fängt nachgerade die Sache an gleichgültig zu werden und wird es ganz sein, wenn Sie erst heraus sind. Ich denke, man wird Sie bald zurückberufen, da Stedmann**) nun hier ist. Wenn man sich nur nicht breit schlagen läßt, diesen zu unserem Kommissar zu ernennen, damit wir wieder in der Sache drin bleiben! Wir sind ja gar nicht verpflichtet, einen Kommissar zu haben, sondern nur berechtigt."

An Wildenbruch.

Berlin, den 28. September 1848.

„... Wenn ich bedenke, daß zugleich in unseren Verhältnissen zu Frankfurt eine Krise bevorsteht und daß es ja gar nicht anders möglich ist, als daß, nachdem wir hier nachgegeben haben, wir auch dort nachgeben, so möchte man sich gleich eine Kugel vor den Kopf schießen. Ich kann mich über nichts mehr freuen, nicht einmal über die Energie, die man in Cöln***) gezeigt hat; denn ich weiß ja doch, daß dergleichen partielle Energie zu nichts mehr hilft und nur in den Händen der Gegner zu einer neuen Waffe gegen das Gute wird. Es ist mir nun auch vollkommen gleichgültig, wie es in Holstein geht, und ob diese Verständigung mit Reedtz†), von der Sie durch unser heutiges Schreiben Kunde erhalten, zu etwas führt oder nicht. Es ist alles Mögliche, und ich hätte nie geglaubt, daß Reedtz dazu Vollmacht hätte. Ich sehe auch noch nicht ein, wie der König von Dänemark seine tollen Alsener Schritte††) wieder zurücknehmen will? Item, Reedtz hat diese Erklärungen in optima forma gegeben.

Daß Dönhoff mit Westmorelands Hülfe den alten Reedtz

*) Nach dem Waffenstillstande von Malmö wurde eine „gemeinschaftliche Regierung" der Herzogthümer eingesetzt, die an Einigkeit zu wünschen übrig ließ.

**) Stedmann (Gutsbesitzer), Reichskommissar für Schleswig-Holstein.

***) Dort war der Belagerungszustand erklärt worden.

†) v. Reedtz, dänischer Kammerherr und Waffenstillstandskommissar.

††) Einsetzung einer Immediatkommission ohne Mittheilung an Preußen.

zur Unterschreibung jenes Protokolls*) gebracht hat, macht ihm alle Ehre. Ob er sich aber nicht täuscht, wenn er nun die Schwierigkeiten beseitigt glaubt?"

An Wildenbruch.

Berlin, den 2 Oktober 1848.

„... Also so weit ist es mit der Defection nach Frankfurt hin gekommen, daß auch Sie dorthin blicken und wollen, Preußen solle sich da hinein stürzen? Et tu Brute! Auch Sie verzweifeln an Preußen? Nein! Und wenn auch noch zehnmal schlechtere Ministerien kämen, Alles das ist ja nur vorübergehend, und wenn wir nur noch da sind als ein Ganzes (wenn auch als ein noch so schlechtes), so können wir immer wieder besser werden; wenn wir aber uns selbst aufgegeben haben und uns haben in Deutschland unter Frankfurt auflösen lassen, so ist es für immer aus Was einmal aufgegeben ist, ist nicht wieder zu erlangen, wir müssen face machen, und wenn Preußen fallen soll — wohl, so will ich, obgleich ich kein geborener Preuße bin, lieber mit Preußen fallen als mit Frankfurt stehen!

Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!

Die jetzigen Männer Preußens sind nicht Preußen, aber wir müssen nur sorgen, daß es den kommenden Männern nicht unmöglich werde, wieder Preußen zu sein. Ich arbeite dafür, was ich kann, und freue mich, daß wir nun die Korrespondenz mit Camphausen in unseren Händen haben, da kann ich die Piecen immer etwas energischer machen, als sie mir aufgetragen werden; steht's einmal auf dem Papiere, so geht's doch durch, und man steht dann dafür ein. — Ich sehe nicht weniger schwarz als Sie, aber ich will den Muth des Handelns und des Glaubens nicht aufgeben bis zum letzten Augenblick."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 10. Oktober 1848.

„Besonders in der letzten Woche gab es viel zu thun, und unser Bureau war, nach dem Ausdruck eines der Expedienten, zu einer wahren »Papierfabrik für Frankfurt« geworden.

---

*) Zusatz zur Konvention vom 26. August: Fünf Personen sollen die höchste Verwaltung während des Waffenstillstandes in Händen haben.

Ich schriebe gern einmal einen recht heiteren, ordentlichen Brief, aber wie soll man das unter dem Eindruck der neuen schrecklichen Ereignisse von Wien!*) Wohl möchte ich an diese Greuelscenen die Hoffnung einer Krisis, einer Umwendung zum Besseren knüpfen, aber die Hoffnung ist schwach. Allen Menschen scheint der Muth zu fehlen, einigen aus natürlichem Mangel an Muth, anderen aus Unklarheit über die drohende Gefahr, der nur durch Energie begegnet werden kann, anderen gar vielleicht aus zu großer Klarheit über die Unabwendbarkeit der Gefahr, über die grenzenlose Verderbtheit aller unserer so lange untergrabenen Zustände und die fast vom Schicksal verhängte Nothwendigkeit, noch immer tiefer und tiefer zu sinken, ehe etwas Neues sich organisch gestalten kann. — Pietas! In dem einen Worte liegt alles Heil der Menschheit und in ihrem Mangel unser jetziges Unheil."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 7. November 1848.

„Wir sind seit acht Tagen in einer Ministerkrisis, deren Ende nicht abzusehen ist. Gestern schon erwartete man das Auftreten eines neuen Ministeriums, aber auch heut ist die Kammersitzung wieder vorübergegangen, ohne daß die Bombe geplatzt wäre. Es ist das ein großes Unglück, da die Stimmung im Lande, von der revolutionären Partei bearbeitet, wahrlich durch dies Warten nicht besser wird."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 8. November 1848.

„Heut Abend kommt das neue Ministerium in den Staatsanzeiger: Brandenburg**) Präsident und interimistisches Portefeuille des Auswärtigen; Strotha Krieg; Manteuffel***) Inneres; Kisker Justiz; Ladenberg†) Kultus; Finanzen provisorisch Kühne; Handel und öffentliche Arbeiten provisorisch Pommer-Esche."

*) Wiederholung der Aufstände in Wien, das am 31. Oktober durch kaiserliche Truppen eingenommen wurde.

**) Fr. W. Graf v. Brandenburg, 1792—1850; seit 2 November an der Spitze des Ministeriums, welches die Verfassung oktroyirte, 1850 in Warschau, wo er sich von der ungünstigen Haltung Rußlands überzeugte.

***) Otto Theodor Freiherr v. Manteuffel, 1805—1882; 1845 Minister des Innern, schloß 1850 als Minister des Aeußern am 29. September die Olmützer Punctation mit Oesterreich ab (vergl. S. 211 ff.), wurde dann Ministerpräsident, 1858 entlassen; später Mitglied des Herrenhauses.

†) Adelbert v. Ladenberg, 1798—1855; 1848—1850 Kultusminister.

Tagebuch.

8. Nov. Bei Bülow die Botschaft vom 8. wegen Verlegung der Kammer vorgelesen.

9. Nov. In der Kammer*) Widerstand gegen die Verlegung der Kammer; Beschluß von Waldeck und Konsorten. Permanenz die Nacht durch. Die Stadt ruhig. In Wien Robert Blum standrechtlich erschossen.

10. Nov. Einzug der Truppen; Auszug des Clubs „Unruh" aus dem Schauspielhause zwischen 5 bis 6, als das Haus umstellt war.

11. Nov. Club „Unruh" kommt vor verschlossene Thüren, zieht dann zum Hotel de Russie und nachmittags zum Schützenhaus. Abends im Staatsanzeiger Proklamation des Königs und Verordnung über Auflösung der Bürgerwehr.

12. Nov. Morgens theilweise Ablieferung der Waffen. Ungewißheit. Um 4 Uhr Erklärung des Belagerungszustandes. Alles ruhig. Kleiner Krawall in Potsdam.

13. Nov. Die Frist der Ablieferung der Waffen bis Dienstag Nachmittag 5 Uhr verlängert. Alles ruhig. In Potsdam Krawall, wohin man Truppen nachzog.

15. Nov. Die Waffen in dem Theile diesseits der Spree abgefordert ohne Widerstand. — An Camphausen geschrieben, um Aufforderung zur Auflösung zu bewirken. —

20. Nov. Ankunft von Simson und Hergenhahn als Reichskommissarien. Neue Beschlüsse in Frankfurt.

21. Nov. Konferenz der Kommissare mit dem Ministerium. Abends reist Simson wieder ab.

22. Nov. An Camphausen geschrieben über die Reichskommissare und ihre Stellung.

24. Nov. Bericht von Camphausen mit den neuen Vorschlägen wegen der Vertretung. — Ankunft der Proklamation des Erzherzogs!**)

---

*) Zu jener Zeit wurde die preußische Nationalversammlung zuweilen auch Kammer genannt, Abeken that das oft. Der sich empörende Rest hieß nach seinem Führer (Regierungsrath v. Unruh) Club „Unruh".

**) „An das Deutsche Volk".

26. Nov. Morgens früh (oder gestern Abend) Gagerns Ankunft,*) der mittags beim König aß.

27. Nov. Sitzung in Brandenburg: 154 Mitglieder.

28. Nov. Sitzung in Brandenburg: 159 Mitglieder. Wieder vertagt.

29. Nov. Silberne Hochzeit des Königs.

5. Dez. Bülow die Ministeriumsgeschäfte übertragen. Auflösung der Versammlung, Verfassung octroyirt, erschien abends im Staatsanzeiger (vom 6. Dezember).

Nachdem die Versammlung nach Brandenburg verlegt worden, schrieb Abeken an Onkel Rudolf:

Berlin, den 29. November 1848.

„Die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg, wohin die Minister ihr natürlich folgen mußten, verwickelt die Geschäfte noch mehr, und es ist nur ein Glück, daß unser Departement in diesem Augenblick eigentlich keinen Chef hat, sondern interimistisch vom Ministerpräsidenten mit verwaltet wird; da führt der Unterstaatssekretär die Geschäfte fort, und der kann hier bleiben, da er der Kammer nicht gegenüberzutreten braucht. Sonst hätte wahrscheinlich auch ich nach Brandenburg gemußt."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 1. Dezember 1848.

„Ich warte auf Nachrichten aus Brandenburg. Im Ganzen habe ich jetzt viel größeres Vertrauen auf unsere Zustände; ich hoffe, wir kommen bei uns zu Hause durch und können dann auch vielleicht unserem lieben Deutschland wieder helfen. Das Ministerium ist tüchtig und wird sich das Vertrauen gewinnen, und der König ist auch fest."

Am 18. Oktober 1849 war Abeken „in Rücksicht seiner bewährten Brauchbarkeit und wegen seines Diensteifers" zum Legationsrath ernannt worden. Am 14. Dezember erhielt er seine endgültige Anstellung im Ressort des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Weihnachtsfeiertage brachte er in Osnabrück zu. Nach der Rückkehr schrieb er den 30. Dezember an Onkel Rudolf:

*) Von Frankfurt, ohne bestimmten Auftrag, aber um die Wahrscheinlichkeit der Wahl Friedrich Wilhelms IV. mitzutheilen.

„Da bin ich wieder in dem alten, mir sonst so unheimlichen Berlin, und so heimlich und wohl mir auch diesmal in unserem lieben Osnabrück geworden, so ist mir doch merkwürdigerweise jetzt zum ersten Male in meinem Leben die Rückkehr nach Berlin nicht peinlich und unheimlich gewesen. Das kommt daher, daß ich nun eine feste Stätte hier gefunden und eine ernste und mir zusagende Beschäftigung, welche am Ende jeden Ort zur Heimath machen kann; ich habe das mit recht dankbarem Gemüthe empfunden, als ich Donnerstag Abend spät durch das Thor hineinfuhr, was mir sonst immer, ich mochte von Osnabrück, Dresden oder Rom kommen, das Herz zusammenzuschnüren pflegte. So denke ich denn nun auch das neue Jahr recht getrost hier anzufangen; wie auch die Stürme draußen und drinnen gehen mögen, dem guten Willen zu ernster Thätigkeit wird der liebe Gott wohl noch immer ein Fleckchen gönnen."



2. Kapitel.

Im Amt. (1849—1850.)

„Hominum confusione et Dei providentia regitur mundus."

Die im Tagebuch fortlaufend geführten Notizen über Abekens Leben und seine Arbeiten in jener Zeit werfen ein grelles Licht auf die Plänkeleien Preußens mit Oesterreich und die Unzufriedenheit, die Eifersüchteleien und die partikularistischen Tendenzen der großen und kleinen Staaten Deutschlands. Diese Dinge und die nicht ganz überwundenen Kämpfe mit der Anarchie im eigenen Lande kosteten Abeken viel Zeit. Daneben wurde er auch zum Schwurgericht hinzugezogen; manchen Tag kam er nur mit Mühe, zuweilen gar nicht zum Essen.

An Frau Schäfer.*)

Berlin, den 12. Februar 1849.

„Theure, verehrte Freundin! Es sind schwere Zeiten; wir gehen gerade jetzt einer ernsten, gewaltigen Krisis entgegen, deren Ende (und

*) Vergl. S. 124.

das ist ein Trost) nicht in der Menschen, sondern in Gottes Hand ruht. Die Verhältnisse Oesterreichs und Preußens zu einander und zu Deutschland müssen binnen Monatsfrist geordnet und festgestellt sein. Ich fürchte, das kann nicht auf friedlichem Wege geschehen, und die Folge wird für ganz Deutschland Anarchie und Bürgerkrieg sein. Oesterreich will sich nicht in die Zeit schicken, wenigstens seine jetzige Regierung nicht; sie fordert von Preußen und Deutschland das Unmögliche, nämlich Unterwerfung. Deutschland, d. h. die unitarischen Bestrebungen der Frankfurter, fordern auf der anderen Seite das Unmögliche, dem sich Oesterreich nicht unterwerfen kann; da soll Preußen vermittelnd dazwischentreten, und das ist die schlimmste von allen Aufgaben. Sie wird uns freilich erleichtert werden durch die republikanisch-revolutionären Ausbrüche, die ohne Zweifel in der nächsten Zeit zu erwarten stehen, und die das übrige Deutschland uns in die Arme treiben werden, wir mögen wollen oder nicht. Denn Oesterreich kann ihm nicht helfen. Aber unser altes treues Verhältniß zu Oesterreich, Oesterreichs Verhältniß zu Deutschland werden dabei in die größte Gefahr kommen; und ob sich etwas Gesundes, Dauerhaftes auf diese Weise entwickeln kann, steht sehr dahin; ich fürchte vielmehr, wir werden noch viele Jahrzehnte hindurch in schweren Zuckungen hin- und hergeworfen werden."

An Frau Schäfer.

Berlin, den 15. Februar 1849.

„Ueber acht Tage werden jetzt hier unsere Kammern zusammenkommen; das ist ein wichtiger Augenblick für das ganze Land, zunächst auch für die Ruhe der Hauptstadt selbst. Ich weiß noch nicht, was man in Betreff des Belagerungszustandes*) beschlossen hat, ob man denselben aufheben wird oder nicht. Ersteres scheint freilich schicklich, aber es ist auch bedenklich. Wie derselbe hier gehandhabt wird, so ist er eigentlich nichts als der normale Zustand unter einem anderen Namen und gewährt doch dabei die Möglichkeit, jeden Augenblick, wo es nöthig sein möchte, die Zügel straffer anzuziehen und anarchischen Ausbrüchen vorzubeugen, statt sie erst nachträglich zu unterdrücken. Niemand hat unter dem Belagerungszustand gelitten, nicht einmal die Liberalen, viel-

*) Seit Wrangels Einrücken (10. November 1848) über Berlin verhängt.

mehr haben Alle die Wohlthat der Ruhe und einer gesicherten Existenz auf das Glücklichste empfunden. Niemand mag daher gern an das Aufhören dieses Zustandes denken. Aber ich glaube, wir müssen uns fortan gewöhnen, Zustände der Ruhe und Sicherheit nur als vorübergehende anzusehen und jeden Augenblick derselben dankbar hinzunehmen, ohne auf ihren Fortbestand zu rechnen. Es sind so ziemlich wieder Zeiten wie die der ersten Christen, denen der Apostel Paulus das schöne Wort 1. Korinther 7, 30 und 31 zurief.*) Man muß sich jetzt von Tag zu Tage auf jeden Wechsel, auf jede Resignation gefaßt machen und sich nur freuen, daß Eines doch über allen Wechsel erhaben ist, nämlich das reine Verhältniß zu wohlwollenden, freundlich gesinnten Menschen, welches eigentlich der beste Trost auf Erden ist, den man sich als das edelste Kleinod bewahren muß."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 13. März 1849.

„Erst heute komme ich wieder zum Schreiben und nicht in Ruhe, sondern in großer Aufregung wegen der Nachrichten aus Frankfurt. Welcker**) hat gestern den Antrag gestellt, die Nationalversammlung solle den Entwurf des Verfassungsausschusses ohne weitere Diskussion annehmen, Preußen zur erblichen Kaiserwürde berufen, die anderen deutschen Fürsten einladen, ihre Zustimmung zu geben und eine Deputation zu ernennen, um dem König von Preußen diesen wichtigen Beschluß vorzutragen. Der Antrag wird Donnerstag diskutirt werden, und mir ist es sehr wahrscheinlich, daß er mit großer Majorität werde durchgehen. Was dann? Dem König wird die Antwort schwer werden, es ist ein großer Augenblick; eine schwere Aufgabe, den Rechtsboden nicht zu verlassen und doch das Nothwendige, von der Zeit, von der Zukunft, die auch ihr Recht hat, Geforderte nicht zu versäumen. Ich denke, im Fall der Antrag in Frankfurt wirklich durchgeht, muß der

---

*) „Die sich freuen, als freuten sie sich nicht; und die da kaufen, als besäßen sie es nicht; und die dieser Welt brauchen, daß sie derselbigen nicht mißbrauchen: denn das Wesen dieser Welt vergehet."

**) Karl Theodor Welcker, 1790—1869; 1831 Mitglied der badischen Zweiten Kammer, Hauptwortführer der Liberalen; 1848 badischer Bundestagsgesandter und Mitglied der deutschen Nationalversammlung, brachte am 12. März 1849 den Antrag betr. die Kaiserwürde des Königs von Preußen ein.

König ganz einfach erwidern: er nehme die Kaiserkrone an, wenn die anderen Fürsten sie ihm ausdrücklich antrügen. Das werden Oesterreich und Bayern gewiß nicht, Sachsen wahrscheinlich nicht thun; was Württemberg und Hannover thun werden, läßt sich nicht voraussagen.

Es ist freilich möglich, daß nach einem solchen Schritt der Nationalversammlung alle jene Staaten (Oesterreich immer und Bayern vorerst noch ausgenommen) durch die Stimme des Volkes fortgerissen werden, ihre Zustimmung zu geben. Das ist eigentlich gefährlicher für Preußen als das Andere; denn was im Augenblick der Noth prinzipiell zugestanden worden, das wird nachher in der praktischen Ausführung die größten Schwierigkeiten haben, besonders da wir Preußen so gewaltig ehrlich sind. Ehrlich werden wir auch bleiben, und das währt am längsten."

An Onkel Rudolf.

Berlin, Charfreitag den 6. April 1849.

„Ein paar stille Feiertage werden es in der politischen Welt sein; denn in Frankfurt wie hier sind die Versammlungen vertagt, und vielleicht kühlen sich die aufgeregten Gemüther während der Festtage in der Heimath ab. Du wirst, wie alle vernünftigen Menschen, mit der vom Könige der Deputation gegebenen Antwort zufrieden sein; er konnte nicht weiter gehen. Ich hatte an dem Tage recht meine Freude daran und ahnte gar nicht, daß sie so übel könnte aufgenommen werden. Aber sie ist mißverstanden von denen, die starr und steif nichts Anderes kennen als ihre eigene Meinung und ihre eigenen Ansprüche, und die deshalb mit nichts zu befriedigen waren als mit einer unbedingten Annahme der Verfassung. Darum war es den Frankfurtern zu thun. Die Zustimmung der Regierungen hätten sie sich gefallen lassen vorbehalten zu sehen in dem Sinne, daß der König sagt: ich nehme die Krone und Verfassung an, und es mögen nun die einzelnen Staaten erklären, ob sie beitreten wollen. Aber dadurch wäre ein Zwang auf die Regierungen ausgeübt worden; nachdem Preußen die Verfassung angenommen hätte, hätten sie sich kaum noch weigern können, und die Verfassung war ja eben nicht annehmbar."

Tagebuch 1849.

11. April. Prokesch*) überreicht die Protestantwort auf unsere Zirkulardepesche vom 3. d. M. Die erste Kammer lehnt die Dringlichkeit einer neuen Adresse an den König in der deutschen Sache mit 75 gegen 38 Stimmen ab. Die Frankfurter Versammlung beschließt die förmliche Erklärung, an Verfassung und Wahlgesetz festzuhalten.

12. April. Depesche an Graf Bernstorff**) geschrieben. Conseil beim König, wobei Camphausen und der Prinz von Preußen; beschließen über die Instruktion für Camphausen, der am Abend abreist.

19. April. Abends sagte mir der Minister, daß er im Conseil berathen habe, ob man nicht gleich seine Erklärung geben wolle (drei Punkte: 1. Bereitschaft, an die Spitze eines Bundes zu treten; aber 2. von der Kaiserwürde keine Rede; und 3. die Verfassung anzunehmen unmöglich!). Morgen werde man sich entscheiden. Einmarsch des Generals Bonin mit den Schleswig-Holsteinern in Jütland und Einnahme von Kolding.

21. April. Erklärung des Ministeriums in der Zweiten Kammer, daß sie dem König nicht zur Annahme der Verfassung rathen könnten. — Annahme des Satzes des Rodbertusschen Antrages, daß die Kammer die Frankfurter Verfassung als rechtsgültig ansehe. — Dänischer Waffenstillstandsvorschlag durch Glinka.

25. April. Depesche von Camphausen wegen der Erklärung vom 21. und Forderung seiner Demission.

26. April. Abstimmung der Zweiten Kammer mit 184 gegen 139 Stimmen gegen den Belagerungszustand.

27. April. Auflösung der Zweiten Kammer. Der Beschluß dazu am Morgen in Bellevue gefaßt, nachdem er schon abends vorher berathen. Abends Unruhen auf dem Dönhoffplatz; geschossen, zwei getödtet.

28. April. Auflösungsdecret der sächsischen Kammer.

29. April. Die Ablehnungserklärung des Königs, datirt vom

*) Anton Graf v. Prokesch-Osten, 1849—1852 Gesandter Oesterreichs in Berlin, 1853 Präsidialgesandter am Bundestag in Frankfurt a. M.

**) Albrecht Graf v. Bernstorff, 1809—1873; 1845 Gesandter in München, 1848 in Wien, 1852 in Neapel, 1854 in London, Oktober 1861 bis September 1862 Minister des Auswärtigen, dann Botschafter in London.

28. April, abends an Camphausen geschickt und zugleich im Staatsanzeiger erschienen. Die Stadt ruhig.

30. April. Zurückgeschlagener Angriff der Franzosen auf Rom. — Um 1 Uhr ins Staatsministerium gerufen, wo Radowitz*) war: Zirkular geändert. (Anbieten der Hülfe, Verfassung mit Revision.) — Abends das Zirkular auf die Post (morgens im Staatsministerium mit Radowitz; „Graben zwischen uns und Oesterreich.")**) — In Frankfurt Beschluß der Nationalversammlung wegen außerordentlicher Sitzungen zu jeder Zeit und an jedem Ort, Appell ans Volk ꝛc.

3. Mai. Kampf in Dresden.

5. Mai. Morgens Abmarsch des Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiments nach Dresden per Eisenbahn.***)

6. Mai. Die Truppen nehmen in Dresden den Neumarkt und die anliegenden Straßen.

7. Mai. Abends im Staatsanzeiger Erlaß und Verfügung an den Oberpräsidenten wegen der Frankfurter Beschlüsse und Publikation der Korrespondenz mit Bassermann.†) Morgens Abreise von Savigny††) nach Dresden (wegen nachträglicher Aufforderung zur Intervention). Fortwährender Kampf in Dresden.

9. Mai. Dresden vollständig unterworfen. — In Frankfurt Berathung Gagerns mit Bevollmächtigten und Deputirten über Auflösung der Versammlung und Reichsverweserschaft Preußens, ohne Resultat. Savigny von Dresden zurück.

10. Mai. Morgens bei Herrn v. Radowitz. Promemoria durch-

---

*) Jos. v. Radowitz, 1797—1853; preußischer General und Staatsmann, 1848 in Wien, 1849 in Berlin, übernahm am 26. September 1850 das Ministerium des Auswärtigen, trat aber schon am 2. November zurück.

**) In Beziehung auf die zwei Parteien in Frankfurt: Die Großdeutsche mit Oesterreich an der Spitze und die Kleindeutsche ohne Oesterreich mit Preußen an der Spitze; indessen wollte sich überhaupt keiner der beiden Monarchen auf die von der Frankfurter Nationalversammlung berathene Verfassung einlassen.

***) Preußen eilte Dresden zu Hülfe, um einen Aufstand zu bekämpfen, durch den dort eine Partei die Frankfurter Reichsverfassung mit Waffengewalt durchzusetzen suchte.

†) Friedr. Daniel Bassermann, 1811—1855; badischer Abgeordneter, Mitglied der Nationalversammlung zu Frankfurt und zur Anbahnung eines Verständnisses nach Berlin gesandt.

††) Carl Friedrich v. Savigny, 1814—1875; preußischer Diplomat, 1849 im Ministerium des Auswärtigen, 1850 außerordentlicher Gesandter am badischen Hof.

gegangen. — In Frankfurt Beschluß gegen den Reichsfriedensbruch Preußens.*) — Abtritt des Reichministeriums Gagern. Abreise von Herrn v. Canitz nach Wien.

14. Mai. Nachts letzte Redaktion des Antrages für die Verordnung wegen Abberufung der Deputirten von Frankfurt und Instruktion für Oberstlieutenant Fischer geschrieben. Morgens im Staatsministerium Vortrag dieser beiden Sachen. Abends Abgang von Oberstlieutenant Fischer an den Reichsverweser mit Vorschlägen für diesen und Autorisation für Peucker.**)

15. Mai. Proklamation des Königs an sein Volk in der deutschen Sache.

16. Mai. In der Frankfurter Nationalversammlung Beschluß, daß die Abberufung der preußischen Deputirten ungültig sei. Erklärung von 56 preußischen Abgeordneten, nicht austreten zu wollen.

20. Mai. Durch Prokesch Mittheilung der österreichischen Denkschrift, die unsere Vorschläge ablehnt und ein provisorisches Triumvirat vorschlägt.***) Das Ministerium kann sich nicht entschließen, die Truppen aus Frankfurt zu nehmen.

21. Mai. In Frankfurt Abberufung der sächsischen Abgeordneten. Austritt von Gagern, Dahlmann und 65 Anderen. In Berlin unterzeichnen Sachsen und Hannover das Protokoll von Radowitz.

23. Mai. An Schleinitz geschrieben, er sollte herkommen zur Unterhandlung mit Reedtz.

24. Mai. Arretirung von Berends und 14 Anderen.

30. Mai. Die Versammlung in Frankfurt beschließt, sich nach Stuttgart zu verlegen.

31. Mai. Publikation des neuen Wahlgesetzes.

---

*) Wegen Dresden.

**) Eduard v. Peucker, 1791—1876; preußischer General, 1848 preußischer Militärkommissar in Frankfurt a. M., dann Reichskriegsminister, hatte den Befehl über die Bundestruppen bei dem Aufstand in Baden.

***) Mitte Mai 1849 wurde durch Radowitz eine Konferenz eröffnet zur Berathung einer deutschen Verfassung, an der Bayern, Sachsen, Hannover und kleinere Staaten theilnahmen. Am ersten Tage war auch Oesterreich vertreten, sandte indeß nachher sogleich durch seinen Gesandten, Prokesch, eine ablehnende Mittheilung und eine Denkschrift mit eigenen Vorschlägen ein.

2. Juni. Prokesch fordert das Bündniß zu sehen als ein Recht; in der Antwort das Recht nicht anerkannt, doch die Mittheilung versprochen.

3. Juni. Ministerrath beschlossen, am Rhein loszugehen, ohne die Requisition von Bayern (die von Baden und Darmstadt war gekommen) abzuwarten.

6. Juni. Das Rumpfparlament in Stuttgart beschließt die Einsetzung einer Regentschaft und ernennt dazu Raveaux, Vogt, Schüler, H. Simon und Becher.

10. Juni.*) Morgens für den Prinz von Preußen Promemoria geschrieben. Abends Abreise des Prinzen von Preußen über Cöln nach Mainz.

12. Juni. Schuß auf den Prinzen von Preußen in Ingelheim.

30. Juni. Die Truppen überschreiten die Murg und gehen bis Oos.

6. Juli. In der Nacht vom 5. bis zum 6. Juli Ausfall der Dänen aus Fridericia.

10. Juli. Nachmittags 5 Uhr Unterzeichnung des Waffenstillstandes und der Friedens-Präliminarien.

7. August. Eröffnung der Kammer im Weißen Saal.

25. August. Vorlage an die Kammer durch Radowitz. Radowitz' Rede gehört.

6. September. Debatte der Zweiten Kammer über die deutsche Frage. (Reichensperger**) Advokat von Oesterreich.)

7. September. Der König in Teplitz. — Entrevue mit dem Kaiser von Oesterreich.

An Wildenbruch.

Berlin, den 10. September 1849.

„Wenn wir, ich meine Preußen resp. Deutschland, nur auch erst das Z vor uns sehen, aber wir sind leider noch lange nicht beim T

*) In der bayerischen Pfalz und in Baden traten republikanische Kämpfe ein. Der Prinz von Preußen wurde zum Oberbefehlshaber der preußischen und Bundestruppen ernannt und besiegte den Aufruhr in Baden. (Treffen von Waghäusel am 21. Juni.)

**) August Reichensperger war 1848 Mitglied des Frankfurter Parlaments, 1852 Begründer der katholischen Fraktion im preußischen Abgeordnetenhause.

(That), sondern nur noch beim B (Bestrebungen), ja beim A (Anstreben). Indeß haben wir doch A gesagt und sagen auch redlich B, aber ein C (Consens) will sich noch immer nicht einstellen. Wenn wir das B als Bajonett nehmen könnten, so würde es sich schon eher machen, und am Ende wird auch nichts Anderes übrig bleiben, als alle Buchstaben bis zum M (Marschiren) zu überspringen."

An Wildenbruch.

Berlin, den 12. September 1849.

„In Teplitz ist keine Politik getrieben, in Pillnitz hat der König einfach dem jungen Kaiser gesagt, daß er durch sein Königliches Wort gebunden sei und persönlich fest an dem von seiner Regierung eingeschlagenen Gange halten, übrigens alle Rücksicht auf Oesterreich nehmen werde; das ist einfach entgegengenommen und kann nur gut wirken."

Tagebuch 1849.

14. September. Morgens Meyendorff*) beim Minister, übergab die Depesche wegen der Schweiz — und die konfidentielle (a pour condition union, si elle veut retenir la place). Abends Ministerrath wegen Biegeleben und Schleswig. — Gegenvorschlag: Entwaffnen — Beschluß, noch ein Regiment nach Schleswig zu senden.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 14. September 1849.

„Ich bin getroster und ruhiger als vor einem Jahre. Wohl stehen uns schwere Kämpfe bevor, aber es giebt wenigstens jetzt Leute, die kämpfen wollen; vor einem Jahre um diese Zeit gerade sah es aus, als ob Alle den Kampf aufgegeben hätten, als wäre nur ein feiges, verzagtes Nachgeben und ein allmählich immer tieferes Versinken ins Bodenlose zu erwarten. Aus diesen Zuständen sind wir heraus."

Tagebuch 1849.

27. September. Depesche von Werther über die ersten Aeußerungen des Fürsten Schwarzenberg**) wegen unserer Fassung des Interimprospekts.

---

*) Russischer Gesandter in Berlin, ging 1850 nach Wien und nahm von dort aus an den Konferenzen in Olmütz theil.

**) Fürst Felix Schwarzenberg, 1800—1852; österreichischer Ministerpräsident von 1848 bis 5. April 1852.

28. September. Chiffrirte Depesche von Bernstorff, daß es ihm gelungen, Fürst Schwarzenbergs Ueberzeugung wegen des Vorschlages zu erschüttern, daß er also keine Konzession an Prokesch machen sollte. — In der ersten Kammer Interpellation wegen der deutschen Flotte; Schleinitz: »Das würde ein Treubruch sein.« "

An Wildenbruch.

Berlin, den 11. Oktober 1849.

„Ich war vorige Woche drei Tage in Dresden, um die silberne Hochzeit meines Oheims Christel zu begehen. Nach Allem, was ich dort hörte, ist die Stimmung noch sehr schlecht, und zwar eine schlechte Stimmung ohne alles bestimmte Objekt; Mißachtung der Regierung, Neid und Eifersucht gegen Preußen, Furcht vor Oesterreich, die flachsten demokratischen Tendenzen, fortwährender Zank und Streit unter den Soldaten, die in Schleswig, und denen, die in Dresden gekämpft hatten; und bei der Regierung unverhohlene Abneigung gegen das preußische Bündniß, ohne daß sie bis jetzt noch die Möglichkeit absehe, sich auf Oesterreich zu stützen, oder daß ihr Oesterreich auch nur mit irgend Etwas entgegenkäme. Daß unser Geschäftsträger dort eine absolute Null ist, wissen Sie wohl. Sonst ist von den Spuren der Revolution wenig zu merken, und der Belagerungszustand ist noch milder als der Berliner.

Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß wir mit Oesterreich zu einem Abschluß über das Provisorium gekommen sind. Am 30. September hat Bernstorff mit Fürst Schwarzenberg abgeschlossen, und gestern ist unsere Ratification abgegangen.... Ueber den Vorsitz ist nichts bestimmt; es wird dann eine rein geschäftliche Anordnung getroffen werden. Das Interim geht bis zum 1. Mai 1850. Sie sehen, die Bestimmungen sind nicht so übel, da sie auf vollkommener Parität beruhen: jedenfalls ein viel besserer Zustand, als wir ihn je vorher, sei es im Bundestag, sei es unter der Reichsverwesung, gehabt haben; und wir haben darin jedenfalls das Mittel, alles uns Nachtheilige zu verhüten. Es ist das erste Mal, daß Oesterreich diese dualistische Parität anerkennt. Ich glaube, damit ist auch eine Verständigung über das Definitivum angebahnt, und bei dem österreichischen Kabinet scheint schon eine mildere Stimmung zu herrschen. Ich habe Ursache, zu

glauben, daß Oesterreich uns nun in Bezug auf den Bundesstaat gewähren lassen wird, und daß Bennigsen*) und Beust**) viel weniger erbaut von Wien weggegangen sind, als sie es erwarteten.

Von den Germanomanen wird diese Uebereinkunft doch sehr angefochten werden. Es hat im Verwaltungsrath wegen der Berufung des Reichstages schon heftige Kämpfe gegeben; Sachsen hat sich noch nicht, Hannover schon ganz dagegen erklärt; alle Anderen sind natürlich dafür. Glücklicherweise hat sich Hannover auf ein ganz neues, absurdes Terrain gestellt: es deducirt, daß zwar der Beitritt freiwillig, aber die Zustimmung auch der nicht Beitretenden erforderlich sei. Daraus folgt, daß die ganze Geschichte vom 26. Mai unberechtigt wäre; und das steht Hannover schön an zu sagen! Am 26. Mai konnte es das natürlich sagen und dann nicht unterzeichnen; nachdem es aber einmal die ganze Geschichte mitgemacht hat, kommt es und erklärt sein eigenes Werk als unrechtlich! Dadurch haben sie uns viel stärkere Waffen in die Hand gegeben, als wenn sie, sich auf ihren Vorbehalt stützend, nur eine Umgestaltung der Verfassung gefordert hätten."

Tagebuch 1849.

13. Oktober. Einzug des Prinz von Preußen mit dem Garde-Landwehr-Bataillon um 1 Uhr. Den Prinzen von Preußen einziehen gesehen.

17. Oktober. Von Wien Entwurf zu gemeinsamer Note gekommen.

18. Oktober. Geburtstag des Sohnes des Prinzen von Preußen, der majorenn wird.

23. Oktober. Einlauf der Protestation der Statthalterschaft gegen den Durchmarsch der Truppen. — An den Kriegsminister darüber geschrieben. An denselben und Graf Bernstorff wegen „Gefion"***) geschrieben.

24. Oktober. In der Zweiten Kammer Vorlage der Aktenstücke

*) Alexander Graf v. Bennigsen, der bekannte Parlamentarier, 1848—1850 Ministerpräsident in Hannover.

**) Friedr. Ferdinand Graf v. Beust, 1809—1886; Mai 1848 sächsischer Gesandter in Berlin, 1849 sächsischer Minister des Auswärtigen, 1866 in österreichischen Diensten.

***) Am 5. April 1849 war bei Eckernförde die Fregatte „Gefion" genommen worden.

zur deutschen Frage und Beantwortung der früheren Interpellation von Beckerath. — Nachmittags Abgang der peremptorischen Erklärung an die Statthalterschaft wegen des Durchmarsches der Truppen.

1. November. Kommissionssitzung der Ersten Kammer mit Radowitz. — Abreise des Königs nach Wien.

2. November. Ankunft der Zustimmung von Sachsen und Reuß.

4. November. Ankunft der Zustimmung vom König von Dänemark zur Bundeskommission. Ankunft der Instruktion des Reichsministeriums an Peucker vom 28., den „Gefion“ lieber in die Luft zu sprengen als in preußische Hände gerathen zu lassen. — Telegraphische Depesche, daß die Verwendung wegen des „Gefion“ am 1. November von Wien nach Frankfurt abgegangen sei.

8. November. Morgens den Artikel über den „Gefion“ für den „Staatsanzeiger“ geschrieben. Auf dem Bureau Gespräch mit Radowitz über deutsche Sachen.

An Wildenbruch.

Berlin, den 10. November 1849.

„Gestern und heute sind Jahrestage, deren Sie gewiß auch in der Ferne mit Theilnahme gedenken. Damals konnte man nicht leicht ahnen, daß nach zwölf Monaten die Berliner vom passiven Widerstand zum aktiven Essen und Trinken zu Ehren des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel*) übergegangen sein würden. In diesem für den Augenblick erfreulichen Umschlag der Stimmung liegt aber auch zugleich eine ernste Warnung, wie wenig sich auf solche Stimmung überhaupt zu verlassen ist. Wen werden die Berliner nach abermals zwölf Monaten feiern? Das hängt freilich vielmehr von Anstößen ab, die von außen kommen können und kommen werden, als von dem Gang der Dinge bei uns.

Ich war gestern bei dem großen Festmahle im Krollschen Saale; über 1000 Personen und die beste Stimmung, die ihren Höhepunkt erreichte, als Brandenburg kurz und vortrefflich sprach und dem alten preußischen Geist ein Hoch brachte, worauf das Preußenlied stürmisch begehrt und gesungen wurde.“

*) Seit 1. November 1848.

An seine Freundin Frau Schäfer schreibt Abeken:

Berlin, den 1. Januar 1850.

„Der Jahreswechsel ist für mich immer ein ernster Zeitpunkt, an dem ich gern wenigstens das Vergangene rekapitulire und das Gegenwärtige überschaue; nicht in die Zukunft hinaus zu blicken, habe ich im Laufe der Zeit gelernt."

Und später nach einigen Rückblicken in die stille Zeit der Wüstenreise und die Zeit der unerquicklichen Zustände, die er heimkehrend in Deutschland vorgefunden, meint Abeken:

„Aber eine gewisse Ruhe habe ich doch aus dem Orient mitgebracht in der Gewohnheit, über den Augenblick hinwegzublicken und nach Jahrtausenden oder Jahrhunderten zu rechnen. Der Hauptfehler unserer Zeit ist, daß sie Alles im Augenblick und für den eigenen Genuß will. Sir Stratford Canning klagte, daß kein Staatsmann mehr als zwanzig Jahre überschaue: jetzt aber, wer rechnet, ja wer darf auch nur rechnen auf zehn Jahre im Voraus! Nur der Gläubige, der in jedem Augenblick die Beziehung zur Ewigkeit sieht; wer auf die Zeit rechnen muß, wer für die Zeit wirken soll, muß sich jetzt begnügen, das für den Tag und die Stunde Nothwendige zu thun. Und es ist oft ein großes Ding, nur den Tag glücklich zu Ende zu bringen, die Nacht steht in Gottes Hand und mit ihr der kommende Morgen.

Es ist mir wohl manchmal leid, daß ich der wissenschaftlichen Beschäftigung so ganz entzogen bin, aber ich klage nicht darüber. Ich bin mit meiner Stellung und Beschäftigung zufrieden, ich glaube, daß ich einige Befähigung für diese Art Thätigkeit habe, in welche ich mich verhältnißmäßig ziemlich rasch und, wie ich glaube, zur Befriedigung meiner Vorgesetzten hineingefunden habe. Man zeigt mir Vertrauen. Es begegnet mir aber auch hier wieder die Erfahrung, die ich oft in meiner früheren Stellung als Geistlicher gemacht habe, daß gerade diejenigen Arbeiten, auf die ich (und wir Alle hier) am meisten Gewicht legte, wirkungslos vorübergingen, und dagegen Sachen, die für den Augenblick bedeutungslos schienen und fast nur gelegentlich waren, von den unermeßlichsten Folgen waren. Die göttliche Vorsehung geht ihre

eigenen Wege, und auch in den großen Angelegenheiten der Völker gilt das Wort Paul Gerhards:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt er ihm gar nichts nehmen;
Es muß erbeten sein.

Wir sind in diesem Augenblick in einer sehr ernsten und wichtigen Krisis. Die Königliche Botschaft vom 7. d. Mts. fordert sehr wichtige und wesentliche Verbesserungen der Verfassung, ehe der König sie mit gutem Gewissen beschwören könne. Ob es klug war, sie in diesem Augenblick zu fordern, kann fast nur der Ausgang lehren.

Es ist jetzt eine Zerfahrenheit und Zersplitterung in den Gesinnungen der Menschen, die nicht durch irdische Mittel und Institutionen gehoben werden kann, sondern nur dadurch, daß sie durch den Hinblick auf etwas Höheres verbunden werden. Für das Höhere können aber wieder die Augen nur von oben her geöffnet werden. Um so nothwendiger ist es, daß die wirklich Gleichgesinnten zusammenhalten."

An Wildenbruch.

Berlin, den 27. Januar 1850.

„Sie wissen aus den Zeitungen, daß Arnim-Boitzenburg*) ein vermittelndes Amendement vorgeschlagen, wonach die Pairie schon jetzt votirt werden, aber erst 1852 ins Leben treten sollte. Dies nahm die Krone an und sie konnte es, weil doch über die Vorbereitungen zur Pairie mindestens ein Jahr hingegangen wäre, der Aufschub also höchstens zwölf Monate war und sich in der That Manches dafür anführen ließ, daß nach dem Wortlaut der Verfassung gewisse Gesetze mit der gegenwärtigen Volksvertretung berathen werden sollten. Aber diesem Amendement drohte wieder die größte Gefahr. Denn die äußerste Rechte war noch gestern Morgen entschlossen, gegen dasselbe (trotz der Annahme seitens des Königs) zu votiren, theils weil sie wirklich gegen den aufschiebenden Inhalt desselben war, theils weil sie weder ein Arrangement noch selbst Annahme der Königlichen Proposition, sondern einen Bruch wollte, um das Ministerium zu stürzen und dann mittelst

*) Adolph Heinrich Graf v. Arnim (Boitzenburg), 1803—1868; 1842—1845 Minister des Innern, 19. bis 29. März 1848 Ministerpräsident, 1849 Mitglied der Zweiten Kammer, später im Herrenhause.

eines Ministeriums Gerlach die hiesigen Kammern sowohl wie das Erfurter Parlament zum Teufel zu jagen. Dazu kam, daß unsinnige Schutzredner der Königlichen Botschaft am Freitag durch ganz unprovozirte Angriffe die Polen, die sich der Abstimmung hatten enthalten wollen, so aufgereizt hatten, daß sie nun erklärten, sie würden gegen die Königliche Botschaft stimmen. Da wurde denn gestern die äußerste Rechte — man weiß hier im Hause nicht genau durch wen, aber von Seiten des Königs aus — eifrig und mit Erfolg bearbeitet, daß die Mehrzahl für das Amendement Arnim stimmte, einige wenige sich wenigstens des Stimmens enthielten. Daß die Polen von ihrem aufgeregten Vorhaben zurückgekommen sind und nicht mitgestimmt haben, ist, wie ich sicher weiß, und wie sehr dankbar anerkannt wird, hauptsächlich den eifrigen Bemühungen der beiden Fürsten Radziwill zu danken.

Manteuffel erklärte in einer Rede, deren unkonstitutionelle Kühnheit ziemlich alles Vorgekommene übertrifft, daß die Krone dem Amendement Arnim beistimme, und machte unverblümt auf die Folgen aufmerksam, welche ein Verwerfen, ein Ministerwechsel, ein Nichtbeschwören der Verfassung für die ganze Stellung und Politik Preußens haben müßten; dies hat noch während der Sitzung manche Schwankende bestimmt, für das Amendement Arnim zu stimmen, und so ging dies mit einer Majorität von zwölf Stimmen durch. Wären die Polen dem Radziwillschen Einfluß nicht gewichen, so wäre die Sache verworfen; und was die Folgen gewesen wären, mag ich kaum bedenken. Nun ist von der Zweiten Kammer die Königliche Botschaft im Wesentlichen und, nach der Erklärung des Ministeriums, hinreichend für die Krone angenommen; nur die unbedeutende Fassung der Verantwortlichkeit der Minister ist verworfen und die Fideikommisse. Letztere werden ohne Zweifel von der Ersten Kammer angenommen, und dann werden sich auch die Herren von der Zweiten Kammer anschließen.

Die Erste Kammer kann in einer Sitzung, vielleicht morgen, fertig werden; dann kommt noch diese Verständigung mit der Zweiten Kammer, die Sache geht an die Krone; es giebt Leute, welche glauben, daß heut über acht Tage der König die Verfassung beschwören werde."

Wirklich wurde am 6. Februar 1850 die revidirte Verfassung vom König und den Kammern feierlich beschworen.



3. Kapitel.

Warschau und Olmütz. (1850.)

„Yet — come what come may,
Time and the hour run through the foulest day."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 14. Februar 1850.

„Seit dem 6. Februar, seit die Verfassung durch das Wort des Königs beschworen dasteht, ist es, als wäre ein großer Druck von uns Allen genommen; es ist nicht allein, daß nun der König sich selbst gebunden hat, sondern durch die feierliche Anrufung Gottes ist das Werk selbst unter den Schutz Gottes gestellt und hat den Anspruch erlangt, nun nicht mehr als bloße Menschensatzung, sondern als »Gottesordnung auf Erden, wie es die Obrigkeit ist«, angesehen und geachtet zu werden. Diese Heiligkeit deckt seine Unvollkommenheiten und Mängel, denn deren hat es freilich noch genug; aber es ist doch nun eine Basis gewonnen, auf der fortgebaut werden kann. Die unselige Periode des »Immer-von-Neuem-Anfangens« ist Gottlob jetzt hinter uns; wenigstens haben wir das Unserige dazu gethan, König und Stände, um sie zu überwinden. Will Gott uns noch neue Krisen und Erschütterungen senden: wohl, so müssen wir dann auch seiner Hand vertrauen, um uns durch dieselben hindurchzuführen. Dies gilt von den preußischen Angelegenheiten, wären wir nur mit den deutschen auch erst so weit! Aber davon wollen wir nicht reden, es ist ein zu trauriges Kapitel für so wunderschönen Sonnenschein, wie er heut Himmel und Erde erfüllt."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 28. April 1850.

„Ich habe heut Morgen an einem Begräbnisse theilgenommen, das mich bewegt hat. Es war das meines ehemaligen Chefs, des Ministers v. Canitz,*) der in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag gestorben war. Meine Beschäftigung hier im Ministerium hat zwar erst nach seinem Austritt angefangen; aber während ich in Rom als

*) Vergl. S. 125.

Attaché fungirte, war er doch mein Minister, und ich habe manche Freundlichkeit von ihm empfangen. Er war ein würdiger und geistreicher Mann, wenngleich er mehr durch die Schuld der Umstände als durch eigene niemals eine recht selbständige Politik hat befolgen können und nicht ohne Wunden, wie eigentlich Niemand, aus dem öffentlichen Leben geschieden ist. Er sah alt aus, war aber noch nicht hoch in den Sechzigern und hätte wohl viel länger gelebt, wenn nicht die letzten zwei Jahre ihn innerlich gebrochen hätten, so daß er der Krankheit keine recht frische Kraft mehr entgegenzusetzen hatte. Es war etwas sehr Edles, Ritterliches in ihm; dabei war er von einer tiefen, ernsten Frömmigkeit. Das Leichenbegängniß war militärisch (er war Generallieutenant) und sehr glänzend; wir waren nur Wenige in Civil aus seinem früheren Departement. So geht nun Einer nach dem Anderen aus der früheren Zeit Preußens hin."

Es würde zu weit führen, ein Bild von der Verworrenheit und Zerfahrenheit der damaligen Zustände Deutschlands zu geben oder Abekens vielseitiger Thätigkeit einigermaßen gerecht zu werden. Es handelte sich zumeist dabei um den schleswig-holsteinschen Frieden und die Einigkeit Deutschlands nach innen und außen. Aus seinen kleinen Tagebüchern ergiebt sich klar, daß alle Versuche scheitern mußten. Wie im Menschenleben, so gehen auch im Staatsleben Rechte und Pflichten Hand in Hand. Hier wollte aber Jeder gewinnen, Keiner auch nur das Geringste opfern. Dem von Natur edel und geistreich angelegten König Friedrich Wilhelm IV. hatte das Jahr 1848 Leib und Seele zugleich gebrochen: er verlor die Fühlung mit dem Volk und den Fürsten, die zu großen Thaten nothwendig ist. Fürst Schwarzenberg benutzte geschickt jede Schwäche Preußens. Er machte hin und wieder annehmbare Vorschläge, die er indeß nach Belieben änderte oder zurückzog, wenn ihm Preußen unfähig oder unlustig zu einem Kriege erschien.

Anfang Mai trat in Berlin wegen der Unionsbestrebungen ein Fürstenkongreß*) zusammen, von dem sich aber Kurhessen sogleich lossagte. Oesterreich berief seinerseits eine Konferenz in Frankfurt von

*) 9. bis 16. Mai 1850.

den ihm zugeneigten Staaten Deutschlands ein, um womöglich in der Zukunft den alten Bundestag wieder aufleben zu lassen.

Aus diesen traurigen Zuständen Deutschlands heraus schreibt Abeken an Onkel Rudolf am 16. Mai 1850:

„Die Natur ist doch eine getreue Mutter; sie verläßt den Menschen nicht und pflegt auch noch den Verirrten und Abgefallenen mit Liebe und Sorge, während der Vater, der Geist, sich manchmal im Zorn strafend abzuwenden und den Menschen zu enterben scheint. So geht es doch wahrlich jetzt mit dem deutschen Volke, welches ganz von seinem Genius verlassen scheint und seines Erbtheils entsetzt. Hat es wohl je ein traurigeres Bild der Uneinigkeit gegeben als das, welches Deutschland jetzt darbietet?

Preußen, das glaube ich sagen zu dürfen, hat das Seine gethan. Es hat auch Irrthümer begangen, aber in redlichem Sinne, das glaube mir; die ehrgeizigen hinterhaltigen Absichten, die selbst Stüve*) ihm zumuthet, hat es nicht. Wir sind oft schwach, inkonsequent — aber bewußt unredlich wie Oesterreich niemals! Das Zeugniß wird uns die Geschichte, sie mag uns noch so streng tadeln, geben, wenn die Mitwelt es uns versagt.

Mit dem, was jetzt geschieht, bin ich im Ganzen zufrieden, die Beschlüsse des Fürstenkongresses sind verständig und mäßig und den Umständen angemessen, wenngleich sie vielleicht keiner der beiden Parteien genügen werden. Ich glaube, daß man das Mögliche gethan hat; das Weitere steht in Gottes Hand."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 18. August 1850.

„Wenn man auf alle die Arbeiten, Versuche und Bestrebungen so eines vergangenen Jahres hinblickt, auf alle die vergeblichen Sorgen und die vergeblichen Hoffnungen, so wird Einem gar wunderbar zu Muthe. Mein eigenes persönliches Leben ist recht still und gleichmäßig

*) Hannoveraner, von 1848 bis Oktober 1850 Minister in Hannover, später Bürgermeister von Osnabrück. Gerade weil Abeken diesen Landsmann liebte und sehr hoch schätzte, war es ihm tief schmerzlich, daß die politischen Zustände, wenn auch nur äußerlich und zeitweise, Entfremdung brachten, da Hannover sich nun Oesterreich zuwandte.

gewesen und hat mir auch wenig Sorgen bereitet; wie bunt dagegen, wie ereignißreich, wie verhängnißvoll in vielen Stücken das öffentliche Leben, welches doch mit meinem innersten Streben und Empfinden so genau zusammenhängt Wer hätte mir am 18. August v. Js. gesagt, daß wir am 18. August 1850 die Einladung Oesterreichs zur Wiedereröffnung des Bundestages auf den 1. September in Händen haben würden! Ich wollte, wir hätten ihn für den 1. September 1849 gefordert! Ich möchte aber wohl wissen, was damals Hannover, welches ihn jetzt so eifrig betreibt, dazu gesagt hätte. Wir sind uns wenigstens konsequent geblieben und werden konsequent bleiben und bei diesem todtgeborenen Kinde nicht Gevatter stehen."

Tagebuch 1850.

21. August. Depesche von Graf Bernstorff mit den österreichischen Vorschlägen*) unter der Hand: Anstatt Centralgewalt: a) Exekutive von Preußen und Oesterreich; b) mit engerem und weiterem Rath daneben; c) Vorsitz alternirend, Volksvertretung vorerst bei Seite gelassen.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 21. August 1850.

„Du mußt Dir meine Thätigkeit nicht gar zu schrecklich und widerwärtig denken; es ist zwar unerfreulich, wenn man Vieles vergeblich schreiben muß und so wenig Besserung im ganzen Lauf der Welt sieht; wenn man aber einmal etwas durchsetzt, so wird doch auch etwas daraus, es kommt hie und da etwas zu Stande, und ein praktisches Resultat lohnt für viel vergeblich aufgewandte Mühe. Ueberdies, wenn sich auch wenig Gutes thun läßt in politischen Dingen, so läßt sich doch viel Böses verhindern, und dafür muß man herzlich dankbar sein, ja man möchte das manchmal mit Mrs. Fry**) für die eigentliche Aufgabe des Menschen ansehen. Das Gute kommt von oben, wie von selbst von Gott; machen können es die Menschen nicht."

---

*) Vorbereitungen zur Uebereinkunft in Olmütz (29. November 1850).

**) Elisabeth Fry, geb. Gurney, unermüdlich thätig in Linderung der Noth in den Gefängnissen.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 14. September 1850.

„Die unselige hessische Angelegenheit nimmt natürlich auch unsere Aufmerksamkeit aufs Höchste in Anspruch, wenngleich wir nicht wie Ihr guten Hannoveraner zu befürchten haben, daß unsere Hülfe zur Durchführung Hassenpflugscher Maßregeln*) gegen ein Land in Anspruch genommen werde, welches bis jetzt nur eine bewundernswürdige Ruhe allen Provokationen entgegensetzt, und wo in diesem Augenblick selbst die radikale Partei konservativer ist als die Regierung. Aber wohin soll das führen, und wie können die Regierungen hoffen, auf solchen Wegen das Prinzip der Autorität und Pietät zu befestigen? O, wie hat sich Niebuhrs**) Prophezeiung aus dem Jahr 1830 bewährt, nur daß er die Zeit etwas näher sah, als sie wirklich war. Gott behüte unser liebes Vaterland Hannover und unsere Vaterstadt insbesondere, daß nicht einmal ähnliche Zustände eintreten, wo Unrecht immer neues Unrecht hervorruft; man mag diejenigen wohl glücklich schätzen, die vor dem Anblick solcher Zustände bewahrt geblieben. Indeß ein treuer und redlicher Sinn, wie der meines lieben seligen Vaters, würde sich auch in solchen Tagen aufrecht erhalten haben und kann oft um sich her einen wohlthätigen Einfluß verbreiten."

In dieser Zeit, reich an Gemüthsbewegungen und undankbarer Arbeit, hatte Abekens Gesundheit oft gelitten, doch kam selten ein Tag, an dem er nicht auf das Bureau ging oder sogar im Bett die ihm aufgetragenen Depeschen schrieb. Daher rief ihm Onkel Rudolf aus Osnabrück warnend zu: „Deinem Worte, lieber Heinrich, vertraue ich jederzeit, nur in einem Falle nicht, wenn Du auf dem Krankenbette schreibst, Dein Unwohlsein habe nichts zu bedeuten. Ich weiß nämlich,

*) Fr. Hassenpflug, 1794—1862; 1837 kurhessischer Minister, 1850—1855 Ministerpräsident in Kurhessen, stürzte dort die liberale Verfassung. Das Land wurde in Kriegszustand erklärt. Oesterreich, das am 2. September 1850 den alten Bundestag wieder aufleben ließ, wollte dem Kurfürsten zu Hülfe kommen. Preußen erkannte diese Wiederbelebung nicht an und eilte dem Lande zu Hülfe; so standen sich Oesterreich und Preußen, wenn auch nicht äußerlich feindlich, doch drohend gewaffnet und innerlich entfremdet gegenüber.

**) Berthold Georg Niebuhr, 1776—1831; Geschichtsforscher, 1816 Gesandter am päpstlichen Hofe, von 1823 ab Professor in Bonn.

wie schwer es bei Dir hält, Dich auf ein solches zu legen, wie gern Du dagegen uns jede Sorge ersparst. Ich gratulire zum Wirklichen Legationsrath und wünsche von Herzen, Du mögest in Deinen Geschäften Befriedigung finden und reichen Segen. Das Erstere kann bei Dir nicht ohne das Letztere sein."

Am 8. September 1850 war Abeken wegen „unermüdeter Thätigkeit und ausgezeichneter Brauchbarkeit" zum Wirklichen Legationsrath ernannt worden.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 28. Oktober 1850.

„Die Verhältnisse*) sind in eine so scharfe Spannung gerathen, daß es kaum noch möglich scheint, eine friedliche Lösung zu finden — und doch wird sie gefunden werden; ein, glaube ich, ziemlich sicherer Instinkt sagt mir, daß wir keinen Krieg haben werden. Ob die Verhältnisse aber gerade sehr gut werden, ob wir uns nicht auf lange, lange Zeit hin in Halbheiten fortbewegen werden, das ist eine andere und eine sehr traurige Frage. Doch gilt es in gewissem Sinne auch auf dem politischen, auf dem nationalen, nicht nur auf dem persönlichen Felde: Sorget nicht für den kommenden Morgen! —

Stüve**) von seinem Posten, an dem er mit so würdiger Hand in so schwerer Zeit das Ruder geführt und wenigstens im Innern des Landes (denn seine äußere Politik kann ich freilich nicht billigen) das Schiff so glücklich geführt und vor dem Schiffbruch bewahrt hat, dem die meisten anderen Staaten unterlegen sind, zurücktreten zu sehen, muß jeden Vaterlandsfreund mit Schmerz erfüllen. Ich fahre fort, ihn nicht nur zu achten, sondern auch zu lieben, obwohl ich mir mit Schmerz sagen muß, daß sein Abfall von Preußen und seine Rückkehr zum alten Bundestag viel mit zum Verderben Deutschlands beigetragen hat."

---

*) Verhandlungen mit Oesterreich und auch Rußland, besonders Dänemark und Holstein betreffend; Rußland nimmt für Oesterreich Partei. Zwei Zusammenkünfte in Warschau. (Tagebuch vom 21. Oktober 1850.)

**) Tagebuch vom 21. Oktober 1850: Nachricht von neuer Ministerkrisis in Hannover.

Tagebuch 1850.

29. Oktober. Depesche an General Hahn mit Note der Statthalterschaft*): Waffenstillstand unter unsinnigen Bedingungen. — Der König hat die Jagd, die Königin die Reise nach Dresden aufgegeben. — Depesche aus Warschau, die Radowitz um 12 Uhr mit zum König nahm. Abends um 8 Uhr zurück; der König sehr entschieden: Auftrag wegen der Beantwortung der russisch-hessischen**) Depeschen; diese Antwort gleich geschrieben und dem Minister noch vorgelegt.

30. Oktober. Antwort an die Statthalterschaft geschrieben. Telegraphische Depesche von Brandenburg, daß er eine vorläufige Verabredung mit Schwarzenberg aufgeschrieben oder unterschrieben habe. — Brandenburg giebt die schrofffste Note***) in der holsteinschen Sache ein. Radowitz antwortet ihm ernst und gehörig. — Antwort auf die russisch-holsteinsche Note geschrieben. — Der König beim Minister, wünscht, daß die Antwort nicht eher abginge, als Brandenburg zurück sei. Abends telegraphische Depesche, daß das Vorgehen der Bayern sistirt sei.†)

31. Oktober. Morgens früh Ankunft von Graf Brandenburg und Flemming.††) Der Minister Radowitz mit Brandenburg zusammen. Brandenburg in Potsdam. Andeutung möglicher Ministerkrisis. Neue telegraphische Depesche, daß die bayerischen Truppen Befehl erhalten, nicht vorzugehen (mittags). — Telegraphische Depesche von Bernstorff, daß die Oesterreicher binnen Kurzem 100 000 Mann in Böhmen haben würden, um über Sachsen auf Berlin zu marschiren. Auf dem Bureau Gespräch mit Flemming. — Denkschrift über Schleswig-Holstein geschrieben.

1. November. Um 10½ Uhr Minister in der Sitzung, Debatte über die deutsche Frage bis nach 3 Uhr; um 5 Uhr die Minister zum König nach Potsdam. Starke Debatte; der Prinz von Preußen ruft aus: „Das ist der zweite 19. März.“ Die Majorität gegen

*) In Schleswig.

**) Hassenpflugsche Angelegenheit.

***) Von Rußland.

†) Nach der Zusammenkunft der Herrscher von Oesterreich, Bayern und Württemberg in Bregenz Bundesexekution an Hessen, besonders durch bayerische Truppen.

††) Graf Flemming, preußischer Gesandter in Baden (war verheirathet mit Armgart v. Arnim, Tochter von Bettina und Achim v. Arnim).

Radowitz, welcher nicht bleiben zu wollen erklärt. In der Nacht schreibt der König ihm noch einen Brief. Die Bayern rücken in Hanau ein. — Wildenbruch bei mir; auf seinen Wunsch einen Augenblick mit Radowitz gesprochen. Auf dem Bureau noch Ungewißheit und Sorgen.

2. November. Morgens schickt Radowitz seine Entlassung an den König. Um 10 Uhr nochmals Ministerrath mit dem König in Bellevue; Radowitz und Ladenberg gegen die Anderen (erst v. der Heydt*) mit ihm, der sich aber dann zu den Anderen rangirt); will bewaffnetes Unterhandeln. Alle Anderen wollen nicht. Der König erklärt: er sei bereit, zu rüsten; er fühle, er dürfe selbst mit Oesterreich den Krieg machen, aber er müsse sich der Majorität des Ministeriums fügen, da er kein anderes Ministerium bilden könne.

General Groeben rückt mit unseren Truppen in Cassel ein.**) — Auf dem Bureau Radowitz' Entlassung erfahren. Um 3 Uhr Radowitz zurück von Bellevue; ein Viertelstündchen bei ihm, er erzählte mir Alles sehr ruhig. Um 7 Uhr zu Graf Brandenburg gerufen, Depesche an Graf Bernstorff zu schreiben.

3. November. In der Nacht Erkrankung des Grafen Brandenburg; Manteuffel holt sich Rath bei Radowitz (vortreffliches, aufopferndes Benehmen des Letzteren, ich mit Graf Flemming oben bei ihm, herrlicher Mensch!).

Manteuffel zum König hinaus, ihm die Depesche vorzulegen. Abends Abgang der Depesche an Graf Bernstorff, noch von Graf Brandenburg gezeichnet. Kabinetsordre des Königs, die Brandenburg, eventuell Manteuffel mit der Leitung des Auswärtigen Ministeriums beauftragt.

4. November. Note von Prokesch wegen der Räumung Hessens. Abends 7 Uhr Abgang der auch von Graf Brandenburg noch gezeichneten Depesche vom vorigen Tage nach Petersburg. Manteuffel holt sich fortwährend Rath. Nachmittags Radowitz nach Potsdam. Abends Ankunft des Generals Hahn mit ablehnender Antwort der Statthalterschaft. Manteuffel sagt Morgens: wir suchten hauptsächlich Rußland

---

*) Aug. Freiherr v. der Heydt, 1801—1874; im Ministerium Brandenburg-Manteuffel war er Finanzminister, ebenso später 1866—1869.

**) Zuerst schien Groeben der Bundesexekution entgegentreten zu sollen.

zu trennen; wir würden keineswegs Alles aufgeben; wenn die Oesterreicher jetzt nicht vernünftig wären, machten wir doch mobil.

6. November. Um 8 Uhr Radowitz mit der Eisenbahn nach Erfurt. — Das Staatsministerium beschließt unter des Königs Gegenwart die Mobilmachung. Telegraphische Mittheilung davon nach Wien. Instruktion an Groeben: er solle nur militärische, keine politischen Rücksichten walten lassen. — Rochow weigert sich, nach Petersburg zu gehen wegen der Mobilmachung. Bernstorff meldet, Schwarzenberg werde ihm am 6. Antwort geben und er am 6. abends abreisen. Schwarzenberg wolle sich auf keine Verhandlungen einlassen, bis Hessen geräumt sei.

7. November. Da Rochow nicht gehen will, schickt der König einen Flügeladjutanten nach Petersburg mit eigenhändigem Brief an den Kaiser. Thile*) wird nach Berlin berufen. Abgang der Depesche an Bockelberg**) wegen der Mobilmachung.

Am 6. November morgens war der plötzliche und erschütternde Tod des Grafen Brandenburg eingetreten. Beide Männer, Radowitz wie Brandenburg, hatten das Beste und Edelste gewollt für König und Vaterland, wenn auch in verschiedener Weise. Radowitz war für den Krieg, weil er meinte, daß Preußen, sogar allein stehend, sich hinreichend vertheidigen könnte. Brandenburg, der die drohenden Wolken von Westen und Osten beobachtet hatte, war nur unter bestimmten Bedingungen dafür. Er starb, wie er gelebt, für sein Vaterland, denn der Schmerz über das Mißlingen seiner Mission in Rußland gab ihm den Todesstoß.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 7. November 1850.

„Ein tief schmerzliches Ereigniß ist der Tod des Grafen Brandenburg. Er war einer der besten, edelsten, liebenswürdigsten Männer, die ich gekannt, und es wird mir immer eine theure Erinnerung sein, mit ihm in nahem Verkehr gestanden und viel Güte und Vertrauen von ihm erfahren zu haben. Ich bin beinah noch der Letzte, der ihn vor seiner Krankheit gesehen: am Sonnabend Abend halb zehn Uhr verließ

*) Vergl. S. 76.

**) v. Bockelberg, Legationsrath.

ich ihn, nachdem ich ihm noch eine Arbeit vorgelegt, die er billigte; am Morgen um 5 Uhr brach das Fieber aus, das ihn in so kurzer Zeit dahinraffte. In der Nacht um 2 Uhr war er noch durch Markus Niebuhr*) mit einer Botschaft vom Könige geweckt, und vielleicht hat die Erkältung dabei den unmittelbaren Ausbruch beschleunigt. Aber der tiefere Grund der Krankheit war die gesammte geistige Aufregung der beiden letzten Jahre; der nähere die angreifende Reise nach Warschau und die furchtbare Spannung während dieser Krisis. Have, pia anima! — den Nachruf verdient er wie irgend Einer: Pietät gegen Gott und den König, gegen Pflicht und Vaterland, das war der Grund seines Charakters.

Welcher Wechsel menschlicher Dinge! Am 9. November 1848 geht er mit offenbarer Todesgefahr in die Nationalversammlung und rettet durch moralischen und physischen Muth im entscheidenden Augenblick das Vaterland unter dem frevelnden Hohn der verblendeten Bevölkerung der Hauptstadt. Am 9. November 1849 giebt dieselbe, zum Bewußtsein gekommene Bevölkerung der Hauptstadt ihm ein glänzendes Fest zum Dank; am 9. November 1850 wird dieselbe Bevölkerung seinem Leichenzuge folgen.

Er ist glücklich zu preisen; denn wahrlich ist ihm viel Trauriges erspart worden. Aber die Familie ist trostlos, die Frau, die aus den glänzenden Festen Warschaus, aus den Armen ihrer Jugendfreundin, der Kaiserin, nur drei Tage später abreiste als er, kommt nur an, um ihm die Augen zuzudrücken. Das war recht ein Fall, wo

> . . . Auf einmal in die Kreise
> Der Freude mit Gigantenschritt
> Geheimnißvoll nach Geisterweise
> Ein ungeheures Schicksal tritt.

So theilt sich in diesem Augenblick all unser Denken und Empfinden zwischen der Theilnahme an diesem Ereigniß, das dem König und dem Lande einen Namen, einen Mann entreißt, der durch seine Ehrenhaftigkeit fast allein das Vertrauen an das Ministerium erhielt, und der Spannung über die politische Krise.

Radowitz hat Berlin verlassen und ist nach Erfurt gegangen, zu

*) Markus v. Niebuhr, 1817—1860; Kabinetsrath Friedrich Wilhelms IV., Vertreter seiner liberalen Reformen.

edel als Mensch, um sich an die Spitze der Opposition zu stellen, was er als Staatsmann könnte und vielleicht sollte — wo es ihm ein Leichtes sein würde, das Ministerium zu stürzen. Er ist nur fünf Wochen unser Chef gewesen, aber von Allen, die wir gehabt, ist Keiner so geliebt, so betrauert von allen, den höchsten wie den niedrigsten Beamten, geschieden. Er ist einer der wunderbarsten und bedeutendsten Männer; zum Herrschen geboren, wenn er, wie Cäsar, sagen könnte: »Du trägst den Cäsar und sein Glück!« Es ist ein eigen Ding um das Glück, das manchen Menschen mitgeboren und anderen versagt scheint."

Tagebuch 1850.

8. November. Bei Fulda Schüsse gewechselt zwischen den Vorposten. — Die österreichische Antwort vom 6. auf unsere Depesche vom 3. kommt. (Sie wollen bestimmte Erklärungen und Garantie, namentlich Rückzug unserer Truppen aus Kurhessen; eher können sie auf eine Konferenz nicht eingehen, die in Wien sein solle, und die Rüstungen nicht einstellen. Le Coq*) diktirt nachmittags eine Antwort darauf. Abends sitzt der Ministerrath darüber zum Berathen. Bernstorff wird krank und bettlägerig gemeldet. Der Ministerrath sitzt bis 11. Ordre an Groeben, sich auf die Etappenstraße zurückzuziehen.**)

9. November. Morgens zum Begräbniß des Grafen Brandenburg. Nachmittags Konferenz von Manteuffel und Prokesch (verspricht alle Garantie). — Abends geht Graf Lehndorff mit der Antwort ab: Alles zugegeben, nur die Etappenstraße besetzen, bis wir Garantie haben. (Hauptdepesche in der ganzen Sache! Le Coq geschrieben.)

Manteuffel sagt: „Wenn wir nur acht Tage weiter wären, dann würden wir eine andere Sprache führen können." — Depesche von Peucker, daß der Bundestag beschlossen habe, die bayerischen Truppen sollten nicht vorrücken.

10. November. Prokesch giebt eine Note ein: Fürst Schwarzenberg habe die Nachricht erhalten, die Preußen hätten bei Fulda angegriffen; infolge derselben hätte er die Weisung erhalten, zu fragen, ob wir

---

*) Unterstaatssekretär.

**) Nach dem Zusammentreffen der Vorposten bei Bronzell (8. November 1850) in der Nähe von Fulda in Hessen.

Hessen räumen würden oder nicht. Von der Antwort werde es abhängen, ob er gleich seine Pässe fordern müsse, oder ob er noch am Friedenswerk mitarbeiten könne.

Ihm wird geantwortet durch Mittheilung der gestrigen Depesche; diese und die an Groeben gegebene Ordre, sich zurückzuziehen und jeden Konflikt zu vermeiden, welche auch Groeben schon gehabt (wofür ihm Fürst Thurn und Taxis schon gedankt), würden wohl befriedigende Antwort sein auf seine Note; das Vorpostengefecht sei ja gar nichts. Mitgetheilte Depesche von Meyendorff an Nesselrode*): die Antwort vom 6. sei eigentlich ein refus, doch darum die Antwort noch nicht aufzugeben; Schwarzenberg sehe die Mobilisirung als günstig an, weil sie Preußen das Nachgeben erleichtere.

20. November. Morgens früh auf dem Bureau fertig gemacht das Memoire für Manteuffel und am Abend es ihm gebracht.

21. November. Entwurf von Le Coq zu einer Depesche an Bernstorff über die französischen Rüstungen — Was wird daraus?

21. November. Eröffnung der Kammern.

25. November. Diner bei Prinz Karl;**) nachher zu Manteuffel gerufen: Befehl zur Reise nach Olmütz für die Nacht; bis 11 Uhr auf die Antwort aus Wien gewartet, die nicht kam. Daher nicht gereist.

26. November. Morgens um ½7 Uhr zu Manteuffel; nichts gekommen. Gegen Mittag kam die Nachricht, Schwarzenberg wolle die Entrevue, wenn wir erst die Note von Prokesch (österreichische Garantie wegen der Besetzung Hessens vom 23.) günstig beantwortet hätten; danach schien die Reise aufgegeben. Abends um 10½ Uhr aufs Bureau, wohin Le Coq kam von Potsdam mit Ordre, morgen zu reisen.

27. November. Morgens um ½7 Uhr zu Manteuffel. Um 8 Uhr von Berlin fort.

28. November. Etwa um 6 Uhr in Olmütz.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 3. Dezember 1850.

„Das war eine seltsame Reise. Du wirst Dich wundern, daß ich dabei gewesen, und ich wundere mich selbst darüber. Am Montag

*) Karl Robert Graf v. Nesselrode, russischer Reichskanzler.

**) Karl Friedrich Alexander, Prinz von Preußen, Bruder des Königs, 1801—1883.

Abend wurde ich zum Minister Manteuffel, der, Minister des Innern, zugleich das Auswärtige versieht, gerufen und erhielt von ihm die erste Nachricht, daß er wohl noch in der Nacht abreisen und ich ihn begleiten solle. Also rasch gepackt und nun bis 11 Uhr gewartet; da aber noch eine Depesche ausblieb, wurde die Reise auf Dienstag Morgen verschoben, und da auch jetzt das Erwartete nicht gekommen war, so ziemlich aufgegeben. Am Dienstag Abend 11 Uhr erhielt ich unerwartet Befehl für den nächsten Morgen, und am Mittwoch früh um 8 Uhr fuhren wir mit der Breslauer Bahn ab: der Minister, ein Rath aus seinem Ministerium (Graf Eulenburg,*) der angenehmste Gesellschafter von der Welt) und ich. Abends nach Breslau, wo wir die Nacht blieben. Am Donnerstag Morgen weiter, begleitet von dem Oberpräsidenten v. Schleinitz, einem tüchtigen Mann, und waren mit einem Extrazuge etwa um 6 Uhr in Olmütz.

Der Minister war auf der Reise sehr liebenswürdig und gütig, nicht gerade von der heitersten Laune, wie Du denken kannst, und meist still für sich meditirend, aber doch auch jeden Augenblick bereit, einen Sophokleischen Chor griechisch zu citiren (als würdiger alter Portenser;**) diese Chöre hielt er für das Höchste menschlicher Poesie.

Von Olmütz habe ich nichts gesehen; denn wir fuhren am 28. abends 6 Uhr im Dunkeln mit vorreitenden Fackeln vom Bahnhof ins Erzbischöfliche Schloß und ebenso am 29. abends um 8 Uhr im Dunkeln wieder hinaus zum Bahnhof und hatten in der Zwischenzeit den Kopf nicht zur Thür, kaum zum Fenster hinausgesteckt, aus welchem letzteren wir nur auf ein Nebengebäude sahen. Im Schloß selbst waren wir übrigens prächtig logirt. Auf der Treppe empfing uns der alte Kardinal-Erzbischof (Frhr. v. Sommerau-Beck, ein ehemaliger Ulanenoffizier), 81 Jahre alt, aber noch munter und frisch, mit einem in der Halsbinde wohl versteckten Kropf, einem sehr schönen Gesicht, über welchem auf prächtigen weißen Haaren das rothe Kardinalskäppchen sich gar nett ausnahm; die Manieren würdig, geistlich vornehm und freundlich.

Fürst Schwarzenberg und mit ihm der russische Gesandte Frhr. v. Meyendorff waren wider Erwarten schon am Morgen angekommen und hatten den ganzen Tag auf uns gewartet, daher sie auch schon

*) Fr. Albr. Graf zu Eulenburg, 1815—1881; 1848 im Finanzministerium, 1849 ins Ministerium des Innern berufen, 1862—1878 Minister des Innern.

**) Zögling von Schulpforta bei Kösen-Naumburg.

dinirt hatten und für uns ein besonderes stattliches Diner servirt wurde. Gleich nach dem Diner ging der Minister zum Fürsten, und wir Anderen, (zu denen noch ein Gesandtschafts-Attaché aus Wien, Graf Lehndorff, ein mir schon früher bekannter, liebenswürdiger junger Mann gekommen war) warteten mit Ungeduld auf seine Rückkehr — ob Krieg, ob Frieden? Um 1 Uhr nach Mitternacht kam er, mit wenig Hoffnung, dann gab es bis um 2 Uhr zu schreiben; um 6 Uhr wieder auf, bis um 8½ Uhr geschrieben, dann wieder Konferenz zwischen den beiden Herren, aus der dann um 1 Uhr nachmittags ein friedliches Resultat erfolgte, welches auch ich trotz mancher schweren Punkte mit Hoffnung und Vertrauen glaubte begrüßen zu können! Um 2 Uhr Diner beim Kardinal, bei welchem ich denn auch den Fürsten Schwarzenberg kennen lernte, von dem ich weiter nichts zu sagen brauche, als daß er eine Folio-Edition von Kestner*) in österreichischer Generalsuniform ist; sein getreues Ebenbild, aber eben in Folio, durch und durch ein vornehmer Mann. Ich wollte, wir hätten ihn zum Minister! Interessant war mir auch sein Begleiter, Hofrath Thierry, der alle Sachen in der deutschen Angelegenheit zu schreiben pflegt, und mit dem ich daher schon manche feindliche Note gewechselt. Den Russen Meyendorff kannte ich schon lange.

Zu meinem großen Ergötzen, zu fürchterlichem Aerger meiner Begleiter, gab es als am Freitag ein Fastendiner von lauter Fisch in allen möglichen Formen. Nach Tisch nahmen wir den Kaffee im Thronzimmer, in welchem, wie eine große lateinische Inschrift besagte, Kaiser Ferdinand im November 1848 die Krone niedergelegt, und der Jüngling Franz Joseph das schwere Amt übernommen, »vacillantia Austriae fundamenta« zu befestigen. Dann wurde noch ein wenig konferirt, und um 8 Uhr abends fuhren wir mit einem Extrazuge ab und waren am Sonnabend Nachmittag 2 Uhr in Berlin, nachdem wir 87 Meilen in 18 Stunden inclusive 1 Stunde Aufenthalt in Breslau zurückgelegt hatten. — Hier sind nun die Resultate der Olmützer Konferenz**) vom Ministerium und König angenommen, und damit halte ich den

---

*) Vergl. S. 29.

**) Schleswig-Holstein an Dänemark, Kurhessen geräumt.

Frieden für gesichert, obgleich heut in der Zweiten Kammer sich eine heftige Opposition kundgegeben."

Fortsetzung des Briefes vom Mittwoch, den 4 Dezember 1850.

„Die Kammern sind heute auf 30 Tage von der Krone vertagt, meiner Meinung nach ein falscher Schritt. Er zeigt Furcht vor der Diskussion; männlicher wäre es gewesen, ein Mißtrauens- oder Oppositionsvotum der Kammer abzuwarten und sie dann aufzulösen. Doch ist nun Zeit gewonnen, und es wird Alles in Frieden und Ruhe ausgeführt werden, was übrigens auch mit den Kammern hätte geschehen können, wenn die Minister muthiger aufgetreten wären."

Tagebuch.

5. Dezember. Dem Fürsten-Kollegium wird die Olmützer Punctation und meine kürzere Denkschrift vorgelegt.

Die Unionsbestrebungen waren mit der Olmützer Uebereinkunft aufgegeben, ebenso die Vertheidigung Kurhessens und der beiden Herzogthümer. Der Druck, den Rußland in beinah gleichem Maße auf Oesterreich wie auf Preußen ausübte, hatte zwar einen Krieg verhindert, aber einen Friedenszustand geschaffen, der Preußen tiefe Erniedrigung brachte und für beide Reiche lange schwere Zeiten in sich barg. Immer klarer trat die Nothwendigkeit einer starken bewaffneten Macht hervor, mit welcher Preußen, wenn auch vollständig allein stehend, seine inneren Rechte sichern, seine äußeren Grenzen vertheidigen konnte. Wie tief schmerzlich Abeken die „Punctation" empfand, obgleich er selbst dabei nur mittelbar thätig gewesen, beweist ein hier nachfolgendes Brieffragment, welches sich im Nachlaß fand. Der Anfang dieses Briefes bezieht sich auf Abekens schmerzlichen Abschied von Rom, er ist daher wahrscheinlich an Miß Isabella Knight gerichtet gewesen.

Berlin, den 8. Dezember 1850.

(Aus dem Englischen übersetzt.)

„... Die Angelegenheiten meines Vaterlandes sind so tief gesunken, daß ich fürchte, daß alles Streben nach wahrer Freiheit, nationaler Ehre und Macht für den Augenblick aufzugeben ist, damit es nach dem Willen Gottes einst wiedergeboren werde, was wir vielleicht nicht mehr

erleben. Aber spreche ich nicht gleich wieder von Politik! — Doch wer thäte das jetzt nicht! In unseren Tagen hat die Politik einen geheiligten [sacred] Sinn. Sie bedeutet den Kampf zwischen Freiheit und Tyrannei, Civilisation und Barbarei, nicht wie in alter Zeit zwischen streitenden Parteien und kleinlichen Interessen der Kabinette und Minister.

Ich wünschte, ich hätte Ihnen an Ihrem Geburtstag geschrieben — aber an dem Tage war ich fern von Berlin in Olmütz, wohin ich den Minister begleitet hatte wegen eines Versuches, den Frieden zu erhalten und den Krieg abzuwenden. Nun, der Krieg ist abgewandt. Mittel und Wege zu weisen, um ihn abzuwenden, daran hatte ich mehr Theil, als ich sagen möchte; ich bereue es jetzt. Denn was ich für das Beste zu rathen meinte, ist so ausgeführt worden, daß ein beinah größeres Unheil daraus entstanden ist, als selbst der schwerste Krieg es hätte bringen können. Das ist eine schmerzliche Erfahrung, eine sehr demüthigende; aber wenn wir dankerfüllt annehmen, daß Gott unser Böses zum Guten wendet, so müssen wir uns auch mit Ergebung unterwerfen, wenn das Gegentheil eintritt, und warten in Glauben und Geduld."



4. Kapitel.

Sendschreiben an die Gräfin Hahn-Hahn. — Beschäftigung mit Kirche und Wissenschaft. (1851—1853.)

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren
Und nicht in Dir, Du bleibst doch ewiglich verloren."
(Angelus Silesius.)

Abeken wurde in diesen Jahren*) weniger in der politischen Abtheilung verwendet. Er schrieb hierüber an seine Freundin Frau Schäfer:

„Ihr letzter Brief traf gerade in eine trübe Zeit, wo die letzten leisen Hoffnungen schwanden, daß von dem, was wir drei Jahre lang unter den schwersten, sturm- und unheilvollen Zeiten für das deutsche und preußische Vaterland erstrebt hatten, doch wenigstens Etwas

*) 1851 bis etwa 1858.

sich erreichen, Etwas retten lassen werde, wo die tiefe Erniedrigung Preußens nach außen, die Unwahrhaftigkeit unserer Zustände nach innen alle Tage schroffer und greller hervortrat. Damals hatte ich zwar wenig zu thun; denn ich war unter dem gestürzten System zu sehr gebraucht worden, um für das jetzige arbeiten zu können; aber ich hatte auch wenig Muth, irgend etwas zu schreiben. Kurz darauf bekam ich zu meiner Freude einen etwas veränderten Wirkungskreis, indem ich statt der eigentlich politischen Korrespondenz die mehr geschäftliche, administrative erhielt, eben weil ich nicht in das jetzige System hineinpasse; dabei giebt es freilich viele langweilige, aber keine herzzerreißenden Arbeiten und viele Muße, weil der Kopf frei ist; meine äußere Stellung wurde dabei besser und gesicherter, und so hatte ich persönlich alle Ursache, zufrieden zu sein. Zuerst freilich gab es viel zu thun, weil ich mich in ein ziemlich neues Feld hineinarbeiten mußte, dessen geschäftliche Formen gelernt und eingelernt sein wollten.

.... Nun habe ich Ihnen so viel von mir erzählt, daß ich mich fast schämen muß. Und es wäre doch Manches von anderen Dingen zu schreiben gewesen: von dem herrlichen Monument Friedrichs II. und dem schönen Tage seiner Enthüllung. Da sah man doch einen großen Mann, ich meine nicht den von Bronze, sondern den Schöpfer desselben: Rauch.*) Ich wollte, Sie hätten den würdigen und ehrwürdigen Mann sehen können, wie er mit seiner hohen Gestalt, seinem greisen Haar, seinem klassisch schönen Antlitz mit feuchten Augen dastand und das Werk, dem er elf Jahre seines Lebens gewidmet hatte, nun als ein ihm selbst neues in der herrlichen, großartigen Umgebung anschaute. Wahrlich, man muß dem lieben Gott dankbar sein, wenn er einem Menschen einen solchen Ehrentag vergönnt. Und Rauch ist dabei in allem Selbstgefühl so demüthig und bescheiden."

Es blieb Abeken nun Zeit, sich wieder mehr mit Kirche und Wissenschaft zu beschäftigen. Die erste Frucht dieser Muße war seine Schrift: „Babylon und Jerusalem",**) ein Sendschreiben an die Gräfin Hahn-Hahn,***) die zum Katholizismus übergetreten war, ohne vorher ihr

*) Vergl. S. 151.

**) „Babylon und Jerusalem", Berlin 1851, W. Hertz.

***) Gräfin Ida Hahn-Hahn, 1805—1880; Schriftstellerin, schrieb „Von Babylon nach Jerusalem" und später Romane mit katholischer Tendenz.

Gewissen ernst und eingehend an der heiligen Schrift zu prüfen und mit ihrer eigenen, der evangelischen, Kirche vertraut zu sein. Er benutzte diese Gelegenheit dazu, seine Ansicht über beide Kirchen einmal wieder klar und frisch vom Herzen weg auszusprechen. Die Schrift wirkte damals allgemein anregend, wurde in der Presse viel besprochen, auch übersetzt. Er erhielt bei dieser Gelegenheit viele anonyme und nicht anonyme Briefe. Ludwig Tieck,*) der auf seine Bitte vom Verleger den Namen des Verfassers erfahren hatte, wünschte die Bekanntschaft dieses „edlen" Menschen zu machen. „In meiner Einsamkeit und bei meinem Leiden wäre mir", schreibt Tieck, „der Umgang mit einem so kräftigen Geiste immer sehr ermunternd und unterrichtend."

Aus den zahlreichen Briefen, die Abeken während dieser Zeit an seine Freundin Frau Schäfer richtete, kennzeichnen folgende Stellen seine damaligen Anschauungen am besten:

Berlin, den 23. September 1851.

„Ich habe das Sendschreiben mehr für meine Freunde als für die Gräfin Hahn geschrieben, und zwar mit Liebe. Eigentliche Wirkung erwarte ich davon nicht, auch im Publikum nicht, aber es findet wohl hie und da einen Anklang in einer gleichgestimmten, wenn auch unbekannten Seele, und solchen gegenüber sich auszusprechen, sich gleichsam aus der Ferne die Hand zu reichen, ist ein gar angenehmes Gefühl. Es kommt eigentlich in der Welt immer und Alles nur darauf an, daß der Mensch sich ausspreche, die Wirkung muß er dem lieben Gott überlassen und sich nicht darum kümmern."

Berlin, den 29. April 1851.

„Es freut mich, daß Sie mein Verfahren gegen die Hahn nicht mehr zu hart finden, es ist mir auch von manchen Freunden eher der entgegengesetzte Vorwurf gemacht worden, den ich aber auch nicht anerkennen kann. Mit ihrer Eigenliebe und Eitelkeit mischt sich doch auch ein ehrliches und tüchtiges Streben, um dessenwillen man viel verzeihen kann. Sie hat sich wohl selbst geschmeichelt, adorirt, incensirt, aber sie hat sich eigentlich nie aufs Faul- oder Lotterbette gelegt, sie ist nie mit sich selbst zufrieden gewesen. Wenn man so die Masse von Gewöhnlichkeit und Erbärmlichkeit in der Welt ansieht, so läßt man

*) Vergl. S. 15; seit 1841 in Berlin.

sich das Ungewöhnliche einmal gefallen, selbst wenn es sehr verkehrt ist. Wie Viele von denen, die so sehr auf sie schelten, würden bei gleichem Talent und gleicher Versuchung besser sein?

Gegen meine Schrift ist eine Gegenschrift von einem gewissen Pilgram in Bonn herausgekommen, sehr fein und scharf, in würdiger Weise gehalten, voll Geist und tiefer Auffassung, der aber den ganzen Gegensatz in eine dialektische und logische Verschiedenheit des Denkens und der begrifflichen Auffassungsweise auflöst. Wenn wir anders dächten, würden wir alle Katholiken werden müssen. Aber das Gewissen ruht nicht im Denken; und das Gewissen ist es, was den Menschen zum Protestanten macht."

Berlin, den 5. Mai 1851.

„Was Sie von der »Delphine«*) im Vergleich mit den jetzigen Büchern sagen, ist so wahr! Man will immer nur äußerlich etwas vorgehen sehen; die innere Geschichte des Herzens ist dem Menschen langweilig geworden. Es gab eine Zeit, wo man gerade in den umgekehrten Fehler verfiel, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der Werther- und Siegwart-Zeit, wo man der Außenwelt und des Berufes in derselben oft ganz vergaß und sich in eine krankhafte Innerlichkeit versenkte. Das war auch ein Extrem und ein fehlerhaftes; aber ich möchte doch noch sagen, ein besseres als das jetzige. In sich selbst findet der Mensch, wenn er nur recht tief gräbt, doch immer ein Bedürfniß, eine Sehnsucht nach Gott; in der Außenwelt zersplittert und verliert er sich ganz und gar, zergeht und zerweht mit den Winden und den Nebeln."

Im Oktober 1852 kam Carlyle**) mit seinem Begleiter Neuberg nach Berlin. Abeken hatte ihn bei seiner Anwesenheit in England bei Bunsen und anderen gemeinsamen Freunden kennen gelernt und war nun Carlyles steter Begleiter bei dessen Forschungen in Kunst und Litteratur sowie auch bei Besuchen. Außerdem fand er mehrfach Gelegenheit, ihm wichtige Bücher für die Herausgabe seines Werkes über Friedrich den Großen zu verschaffen. Abeken schildert Carlyle „als

*) Roman von Sophie Gay (französische Schriftstellerin), geb. 1776.
**) Thomas Carlyle, 1795—1881.

einen der merkwürdigsten Menschen, die es giebt, von einem gewaltsamen Drang nach Realität und Wahrheit, der oft genug die Grenzen überspringt und, indem er die Masken und den Aufputz herunterzureißen unternimmt, Stücke lebendigen Fleisches mit herabbringt; er ist ein wunderbarer Mensch mit seinem seltsamen Gemisch von determinirter Prosa und Realismus einerseits und ideellster, phantastischer Poesie andererseits; oft auf die schlagendste Weise tief eindringend in die Wirklichkeit und zu anderer Zeit wieder ganz unfähig, irgend eine Sache so aufzufassen, wie sie einfach und schlicht ist; manchmal Goethe in seiner Klarheit und Ruhe und wieder ein gut Stück Jean Paul mit all seiner Tollheit; ein tiefer Philosoph trotz einem Deutschen und wieder der nüchternste Engländer oder eigentlich gar Schotte, der Kaulbachs große Wandgemälde für lauter Spaß erklärt und statt dessen lieber die Grenadiere des alten Fritz an den Wänden des Museums gemalt hätte und doch selbst statt der Geschichte immer nur Poesie und Philosophie der Geschichte schreibt; der den vollendetsten, klarsten und einfachsten Styl, den Wilhelm Meister, übersetzt und adorirt und selbst einen Styl schreibt wie Jean Paul."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 22. Dezember 1852.

„Nun muß ich Dir doch selbst etwas von der Anwesenheit des Kaisers von Oesterreich*) sagen. Ich habe ihn recht nahe gesehen, morgens bei der Parade und abends in der Festoper. Der junge Kaiser macht in seinem Aeußeren einen guten, gehaltenen und würdigen Eindruck; fast wehmüthig ist es, ihn über seine Jahre alt und ernst zu sehen; Leute, die ihn vor zwei Jahren gesehen, finden ihn gerade in dieser Zeit gealtert. Kein Wunder freilich. Alle, die ihm näher gekommen, sind sehr zufrieden mit seinem Benehmen. Er hat im Ganzen einen guten Eindruck hinterlassen, und ich hoffe, auch einen guten Eindruck mit hinweggenommen, denn er ist (wenngleich von Seiten des eigentlichen Berlinerthums keineswegs mit Enthusiasmus) doch freundlich, herzlich und zugleich mit Würde aufgenommen worden. Mir ist dieser Besuch erfreulich, denn ich theilte von Anfang an nicht das weit verbreitete Mißtrauen unserer Minister, daß seine Anwesenheit uns

*) Franz Joseph I., geb. 1830; 1848 zum Kaiser proklamirt.

zur Nachgiebigkeit in der Zoll-Lebensfrage bewegen könnte; und in den allgemeinen politischen Verhältnissen, namentlich dem Westen gegenüber, ist diese Demonstration eines innigen und freundlichen Verhältnisses zwischen den beiden deutschen Großmächten sehr bedeutsam und wichtig und wird in Paris wie an den kleinen deutschen Höfen ihres Eindrucks nicht verfehlen. In dieser Einigkeit liegt jedenfalls die beste Bürgschaft des Friedens. Ich glaube auch, daß die Zollfragen sich auf eine befriedigende Weise lösen werden.

Weniger optimistisch bin ich in Bezug auf unsere inneren Verhältnisse, wo ich noch immer die sichere und schöpferische Hand vermisse. Die äußere Politik hat in diesem Augenblick ihre ziemlich gewiesenen Wege; in der inneren werden wir noch lange in ungewissen und schwankenden Uebergangszuständen bleiben; das ist traurig genug."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 30. April 1853.

„Morgen werde ich nun wieder, ich möchte beinah sagen, einen alten Freund begraben helfen, denn das Gefühl hatte ich zu dem Dichter und dem Menschen — Ludwig Tieck.*) Er wäre am 31. Mai 80 Jahre geworden, da hat ihn vorgestern, nach schweren Leiden der letzten Tage an Brustkrampf und Beklemmung, der liebe Gott abgerufen. Vor drei bis vier Wochen hatte er einen schweren Anfall, von dem er sich nicht wieder erholt hat, so daß ich ihn in der letzten Zeit nicht mehr gesehen habe. Es ist mir ein schmerzlicher Verlust. Mit ihm ist nun der letzte Repräsentant jener »schönen Zeit des Werdens«, wie sie Niebuhr einmal nennt, dahingeschieden! Alt und krank und unproduktiv, wie er geworden war, schwebte doch nicht allein um sein Haupt noch eine Gloriole als Wiederschein jener früheren Tage, sondern es war in seinem Geist und Gemüth noch ein Wehen jener Frische, ein lebendiger Hauch jenes Frühlings, wie ihn Keiner der jetzt lebenden Generation mehr in sich trägt. Seine Fehler selbst und Schwächen waren anderer, besserer, idealerer Art als die der jetzigen Poeten oder vielmehr Poetaster. In seiner Persönlichkeit aber lag noch im Alter ein Reiz und Zauber, wie ich sie an Keinem sonst kenne. Ich rechne es mir zur großen Gunst des Schicksals, daß ich in den letzten Jahren ihn öfter habe sehen

*) Gest. 28. April 1853.

dürfen, und habe besondere Freude daran, daß ihm mein kleines Buch*) lieb gewesen ist. Seine schriftlichen Ausdrücke darüber sind so freundlich, daß ich sie Niemandem zeigen kann.

In Kurzem hoffe ich Dir meine am 8. April gehaltene Vorlesung**) zu schicken. Sie ist sehr freundlich aufgenommen worden, trotz einiger spitzen Ausfälle gegen gewisse Berliner Tendenzen und gottesdienstliche Verkehrtheiten. Es ist schade, daß ich nicht mehr Gewissenstrieb zum Schriftstellern habe; denn ich habe eigentlich das Ohr des Publikums und Gunst hie und da.

Eine angenehme Diversion ist mir unser Freitag, den ich erst mit großer Mühe und Noth zusammenbrachte, und der nun allen Theilnehmern große Freude macht: Wiese, Lepsius, Curtius, Gerhard und Dr. Wattenbach (einer der Properze, d. h. pro Pertz, der Mitarbeiter an Pertz' Monumenta Germanica).***) Wir haben die Frösche und Acharner des Aristophanes gelesen und lesen jetzt das zweite (Aegyptische) Buch des Herodot, der sich von seinen Dolmetschern hie und da hat schrecklich anführen lassen, aber auch wahre Goldkörner enthält. Wenn wir das zu Ende haben, hoffe ich, nehmen wir den Agamemnon."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 23. Mai 1853.

„Wie herzlich stimme ich Dir bei in Allem, was Du positiv über das echte Christenthum und negativ über unsere modernen Gläubigen und Ungläubigen sagst! Wie selten findet man gerade unter den Predigern und Theologen einen solchen rechten, einfachen und in seiner Einfalt weisen Christenmenschen, wie Du ihn verlangst! Unter den Laien findet man sie wohl noch, und ich muß doch mit Freuden sagen, daß ich hier in Berlin gar manche der Art kenne! Ich glaube mich nur eines Vorzuges vor Manchem rühmen zu dürfen, daß ich nämlich einen Blick für gute Menschen habe und einen natürlichen

---

*) Das Sendschreiben „Babylon und Jerusalem".

**) „Der Gottesdienst in der alten Kirche." Ein Vortrag. Berlin 1853, W. Schultze.

***) „Monumenta Germaniae historica", von der „Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde" zuerst unter Pertz' Leitung herausgegeben.

Trieb und Instinct, der mich zu solchen hinzieht, und daß ich dann das innerlich Gute auch in den verschiedenartigsten Formen erkennen und lieben kann und mich durch äußerliche Verschiedenheit nicht abstoßen oder irre machen lasse. Frau v. Usedom*) rühmte das einmal an mir in Bezug auf Frauen: ich wäre fast der einzige Mensch, den sie kenne, der die Frauen nimmt, wie sie sind, und sie nicht immer modeln und anders haben wollte. Ich hoffe, das gilt mir für Frauen und Männer. Da habe ich denn an den verschiedenartigsten Naturen meine Freude, wenn es nur wirkliche Naturen sind. Darin habe ich von Dir gelernt und hoffe, Dir nachzuahmen. In dem Punkt mache ich's wie die Dichter, die auch an dem wunderlichsten Gethier ihre Freude haben, und gewissermaßen ahmen wir daran dem lieben Herrgott nach, der auch Unkraut wachsen und Ungeziefer im Sonnenstrahl spielen läßt. Blumen und Nachtigallen ziehe ich freilich vor."

An Frau Schäfer.

Berlin, den 24. Juni 1853, morgens.

„Ich komme eben von dem Leichenbegängniß eines Kollegen zurück, eines älteren Mannes zwar, aber noch rüstig und kräftig bis vor 5 Wochen, wo ihn eine traurige Geistesstörung befiel, aus der ihn der Tod zeitiger, als man fürchtete, erlöst hat. Da sind mir Ihre ernsten und schönen Worte über den Tod recht lebendig im Herzen wiedergeklungen. Es ist ein wunderbares Ding um den Tod, täglich sehen wir denselben um uns her eintreten; so ist es seit Jahrtausenden gewesen, und doch weiß noch Niemand, was der Tod eigentlich ist, welche Veränderung er im Menschen macht; ist es freilich ein Wunder, da wir nicht einmal wissen, was der Schlaf ist, den wir alle Tage selbst erfahren? Ja, nicht einmal, was das Leben ist, und wie sich im Leben selbst Geist und Körper zu einander verhalten? Der Tod ist ein Räthsel, und das Leben ist ein Räthsel, und in beiden ist ein einfacher kindlicher Glaube das Einzige, worauf wir angewiesen sind. Und wie im Leben die Liebe das einzig Wahre und Dauernde ist, so wird sie es auch wohl im Tode sein.

Wie seltsam, daß wir uns doch eigentlich gar nicht als todt

---

*) Gattin des preußischen Diplomaten, geb. Malcolm.

selbst denken können; liegt nicht auch darin schon eine Bürgschaft des Lebens?

Die ernsteste Idee beim Tode ist mir immer, daß in demselben alle Hüllen und Schleier von uns abfallen, mit denen wir im Leben viel mehr vor uns selbst als vor Anderen uns verstecken und die Abgründe unseres eigenen Inneren vor uns verbergen; daß wir dann ganz offen und bewußt vor uns selbst, vor Anderen, vor Gott dastehen, wie wir sind, und von einem Jeden nur der innerste, eigenste, tiefste Kern übrig bleibt! »Selig sind, die reines Herzens sind«, und wer muß nicht hinzusetzen: »Selig sind, die Gott rein macht!« Daß es auch nach dem Tode noch eine Läuterung und ein Fortschreiten giebt, daran glaube auch ich; das Falsche in der katholischen Idee des Fegefeuers ist nur das Abbüßen von Strafen; giebt es ja auf Erden schon für den Glaubenden keine Strafe mehr, sondern nur Läuterungsmittel, Zucht und Förderung. Strafe und Buße ist nur für den, der sich selbst noch unter dem Zorne Gottes fühlt. Auch darin theile ich Ihr Gefühl ganz, daß ich wünsche, dem Tode mit vollem klaren Bewußtsein entgegen zu gehen, von meinen Lieben Abschied zu nehmen und ihnen womöglich noch aus den letzten Augenblicken den Eindruck und das Bild der Liebe, der Zuversicht zu hinterlassen. Es scheint mir das allein des Menschen würdig, und unsere alten Kirchengebete hatten ganz recht, wenn sie um Abwehr nicht allein des bösen, sondern auch des schnellen Todes baten.

Auf welches ernste Thema bin ich, freilich sehr natürlich, gekommen. Dieses Frühjahr hat aus meinem Kreise mehr weggerafft, als ich mich je aus einer früheren Zeit entsinne.

Eine angenehme Bekanntschaft war mir in diesen Tagen der Dichter der »Amaranth«, Oskar v. Redwitz,*) der durch seine reine, unbefangene und liebenswürdige Persönlichkeit noch viel angenehmer ist als seine Gedichte, in denen ein schönes lyrisches Talent noch recht jugendlich einherbraust. Er ist viel natürlicher und frischer als sein Buch, wird aber von seiner eigenen Poesie noch zu sehr beherrscht und muß ihren Gefühlsreichthum noch mehr mit Realität, Welt und Leben

*) 1823—1891; „Amaranth“, ein katholisirendes lyrisch-episches Gedicht, erschien zuerst 1849.

durchdringen. Religion ist sein innerstes Leben, tritt aber in seinen Gedichten noch zu sehr in die Aeußerlichkeit hinaus in Wort und Bild, statt sie nur wie die innerste Seele zu durchdringen. Er hat in allen Kreisen, die er berührte, ausnehmend gefallen, und seine große Selbstzuversicht ist wirklich ein so reiner, einfacher und naiver Glaube, daß man ihm gar nicht darum zürnen kann. Eine solche Erscheinung thut Einem wohl gerade in unserer Zeit, wo die sogenannten Dichter sich meist auf so ganz anderem Gebiete bewegen und in der Zerrissenheit, Verkehrtheit, ja Schlechtigkeit ihren Ruhm suchen."

Nach einem kleinen Ausfluge schrieb Abeken an Onkel Rudolf:

Berlin, den 2. Oktober 1853.

„Viele Freude macht mir das Hiersein des alten, würdigen Komponisten Neukomm (75 Jahr alt), den ich durch Bunsens kenne und der ein gar prächtiger Mensch ist. Man hat nur so wenig Zeit für all die guten Menschen!

Vorgestern habe ich einen Mann begraben helfen, den ich sehr ehrte und liebte, den alten Beuth,*) dem Preußen für Kunst und Gewerbe und namentlich für die Verbindung beider unendlich viel verdankt. Er war 73 Jahr alt und noch geistig sehr rüstig, obgleich er den ganzen Sommer krank gewesen. Er war von jener schönen Humanität und allgemeinen Bildung, die wir fast nur noch an Männern der vergangenen Generation kennen. Radowitz ist seit vier Wochen krank und ernsthaft, bedenklich. Es ist ein böses Jahr, das 1853; ich wollte, es wäre erst zu Ende.

In der Politik ist's auch böse genug gewesen und wird immer böser. Wie der Knoten gelöst werden soll, ist nicht abzusehen, und was beim Zerhauen desselben Alles ans Tageslicht kommen mag, das weiß der liebe Gott. Für jetzt ist es zum Kriege zu spät, und Rußland wird wohl den Winter über ruhig in den Donaufürstenthümern sitzen bleiben."

*) Peter Christian Wilhelm Beuth, 1781—1853; preußischer Staatsmann, 1814—1845 im Finanzministerium, Gründer der Bauschule und der Baugewerbeschule in Berlin, Förderer von Industrie und Gewerbe.

An Frau Bunsen.

Berlin, den 10. Januar 1854.

„Die letzten Tage von Radowitz*) waren, wie Alles, was ihn persönlich angeht, edel und schön. Er hatte lange seine Auflösung mit vollster Ruhe erwartet, obgleich seine Umgebung noch in der letzten Woche trügerischen Hoffnungen sich hingab; seine Ruhe und Ergebung waren eine Stütze für Alle, und Frau v. Radowitz sagte mir, sie wäre ohne die Kraft, die durch ihn über sie gekommen, nicht fähig gewesen, die Zeit zu ertragen. Die Leiche war das schönste, würdigste Bild, das man sehen konnte, bei dem geschlossenen Auge traten die reinen, edlen Züge, die großartige Urbildung des Kopfes mit wunderbarer Herrlichkeit hervor. Eine Todtenmaske ist sogleich genommen. Auch hat Hensel**) den Todten gezeichnet, wozu dieser [Hensel] selbst sich vom Krankenbett erheben mußte. Frau v. Radowitz ist wunderbar gefaßt und erhoben und eine Stütze der Ihrigen; Gräfin Voß***) sehr gebrochen. Ich erinnerte Letztere daran, daß die katholische Kirche in schönem Sinne nicht den irdischen Geburtstag, sondern den Todestag ihrer Märtyrer und Heiligen als ihren himmlischen Geburtstag feiere, und sie sagte mir, daran habe auch der König in seinem Briefe an die Wittwe erinnert.

Daß die Theilnahme groß und allgemein war, können Sie denken; er hat in seinem Tode bewährt, daß sein Leben Wahrheit war, und die bösen Stimmen verstummen nun natürlich. Seiner Schwächen dürfen auch seine Freunde sich erinnern. Die Lücke, die er läßt, wird wohl zugedeckt, aber nicht ausgefüllt werden, am wenigsten bei unserem lieben König, dem immer mehr die geistige Nahrung entzogen wird, nach der er so sehr verlangt; er mag sich einsam fühlen."

Berlin, den 23. Januar 1854.

„Welche seltsame Wendung des Schicksals! In den Tagen, wo Radowitz stirbt, steht Manteuffel genau in derselben Stellung gegen dieselben Feinde, mit denen er Radowitz herausbrachte!"

*) Gest. 25. Dezember 1851.

**) Wilh. Hensel, 1794—1861; Maler, Professor an der Akademie in Berlin.

***) Mutter der Frau v. Radowitz.



5. Kapitel.

Tod des Vetters Hermann. — Tod der Tante Christel. — Beförderung zum Geheimen Legationsrath.
(1854—1855.)

„Nichts Liebers ist auf Erden, denn einer solchen Frauen Liebe, wem's kann werden."
(Luther.)

„Schlafe, wenn die Sonne brennt,
Wenn des Winters Stürme droh'n,
Denn dein Tagwerk hat sein End',
Gingest heim und nahmst den Lohn."

Schon seit dem Jahre 1849 machte sich Onkel Rudolf Sorge um seines Sohnes Hermann*) Gesundheit. Selbst in den späteren Jahren, wo Hermann eine gute Stellung in Hannover hatte und mit Frau und Kindern glücklich lebte, verließ den Vater diese Sorge nicht. Vielleicht war sie eine Vorahnung, daß auch dieser Sohn**) ihm bald entrissen werden sollte. Im April 1854 erfolgte die Nachricht, daß Hermann am Nervenfieber erkrankt sei. Der Vater reiste hin; auch Abeken war in dieser Zeit zweimal in Hannover, um den Verwandten dort eine Stütze zu sein. Sterbend legte ihm der Vetter die Sorge für seine arme, vielgeliebte junge Frau, welche fern von der Heimath einsam mit ihren beiden kleinen Kindern Fritz und Fanny zurückblieb, ans Herz. Als Onkel Rudolf nach Osnabrück zurückreiste, blieb Abeken tröstend bei der von so schwerem Schicksal betroffenen Frau: „Mourn your loss", sagte er zu ihr, „and take no care for the future, I will attend to that." Er hat ihr treulich mit Rath und That beigestanden; davon zeugen viele Briefe. Sie zog bald nach dem Tode des Mannes mit ihren Kindern zu den Schwiegereltern nach Osnabrück.

Wie ein Verhängniß folgt oft in einer Familie ein Unglück schnell auf das andere; es ist, als sollten wir lernen, wie reich wir noch waren, da wir uns schon allzu arm erschienen. Kurze Zeit nach der Ankunft fiel die kleine Fanny, der Liebling des Großvaters, ein Kind wie der helle Sonnenschein mit ihren großen blauen Augen und den

*) Bekannt als politischer und historischer Schriftsteller (vergl. Allgemeine Deutsche Biographie I).

**) Wie Wilhelm Abeken. (Vergl. S. 108.)

vollen blonden lockigen Haaren, die wie Sonnenstrahlen um das fröhliche Gesichtchen standen, in ein schweres Nervenfieber. Auch dies junge Leben schien verloren, doch blieb es zur Freude Aller der Familie erhalten und erblühte nachher wie neugestärkt.

Dagegen siechte Onkel Rudolfs Frau Christiane*) um so schneller dahin. Viel tiefen Schmerz hatte diese starke Seele getragen, aber der zarte Körper war ihm nicht mehr gewachsen. Am 21. Januar 1855 starb sie, als die fünfte des Namens Abeken in dem kurzen Zeitraum von zehn Monaten. Ohne Kampf, ruhig und sanft war sie eingeschlafen. Auf ihrem Antlitz las man den Frieden, zu dem sie eingegangen war.

Nun folgten für Abeken ruhigere Zeiten. Wichtig war ihm Bunsens Fortgang aus England. Gegen den Wunsch des Königs, welcher ihm nur einen Urlaub geben wollte, bat er 1854 um seinen Abschied, der ihm einige Monate später auch bewilligt wurde. Er ließ sich darauf im schönen Heidelberg nieder, und so hoch seine Stellung in England auch gewesen war, er hatte doch das „Gefühl einer endlich befriedigten, langgenährten Sehnsucht nach der Lebensluft des deutschen Vaterlandes und der Freiheit einer Muße, die er nun ganz dem freien Worte widmen durfte“.

Abeken schrieb an Frau Bunsen:

Berlin, den 2. Juni 1854.

„Also einen Abschiedsgruß nach London — es kommt mich schwer an und giebt mir ein eigen wehmüthiges Gefühl, daß ich Ihnen nun zum letzten Male mit dem Courier schreiben soll, denn der nächste Courier findet Sie wohl kaum noch dort. Welche Erinnerungen ruft diese Zeit wach! Aber noch ist es nicht Zeit, rückwärts zu blicken, noch gilt es, vorwärts zu blicken und die Zukunft zu gestalten, soweit das Menschen vergönnt ist. Gott wird, wie bisher, auch ferner über Ihrer Zukunft walten und Ihnen die Stätte bereiten.

Aber das Herz macht's mir doch schwer, und daß Usedom nun auch ausscheidet! Es ist traurig, wie diese Zeiten dem König alle seine alten Freunde nehmen durch Entfernung oder Tod. Er muß sich doch manchmal einsam fühlen. Wie seltsam! Während eine Persönlich-

*) Vergl. S. 5 und 134.

keit nach der anderen fällt, Bunsen, Bonin, Usedom, schreitet die Politik, die sie advocirten, immer weiter; denn mehr, als das letzte Wiener Protokoll giebt, kann billigerweise Niemand von uns verlangen."

An Frau Schäfer.

Berlin, den 14. September 1854.

„Ich habe in diesen Tagen eine angenehme Unterbrechung der jetzigen Leere Berlins gehabt durch die Anwesenheit der Frau v. Goethe,*) der Schwiegertochter des großen Dichters. Sie wissen, wie ich Letzteren verehre und wie ich gewohnt bin, in seinen Worten den verklärenden, beruhigenden Ausdruck für fast jedes menschliche Gefühl zu finden, das in Freude und Leid die Seele bewegt; da ist mir Alles lieb, was mit ihm in irgend welcher Verbindung steht, und eine Frau, die ihm so nahe gestanden, so viele Jahre als Tochter in seinem Hause gelebt und natürlich noch in der vollen Erinnerung der Liebe an ihm hängt, ist mir von größtem und wirklich herzlichem Interesse. Dabei ist es wirklich eine höchst ausgezeichnete, eigenthümliche Frau, von rastlosem, energischem, leider immer unbefriedigtem Geist, von tiefem Gemüth und leidenschaftlichem Gefühl, das sie wohl manchmal über die gewöhnlichen Schranken hinweggeführt haben mag, aber von großer Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gegen sich selbst und Andere, und das macht viele Fehler wieder gut. Daß ich mir viel von dem Alten erzählen lasse, können Sie wohl denken. Ueberhaupt bin ich in der letzten Zeit in Gedanken viel mit Goethe beschäftigt gewesen. Die von meinem verstorbenen Freunde Kestner**) in Rom so lange beabsichtigte Herausgabe der Briefe Goethes an seinen Vater und seine Mutter (Lottes Werther — nein! Werthers Lotte!) hat nun endlich stattgefunden***) und, so genau ich alle diese Papiere kannte, mich doch nun, wie sie im Druck vorliegen, von Neuem lebhaft angeregt. Es ist eine so schöne, reine Erscheinung, und dies Verhältniß der Drei: die reizende Braut, deren reine Treue durch das mächtigste Uebergewicht der fast unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit des Dichters nicht erschüttert wird, der ernste, tüchtige Bräutigam, dessen stetiges Gemüth durch kein Wölkchen der Eifersucht,

*) Vergl. S. 127.

**) Vergl. S. 29.

***) Goethe und Werther. Briefe Goethes, meistens aus seiner Jugendzeit, herausgegeben von A. Kestner, Stuttgart 1854.

des Argwohns, des Mißtrauens gegen Freund oder Geliebte getrübt wird, der Dichter, Freund und leidenschaftlicher Liebhaber zugleich, der, als er die Gefahr fühlt, den schönsten Sieg über sich selber erringt, entflieht und nun am Glück seiner Freunde sich neidlos erfreut; und Alles das nicht Dichtung (in der Dichtung würde man es kaum glauben), sondern volle Wahrheit, Wirklichkeit, in der einfachsten, schlichtesten Weise nicht erzählt, sondern vor unseren Augen durchgelebt. Eine so gute Zeit ist in Goethes Leben nicht wiedergekehrt, und es ist bezeichnend genug, daß sein erster großer dichterischer Triumph, der Werther,*) sich gerade an diesen Sieg über sich selbst, an diese reinste Epoche des Menschen anschließt. Wieviel schöner aber ist die Wirklichkeit als der Roman. Der Roman freilich braucht die Verwirrung; er zeigt uns, wohin der Mensch geräth, wenn er sich selbst nicht beherrscht."

In diese Zeit fiel auch der Unterricht, den Abeken dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich, ertheilte. Der Prinz ist ihm auch später stets gnädig gewesen, als Abeken, was oft geschah, um politische Mittheilungen zu machen, zu ihm gesandt wurde.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 7. Februar 1854.

„In der Politik sieht es so ungewiß aus wie immer. Mit einigem guten Willen könnte der Friede eigentlich wohl zu Stande kommen, aber der fehlt auf beiden Seiten. In der Krim**) wird wohl erst der Frühling eine Entscheidung bringen; und die wird sicher abgewartet, ehe es zum Frieden kommt. Wie mächtig und entscheidend würde Deutschland dastehen, wenn die beiden deutschen Großmächte einander trauen könnten! Doch hoffe ich, daß das letzte Resultat gut für Deutschland sein werde. Mein Glaube an Preußen und Deutschland ist unerschütterlich."

Infolge einer Vorlesung im Frühjahr 1854, die des Königs Beifall erregt hatte,***) wurde Abeken 1855 wieder mehrfach zu Friedrich Wilhelm IV. gerufen.

---

*) 1774 erschienen.

**) Die Türkei war seit Oktober 1853 mit Rußland im Kriege, England und Frankreich schlossen sich ihr mit dem Vertrage vom 12. März 1854 an. Beendet wurde der Krimkrieg erst mit dem Pariser Frieden am 30. März 1856.

***) Das religiöse Leben im Islam. Ein Vortrag. Gehalten am 27. Februar 1854 im evangelischen Verein. Berlin, W. Schultze, 1854.

Ueber die Vorlesung selbst schrieb er:

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 8. März 1854.

„Die wunderliche Notiz, daß der König meiner Vorlesung von Anfang bis zu Ende beigewohnt, ist Dir auch zu Gesicht gekommen! Der König war sehr gnädig, noch am selben Abend kam er auf dem Ball beim englischen Gesandten auf mich zu und sagte, er müsse mir die größten Komplimente darüber machen; er habe sich sehr daran gefreut, habe eine Menge neuer Sachen daraus gelernt und sei von der Wahrheit meiner Auffassung ganz durchdrungen. Von jenem schönen westöstlichen*) Vers:

„Wenn vor Deiner Vielgeliebten
Oder vor des Kaisers Throne
Je Dein Name wird genannt,
Sei es Dir zum höchsten Lohne!"

könnte ich mir also die eine Hälfte aneignen.

Der arme König! Er ist in der schwierigsten Lage; Gott gebe ihm nach dem Kirchengebet »ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, einen tapferen Muth« — am starken Arm wird es ihm nicht fehlen, wenn er ihn nur gebrauchen will."

Der König hatte dadurch noch größeres Vertrauen zu ihm gefaßt und sagte ihm öfter, daß auch in dem schweren Jahre 1848 und den folgenden Zeiten sich sein Geist in diese Studien geflüchtet habe, um Ruhe und Trost darin zu finden.

Friedrich Wilhelm IV. an Abeken.

Charlottenburg, den 8. März 1855.

„Ich erstatte hier mit tausend Dank das Brettische Werk Ihnen, bester Abeken, zurück, in der Hoffnung, daß das Exemplar, welches ich durch Sie bestellt habe, bald aus England bei mir eintreffen wird. Ich habe bei der Liturgie von Eduards VI. Regierung her mein Herz in mir schlagen gehört, wie bei der Erfüllung eines heiligen Wunsches. Jetzt fordere ich Sie auf, sich ans Werk zu machen und ein ähnliches,

---

*) Goethe im „Westöstlichen Divan".

unsere Kirche durch die Union regenerirendes Werk selbst zu entwerfen. Von Sonntag bis Mittwoch denke ich meine wirrgemachten Geister in der Ruhe von Potsdam, so gut es eben geht, zusammenzuflicken. Wären Sie bis dahin fertig, so erwarte ich Sie in Potsdam am Dienstag Vormittag 11 Uhr, wo Sie Zimmer und Mittagbrod erwartet. Vale. — F. W. R."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 21. März 1855.

„Ich habe mich in diesen Tagen mit liturgischen Arbeiten beschäftigen müssen, anknüpfend an meinen Gottesdienst der alten Christen, welche unerwartet von Neuem die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen, so daß dieser allerlei Auskunft von mir verlangte und ich diese mir jetzt so fern liegenden Untersuchungen wieder aufnehmen mußte, um nicht allzu schlecht zu bestehen. Dafür waren denn Seine Majestät, welche mich zweimal zu Tisch befehlen ließen, sehr gnädig und freundlich; es geht Einem immer das ganze Herz auf, wenn man dieser liebenswürdigen und hinreißenden Persönlichkeit gegenübersteht."

So hatte Abeken von Neuem die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms IV. erregt. Dieser drückte ihm sein Wohlwollen und seine Zustimmung durch die Ernennung zum Geheimen Legationsrath aus, die er bereits am 4. April 1855 erhielt.

Bei Gelegenheit eines kleinen Urlaubs, den Abeken bald darauf in Frankreich zubrachte, schrieb er an Frau Schäfer:

Trouville sur Mer, den 8. August 1855.

„Mein Urlaub ist nur kurz, und die Reise hierher kostete mich etwas mehr Zeit, als die Eisenbahnverbindungen sonst nöthig machen, weil Paris auf dem Weg lag, was ich noch nicht kannte und dem ich also doch nothwendig einige Tage widmen mußte.

Im Vergleich mit dem gewaltigen London ist mir Paris zwar doch klein vorgekommen, und einen so ernst erhebenden, großartigen Eindruck, wie z. B. Rom und alle die alten Weltstädte am Mittelmeer und im Orient, macht es nicht; es fehlt zwar auch in Paris nicht an historischen Erinnerungen, aber sie sind zu neu, zu unrein, und die Zeit hat noch nicht die äußerlichen Schlacken genug davon abgestreift, um

den menschlichen Inhalt rein und ernst hervortreten zu lassen; Paris ist noch zu modern, um zum Herzen zu sprechen. Auch ist es in der That mehr groß als großartig, groß durch seine Zusammensetzung aus vielen Kleinheiten; es fehlen die ernsten gewaltigen Umrisse, und die Dimensionen sind überall größer als die Proportionen, während in Rom in den Resten des Alterthums und überall in Italien, Griechenland und Kleinasien gerade das Umgekehrte der Fall ist. Die Proportionen sind riesengroß und machen den Eindruck des Ungeheuren und Gewaltigen auch bei Dimensionen, die im Vergleich zu unseren modernen Werken nur klein zu nennen sind. Wie klein ist selbst das Coliseum im Vergleich zu Tuileries, Louvre und Versailles, und doch wie unendlich viel größer als alle diese! Dabei ist Paris mit seinem regen Leben und Treiben doch unendlich interessant, und gar große Freude habe ich gehabt an den herrlichen Kunstschätzen, die Einen dort freilich viel fremder ansehen als in Italien; daß sie hier in Paris nicht zu Hause sind, fühlt man ihnen an: dagegen fühlt man sich selbst überall wieder zu Hause, wo man die Kunst und das Schöne antrifft und es mit reinem, unbefangenem Sinn genießt."

Wie sehr ihm seine Kenntniß des Auslandes zu Statten kam, zeigt Folgendes:

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 15. November 1855.

„Am Abend des 17. Oktober hatte ich eine halb komische Scene, die sich eigentlich auch an Dich anknüpft, von dem ich mein Englisch gelernt habe. Ich hatte nämlich den Interpreten zu spielen zwischen meinem Minister und dem Expräsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Fillmore, welcher ein sehr gebildeter, verständiger, vorurtheilsloser und urtheilsfähiger Mann ist, aber außer seinem Amerikanisch kein Wort einer anderen Sprache versteht, während Herr v. Manteuffel ungefähr so viel Englisch versteht, wie ich Russisch (N. B. hierin soll keine politische Anspielung liegen). Bei einem solennen Besuch wurde ich daher zum Interpreten requirirt, da mir Mr. Fillmore schon von anderer Seite her empfohlen war.

Die Sache lief gut ab, und ich habe wenigstens nicht verhindert, daß sich die beiden Herren gegenseitig sehr gefallen haben, wenngleich

ein rechtes épanchement du coeur vermittelst eines Dolmetsch-Zwischenträgers nicht möglich ist.

Am Freitag darauf waren Mr. Fillmore und sein begleitender Verwandter Mr. Corcoran zur königlichen Tafel nach Sanssouci geladen; hier bedurfte man zwar keines Interpreten, da die beiden Majestäten sehr gut englisch sprechen; nichtsdestoweniger hatte mich der König dennoch befohlen, um mich, wie er sagte, zum Englischsprechen zu mißbrauchen. Es war ein gemüthliches kleines Diner, und Mr. Corcoran bemerkte nachher, daß es bei den Diners, die Mr. Fillmore als Präsident gegeben, steifer hergegangen sei als hier an der königlichen Tafel. Ein eigener Anblick war es, hier den Republikaner, der einmal eine größere Macht als mancher König besessen, als einfachen Gentleman im schwarzen Frack der bleibenden Majestät, die hier glücklicherweise selbst so vollkommen Gentleman und Mensch ist, gegenüber sitzen zu sehen."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 29. November 1855.

„Heut ist die Eröffnung der Kammern oder vielmehr der beiden Häuser des Landtages, in welchen nun zum ersten Male die ehemals reichsunmittelbaren Fürsten ihren Platz einnehmen, da ihre sehr unschuldigen Privilegien wiederhergestellt sind.

In die Freude über die Erhaltung des Friedens*) für Preußen und Deutschland stimme ich von Herzen mit ein. Noch ist die Zeit nicht gekommen, wo wir, wie Kladderadatsch sagt, dem Auslande zeigen müssen, was an Klopstock sei, nachdem uns die italienische Schauspielerin Ristori gezeigt, was an Schiller, und der französische Litterat Philarète Chasles in seinen Vorlesungen in der Singakademie demonstrirt, was an Goethe sei. Diese Vorlesungen habe ich mit Interesse gehört, obgleich oder vielmehr weil sie sogar französisch waren, viel geistreiche Eleganz und Effectmacherei, aber doch auch auf seine Weise ehrliches und gründliches Studium und eine seltene Anerkenntniß und, wenn auch nicht Verständniß, doch Ahnung deutschen Geistes."

*) Preußen sowie Oesterreich waren in Gefahr gewesen in den Krimkrieg hineingezogen zu werden.

6. Kapitel.

Aegyptische Vorlesung. — Kirchliche Konferenz in Berlin. — Erkrankung des Königs.
(1856—1857.)

„Viele haben die Worte der Wahrheit, nicht die Wahrheit der Worte."

„Es giebt nur zwei wahre Religionen: die eine, die das Heilige, das in uns und um uns wohnt, ganz formlos, die andere, die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles, was dazwischen liegt, ist Götzendienst."
(Goethe, Ethisches V.)

Trotz seines Widerstrebens wurde Abeken im Jahre 1856 wieder für einen Vortrag im evangelischen Verein gewonnen, der diesmal dem Aegyptischen Museum in Berlin galt.*) An Onkel Rudolf schrieb er darüber: „Eigentlich war es eine seltsame Idee, über ein Museum Vorlesung zu halten; doch kann das kleine Büchlein den Besuchern des Museums wirklich nützlich sein."

Der Inhalt der Vorlesung lag diesem Verein nicht so fern, wie es dem Titel nach scheinen könnte. Abeken wollte mancherlei religiöse Fragen, wenn auch nur flüchtig, darin berühren, die ihm seit seiner ägyptischen Reise am Herzen lagen.

An Frau v. Bunsen schrieb er: „Nehmen Sie das Büchlein freundlich auf und verketzern Sie es nicht allzusehr, obgleich eine Auffassung des Auszuges der Israeliten darin ist, die von der jetzigen Ihres lieben Mannes abweicht. Warum hat er auch seine frühere richtigere Ansicht gegen die meiner Ueberzeugung nach unrichtige von Lepsius aufgegeben? Hier habe ich natürlich nur andeuten können, ich muß aber wirklich die Sache einmal gründlich aufnehmen, so unangenehm es mir ist, gegen Bunsen und Lepsius zu polemisiren, und so gewiß ich dabei bin, vor dem Publikum gegen solche Autoritäten den Kürzeren zu ziehen. Denn die Orthodoxie kann freilich auch ich mir nicht zu Hülfe rufen."

*) Das Aegyptische Museum in Berlin. Ein Vortrag. Berlin, W. Schultze, 1856.

An Frau Bunsen.

Berlin, den 14. März 1856.

„Ueber meine Vorlesung werde ich von gewissen Leuten hier schon angefeindet wegen dessen, was ich über die Chronologie der Bibel gesagt habe, obwohl ich mit Rücksicht auf den Ort des Vortrages wahrlich mäßig genug gesprochen. Mir ist das gerade recht. Die Schlimmeren verketzern mich geradezu; die Verständigeren meinen, vor dem Publikum müsse so etwas nicht gesagt werden, und das ist für mich das Allerschlimmste. Wenn unser gebildetes Publikum nicht zu dieser Auffassung der Bibel geführt werden darf und kann, dann steht es um Bibel, Kirche, Publikum oder Gemeinde gleich schlimm, und es bleibt nur ein Kampf auf Leben und Tod zwischen Bibel und Wissenschaft, wobei die Gemeinde und die Kirche untergehen, welche von jenen beiden auch siegen möge."

Auf mancherlei Klagen, die selbst im glücklichsten Leben vorkommen können, antwortete Abeken seiner geistreichen Freundin, Frau Schäfer, am 14. Juni 1856:

„Wenn ich auf die Fülle des Lebens und der Anregungen sehe, die mich in der geistigen Atmosphäre Berlins umgiebt, möchte ich Ihnen so gern davon mittheilen, Ihnen, die Sie eine so große und reiche Empfänglichkeit dafür haben, und der doch so wenig davon geboten wird. Hier leben Unzählige mitten darin, die keine Empfänglichkeit dafür haben und die, selbst wo Empfänglichkeit vorhanden ist, doch nur von diesem geistigen Leben gleichsam den Schaum im Genusse abschlürfen, ohne davon einen dauernden Gewinnst für ihre innere Bildung zu ziehen; und Ihnen, die Sie Alles, was von geistigem Leben Ihnen zukommt, auch innerlich verarbeiten mit dem rechten Ernst als eine gesunde Nahrung, Ihnen hat der liebe Gott ein so ganz anderes Leben in fremdartiger Atmosphäre vorgezeichnet! Die Vorsehung macht es auch in dieser Beziehung, in der Erfüllung unserer geistigen Wünsche und Bedürfnisse, auf welche wir doch eigentlich einen Anspruch zu haben scheinen, eben auf ihre eigene Art und geht auch darin ihre eigenen Wege, welche am Ende doch besser sein müssen als die unsrigen; es ist, als ob wir lernen sollten, daß es am Ende noch etwas Höheres giebt als den Genuß des geistigen Lebens und die intellectuelle Nahrung, daß

die Erfüllung stiller täglicher Pflicht auch in einer geistig armen Atmosphäre den Menschen nach und nach höher hebt als alle Fülle von Geist und Gedanken. Aber schwer und schmerzlich ist diese Resignation allerdings, und ich möchte Ihnen wenigstens von Zeit zu Zeit einen frischen Athemzug geistiger Lebensluft gönnen, wie ihn nur Deutschland bietet."

Im September 1856 suchte Abeken in Helgoland einige Wochen Erholung.

An Onkel Rudolf.

Helgoland, den 14. September 1856.

„Ich habe hier meine Muße durch zwei Bücher ausgefüllt: die Odyssee und das Leben Wilhelm v. Humboldts von Haym.*) Die erstere habe ich in der ersten Woche meines Hierseins in einem Zuge und mit immer steigender Freude durchgelesen, ja mit einem Interesse und selbst einer Spannung, wie man einen Roman liest. Meerhorizont und Meeratmosphäre passen zu diesem wunderbaren Buche, das unter den einfachsten Anschauungen, der naivsten Objektivität und scheinbar sinnlichster Aeußerlichkeit die tiefsten Empfindungen und Bewegungen des menschlichen Lebens verbirgt.

Das andere Buch, welches ich auch bis auf wenige Seiten durchgelesen habe, hat mich zu den mannigfaltigsten Gedanken und Betrachtungen angeregt. Wie tief und innig ist Wilhelm v. Humboldt in jene Periode unserer klassischen Größe verflochten, in wie vieler Beziehung ist er der echte Repräsentant und Typus jener, leider so sehr hinter uns liegenden Bildung der Humanität! Gerade weil ihm nicht die energische Produktionskraft innewohnte, welche Schiller und Goethe auch wieder über diese von ihnen selbst mitgeschaffene Bildung hinaushob, konnte er am meisten alle Strahlen, alle Elemente derselben in sich vereinigen und sie gleichsam in ihrer Ganzheit an einem einzelnen Individuum, an sich selbst, zur Erscheinung bringen. Und wie wohlthuend, wie erquickend ist, gerade inmitten des Treibens unserer Tage, das den Menschen nicht den Dingen, sondern abstrakten Schemen der Dinge dienstbar macht, indem sich daher kaum noch eine reine Indi-

---

*) R. Haym, Wilhelm v. Humboldt, Lebensbild und Charakteristik. Berlin 1856.

vidualität bilden kann, sondern nur Juristen, wenn es hoch kommt, Staatsmänner, Gelehrte, Theologen u. s. w. — wie erquickend ist der Blick auf jene reine Menschlichkeit. Ich will die Schwächen jener Humanitätsbildung nicht verkennen, es fehlte ihr nur zu oft das letzte Wort, welches auch für die Menschen in dem Göttlichen allein zu finden ist, und zu dem nur die beiden großen Dichter durch die gottgegebene Kraft ihres Genies, oft ihnen selbst unbewußt, aber immer sicher geführt wurden; es fehlte ihr da, wo er eben nicht durch das Genie und das reine Streben liebevoller Thätigkeit ersetzt wurde, der feste sittliche Halt, wovon eben Humboldts Leben auch vielfaches trauriges Zeugniß abgelegt hat; — aber unbewußt war doch allen edleren Naturen in dem Menschlichen das Göttliche nahe, und die Schwächen und Fehler verschwinden in dem Glanze des im tiefsten Grunde reinen und edlen Strebens. Wie viele Menschen führen denn noch solch ein innerliches Leben wie Humboldt? Und wie edel und rein steht seine staatsmännische Praxis da im Vergleich mit der Gegenwart! Wie war sein ganzes Leben und Thun von den Ideen durchzogen! — Aber freilich, es war nur eine Bildung und Religion für edle Naturen. Und die Menschheit im Ganzen bedarf noch etwas Anderes."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 25. Oktober 1856.

„Uns hier steht nun ein »Aufeinanderplatzen der Geister« bevor in der Kirchlichen Konferenz,*) die vom 3. nächsten Monats in Monbijou tagen wird. Es wird manches Interessante und Anregende, wenig Ersprießliches dabei herauskommen. Ich selbst werde an der liturgischen Section theilnehmen, für welche ich ein Gutachten auszuarbeiten hatte, denke aber den Mund möglichst wenig aufzuthun. Diese Sachen sind wenig zur mündlichen Diskussion geeignet.

Im Ganzen glaube ich, daß diese Konferenz eher ein Hinderniß, als eine Förderung der künftigen General-Synode, für welche sie eine Vorbereitung sein soll, bilden wird. Unter den fünf Fragen (Bildung der Synode, Gemeindeordnung, Diakonie, Trauung geschiedener Ehegatten und Liturgie) findet die letzte, die liturgische, jetzt entschieden das

*) Zu dieser Zeit hatte Friedrich Wilhelm IV. eine Konferenz nach Berlin berufen, zur Vorberathung einer künftigen General-Synode.

geringste öffentliche Interesse und regt die Meinung fast nur durch die formale Frage über Einführuug der Liturgie, Recht der Gemeinden dabei und Verhältniß der Abendmahlsfeier zur Confession auf, in welcher letzteren Beziehung ich Meinungen habe, die von den gäng und gäben sehr abweichen."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 24. November 1856.

„Glücklicherweise bin ich nicht für alle fünf Fragen, die der Synode vorgelegt werden, zur Theilnahme berufen, sondern nur für die liturgische. Sie kam vorige Woche an die Reihe, verwandelte sich aber unter unseren Händen in eine ganz andere, nämlich in die Frage nach dem Fortbestand der Union; es waren ein paar Anträge über die Wiedereinführung der confessionell gesonderten Austheilungsformel des Abendmahls gemacht, welche den ganzen Bestand der Union gefährdeten, es gab einen harten Streit, indem die starr Confessionellen gerade jetzt sehr mächtig sind; aber nach zwei heißen Schlachttagen trugen wir Unionsfreunde einen glänzenden Sieg davon, den ich für sehr wichtig und für das schönste Ergebniß der ganzen Konferenz halte.

Darüber waren wir aber müde geworden und hatten zur Diskussion der materiellen Fragen der Liturgie Kraft, Zeit und Lust verloren, so daß wir diese nun ohne weiteres Eingehen in Bausch und Bogen mit einer Empfehlung an das Kirchenregiment, bei der weiteren Entwickelung die bestehende Agende zu Grunde zu legen und das vorliegende Material nach bester Einsicht zu benutzen (was natürlich gar nichts sagt), abthaten. Es war übrigens nicht viel Anderes zu thun; denn zur Diskussion liturgischer Einzelheiten ist eine solche größere Versammlung gar nicht im Stande; und ich bin ganz zufrieden, daß dabei mein, allerdings im Vergleich gegen das Gewohnte etwas weitgehender Entwurf auch so in Bausch und Bogen als zuläßig mit dem übrigen „schätzbaren Material" mit durchgegangen ist.

Jetzt ist man nun bei der Frage über die Trauung geschiedener Ehegatten, die sich wieder verheirathen; das ist eine praktisch sehr schwierige und heiße Frage, wobei man im Allgemeinen wohl strengeren Grundsätzen huldigt, als ich für prinzipiell nothwendig und praktisch durchführbar halte.

Die Konferenz, auf deren Zusammentritt man eben wegen der Furcht vor den confessionellen Elementen mit einiger Scheu hinblickte, wird nun doch hoffentlich eine gute Wirkung thun, nachdem sie in der Haupt- und Lebensfrage der Kirche, der Union, sich auf den rechten Boden gestellt hat. In Hannover, wo man sehr starr lutherisch confessionell ist, wird man dagegen krächzen, wie man in Mecklenburg schon im Voraus gethan hat." *)

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 27. Januar 1857.

„Mit großem Interesse und voller Beistimmung habe ich Alles gelesen, was Du über Herder schreibst. Wir wissen gar nicht mehr, was wir Alles Herdern verdanken, weil das, was er angeregt hat, uns in Fleisch und Blut übergegangen und daher eine Menge Sachen in ihm uns bekannt, gewohnt, banal vorkommt, während sie damals neu und originell waren und die ganze Kraft des Genies dazu gehörte, um sie damals zu sagen. Eine Menge jetzt in Scheidemünze ausgeprägter Gedanken ist von ihm zuerst auf den Markt gebracht, aber freilich als rohes Metall, ungeprägt. Darum hat er keine bleibenden Werke geschaffen, weil ihm der Sinn für die Form fehlte. Nur das Geformte hat einen Anspruch auf bleibende Dauer, das Ungeformte, köstlich wie es sein mag, ist nur da, um verarbeitet zu werden."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 1. Mai 1857.

„Manches Gute hat mir der gestrige Tag gebracht. Früh um 9 Uhr schon mußte ich zum Minister, weil so früh die einzige Stunde ist, wo man ihm mit einiger Ruhe Vortrag halten kann. Darauf zu Radziwills, um einer Schwester der Fürstinnen, Gräfin Clary, zum Geburtstag zu gratuliren und eine kleine reizende Aufführung der Kinder zu ihren Ehren anzuschauen. Es war ein wirklich erfreuliches Fest und hübsch, bei der Aufführung drei Generationen einer so edlen und liebenswürdigen Familie zusammen zu sehen: die spielenden Kinder, die Eltern derselben und die Großmutter der Kinder, die alte Fürstin

*) Vergl. Jul. Müller, Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht (Berlin 1854).

Clary, eine an Gemüth und geistiger Bildung gleich ausgezeichnete, ehrwürdige Matrone. Dann gab es zu arbeiten; zum Diner wieder bei Radziwills, und als ich von da nach Haus kam, ist inzwischen eine Einladung nach Charlottenburg zum König gekommen, zum Thee. Der König war sehr munter und gesprächig und entließ uns erst nach 11 Uhr. Der Abend war unterhaltend und gut; im engsten Kreis außer dem eigentlichen Hof und einer Gräfin Münster nur Herr v. Niebuhr."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 16. Juni 1857.

„Vor 14 Tagen feierte der Fürst Radziwill seine silberne Hochzeit und die Verlobung seines ältesten Sohnes mit einer Enkelin der Herzogin von Sagan; auf dies lang ersehnte Fest war durch den kurz vorhergegangenen Verlust*) ein recht trüber Schatten geworfen, der noch vermehrt wurde, als bei dem Festdiner der silberne Bräutigam und die junge Braut durch Unwohlsein verhindert waren zu erscheinen. Doch war es immer ein schönes Fest auch in seiner stilleren Feier, in welche die große Zahl junger Welt in dem Hause einiges Leben hineinbrachte."

Am 14. Juli erkrankte der König heftig in Pillnitz. Schönlein**) hatte einen Gehirnschlag befürchtet: „Die Gefahr sei vorüber, doch blitze es noch nach und könne einschlagen." Indeß besserte sich der Zustand schnell, schon an demselben Tage konnte der König das Bett wieder verlassen.

Zum 28. August heißt es in Abekens Tagebuch: „Um 2 Uhr Potsdam, Diner in Sanssouci (Ranke,***) Kleist†) ꝛc.). Nach dem Diner auf der Terrasse Gespräch über England, dann allein im Zimmer

*) Tod der bildschönen siebzehnjährigen Prinzessin Leontine, Tochter des Fürsten Wilhelm Radziwill.

**) Joh. Lukas Schönlein, 1793—1864; Professor der Therapie und Leibarzt des Königs.

***) Leopold v. Ranke, 1795—1886.

†) Hans Hugo v. Kleist-Retzow, 1814—1892; 1851—1858 Mitglied des Herrenhauses.

von Seiner Majestät dem König (Gespräch über Liturgie und Abendmahlsfeier). Spaziergang nach dem Paradiesgärtlein, Thee in Sanssouci, um 10 Uhr in Berlin.“

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 31. August 1857.

„Zu Lewes' Biographie*) wirst Du noch oft den Kopf geschüttelt haben; der ist nicht der Mann, uns etwas über Goethe zu sagen; er ist schon viel zu eitel und eingebildet dazu. Wer über Goethe reden will, muß bescheiden sein wie dieser selbst, allenfalls dann auch ebenso stolz; nur nicht eingebildet.

Am 28. hatten wir Graeca**) bei Lepsius, die Damen waren auch für diesmal dazu geladen, und es war so schön abgemacht, daß wir früh zusammenkamen, erst ein wenig Griechisch lasen und dann, wie an dem Tage gewöhnlich, Goethe feiern wollten, durch Vorlesen von Lieblingssachen, novis auf ihn bezüglich. Da sitzen dann die Freunde am Abend bei Lepsius zusammen und warten auf mich, und ich — bleibe aus. Konjekturen, Hohn, Spott, Zorn, Sorge, Alles wird auf mich ergossen, hauptsächlich blieb man bei der Analogie des Baal stehen (1. Könige 18, 27: er tichtet oder schläft). Endlich nach 10 Uhr trete ich herein, und zwar in voller Uniform; ich war nämlich plötzlich zum Diner nach Potsdam befohlen, um meine Liturgie vorzulesen, und hätte eigentlich auch Abend und Nacht bleiben sollen; mit großer Mühe war es mir gelungen, mich nach dem Thee um 9½ loszumachen und um 10 Uhr in Berlin zu sein, wo ich denn die Freunde noch im besten Goethe-Lesen und Trinken traf, so daß es ein hübscher Abend war, trotz Degen und Epauletten, welche ja der Geheime Rath Goethe auch nicht verschmähte. — Der Goethesche Geburtstag ist uns gerade in unserem Kreise ein besonders lieber Tag; auch mit weil an dem 100jährigen Tage 1849 eigentlich zuerst in Lepsius' Hause sich der Kreis zusammenfand, der nachher dort ein so treuer Stamm geblieben, und auf den so recht die Worte des Bundesliedes passen: „Wer lebet in unsrem Kreise — Und lebet nicht fröhlich drin?“

*) Lewes, Life and Works of Goethe. London 1855.

**) Gemeint sind die S. 221 erwähnten Freitagszusammenkünfte, die „Griechische Gesellschaft“.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 2. Oktober 1857.

„Von der Assembly of Christians*) sollte ich Dir schreiben. Aber sehr viel ist nicht davon zu sagen, viel sichtbare Spuren wird sie nicht zurücklassen. Ihr Haupterfolg besteht in der Berührung von Männern und Geistern aus den verschiedenartigsten Kreisen, wodurch denn hie und da gemerkt worden ist, daß hinter den Bergen auch Leute sind — und auch Christen. Das ist immer ein guter Erfolg; und die ganze Sache war eine erfreuliche Demonstration gegen den starren und engherzigen Confessionalismus, eine Stärkung der guten Sache der Union und eine Ermuthigung ihrer Freunde, namentlich auch unseres lieben Königs selbst.

Der Empfang der Versammlung durch den König in Potsdam muß eine sehr großartige Scene gewesen sein, der eigentliche Glanzpunkt des Ganzen; es war des Redens, namentlich der langen, katheder-haften Vorträge zu viel. Die Leitung des Ganzen war überhaupt nicht sehr gut; unsere deutschen Prediger und Professoren machten sich gar zu breit. In England und unter Leitung von Engländern würde man zu mehr praktischen Resolutionen nach ernsten Debatten gekommen sein.

Das freundschaftliche Zusammensein mit Bunsen**) und seinem Sohne Georg (den ich so recht von klein auf habe heranwachsen sehen, und der nun als ein glücklicher Gatte und Vater von 2 Kindern ein kleines Gut, Burg Rheindorf bei Bonn, bewirthschaftet) war mir ein großer Genuß; gestern aßen Beide mit Lepsius und seiner Frau bei mir, was mir ein besonderes Vergnügen war. Sein Herkommen war mir ganz unerwartet; er hatte es nicht beabsichtigt, aber der König, der lange keine persönliche Berührung mit ihm gehabt hatte und ihn mit der ganzen Zärtlichkeit eines alten Freundes liebt, hatte ihn so dringend eingeladen, daß er nicht widerstehen konnte. So war er denn der Gast des Königs, wohnte in dem Schloß und war sehr behaglich."

Tagebuch.

6. Okt. Am Morgen hatte der König nach Sagan und Pillnitz reisen wollen, war aber unterwegs mit dem starke Cigarren rauchenden

*) Die S. 237 erwähnte Konferenz.

**) Bunsen war auf Einladung des Königs ebenfalls zur Konferenz erschienen.

Kaiser von Rußland und dem König von Sachsen im Wagen unwohl geworden und von hier nach Potsdam zurückgekehrt. Abends Fieber. Der Minister war morgens arglos nach der Lausitz gefahren.

7. Okt. Der König den Tag über im Bett, schlief viel.

8. Okt. Morgens schon bedenklichere Gedanken um den König. Der Minister zurückgerufen. Abends heftige Congestionen, die das Aeußerste befürchten ließen.

10. Okt. Etwas bessere Nachrichten von Potsdam.

Abeken schrieb an Olfers:*)

Berlin, Sonntag den 11. Oktober 1857.

„Sie haben ohne Zweifel schon das Bulletin von heute Morgen, welches lautet: »3½ Uhr. Seine Majestät der König haben in der Nacht viel und ruhig geschlafen, fühlen sich aber beim Erwachen sehr müde und angegriffen. Die Congestionserscheinungen treten immer mehr in den Hintergrund.« Aber es ist Ihnen vielleicht noch die folgende, von dem Ministerpräsidenten geschickte, aber ausdrücklich nicht für den Druck bestimmte Notiz angenehm: »11 Uhr morgens (soll heißen 9 Uhr). Seine Majestät der König haben eine ruhige Nacht gehabt. Eisumschläge nicht mehr nöthig, weil der König einen kühleren Kopf und gar keine Congestionen nach dem Gehirn hatte. Jetzt schläft er noch einen, wie es scheint, gesunden Schlaf.« Das klingt recht tröstlich, auch weiß ich, daß Schönlein gestern Abend spät gesagt hat: »Jetzt könne er zum ersten Mal einige Hoffnung geben.« Gott helfe weiter!"

Tagebuch.

23. Okt. In Sanssouci, Unterzeichnung der Uebertragung an den Prinzen von Preußen.**)

24. Okt. Im Staatsanzeiger Veröffentlichung der Uebertragung, Reskript des Prinzen vom 24.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 15. November 1857.

„In der Zeit während der früheren Periode der Krankheit des Königs, wo Du recht nach einem aufklärenden Wort von mir verlangt

*) Ignaz v. Olfers, Wirklicher Geheimrath, Generaldirektor der Königlichen Museen; † 1872.

**) Stellvertretung, später Regentschaft des Prinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Wilhelm.

haben magst, fehlte mir der Muth zum Schreiben; man konnte von nichts Anderem reden und mochte doch gerade davon nicht reden. Wie es jetzt mit dem Befinden steht, das weiß man eigentlich nicht; es geht besser, ja, namentlich in leiblicher Hinsicht; ob aber diese Besserung die Hoffnung auf vollständige Heilung auch in geistiger Hinsicht gestattet, das weiß Niemand, und sorgenvoll blickt man in die Zukunft, wünscht Entscheidung und fürchtet sie und muß sich am Ende beruhigen, daß auch das in der Hand Gottes liege.

Zehn Tage vor dem Anfall hatte ich den König noch in voller Kraft und Frische des Geistes gesehen, so daß ich an die allerdings vorhergegangenen Symptome von Unwohlsein, aus wie guter Quelle man sie auch erfuhr, doch nicht glauben wollte. Er war so liebenswürdig wie je, und nach Einzelnem, was man hört, ist dieser Zauber der Liebenswürdigkeit für die wenigen Personen, die ihn bis jetzt gesehen — denn er muß in der äußersten Ruhe gehalten werden —, auch jetzt nicht von ihm gewichen."



7. Kapitel.

Tod der Frau v. Wildenbruch. — Regentschaft des Prinzen von Preußen. — Die Olfers-Yorcksche Familie. (1857—1859.)

„Wenn einst die Stunde kam,
Die meiner Brust den letzten Seufzer nahm,
So saget nicht, daß ich entschlief,
Sagt nur, daß ich nach langer Nacht
Aus einem schweren Traum erwacht,
Weil mich ein Engel rief."

An Frau Eugenie Richard.*)

Berlin, den 18. Dezember 1857.

„Durch die Erkrankung unseres Königs kam eine trübe Zeit, die auf allen guten Preußenherzen schwer lastete und am allerschwersten auf allen denjenigen, die, wie es mir zu Theil geworden, öfter das Glück gehabt, in nähere persönliche Beziehung zu ihm zu treten. Gerade die Natur der Krankheit war und ist leider so besonders schmerzlich; daß ein so reicher, umfassender, produktiver

*) Vergl. S. 124.

Geist, ein Geist, wie er seit Friedrich II. auf keinem Throne gesessen, seine Spannkraft verlieren und in seiner Klarheit getrübt werden sollte! Eine bloß körperliche Krankheit hätte man ja viel leichter ertragen. Von dem Zauber seiner Persönlichkeit und Liebenswürdigkeit, der Güte seines Herzens, der sprudelnden Fülle seiner Gedanken und Ideen kann sich Niemand einen Begriff machen, der nicht in seine Nähe gekommen.

Die Genesung. ist bis jetzt glücklich fortgeschritten, die Klarheit, wenn auch nicht die Kraft und Elastizität des Geistes wiedergekehrt, aber von jeder Aufregung und Anstrengung muß man einen Rückfall befürchten, der ihn sicher hinraffen wird. Wenn das nun bei einem geliebten Menschen schon so traurig ist, wieviel mehr bei einem Fürsten, von dessen leiser Handbewegung oft das Wohl und Wehe so vieler Menschen abhängt. Darum leben wir noch immer in ängstlicher Spannung und sehen besorgt in die Zukunft."

Abeken brachte das Weihnachtsfest bei Onkel Rudolf in Osnabrück zu. Nach Berlin zurückgekehrt, beklagte er den Tod der von ihm hochverehrten Gattin seines Freundes Wildenbruch auf das Tiefste. Er schreibt an seinen Onkel Rudolf: „Wenn je eine Gattin und Mutter ihrem Kreise nöthig war, so war es diese; und nun ruft der liebe Gott sie ab in dem Augenblick, wo die Tochter in die Welt tritt und des mütterlichen Auges und Rathes mehr als je bedarf, und die kleineren Knaben ohne mütterliche Pflege kaum zu denken sind. Wenn je eine Frau für das Leben, seine Pflichten wie seine Genüsse, geschaffen war, so war es diese Frau und nun ist sie durch so langes schmerzliches Leiden für den Tod, für den Himmel bereitet und ihm früh zugeführt. Gottes Wege sind wunderbar, und das letzte Ende aller Betrachtungen ist doch immer nur ein gläubiges und vertrauensvolles Hingeben an die ewige Liebe. Erhebend ist ein solches Todtenbett, und eine wieviel sicherere und schönere Bürgschaft für das ewige Leben, ja für die über den Tod hinaus fortdauernde Gemeinschaft als die angeblichen, albernen Manifestationen von Geistern ꝛc. Wenn wir die Nähe der Geister empfinden können, so ist es gewiß nicht durch Vermittelung des Tisches, des Holzes, des Magneten oder selbst eines Mediums von Fleisch und Bein, sondern tief im innersten Herzen in den besten Stunden und Regungen der Liebe und Treue.

Wohl haben wir den Augenblick des Scheidens lange vorausgesehen und bedacht, ja ihn herbeiwünschen müssen, aber wenn er kommt — —. So sieht man die Sonne dem Horizont sich zuneigen, hinabsteigen, und wenn sie ganz hinab ist, hat doch mit einem Male Himmel und Erde ein augenblicklich ganz verändertes, für mich immer überraschendes Aussehen. Man sieht ein Licht dem Erlöschen nahe, aufflackern und wieder versinken, man weiß, es muß aufhören zu brennen, aber im Dunkeln ist man doch erst in dem Augenblicke, wo es wirklich ausgebrannt ist."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 21. Januar 1858.

„Die Liebe und Treue, die Gemeinschaft des Geistes und Herzens sind die einzigen rechten und wahren Annäherungs- und Verbindungsmittel mit unseren lieben Todten und der jenseitigen Welt; und alle anderen Versuche, sich ihnen zu nähern, sind Verirrung, Profanation, man kann sagen Sünde. — Nein, wir wollen uns an den alten christlichen Glauben halten, daß wir in Gott mit unseren vorangegangenen Lieben vereinigt sind, daß sie nun im Geist und in der Wahrheit vollkommen leben und daß, je mehr uns das auch gelingt, wir ihnen um so näher sind.

Gerade am Todtenbette derer, die wir lieben, tritt einem das Abgeschmackte und Profane jenes Treibens doppelt nahe. Ein Todtenbett, das Sterben, ein Todter sind so ernste und heilige Dinge!"

An Frau Eugenie Richard.

Berlin, den 11. Februar 1857.

„Sie wissen aus den Zeitungen, welche festlichen Tage Berlin erlebt hat;*) und noch immer drängen sich die Feste, durch welche die Abende verloren gehen, so daß die übermüdeten Morgen kaum für die Geschäfte ausreichen. Soviel Sie an Beschreibung interessiren kann, finden Sie auch in den Zeitungen; aber ich darf hinzusetzen, daß alle Zeitungen und Beschreibungen kein ausreichendes Bild von der allgemeinen herzlichen Theilnahme und der innigen und gewiß aufrichtigen Stimmung der ganzen Bevölkerung geben können. Diese Stimmung und Theilnahme werden nur noch vermehrt durch den Gedanken, dessen sich Niemand erwehren kann, an die trübe Wolke, die über unserem

*) Einzug des prinzlichen Paares Friedrich Wilhelm und Victoria.

Königshause und damit über dem ganzen Lande schwebt durch die Krankheit des Königs.

Nicht ohne Rührung kann man die junge Prinzeß betrachten! So gar jung und kindlich sieht sie aus, recht wie eben aus der englischen nursery kommend, und schon auf so erhabene Stelle gestellt, um von tausend Augen beobachtet zu werden, während ihre eigenen Augen (die sehr schön sind) noch so ganz frisch, naiv und unbefangen in die Welt hinausblicken. Es ist ein ernstes und schweres Loos, das den Fürsten und Großen dieser Welt zu Theil geworden. Und ihren Trost und ihre Stärke können sie doch zuletzt auch nur in den einfachsten menschlichen Empfindungen der Liebe und des Glaubens finden, die sie mit jedem Bettler theilen. Gottlob, daß diese menschlichen Empfindungen von je her in unserem Königshause lebendig gewesen sind und hoffentlich immer sein werden."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 4. Mai 1858.

„Vorgestern kam in einer Gesellschaft (worin unter Anderen auch Tiecks Neffe, Bernhardi,*) der Herausgeber der Denkwürdigkeiten des russischen Generals Toll, war) das Gespräch einmal wieder auf die alte alberne Rede, wie es besser für Goethe gewesen wäre, wenn er statt in Weimar in einem großen bürgerlichen Gemeinwesen, wie Frankfurt oder Hamburg, gelebt hätte. Wie thöricht ist diese Rede; da wäre Goethe nur auf das Schriftstellern angewiesen gewesen, und in einem solchen Leben hätte selbst Goethe zu Grunde gehen können. Er bedurfte der Arbeit, aber einer lebendigen Arbeit, in frischer Anschauung, in unmittelbar thätigem Eingreifen; die konnte ihm nur eine solche Stellung darbieten, wie die seine war, in einem kleinen Lande, das nicht aus der Ferne vom grünen Tisch ministerieller Bureaus her regiert wird, sondern wo der Regent überall sehen, augenblicklich einwirken kann, wo aller Segen von der Gegenwart des Herrn kommt, wie auf dem Gute das Gedeihen von dem Dünger, der von des Herrn Schuhen fällt. Weder ein Litterat, noch ein solcher Beamter eines großen Staates durfte Goethe werden, sondern eben nur Verwalter eines kleines Landes, das gleichsam nur ein großes Landgut ist; da konnte er leben und

*) Theodor v. Bernhardi, 1802 bis 1887; Historiker und Diplomat.

arbeiten, und gerade indem sein Schreiben nur nebenbei abfiel, wurde es vollkommen. Schon daß er dadurch vor dem Ueberreiz des Produzirens und dem noch schlimmeren des Publizirens bewahrt wurde, ist ein Großes."

Nach kurzer Abwesenheit, während der er Heidelberg, München, Nürnberg und auch den Grafen Yorck*) auf seinen Gütern in Schlesien besuchte, schrieb Abeken an Onkel Rudolf:

Berlin, den 5. Oktober 1858, abends.

„Die nächste Zeit muß uns die Entscheidung über die Frage bringen, in welcher Form die bisherige Regierung des Landes**) in ein Definitivum übergehen soll; daß dies nöthig sei, erkennt Jedermann an, und es handelt sich nur um das Wie, welches auch leicht zu finden wäre, wenn es Allen nur um die Sache selbst zu thun wäre und nicht von allen Seiten so viel unnöthige Rücksichten und persönliche Nebenabsichten sich einmischten.

Bei dem Prinzen selbst sind es die edelsten Motive der Pietät und des Zartgefühls, welche ihm das Handeln erschweren. Das steht jedenfalls fest, daß von nun an eine vollkommene Selbstthätigkeit des Regenten eintreten muß, und wenn das erreicht wird, so ist die Form des Uebergangs wenn auch nicht gleichgültig, doch verhältnißmäßig weniger wichtig. Die Sache ist selbst in den höchsten Regionen vielleicht noch nicht entschieden und wird mit großem Geheimniß behandelt."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 27. Oktober 1858.

„Als ich Anfang des Monats von meiner Reise hierher zurückkam, war die Frage über die Ordnung der Regentschaft noch nicht festgestellt, wenngleich man sich schon der Hoffnung hingeben durfte, daß der feste und loyale Sinn des Prinzen an seinem eigenen, des Landes und des Königs Recht gleichmäßig festhalten würde. Es hat denn auch

*) Hans David Ludwig Yorck von Wartenburg, Sohn des Feldmarschalls, von elf Kindern der einzige, der ihn überlebte. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien machte Abeken Yorcks Bekanntschaft, der ihn ebenso sehr durch Reichthum des Geistes wie durch Gediegenheit des Charakters anzog. So verschieden die beiden Männer auch in mancher Hinsicht zu sein schienen, schlossen sie sich doch in enger Freundschaft einander an, denn ihr geistiges Streben galt denselben hohen und edlen Zielen.

**) Durch den Prinzen von Preußen.

noch manche Sorge und in der Umgebung des Königs vielleicht manchen Kampf gegeben, da man von manchen Seiten her statt einer eigentlichen Regentschaft eine bloße Verlängerung der Stellvertretung auf ungewisse Zeit, dann, als die Unmöglichkeit davon erkannt worden, wenigstens eine bloße Uebertragung der Regentschaft und Einsetzung des Regenten durch bloße Königliche Machtvollkommenheit ohne Beziehung auf die Verfassung und die verfassungsmäßige Mitwirkung der Stände gewünscht hatte.

Selbst nun, als die Sache an höchster Stelle durch den Erlaß vom 7. Oktober (der König hatte das Schreiben mit großer Festigkeit unterzeichnet; kurz nachher aber fand man ihn mit den Händen vor dem Gesicht bitterlich weinend — und wer empfände das nicht mit ihm!) entschieden war, so blieb die Zusammenberufung des Landtages noch ein banger Augenblick, da in den Ständen selbst eine nicht geringe Partei ihre eigene Kompetenz zur Mitwirkung in Frage stellte und man fürchten mußte, durch Diskussion und Zwietracht die ganze Stellung Preußens in einem Augenblick zu kompromittiren, wo die höchste Einmüthigkeit noth that. Aber Preußen hat sich wieder bewährt in der Stunde der Noth. Mit vollkommener Einmüthigkeit ist das Rechte geschehen, die extremsten, widerspenstigsten Elemente beider Seiten haben ihren Widerspruch aufgegeben, und mit voller Einstimmigkeit ohne Diskussion und Streit ist der Beschluß gefaßt, der die Nothwendigkeit der Regentschaft anerkennt und somit die Handlungsweise des Prinz-Regenten sanctionirt. Dadurch ist das, was unter anderen Umständen und in anderen Ländern ein Element der Schwäche zu sein pflegt, eine Regentschaft, bei uns durch die Loyalität und Uneigennützigkeit des von jedem Ehrgeiz freien Regenten und durch die einmüthige Theilnahme des Volkes zu einem Element erneuter Stärke geworden.

Ich war in der kurzen und doch so denkwürdigen Sitzung der vereinigten beiden Häuser am Montage gegenwärtig, und ich werde die drei erhebenden Momente, die ihren kurzen, raschen Verlauf bildeten, niemals vergessen. Zuerst nach verlesenem Bericht der Kommission und der Erklärung des Präsidenten: »Ich eröffne die Diskussion«, das feierliche, beredte Schweigen, die athemlose Stille der Erwartung (denn bis auf den letzten Augenblick war man nicht sicher, ob nicht irgend ein Einzelner auftreten und durch unüberlegte Worte den Anlaß zu

endlosem, fruchtlosem und verderblichem Streit geben würde), bis der Präsident wieder aufnahm: »Da Niemand sich zum Worte gemeldet hat, so schließe ich die Diskussion.« Dann, als der Antrag der Kommission: Die Nothwendigkeit der Regentschaft, gemäß der Königlichen Botschaft, anzuerkennen — der überwältigende Eindruck, den das gemeinsame Erheben der ganzen, aus 525 Personen bestehenden Versammlung, die wie ein Mann mit einem Male aufstand, daß der Präsident selbst mit zitternder Stimme sagte: »Der Antrag ist einstimmig angenommen«. Endlich das begeisterte donnernde Lebehoch, welches dem König und dem Prinz-Regenten gemeinsam, beide hier zum ersten Mal in einer Ovation vereinigt, von der Versammlung und dem zahlreich anwesenden Publikum gebracht wurde, ausgerufen von dem Präsidenten, der in schönen Worten ausgesprochen hatte, daß der Segen des verklärten Königs, des Vaters dieses Brüderpaares, des Vaters des Königshauses und des Landesvaters, auf dieser Stunde geruht habe."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 2. März 1859.

„So ist denn unser junger Prinz,*) der erst übermorgen seinen Namen erhalten wird (am Kalendertage Friedrich), obwohl im Januar geboren, fast ein Frühlingskind zu nennen; und wir wollen hoffen, daß die schönen Frühlingshoffnungen der Zukunft, die sich an seine Geburt knüpfen, erfüllt werden. Sonst kann sein erstes Jahr ein recht stürmisches werden. Doch kann noch Niemand voraussehen, was der Sommer bringt. Daß es in Italien ruhig bleibe, kann ich kaum glauben; aber ich hoffe, Preußen und Deutschland wird sich, trotz der Kriegslust Eurer, wie einiger süddeutscher Kammern, in einen Krieg um Italien**) nicht hineinziehen lassen. Deutschland anzugreifen wird Napoleon sich wohl hüten. Das arme Italien mit seinem fatale dono della bellezza! Frankreich hat ihm nie Segen gebracht und wird es auch diesmal nicht thun, aber das entschuldigt und rechtfertigt nicht die systematische Knechtung durch Oesterreich, welches im eigenen Lande nicht gerade schlecht regierte, aber bewußt und absichtlich Sorge trug,

*) Der jetzige Kaiser Wilhelm II., geb. 27. Januar 1859.

**) Beginn des Krieges zwischen Frankreich, Sardinien und Oesterreich.

daß im übrigen Italien schlecht und schlechter regiert wurde. Du wünschest, daß Oesterreich und Preußen jetzt als treue Brüder dastehen möchten; gewiß wünscht das Niemand mehr als ich, aber die brüderliche Gesinnung muß auf beiden Seiten sein.

Die Leiter unserer Politik haben in diesem Augenblick eine schwere und ernste Aufgabe; mögen sie sich weder durch kleine Rücksichten und Häkeleien, noch durch Gefühle und augenblicklich aufgeregte Stimmungen leiten lassen! Daß sich die Volksstimmung in Deutschland so entschieden gegen Frankreich ausspricht, ist mir sehr lieb; aber die Regierungen dürfen sich dadurch nicht zu unbesonnenen Schritten hinreißen lassen. Die hannoverschen Kammern haben jedenfalls etwas über das Ziel hinausgeschossen.

Wenn ich Dir von der Freude über unseren jungen Prinzen schreiben soll, so ist das zwar auch halb politisch, aber doch noch mehr menschlich. Es war wirklich ein schöner Tag! Ich hatte gerade Lepsius und den Sohn des Grafen Yorck bei mir zu Tische und mußte deshalb früher vom Ministerium fort, so daß ich von dort nur die Nachricht mitnehmen konnte, daß das große Ereigniß jeden Augenblick erwartet werde. Das war wirklich eine athemlos ängstliche halbe Stunde! Meinen Gästen sagte ich nichts davon, brachte aber eine Flasche Champagner mit; und als nun die Schüsse zu großer Ueberraschung jener anfingen und wir athemlos bis über 40 (36 für eine Prinzeß, 72 für einen Prinzen) gezählt hatten, da stimmten wir in den Jubel ein, der von der Straße zu uns herauf tönte. Der Großvater, Prinz von Preußen Regent, war gerade auf dem Ministerium und zwar zu Fuß dorthin gekommen, so daß er, als ihm die Nachricht gebracht wurde (man hatte es erst 1 bis 2 Stunden später erwartet), sich in eine Droschke warf und in dieser, wie ein guter Berliner Bürger und zum Jubel seiner Berliner Mitbürger, vor das Palais vorfuhr. Dann war zur Feier des wenige Tage vorhergegangenen Geburtstags Friedrichs II.*) Sitzung der Akademie, und wie hübsch war es, als diese mit der Ankündigung der Manchem unter den Zuhörern noch unbekannten Freude eröffnet wurde. Abends improvisirte Illumination, die sich übermorgen am Tauftage glänzend wiederholen wird.

*) 24. Januar 1712.

Die allgemeine Theilnahme war äußerst erfreulich, es war wie ein Familienfest für die ganze Stadt- und das ganze Land. Durch glücklichen Zufall war gerade an dem Abend die erste diesjährige große Cour bei dem Prinz-Regenten; und der sah als Großvater, wie Prinz Friedrich Wilhelm als Vater, von Glückwünschen umringt, einmal glücklich aus!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 4. März 1859.

„Ich gehe zunächst Deinen Brief durch und freue mich Deines Wohlgefallens an Herman Grimms*) Essays, wundere mich aber über Deine Fragen nach ihm. Sollte ich Dir niemals erzählt haben, daß er der Sohn des einen der beiden Brüder Grimm, Wilhelms, ist, allerdings in Berlin lebt und zu den Leuten gehört, die ich am meisten sehe. Er wird etwa 30 Jahre alt sein, ist eine lange, hagere Gestalt, mit sehr bedeutendem, etwas eingefallenem Gesicht, schwarzem Haar und braunem Bart, humoristisch, oft etwas sarkastisch in seinem Wesen, eine durch und durch edle Natur und nicht von fern mit dem elenden Volk unserer jungen Litteraten zu vergleichen; er gehört eben einer anderen Ordnung der Dinge an. Im Hause der Bettina v. Arnim, das nun durch ihren Tod aufgelöst**) ist, war er wie Kind im Hause. Er arbeitet jetzt an einem größeren Werke über „Michel Angelo und seine Zeit"***) und hat eine ganz vortreffliche kleine Broschüre über Kunstakademien herausgegeben. Ich theile ganz Deine Ansicht über sein kritisches Talent, das ebenso durchaus positiver, urtheilender Natur ist, nicht nur kritisirender. Wie lebendig und scharf sind seine Charakteristiken, wie natürlich quellen ihm die Gedanken hervor. An Marotten fehlt es ihm allerdings nicht; so seine übertriebene Werthschätzung des Amerikaners Emerson,†) der selbst weit unter Grimm steht. Aber sein poetisches Talent ist auch nicht gering.

Du fragst nach Radziwills. Es sind zwei Brüder, Fürst

---

*) Herman Grimm, geb. 6. Januar 1828; seit 1872 Professor der Kunstgeschichte in Berlin, jetzt Geheimrath, war verheirathet mit Gisela v. Arnim, einer Tochter Bettinas.

**) 20. Januar 1859.

***) 1894 in 7. Auflage erschienen.

†) Ralph Waldo Emerson, 1803—1882; Dichter und Philosoph.

Wilhelm und Fürst Boguslav, beides Söhne des berühmten Fürsten Anton Radziwill,*) den Du mit Humboldt Arm in Arm spazieren gesehen, und dessen in jeder, besonders aber in musikalischer Beziehung großes Genie**) sein Haus zum schönsten Mittelpunkt geistigen Lebens in Berlin gemacht hatte, und jener herrlichen Prinzeß Luise,***) die Du aus Pertz' Stein†) kennst, der Schwester des Prinzen Louis Ferdinand. Das Genie des Vaters ist nicht auf die Söhne übergegangen, wohl aber die edle Gesinnung der Mutter; der jüngere Boguslav hat viel Geist und Humor. Beide Brüder haben zwei Schwestern geheirathet aus dem fürstlichen Hause Clary in Oesterreich, deren Mutter, die alte Fürstin Clary (Tochter oder Enkelin des berühmten witzigen Prince de Ligne), noch lebt, in diesem Augenblick, wie gewöhnlich im Winter, in Berlin bei ihren Töchtern, eine höchst ausgezeichnete Frau (die Goethe in Karlsbad und sonst sehr genau gekannt hat) und mit 80 Jahren äußerst geistesfrisch und liebenswürdig ist. Ich gehe oft abends dahin, und bei Familienfesten pflegt man mich freundlicherweise zu den näheren Freunden zu zählen."

An Onkel Rudolf.

Berlin, Ende Mai 1859.

„Humboldts††) Tod! daß er auch Dich recht bewegen würde, dachte ich mir wohl. Er ist der letzte große Name aus einer großen Zeit, in welche wenigstens mit meinen Wurzeln hineinzudringen ich mich sehr freue. Es war die Zeit der Humanität; Humanität ist ein großes Wort; sie ist uns sehr abhanden gekommen, und wenn man nur sagen dürfte, daß die Pietät, die Onkel Ludwig†††) einmal mit ihr kontrastirte, in ihre Stelle getreten wäre! Humboldts Verlust wird in weiten Kreisen empfunden werden; es ist nun Niemand mehr da, der an höchster Stelle die Interessen und die Förderung der Wissenschaft mit dem doppelten Gewichte eigenen Verständnisses und anerkannter Autorität

*) Fürst Anton Radziwill, 1755—1833; Statthalter von Posen 1815. Die Söhne waren: Wilhelm Radziwill (vergl. S. 154) und Boguslav Radziwill (vergl. S. 159).

**) Musik zu Goethes „Faust."

***) Prinzessin Luise Friederike von Preußen.

†) G. H. Pertz, Leben des Ministers Freiherrn v. Stein, 6 Bände, 1849—1854.

††) Starb am 6. Mai 1859.

†††) Vergl. S. 12.

vertritt. Die Theilnahme war eine sehr allgemeine, die Begräbnißfeier, an welcher ich natürlich, auch im Zuge und in Uniform, theilnahm, eine schöne und würdige. Seine Leiche sah nicht entstellt, aber sehr verändert aus. Er hatte früher bei Tiecks Begräbniß den Wunsch geäußert, daß auch ihm der Prediger Sydow, der Schüler Schleiermachers, die Leichenrede halten möge. Darin hat sein Sinn sich merkwürdigerweise geändert; denn auf seinen ausdrücklichen Wunsch hat es der treffliche Generalsuperintendent Hoffmann gethan, den er in den letzten Wochen mehrmals hat zu sich kommen lassen, um mit ihm und dem Schwiegersohn Wilhelm v. Humboldts die ganze Ordnung seines Leichenbegängnisses zu besprechen, und dem er selbst auch den Text bezeichnet hat, über den er sprechen sollte (1. Korinther 13, 8—10).*) Ich selbst habe ihn vor etwa zwei Monaten zum letzten Mal gesehen. Sein letzter Ausgang am Gründonnerstag war zu dem Geheimen Kabinetsrath Illaire, bei dem er aß und geistig regsam war, aber zu jedem Schritt geführt werden mußte. Dann trat immer wachsende Schwäche und Somnolenz ein, in der er ruhig und schmerzlos hinüberging, gewiß zu großer Erkenntniß und zu — »mehr Licht.«"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 21. Juli 1859.

„Die unerwarteten, allerdings auch mir in solcher Schnelligkeit unerwarteten Friedensnachrichten**) haben wenigstens meine Voraussagen bestätigt, daß wir nicht zum Kriege kommen würden, wenn wir denselben nicht muthwillig bei den Haaren herbeiziehen. Das Letztere verlangte Oesterreich, verlangte Deutschland von uns; ich danke Gott, daß wir uns nicht haben verlocken lassen. Oesterreich hat es nicht der Mühe werth gehalten, seinen letzten Mann und seinen letzten Gulden (doch der ist vielleicht schon ausgegeben) an die Behauptung seines Länderbestandes, seiner sogenannten Machtstellung in Italien und die Heiligkeit der (von ihm selbst schon öfter durchbrochenen) Verträge

*) „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird. Denn unser Wissen ist Stückwerk, und unser Weissagen ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören."

**) Gemeint ist der Abschluß des Präliminarfriedens zwischen Franz Joseph und Napoleon III. in Villafranca am 11. Juli 1859, der zu dem für die Einigung Italiens ungünstigen Züricher Frieden (10. November 1859) führte.

von 1815 zu wenden; aber sehr recht wäre es ihm gewesen, wenn Preußen und Deutschland ihren letzten Mann daran gesetzt hätten. — Während schon über den Frieden verhandelt wurde, erklärte Fürst Windischgrätz*) hier noch, der Kaiser werde sich bis auf den letzten Mann wehren, und der österreichische Gesandte meinte, die bloße Herstellung des status quo ante würde doch nur ein fauler Frieden sein, mit dem Oesterreich sich nicht begnügen könne. Ich sagte damals gleich, ja bis auf den letzten Preußen, aber nicht bis auf den letzten Oesterreicher."

An Frau Eugenie Richard.

Berlin, den 6. August 1859.

„Für das arme, mir so liebe Italien sehe ich recht sorgenvoll in die Zukunft; es ist ein eitles und albernes Gerede, daß die Italiener nicht fähig wären, ein gesundes und vernünftiges politisches Gemeinwesen zu bilden. Sie haben eben so viel (und vielleicht mehr) politischen Sinn als Deutsche und Franzosen, aber man erlaubt ihnen ja niemals, ihre Fähigkeiten zu zeigen und sich selbständig zu entwickeln. Zwischen zwei größeren und darum natürlich mächtigeren Reichen in der Mitte sind sie natürlich der Spielball derselben geworden; und ich fürchte, es wird noch lange so bleiben, und der ungenügende und ungeschützte Zuwachs, den Sardinien erhalten hat, wird für dasselbe mehr ein Element der Schwäche werden als der Kraft. Doch auch ich will mich nicht auf Politik einlassen; ich will Sie nur versichern, daß ich zu dem italienischen Volke nicht nur eine herzliche Zuneigung, sondern auch ein gutes Vertrauen habe, und daß ich endlich auch die Hoffnung nicht aufgebe, daß nach einer allerdings jetzt fürs Erste noch wahrscheinlichen Zeit der Verwirrung und der Anarchie doch bessere Tage für Italien kommen werden."

An Onkel Rudolf.

Ostende, den 3. September 1859.

„Man hat mir plötzlich eine kurze Seebadreise verordnet, und da der Verordnende mir zugleich die Reise bezahlte, so war kein Widersprechen, welches überhaupt nicht möglich war; denn der Verordnende

*) Alfred Fürst Windischgrätz, 1787—1862; österreichischer Feldmarschall.

war nicht ein Arzt, sondern mein hoher Chef und Minister, welcher zum Prinz-Regenten nach Ostende befohlen war und mich als Arbeiter mitzubefehlen die Güte hatte."

Nach kurzem Aufenthalt kehrte Abeken nach Berlin zurück. Sein Verkehr in Berlin bestand damals hauptsächlich in drei Kreisen: dem Radziwillschen Palais in der Wilhelmstraße, der Olfers-Yorckschen Familie und dem reizenden, in schönem Garten gelegenen Hause, welches sich Lepsius gebaut hatte. Bei Allen war er vielgeliebter und vielgebrauchter Hausfreund. Seine Thätigkeit im Radziwillschen Palais ist mehrfach brieflich geschildert. Auch im Lepsiusschen Hause war er hülfreich in Freud und Leid. Die Sonntage wurden dort von der hübschen, fröhlichen Jugend meist mit Spielen im Haus oder Garten gefeiert, an denen sich Jeder betheiligte, der Lust und Jugendmuth hatte, während Andere sich theils in heiteren, theils in ernsten Gesprächen ergingen.

Abeken schreibt nach einem solchen Sonntag an Onkel Rudolf: „Gestern war ein ruhiger Abend, zu dem ich Dich hergewünscht hätte. Ich hatte bei Lepsius gegessen; nach Tisch kamen mehrere Freunde, es wurde Boccia gespielt, und gegen Abend, gerade als man weggehen wollte, ließ Lepsius Wein bringen, und wir saßen lange um den Poetentisch (ein Tisch im Garten, auf den mehrere Poeten Impromptus niedergeschrieben) und ließen es uns in guten Gesprächen und gutem Wein in untergehendem Sonnen- und wachsendem Mondschein wohl sein, Lepsius, ich, Wiese, Herman Grimm und ein paar Andere. Es war äußerst gemüthlich und erinnerte sehr an Osnabrück und unseren Garten."

Im Winter gab es Aufführungen. Abeken schreibt dem Onkel nach einer solchen: „Verse habe ich gemacht 300 Stück (d. h. 300 Zeilen), und was noch schlimmer ist, recitirt habe ich sie eigenmündig gestern Abend vor einer Versammlung von 60 und mehr Personen. Das ist mir noch nie passirt. Wir stellten nämlich bei Lepsius lebende Bilder und zwar in höherem Sinne als gewöhnlich, nur antike Gegenstände, zum Theil nach Flaxmann,*) zum Theil nach

*) John Flaxmann, 1755—1826; englischer Bildhauer, Nachahmer der Antike, schuf Umrisse zu Homer, Aeschylus u. A.

antiken Statuen und in einer geistigen Verbindung und Steigerung der Reihenfolge, die das Ganze aus dem Rahmen einer gewöhnlichen geselligen Unterhaltung heraushob. Die Idee war von einem Freunde von mir, dem Lieutenant v. Salpius,*) ausgegangen, der einen ungemeinen Kunstsinn hat und von dem es eigentlich schade ist, daß er nicht Künstler geworden; mehr noch ist er ein wirklicher Künstler. Lepsius hat ein treffliches Lokal, und Salpius übernahm das ganze Arrangement mit wunderbarem Geschick, unter seiner Hand wurden die Falten und Gewandungen antik. Das Ganze war immer statuarisch und basreliefartig; Alles weiß; von Gold und Farbe in Zierrath, Stirnband ꝛc. nur so viel, wie es gewiß auch bei den antiken Statuen war. Ich leitete das Ganze durch einen Prolog ein, indem ich die Zuschauer zu einer ernsten Stimmung zu erheben suchte, und sprach dann vor jedem Bilde einige darauf hinführende Verse, dem Charakter des Bildes angemessen, in wechselnden antiken Versmaßen. Die Krone des Festes waren eigentlich Athene Promachos (Marianne Vollard) und die eine liegende Schicksalsgöttin (Fräulein v. Bethmann-Hollweg,**) die auch die Niobe vortrefflich machte) und unendlich anmuthig die Hebe, eine Schwester des ruhmbedeckten Anordners des Ganzen, Fräulein Mathilde v. Salpius, überhaupt eine der anmuthigsten und am meisten geliebten Grazien unseres Kreises. Ich hatte die Idee lebhaft, ja mit Begeisterung aufgefaßt, und so kamen und, ich darf sagen, gelangen die Verse, ja ich glaube, daß einigen Stellen die Muse selbst nicht ferngeblieben ist."

Wem vergönnt war, theilzunehmen an diesem im eigenen Hause aufblühenden Glück, dem wird die Erinnerung daran nie aus der Seele schwinden.

Ein ebenso reger geistiger Verkehr war in den Olfers-Yorckschen Familien, die in der Cantianstraße auf der sogenannten Museumsinsel wohnten. Diese beiden Häuser sind jetzt längst vom Erdboden verschwunden. Olfers hatte als Generaldirektor aller Museen auf Wunsch des Königs Friedrich Wilhelm IV. die Pflicht mit übernommen, den

*) Sohn des Generalmajors a. D. v. Salpius, in dessen Hause Abeken verkehrte.

**) Tochter des damaligen Kultusministers Moritz August v. Bethmann-Hollweg.

Verkehr der Fremden ebensowohl wie den der Künstler und Gelehrten in Berlin in geselliger Hinsicht zu fördern, und er hat diesen Wunsch mit Liebe erfüllt. Die Zimmer der großen Wohnung waren eigentlich nur durch Kunst geschmückt; im ersten hoben sich schöne Gipsabgüsse vortheilhaft von einer dunkelrothen Tapete ab, die eichenen Möbel waren künstlerisch geschnitzt. Auf einem Mappentisch in der Mitte zeigten bei den Empfangsabenden die Künstler ihre von den letzten Reisen mitgebrachten Kunstschätze. Der weite, geräumige gelbe Saal, auch nur mit Bildwerken verziert, bot durch seine wunderbare Form mit behaglichen Winkeln und Ecken Gelegenheit zu allerlei Gesprächsgruppen, die eifrig benutzt wurden, während in der Mitte ein großer Tisch stand, auf dem von einer Tochter des Hauses der Thee für die ganze Gesellschaft bereitet wurde. An den stillen täglichen Abenden las zuweilen Grimm aus seinen Werken, später auch seine Frau Gisela vor. Und nach vielen langen Jahren horchte eine still bewundernde kleine Gemeinde, zu der auch Abeken gehörte, den Erstlingswerken Ernst v. Wildenbruchs*) in lauschiger Ecke dieses Saales. Abeken tadelte streng, wo er liebte, und mit scharfem Verstande, aber nie kalt; immer sprach die Wärme seines Herzens mit in seinem Urtheil. Hätte er doch die glänzenden Erfolge seines jungen Dichterfreundes noch miterleben dürfen!

Alle Namen der Persönlichkeiten zu nennen, die in den erwähnten drei Kreisen aus- und eingingen, würde unmöglich sein, da sie das ganze geistige Leben Berlins mit vielem Fremdenverkehr in sich aufnahmen. Musik wurde in allen dreien getrieben, überhaupt wandte sich Alles der Kunst und Litteratur, dem idealen Leben, den geistigen Gütern zu; darin suchte auch das Gespräch Tiefstes und Höchstes zu erringen, zu erschöpfen, von Persönlichkeiten und Aeußerlichkeiten war selten die Rede. Fremde, Gelehrte und Künstler verkehrten in allen drei Kreisen, ebenso diese untereinander. Das Olferssche Haus war dem Radziwillschen eng und auch dem Lepsiusschen befreundet. Berlin war damals noch nicht Weltstadt und nicht allgemein von politischen Gedanken beherrscht. —

Der Winter nahte und mit ihm das Schillerfest. Onkel Rudolf schrieb an Abeken:

*) Geb. 1845, Sohn des oft erwähnten Freundes von Abeken.

Osnabrück, den 23. September 1859.

„Ich glaube, Dir geschrieben zu haben, daß Palleske*) vor einigen Monaten an mich geschrieben und mich befragt über die Daten der Aufzeichnungen meiner Frau.**) Palleske hat nichts aus dem Tagebuche mitgetheilt. Ich schrieb ihm, auf welche Veranlassung ich es an Goethe sandte. Es war das Wort des Letzteren am 5. Juli, wo wir bei ihm saßen: »Ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Munde gehört«. Dies Wort hätte einen Platz in der Biographie verdient.

Es thut mir leid, daß meine Frau nicht mehr über Schiller niedergeschrieben hat. Eins fiel mir ein: er bat sie manchmal, wenn er an seinen Dramen arbeitete, in der Nebenstube, wo ein Klavier stand, zu spielen; da rief er ihr manchmal zu: »Einen Marsch, Christel, einen Marsch.« Ist das nicht charakteristisch für die grandiose Sprache, in der Schiller so manche seiner Personen reden läßt? Die Musik ruft bekanntlich die Stimmung hervor oder belebt und begleitet sie. — In der Biographie kommen einige Unrichtigkeiten vor, die ich, wenn ich noch Lust hätte zum Recensiren, leicht berichtigen könnte. Sie kommt übrigens recht zur rechten Zeit und wird dem Feste vom 10. November einen Schwung geben. Für Emilie***) freut mich, daß sie es erlebt, wie es überhaupt erfreulich ist, daß ein Kind Schillers dasselbe noch mitfeiern kann. Ich dächte, die Liebe Goethes zu Schiller sei das Schönste, was er erfahren konnte, das höchste Lob; wie Goethes Trauergedicht auf ihn doch unendlich tief und herrlich ist; ich finde das immer mehr, je öfter ich es lese und durchdenke.“

Onkel Rudolf an Abeken.

Osnabrück, den 24. September 1859.

„Da lese ich eben in der Weser-Zeitung eine Recension von dem Werke Palleskes, eine anerkennende, lobende, die indeß dem Buche dieselbe Bezeichnung, denselben Namen giebt, den ich ihm schon gegeben hatte: es sei ein Plaidoyer. Auch darin stimme ich dem Recensenten bei: ein solches sei für Schiller nicht nöthig gewesen. Wenn er einmal

*) Emil Palleske, Verfasser von „Schillers Leben und Werke“ (Berlin 1858—1859).

**) Die in Schillers Hause gelebt hatte.

***) Vergl. S. 134.

in einem Briefe an Körner sagt, er sei gegen Goethe nur ein Lump, so ist das überbescheiden, also nicht wahr; Palleske geht auf der anderen Seite zu weit und wird auch unwahr. Nehmen wir doch Schiller, wie er ist. Er ist groß und liebenswürdig genug, daß Aller Herzen für ihn schlagen, und gewiß werden sie das am 10. November."

Nach dem Schillerfest, welches in Osnabrück möglichst schön gefeiert wurde, schrieb Abeken an Onkel Rudolf:

„Daß man Dich in Osnabrück am Schillerfest besonders geehrt und als Mittelpunkt behandelt hat, war nicht mehr als recht und mußte den Leuten hoch willkommen sein. Wie viel lebendiger ist eine solche Feier! Lebendig Stück von seinem Leben ist doch besser als alle Gips-, Erz- oder Marmorsäulen! . . . Unsere Graeca-Feier Schillers war sehr einfach bei Lepsius. Nachdem wir unser gewöhnliches Pensum im Aristophanes gelesen, gingen wir zu den Frauen herunter, die diesmal nebst einigen anderen Freunden mitgeladen waren und sich während unseres Aristophanes an Schillerschen Dramen erbaut hatten. Nun ging's zu Tisch, wo Frau Lepsius mit dem ihr für solche Sachen eigenthümlichen anmuthigen Takte einem Jeden seinen Platz mit einem Schillerschen Vers bezeichnet hatte, der nicht treffender hätte gewählt werden können (was etwas unbescheiden von mir zu sagen ist, da mir zukam: Ja! über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt). Schilleriana wurden gelesen, natürlich auch der Epilog zur Glocke. Das Hoch auf Schiller brachte Wiese aus mit sehr hübschen Worten über die Bedeutung der Freiheit bei Schiller; und so waren wir behaglich und in guter Stimmung bei einander, welches doch am letzten Ende die beste Feier ist."

8. Kapitel.

Bunsens Tod. — Onkel Rudolfs 80. Geburtstag. — Tod Friedrich Wilhelms IV. (1860—1861.)

„Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet."

„Ich möchte die Empfindungen bei einem solchen Jahresanfang in ein Doppelcitat von Goethe zusammenfassen: »Wenn je des Abends Stern- und Nebelhülle die Zukunft uns verbirgt« — und: »Doch Deine Boten, Herr, verehren das stille Wandeln Deines Tags!«"

(Abeken an Frau v. Bunsen.)

Mitte Mai 1860 reiste Abeken mit seinen Freunden Lepsius und Wiese auf einige Tage nach Osnabrück zum Jubiläum des Onkels Rudolf, dem er eine Gratulationsschrift „Die tragische Lösung im Philoktet des Sophokles"*) überreichte. Am 14. morgens war allgemeine Gratulation. Dann ging Abeken, begünstigt vom schönsten Wetter, in dem anmuthig gelegenen Osnabrück umher, „welches zugleich in seiner Alterthümlichkeit und in der gesunden Tüchtigkeit seiner Bewohner und seiner Zustände den Freunden einen unerwarteten Eindruck machte." Auch das eigene Haus und den Hasegarten vor dem Thor zeigte er ihnen. Am fröhlichsten stimmte sie sein altes väterliches Heim mit den „Ecken und Winkeln und nicht zwei Stuben auf demselben Niveau!" Heimgekehrt nach Berlin, schrieb er voll aufrichtigen Dankes an den Onkel: „Gott lohne Euch Allen die reiche Treue und Liebe, mit der Ihr mir die alte Heimath so lebendig erhaltet, daß sie mich immer von Neuem mit dem Frieden der Kindheit wieder anweht und erquickt; Dir aber gebe der liebe Gott, daß Du noch lange der Mittelpunkt und gleichsam der Priester dieser Heimath bleibest und Freude, Glück und Segen austheilen und empfangen und selbst genießen mögest!"

Nach einem genußreichen Abend bei Herman Grimm und dessen Frau, wo Joachim Einiges aus Bach und Beethoven, begleitet von

*) Gratulationsschreiben an Dr. Abeken zum 50jährigen Lehramts-Jubiläum am 14. Mai 1860 von H. Abeken. Berlin, Hertz, 1860.

Marie v. Olfers,*) spielte, reiste Abeken Ende Juni zu dem Minister nach Baden, wo Kaiser Napoleon mit dem Prinzregenten eine Zusammenkunft hatte.

An Onkel Rudolf.

Baden-Baden, den 21. Juni 1860.

„Während der Kaiserlichen Anwesenheit sollte nichts Ministerielles hier sein, um der Entrevue ganz den persönlichen Charakter zu bewahren und jeden Gedanken an politische Transaktionen fern zu halten. Natürlich ist hier noch Alles voll von Erinnerungen an die vergangenen Tage; man hört nichts sprechen als Napoleon und Prinz-Regent. Die ganze Sache scheint sehr gut abgelaufen zu sein; und ich denke, der Kaiser hat den rechten Eindruck von Deutschland bekommen und mitgenommen. Sehr merkwürdig ist die große Theilnahme, deren sich der Prinz-Regent von allen Seiten zu erfreuen gehabt hat; man hat ihn eigentlich hier zur Hauptperson gemacht. Die Hauptsache ist, daß der Eindruck deutscher Einheit und Einigkeit dem Auslande gegenüber sowohl der Nation wie dem Auslande gegeben ist. Prinz und Prinzessin sind heut auf einige Tage nach Wildbad zur Kaiserin von Rußland gereist."

An Frau v. Bunsen.

Baden-Baden, den 21. Juni 1860.

„Der Prinz-Regent hat sich mit großem Takt und mit Festigkeit nach allen Seiten hin benommen, sich in keiner Beziehung schwach oder schwankend gezeigt. Von einem positiven Resultate der ganzen, mit so großer Maschinerie in Scene gesetzten Haupt- und Staatsaktion kann zwar nicht die Rede sein; aber das negative Resultat ist kein geringes. Der Eindruck, den der Kaiser mitgenommen haben muß, kann schwerlich ein anderer sein als der, daß der Prinz-Regent von Preußen wirklich und faktisch an der Spitze Deutschlands stehe und im Fall eines Angriffs wirklich ganz Deutschland hinter sich haben werde. Der Prinz hat die Ehren des Tages davongetragen, und das ohne alle Anstrengung und Absicht, durch sein einfaches, offenes, freimüthiges und ehrliches Wesen; er ist ganz von selbst die Hauptperson geworden.

*) Tochter von Ignaz v. Olfers.

Und die anderen deutschen Fürsten haben das gefühlt; sie haben zugleich auch erfahren, daß alle ihre Wünsche und Versuche, den Prinzen von seinem bisherigen Wege abzubringen, vollständig gescheitert sind und immer scheitern werden. Die Allocution, die er am 18. an sie gehalten hat (gleichsam eine Thronrede an das deutsche Herrenhaus), hat ihnen darüber reinen Wein eingeschenkt und ist in ihrer festen Erklärung des Beharrens auf dem bisher eingeschlagenen Wege meiner Ueberzeugung nach von großer Wichtigkeit. Das allgemeine Gefühl hier ist, daß die Badener Tage zu einem Triumph für den Prinzen von Preußen geworden, und zwar für ihn persönlich wie für Preußen. Jedermann ist voll von dem Eindruck; und auch dem Kaiser, der übrigens den Prinzen schon kannte, soll der Letztere in seiner einfachen Weise sehr imponirt haben; so hat er sich auch in Paris geäußert.

Ich bin also mit dem Ausfall der Entrevue, die ich zuerst sehr fürchtete, wirklich zufrieden und glaube, daß sie uns zur Stärkung und zur Ermuthigung auf unserem Wege dienen wird, der allerdings ein langsamer sein wird und muß, aber ein sicherer. Deutschland muß uns als eine reife Frucht zufallen und wird das bei der nächsten europäischen Krise, wenn wir beharren und uns im Innern kräftigen.

Die Militärreform, über welche wir im Innern so bedenklich sind, macht, wie ich zu meinem Erstaunen finde, im Auslande außerordentlichen Effect und imponirt ihm, statt uns zu schaden."

An Onkel Rudolf.

Baden, den 1. Juli 1860.

„Höchlich amüsirt hat mich das Zusammentreffen von Borries*) und Stüve,**) welches auch anderen Leuten aufgefallen ist. Wenn sich nur die Beiden nicht zu sehr in antipreußischen Gefühlen begegnet sind! Hätte Stüve gestern Morgen statt meiner die halbe Stunde lang mit dem Prinz-Regenten auf der Promenade auf- und abgehen können und all die goldenen Worte hören, die er mir in Bezug auf deutsche Politik und preußische Administration sagte: er würde schon etwas mehr Vertrauen zu uns gewinnen!

---

*) Fr. W. Otto Graf v. Borries, 1802—1883; 1855—1862 Minister des Innern in Hannover, Hauptvertreter der Reaktion.

**) Vergl. S. 202.

Unser Aufenthalt hier geht nun zu Ende; der Minister denkt übermorgen abzureisen und ich mit ihm. Ich hoffe aber den Rhein hinunterzugehen bis Bonn und dort zwei Tage bei Bunsen zu bleiben, dessen Gesundheit leider so angegriffen ist, daß ich die Gelegenheit, die mich in seine Nähe führt, nicht vorbeilassen darf, ohne ihn zu sehen."

Abekens Pläne gingen noch weiter. Nachdem er den Prinzen und den Minister nach Ostende begleitet, hoffte er im Oktober noch ein paar Tage für Klein-Oels zu erübrigen, wo die Hochzeit des jungen Grafen Yorck mit der Tochter v. Wildenbruchs gefeiert werden sollte.

An Onkel Rudolf.

Ostende, den 19. August 1860.

„Meine Arbeiten waren gerade hier sehr interessant, und so habe ich auch in der Beziehung alle Ursache zufrieden zu sein. Nur daß mir all unser Arbeiten so lächerlich vorkommt, weil die sich überstürzenden Ereignisse gar keine Voraussicht zulassen. Der Gang der Weltgeschichte ist in diesem Augenblick wie das Heranwogen eines großen brausenden Meeres zur Zeit der Fluth, aber nach der Fluth kommt allerdings auch wieder die Ebbe, nur daß man in der Weltgeschichte den Zeitpunkt ihres Eintretens nicht mit solcher Sicherheit vorausberechnen kann wie bei dem Meere. Was wir aber mit Sicherheit wissen, ist, daß droben im Himmel Einer wohnt, der jedem Meere, dem geistigen sowohl wie dem physischen, zu rechter Zeit sein »Halt! bis hierher und nicht weiter!« zuruft. Und wir Preußen und wir Deutschen alle, wenn wir nur vernünftig sein wollen, haben alle Ursache zu gutem Vertrauen. Mit den kleinen Herrschaften in Italien, welche die Fluth verschlingt, habe ich gar keine Sympathie und kein Mitleid; und daß sich aus den gährenden Elementen mit der Zeit etwas Lebendiges und Lebensfähiges entwickeln wird, hoffe und vertraue ich auch; man muß nur nicht ungeduldig werden, wenn nicht gleich Alles vortrefflich geht.

Ueber Dein Manuskript*) sage ich Dir noch nichts, weil ich erst 100 Seiten habe darin lesen können; diese mit großem Vergnügen; mir ist diese menschliche Auffassung durchaus homogen, dem Publikum wird

*) Goethe in den Jahren 1771—1775 von B. Rud. Abeken (Hannover, C. Rümpler, 1861). Vergl: S. 4. — In einem Briefe an Marie v. Olfers nach Klein-Oels urtheilt Abeken über diese Arbeit in ähnlicher Weise wie oben.

sie vielleicht nicht pikant und tendenziös genug sein. Welche Wonne ist es, dem Werdenden zuzusehen und mit ihm gleichsam selber zu wachsen! — Oft blättere ich in dem neuen Buche von H. Grimm über Michel Angelo, das mir ebenfalls große Freude macht. Auch da ist die Darstellung eines Werdenden, und man freut sich an der historischen Darstellung des eigenen schöpferischen und dichterischen Geistes des Verfassers, dessen Subjektivität in einer angenehmen Weise hervortritt und einen Hauch von Leben und Frische über das Ganze verbreitet, den man sonst bei unseren jungen Schriftstellern vermißt. Es ist etwas Geniales in seiner Auffassung, eine unmittelbare Intuition, keine mühsame Mosaikarbeit, und doch fühlt man die gründlichen Studien."

Am 15. Oktober 1860 wurde die Feier des 50jährigen Bestehens der Berliner Universität festlich begangen. In der schön geschmückten und von den Notabilitäten des gelehrten In- und Auslandes gefüllten Nicolai-Kirche hielt Boeckh, der bereits 1811 nach Berlin berufen war, eine vortreffliche Rede. Abeken schreibt darüber:

„Der Prinz-Regent, der Thronerbe, fast sämmtliche Prinzen waren zugegen; wer je dem Könige nahe gekommen, mußte tief den Schmerz über seine Abwesenheit empfinden, dem Boeckh in schönen Worten Ausdruck gab. Er pries unter seinen früheren Tugenden besonders die jetzt umwölkte Heiterkeit des Geistes, welche man früh für eine so wichtige Eigenschaft der auf die Höhen und Sorgen des Lebens Gestellten angesehen, daß man von ihr einen der ältesten und höchsten Beinamen der Majestät genommen (serenissimus princeps)." Weiter schreibt Abeken am 18. Oktober: „Allmählich naht sich nun die Jubelfeier ihrem Abschluß. Heut Mittag ist noch ein Monstrekonzert auf dem Spandauer Berg. Gestern Abend war ein Studentenkommers, wie er wohl schwerlich jemals dagewesen ist. Die Stadt Berlin hatte die Mittel gewährt, um mehreren tausend flotter Burschen je zehn Seidel zu bieten; leider waren die Quellen, aus denen der germanische Trank strömte, etwas schwer zugänglich in der Menschenmenge, welche den ungeheuren Raum des Exercierhauses auf dem Cöpenicker Felde dennoch gedrängt anfüllte; und namentlich wären wir, die wir in der Mitte unmittelbar unter der Ehrentribüne einen Platz gefunden hatten, übel daran gewesen, wenn nicht Vater Wrangel (der alte Feldmarschall)

die Rolle des Ganymed oder vielmehr des Königs Gambrinus übernommen und uns von der Tribüne Seidel auf Seidel herabgereicht hätte. Von Ordnung und Ruhe war allerdings nicht mehr die Rede. Die ungeheure Majorität mußte in alle Hochs einstimmen, ohne zu ahnen, wem sie galten (»Wir beten hin, wo es auch thront — es lohnt!«); die Tusche der Musik verschwanden, und nur die draußen donnernden Kanonen machten sich bemerklich. Boeckh sagte: Er rufe sich heute zu, was der Spartaner dem Diagoras bei Olympia: morere, Diagora, neque enim in coelum ascendes! Dann mußte ein Minister nach dem anderen daran u. s. w. Aber die Hauptperson war in der ganzen Feier Boeckh; er theilt die Ehren- und die Löwenwürde dieses Festes nur mit einer anderen Person; gestern sagte mir der Hauptphotograph in Berlin, Hase: Wenn Jemand in seinen Laden trete, so wisse er schon, was er fordere: es sei immer nur Boeckh oder — Signora Zelia Trebelli, der Glanzpunkt der Italienischen Oper und ein Wunder von Altstimme! Der Prinz-Regent hatte sich unmittelbar vor dem Diner die fremden Deputationen vorstellen lassen und so schön zu ihnen gesprochen, daß er sie ganz entzückt hat. — Mit Lepsius, Curtius und Wiese ging ich gestern vom Commers durch die laue sternhelle Nacht über das weite Cöpenicker Feld nach Hause."

In diese Zeit fällt für Abeken eine hohe Festfeier.

An Onkel Rudolf zum 80sten Geburtstage.

Berlin, den 28. November 1860.

„Der alte Goethe würde doch heut mit Schmunzeln und Wohlgefallen auf seinen alten jungen Freund blicken und sagen: Nun, der hat die Kunst des Lebens auch verstanden; es gehört etwas dazu, sich so 80 Jahre lang zu erhalten; es kann's nicht Jeder! Du hast aber was gelernt vom Altmeister Goethe, mehr als die Philosophen mit all ihrer Weisheit. Aber vom Uraltmeister Moses im 90. Psalm hast Du doch noch mehr gelernt, namentlich auch, Dir die drei alten Weiber vom Leibe zu halten, die den Faust umlagern. Du hast keinem Philemon und Baucis die Hütte zerstört, um wieder zu bauen und Dein eigen Werk zu fördern; Du hast nur gesäet und gepflanzt und gebaut. Ich glaube wahrhaftig, lieber Onkel, Du hast in 80 Jahren keinem Menschen wehe gethan, und es lebt heute kein Mensch, der sich über Dich beklagen

könnte, daß er auch nur einen schmerzlichen Augenblick durch Dich gehabt hätte. Das ist auch eine Gnade Gottes, von dem wir ja haben nicht nur Alles, was wir haben, sondern auch Alles, was wir sind."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 29. November 1860.

„Wenn unsere leitenden Persönlichkeiten neben ihrem guten Willen nur etwas mehr Energie und Courage hätten!

Eine große Persönlichkeit, der es zu einem umfassenden Geiste nie an Energie und Muth gefehlt hat, ist nun von uns geschieden: Bunsen ist gestern früh gestorben; für ihn eine Erlösung aus schweren Leiden, für uns, für Viele, für die Welt ein schwerer Verlust. Es bewegt mich noch zu sehr, als daß ich in einem Geburtstagsbriefe mehr und eingehend darüber schreiben könnte. Es war eine magna und nobilis anima und echte Pietas und treue Liebe der Grundzug seines Wesens."

Noch einen anderen Verlust hatte Abeken in dieser Zeit.

An Onkel Rudolf nach dem Tode Friedrich Wilhelms IV.

Berlin, den 16. Januar 1861.

„Der kälteste Tag war gerade der Begräbnißtag des Königs*) (in der Nacht vorher — 18°, am Mittag noch — 14°). In der Bildergalerie vor Sanssouci warteten wir den Anfang des Zuges ab. Dieser war von dem schönsten Sonnenschein und stiller Luft begünstigt. Es war ein eigenthümlich feierlicher Anblick, wie der lange ernste Zug sich über die weißen, beschneiten, stillen Gefilde und unter den bereiften alten Bäumen (die Stadt wurde gar nicht berührt) dahin wand.

Die Funktion in der Friedenskirche war sehr schön, kurz und feierlich; nur Gebet, Gesang, Vorlesung, keine Predigt, welche Strauß vorher im Schlosse gehalten hatte, wozu aber nur die Familie und die allerhöchsten Spitzen der Behörden hatten Zutritt erhalten können; dagegen hatte ich am Freitag zuvor (den 4. Januar) die Leiche im noch unbedeckten Sarge gesehen — ein Anblick, der mir lieb bleiben wird. Die lieben Züge, die mir oft freundlich gelächelt, waren fast gar nicht entstellt; er schien nur zu schlafen, und die gefalteten Hände, die einen grünen Kranz und eine Palme hielten, schienen ein natürliches Symptom

*) Gest. 2. Januar 1861.

seiner aufrichtigen und treu auch im Leide bewährten Frömmigkeit. Zu seinen Häupten stand gerade, Wache haltend, unbeweglich der General Gerlach, einer seiner ältesten Jugendfreunde, der ihm so bald gefolgt ist, seinen körperlichen Zustand durch die Theilnahme am Zuge verschlimmernd.

Es war ein rührender, wehmüthiger Anblick, so viel Reichthum des Geistes und Herzens nach so herbem Leid nun zur Ruhe eingegangen zu sehen; doch wenn ich davon anfangen wollte zu reden, so wäre schwer vorauszusehen, wann dieser Brief in Deine Hände gelangen würde.

Den König Wilhelm habe ich nur an jenem Tage bei dem Herausgehen aus der Kirche gesehen; die Königin aber am letzten Sonntag bei Radziwills, wo sie gleich mir zum Gratuliren zum Geburtstage der Fürstin kam, getroffen; sie gab mir mit huldvoller Freundlichkeit die Hand und grüßte mich mit bewegter und herzlicher Stimme. Als Prinzeß hatte ich sie zuletzt am zweiten Weihnachtstage an ihrem kleinen Theetisch gesehen."

An Frau v. Bunsen.

Berlin, den 20. Januar 1861.

„Ich habe eben, meine theure, verehrte Freundin, Brandis' vortreffliche Aufzeichnungen*) gelesen, die mir der Sohn heute gebracht hat, und nun kann ich es, mit ebenso viel Erhebung als Wehmuth erfüllt, nicht lassen, mich an Sie zu wenden.

Ich habe lange geschwiegen; es ward mir schwer zu reden und zu schreiben; denn wenn es einen guten und ruhigen Augenblick inmitten vieler Störungen einmal gab, so übermannte es mich, und ich konnte mich nicht entschließen. Daß kein Tag vergangen ist, wo ich nicht im Geiste bei und mit Ihnen war, daß mein Herz Alles mit Ihnen durchfühlt, die Stunden des stillen Schmerzes wie die der Erhebung im Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft, das wissen Sie. Und ich weiß auch, daß Sie mich zulassen in den Kreis Ihrer Gedanken und Empfindungen und mir vergönnen, daran Theil zu nehmen und mit Ihnen darin zu leben.

---

*) Erinnerungen an Bunsen und seine Freunde aus den Jahren 1814—1816, niedergeschrieben von Professor C. A. Brandis in Bonn († 1867).

Herzlichen Dank für Ihre lieben Zeilen. Es thut mir gerade jetzt so wohl, Ihre liebe Handschrift zu sehen. Der Brief kam am Begräbnißtage des Königs an; und auch mir war der Gedanke besonders lebendig gewesen, daß nun die Beiden, deren persönliche Liebe und Freundschaft für einander ja unverändert geblieben war, nun wieder bei einander sein und sich im innersten Kern ihres Wesens erkennen und wiederfinden würden, nachdem alles Trennende und Fremde als ein Nichtiges und Irdisches abgefallen. Daß der Tod des Königs mich auch tief bewegt hat, können Sie denken; auch ich habe seine Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit so oft erfahren — Dank Ihrem lieben Manne. Wie gern brauche ich hier das Wort, über dessen Formelgebrauch wir noch in Bonn einmal sprachen, und das letzte Mal, daß ich den König gesehen, war mit ihm zusammen in Charlottenburg, acht Tage vor der Erkrankung. In der Krankheit habe ich ihn nie gesehen; erst im Tode wieder, im offenen Sarge. Im August vor seiner Erkrankung, nach dem Zufall in Pillnitz,*) hatte er mir gesagt: „Was ich noch fertig machen möchte auf Erden, muß ich bald thun; ich habe ein Avertissement erhalten, daß ich nicht mehr viel Zeit habe.“ Er hat sein Werk unfertig hinterlassen, und es ist Niemand, der es ausführt; denn was er wollte, widerstrebt dem Gange Gottes in der Weltgeschichte, wenn es gleich in Ihm im edelsten, göttlichen Kern seines Wesens wurzelte.

Sie wissen, daß ich es übernommen, für Brockhaus die kurze Biographie Bunsens zu schreiben;**) ich bin damit beschäftigt und in dem eigenthümlichen Streit der Liebe und Verzagtheit — denn es geht eigentlich über meine Kräfte, und die Feder fällt mir oft aus der Hand. Erst wenn ich das Ganze als ein rough draft niedergeschrieben habe, werde ich im Stande sein, an Sie oder Georg bestimmte Fragen über Einzelnes zu richten.

Es ist wunderbar, wie sein Leben in große einfache Theile zerfällt, deren jeder seinen besonderen bestimmten Charakter, seine eigene Bedeutung hat. Es ist ein großer sittlicher Kosmos, eine schöne Vollendung und Harmonie in seinem Leben: der strebende Jüngling, der thätige

*) Vergl. S. 240.

**) Vergl. S. 35, 75.

Mann, der zu geistiger Muße zurückkehrende reifere Mann — es ist Alles in ihm musterhaft, typisch."

An Frau Eugenie Richard.

Berlin, den 24. Januar 1861.

„Es ist heute der Geburtstag unseres großen Friedrich II., und wer in Preußen daran denkt, der sagt sich wohl auch: wenn der Himmel uns einen solchen Geist einmal wieder zum König schenken wollte! Aber wir wollen nicht undankbar sein; wir dürfen uns des Königs freuen, den wir haben. Ein reiner, redlicher Wille, eine Treue gegen Andere und gegen sich selbst und ein einfacher schlichter Menschenverstand sind auch in schweren Zeiten gute Führer; der liebe Gott wird dann schon den Weg weisen. — Auf die Art, wie es in Italien geschehen ist,*) geht es nun einmal in Deutschland nicht; unser Weg muß ein anderer sein, wenn auch unsere Ziele dieselben sein müssen. — Es ist doch schön, daß wir in unserem Preußen mit so viel Liebe und Vertrauen auf unseren König blicken, und daß, wo er hinkommt, er sich die Herzen gewinnt. Seine Liebenswürdigkeit ist zwar anderer Art als die seines Vorgängers; einen größeren Zauber hat wohl nie ein Monarch besessen als dieser.

Als ich diesen Brief anfing, ahnte ich nicht, daß sein [des Königs] Ende — hier muß man recht sagen: seine Erlösung — so nahe sei! Daß dieser reiche Geist, der in allen Gebieten das Schöne und Edle zu fassen, zu verstehen, ja vielfältig selbst zu schaffen wußte, diese fast dichterische Phantasie, dieses innige, zarte Gemüth, das mit der wunderbarsten Feinheit des Gefühls die zartesten Aufmerksamkeiten der Liebe zu erweisen wußte, ein solches tragisches Ende finden sollte! Doch nein! Sein Gemüth war nicht untergegangen in der Nacht seines Geistes; nach dem Zeugniß des mir befreundeten Geistlichen, der auch in den letzten Monaten fast täglich um ihn war, war er auch in den dunkelsten Stunden für zwei Dinge immer zugänglich und empfänglich: für die Liebe Gottes und für die Liebe seines Weibes! War von göttlichen Dingen die Rede, so war es, als ob sein Geist selbst sich leichter freimachte; und die Nähe und Liebe seiner Frau, die sich als ein Muster treuer Frauenliebe bewährt hat, empfand er selbst dann, wenn volle

*) 17. März 1861 wurde Viktor Emanuel König von Italien.

Bewußtlosigkeit ihn umnachtet zu haben schien; einzeln und nach schwerem Kampfe rang sich dann ein Wort, ein Zeichen der Liebe und des Dankes aus dem innersten Kern seines Herzens durch die dichten Hüllen seines Geistes unerwartet und überraschend hervor und zeigte, wie das Feuer unter der Asche brannte. — Verzeihen Sie, daß ich so viel von dem rede, was Sie doch kaum interessiren kann; aber Sie können wohl denken, wie sehr diese uns noch so nahe liegenden Dinge uns Alle bewegen und erfüllen; und ich habe das Glück gehabt, oft in nahe und in mancher Hinsicht intime Berührung mit dem König zu kommen und Manches aus seinem innersten Herzen, seiner tiefen und reinen Frömmigkeit kennen zu lernen; so ist mir nicht nur der König, sondern auch ein persönlich verehrter und geliebter Mensch in ihm geschieden!

Von dem Schmerz, den mir Bunsens Abscheiden bereitet, haben Sie selbst gesprochen. Es ist ein großes Stück aus meinem Leben mit ihm hinweggegangen! Seit so vielen Jahren war ich gewohnt, Alles, was mich bewegte, im öffentlichen wie im Privatleben, auf ihn zu beziehen und wenigstens innerlich, oft auch in Worten und Briefen, mit ihm zu verhandeln. Mein ganzer Lebensgang ist eigentlich mit durch ihn bestimmt worden. Ohne ihn wäre ich nicht in Rom geblieben über die gewöhnliche Reisezeit hinaus, ohne ihn nicht nach Aegypten gekommen, ohne ihn säße ich denn auch nicht hier, um an Sie zu schreiben. Wie wunderbar die menschlichen Dinge und Schicksale sich verketten! Auch er war neben seinem reichen gewaltigen Geiste von einer hinreißenden Liebenswürdigkeit und von einer Liebe und Treue für seine Freunde, wie sie selten ist in der Welt. Es freut mich sehr, daß ich diesen Sommer und Herbst zweimal ihn gesehen und einige Tage ruhig in seinem Hause weilen konnte. Der Reichthum und die Elastizität von Bunsens Geist ist wirklich fast ohne Gleichen; in der Politik, in der Erkenntniß des klassischen Alterthums, in der Theologie und in der Kirche — überall hat er neue Ideen angeregt, neue Gesichtspunkte eröffnet; manchmal hat seine Phantasie ihn über das Ziel hinausgeführt, aber auch aus seinen Irrthümern konnte man noch Anregung schöpfen; und nie, nie hat er die angeborene Wahrheitsliebe verleugnet, nie dem Eiteln, dem Nichtigen gedient oder geschmeichelt, nie der Selbstsucht gefröhnt!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 26. Januar 1861.

„Gestern war große Vorstellung sämmtlicher Beamten auf dem Schloß; der König sprach natürlich nicht zu den Einzelnen, sondern nur zu den Gesammtheiten, Ministerien ꝛc., aber sehr schön; so zu der Akademie, so schlicht, bescheiden: daß er nicht, wie sein Bruder, selbst mit vollem Verständniß in die Interessen der Wissenschaft eingehen könne, aber ihre volle Bedeutung anerkenne und sie hochachte und sie hochhalten werde.

Ob Frieden? ob Krieg? Das weiß Niemand; und ich möchte auch keine Vermuthung aussprechen; eigentlich zwar neige ich doch mehr zum Glauben an die Erhaltung des Friedens.“

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 15. März 1861.

„Ich nutze einen kurzen Augenblick vor dem Eintreffen der Griechen,*) welche heut bei mir ihre Versammlung halten, und nach einem Diner bei dem Kronprinzen, von welchem ich eben zurückkehre und bei dem ich zum ersten Mal die beiden allerliebsten kronprinzlichen Kinder**) in der Nähe gesehen habe. Die Kronprinzeß lachte sehr, als ich ihr sagte, daß ich ihr ältester Bekannter unter den Anwesenden sei, da ich die Ehre gehabt habe, sie anno 1842 in fast demselben Alter wie ihre kleine Prinzeß in der Wiege zu sehen. Sie war sehr liebenswürdig und freundlich, erinnerte mich an Baden, wo ich sie vor 1½ Jahren gesehen, und meinte, Schlesien, die preußische Provinz, sei doch viel schöner, großartiger und tüchtiger als Baden; der Kronprinz sprach mir von dem lebhaften Interesse, mit dem er eine wissenschaftliche Expedition nach Griechenland betreibe, er hatte eben die Gnade gehabt, auf meine Bitte eine Petition des Archäologischen Instituts (ich bin jetzt Mitglied der Direktion desselben) als Ehren-Mitglied dieses Instituts selbst dem Könige zu überreichen — eine Petition um Uebernahme des Protektorats seitens des Instituts, welche ohne Zweifel genehmigt wird.“

Im Sommer 1861 erschien die mit liebevoller Wärme geschriebene Biographie Bunsens, die Abeken sofort an Frau v. Bunsen sandte; auf ihren Dankbrief antwortete er ihr:

*) D. h. Mitglieder der Graeca, der S. 221 und S. 241 genannten griechischen Gesellschaft.

**) Prinz Wilhelm (geb. 1859) und Prinzessin Charlotte (geb. 1860).

Berlin, den 16. Juli 1861.

„Meinen herzlichsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen darüber; ich gestehe, daß ich immer nur mit Sorge, Bangigkeit und Beschämung an Sie dabei gedacht habe. Mein einziger Trost war, daß ich Niemanden wußte, der es mit mehr Liebe und Verehrung geschrieben haben würde! Wenn es Ihnen kein fremdes, kein störendes Bild giebt, so bin ich zufrieden.

Mein Onkel schreibt mir: »Bunsen erscheint mir in Deinem Buche — denn ein Buch ist's, wenn auch der Form nach der Artikel eines Lexikons — höchster Ehren werth. Er hat Großes angeregt, gewirkt und ist rein und edel aus den Widerwärtigkeiten der Zeit hervorgegangen.« Das zeigt mir doch, daß wenigstens ein Abglanz von seinem Bilde in meinen Worten geblieben ist. Was mich besonders freut, und wofür ich Ihnen besonders dankbar bin, ist das Zeugniß, daß ich dem Tone des Panegyricus entgangen bin. Die Gefahr war groß bei mir, und nichts hätte seiner unwürdiger sein können."

An Frau v. Bunsen.

Berlin, den 7. August 1861.

„Für meine Biographie habe ich nun auch von König und Königin freundliche Dankesworte erhalten; vom König nur durch den Kabinetsrath in gewöhnlicher Form, von der Königin aber in so schöner Weise, daß ich es Ihnen doch abschreiben muß, weil es das persönliche Interesse der edlen Frau an ihm so schön zeigt: »Ihre Lebensskizze unseres verewigten Bunsen ist ein schönes und würdiges Denkmal der Pietät eines seiner treuesten Freunde. Ich danke Ihnen nicht nur für Mittheilung desselben, sondern auch dafür, daß Sie sich dieser Aufgabe unterzogen und dieselbe in solcher Weise gelöst haben. Baden, den 20. Juli 1861. Augusta.« Das hat mir wirklich Freude gemacht und mich gerührt; es wird auch Ihnen erfreulich sein."

Auch Graf Yorck*) schrieb an Abeken Worte aufrichtiger Anerkennung: „Es ist Ihnen gelungen, dem verehrten Freunde ein schönes und doch wahres Denkmal zu errichten. Ihr Lebensbild, wie ein gutes Portrait, zeigt alle Züge des Verewigten, es verschweigt auch Schwächen und kleine Mängel nicht, aber ein Hauch der Liebe weht über der genauen

*) Vergl. S. 248.

Zeichnung, ohne der Charakteristik Eintrag zu thun. Wie wohlthuend muß diese Darstellung auf die ganze Familie wirken."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 26. Juli 1861.

„... Du fragst nach der Veränderung in unserem Ministerio und ob sie Einfluß auf mich haben werde? Ich glaube Letzteres nicht. Graf Bernstorff*) kennt mich einigermaßen und hat sich mir immer wohlwollend und freundlich bewiesen; doch habe ich kein näheres Verhältniß zu ihm und werde wahrscheinlich in meiner bisherigen Stellung geschäftsmäßig fortarbeiten. Zu etwaigen Reisebegleitern wird er sich wohl Näherstehende wählen. Uebrigens wird er schwerlich vor September oder selbst Mitte September faktisch eintreten; bis dahin wird wohl Herr v. Schleinitz, obgleich persönlich in ein Bad gehend, nominell und Herr v. Gruner materiell die Geschäfte fortführen.

Du sprichst mit Schmerz und Indignation von dem Attentat in Baden;**) freilich war es eine schreckliche That, und Du kannst denken, wie uns die Nachricht aufregte. Wohl haben wir Ursache, dankbar zu sein über die Abwendung der Gefahr von einem so theuren Haupte, nicht nur aus persönlicher, inniger Liebe zu dem Könige, welche zunächst das vorwaltende Gefühl war, sondern auch in Erwägung der Folgen, welche hätten schrecklich sein können. Die Parteiausbeutung des Attentates wird Gottlob diesmal nicht so gelingen, wie einst bei dem doch nur gegen einen Privatmann, nicht gegen ein geheiligtes Haupt gerichteten Attentat gegen Kotzebue. Dazu ist der König zu edel, und gerade, weil es ihn selbst getroffen. Er hat Leute, welche diesen Frevel als Folge seines bisherigen Weges und als zur Umkehr mahnend darzustellen suchten, schon gar jämmerlich ablaufen lassen, und ein ihm Nahestehender sprach mir noch vor Kurzem die Freude aus, daß diese schmerzliche Erfahrung ihn weder bitter, noch ängstlich, noch irre gemacht habe. — Der heutige Staatsanzeiger bringt eben eine sehr schöne Proklamation, worin er für die vielen Beweise der Liebe dankt."

---

*) Vergl. S. 189.

**) König Wilhelm I. war am 14. Juli in Baden-Baden durch einen Pistolenschuß leicht verwundet worden.

9. Kapitel.

Krönung König Wilhelms I. (1861).

„Pregar, pregar, pregar — che altro ponno I miseri mortal?"

Abeken ging wieder mit dem Minister nach Ostende und schrieb von dort aus an Onkel Rudolf den 31. August 1861:

„Den König sah ich nun hier zum ersten Mal seit dem Attentat; es ist eine wahre Freude, ihn so wohl, heiter und frisch zu finden und in allen guten Vorsätzen nur gestärkt und gekräftigt. Gott erhalte ihn uns! Einen redlicheren, treueren Mann werden Preußen und Deutschland nicht finden. Das Bad bekommt ihm gut; aber er wird auch physischer Kraft bedürfen für das Leben, was er von hier an führen muß — Manöver — vielleicht Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon — Reise — Krönung in Königsberg — Einzug und Feste in Berlin."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 21. Oktober 1861.

„Noch leuchtet die Sonne herrlich am blauen Himmel, möchte sie es doch auch morgen zum Einzuge so thun! In Königsberg ist ja, wie ich höre, Alles gut abgelaufen, und Fremde und Einheimische sind befriedigt. Die Hauptmomente, wie der König Krone, Scepter u. s. w. nahm,*) sollen wirklich einen tief ergreifenden Eindruck gemacht haben; denn für den König war es eben kein Schauspiel, sondern in seinem Herzen wirklich eine Wahrheit, ein tiefer, heiliger Ernst; er nahm wirklich die Krone in Demuth als aus Gottes Hand, und dieser sein Ernst, seine Rührung, seine Bewegung müssen sich auch dem Volke mitgetheilt haben; und der laut durch die Kirche tönende Segensspruch des Geistlichen (es war der Sohn unseres alten Direktors Snethlage) hat gewiß alle Herzen zu feierlichem Amen bewegt."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 23. Oktober 1861.

„Der Einzug ist denn gestern bei herrlichem Wetter glücklich erfolgt und war wirklich ein großartiges und schönes Schauspiel, bei dem

*) 18. Oktober 1861.

man von dem allgemeinen Jubel mit fortgerissen wurde. Und viel wirkliche Liebe und Herzlichkeit war doch auch dabei, und was der König noch nicht gethan hat, das ersetzt er durch das, was er ist, durch das Vertrauen und die Zuversicht, die sein ganzes Wesen einflößt. Eigentlich war es ein Empfang, wie er nur einem siegreichen Helden nach einer großen That gebührt; aber man darf sich sagen, daß Gott Großes an ihm gethan hat; es ist das erste Mal, daß er nach Berlin kommt seit dem Attentat, bei welchem Gottes gnädige Hand so fühlbar über ihm gewaltet.

Der Anblick des von Tausenden und Abertausenden gefüllten Platzes, in dessen Mitte nur eine von den Spalieren der Gewerbe gebildete Gasse gelassen war für den Zug, war wirklich wunderbar. Als nun der Zug sich heranbewegte, voran die Schlächter zu Pferde, die einst in schwerer Zeit die Nichte des Großen Kurfürsten sicher aus der Stadt geleitet und dafür ein von ihr gesticktes Banner und das Privilegium des Vortritts erhalten hatten, dann die berittenen Kaufleute und Bürger, ihre Musikkorps in der barocken Tracht des alten Dessauer und der romantischen Tracht der Mousquetaires aus der Zeit des ersten Königs, weniges Militär, der König zu Pferde, in seiner schönen Gestalt, grüßend, heiter, strahlend vor Freude mit dem Kronprinzen und dem alten Wrangel, die Königin im durchsichtigen Wagen von Gold und Glas, freundlich und liebenswürdig, in folgenden Prachtwagen ihre zum Theil hübschen und jungen Damen; als dann im Augenblick, wo der König das Schloß seiner Väter betrat, von den Zinnen desselben die große Königsfahne sich im Sonnenglanze entfaltete und nun der lange, endlose Zug der Gewerke, der bis in die Abenddämmerung, bis zum Anfang der Illumination hin fortdauerte — es war eine große und interessante Reihenfolge prächtiger Bilder."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 24. Oktober 1861.

„Ueber Compiègne*) ist nicht viel zu sagen. Es war ein bloßer Höflichkeitsbesuch, der auf die beste und glücklichste Weise abgelaufen ist; von Verhandlungen ist gar nicht die Rede gewesen: die Besprechungen der beiden Monarchen können nur den allgemeinsten und oberflächlichen Charakter getragen haben; der persönliche Eindruck ist aber beiderseitig

*) König Wilhelm I. erwiderte dort den Besuch des Kaisers Napoleon III.

ein sehr guter gewesen, und eine gewisse Bürgschaft friedlicher und freundlicher Verhältnisse liegt wenigstens für die nächste Zeit immer darin."

Im Dezember schrieb Onkel Rudolf an Abeken: „Das ablaufende Jahr hat viel Bedeutendes, auch Trauriges gebracht. Ich denke oft an Deinen guten König, dem das erste Jahr seiner Regierung wahrlich kein rosiges war: Verlust eines geliebten Bruders, Attentat, Wahlen, Amazone, und nun der Tod des Prinzen Albert.*) Ich kann Dir nicht sagen, wie mir der letztere zu Herzen gegangen ist; und wer wäre nicht bewegt, wenn er an die Königin, die königlichen Kinder, die Trauer des ganzen Landes denkt!"

Schon seit längerer Zeit war Abeken zu den intimen Abenden bei dem Prinz-Regenten und der Prinzeß von Preußen hinzugezogen worden. So wurde er nun auch zu dem Königspaare, eigentlich der Königin, in deren kleinem Theezimmer diese Abende stattfanden, befohlen, wo, durch beide Majestäten angeregt, interessante Gespräche mit bedeutenden Männern geführt, zuweilen Einzelnes vorgelesen oder Bilder und Anderes betrachtet wurden. Die damalige Tracht der auch oft anwesenden Damen war für den engen Raum recht unbescheiden und setzte dadurch diese mehr noch als die Herren in Verlegenheit.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 11. September 1861, abends.

„Da bin ich aus der Theebüchse wieder heraus, glücklich und mit ungequetschten Gliedmaßen, es waren diesmal auch nur zehn Personen darin, darunter freilich vier, aber mäßige Crinolinen, während sonst zwölf, ja bisweilen vierzehn hineingequetscht werden; und nun kann ich vor Schlafengehen noch ein wenig mit Dir plaudern und Deine Briefe durchgehen.

Gewiß fragst Du jetzt nach der Theebüchse, nicht wahr? Das ist der scherzhafte Name für die kleine enge Stube, in welcher die Majestäten abends im engsten Cirkel den Thee nehmen, den die Königin selbst macht und einschenkt; sie haben bisweilen die Gnade gehabt, mich dazu einzuladen. Es ist eigentlich ganz hübsch; heut waren die beiden Fürsten und Fürstinnen Radziwill dabei und der Minister v. Auerswald, außer-

*) Prinz Albert von Sachsen-Coburg, Gemahl der Königin Victoria von England, Prince Consort.

dem nur ein Kammerherr und eine Palastdame; das Gespräch war ganz belebt; eine arabische Schale, die der Königin geschenkt war, brachte es auf den Orient. Die Majestäten sind sehr freundlich und gnädig zu solchen Zeiten; die Königin intelligent und geistig angeregt, der König von einer natürlichen Güte und Liebenswürdigkeit, daß man sich ihm gegenüber ganz frei fühlt."

Die kurhessische Sache, bei der Abeken unter verschiedenen Ministern besonders beschäftigt gewesen, trat in diesen Jahren wieder in den Vordergrund, und so gab es neben der Hochfluth geselliger Pflichten auch in dieser Hinsicht vermehrte Arbeit für ihn.

An Frau v. Bunsen.

Berlin, den 16. Februar 1862.

„Die beiden letzten Tage waren die schlimmsten, obgleich ich fast den ganzen Tag unthätig und still zu sitzen hatte, aber — in der Kammer oder, richtiger mich auszudrücken, im Hause der Abgeordneten, adlatus des Ministers, der mich hinter sich haben wollte, um gelegentlich Auskunft von mir verlangen zu können, was übrigens nicht einmal nöthig wurde. Aber so viele Stunden hintereinander dazusitzen und Redner auf Redner anzuhören und alle immer dasselbe, nur mit anderen Worten und Phrasen, wiederholend, die Einen zahm, die Anderen wild, und Alle eigentlich von dem, worauf es ankam und wo die Sache praktisch anzufassen, nichts verstehend — das ist eine Qual. Es war die hessische Angelegenheit; der Kern derselben und der allein die Kammer angeht, die Rechtsfrage nämlich, ist für jeden rechtlich gesinnten und verständigen Deutschen, der nicht durch Parteiansichten getrübt ist, längst entschieden, und mit einem kurzen Votum das ganze Gewicht und die Autorität der Volksstimme dafür einzusetzen, wäre ja gut gewesen; aber nun mußte jeder Redner auch wieder weitläuftig die Mittel und Wege diskutiren, ob und was man in Cassel sagen solle, ob man Herrn v. Sydow abrufen solle, wen man in seine Stelle setzen könne; ob sich wohl England in seiner Baumwollennoth oder Frankreich in seiner Finanznoth oder Rußland in seiner Bauernemancipations-Noth — einmischen könne oder wolle, darüber mußte jeder kleine Kreisgerichtsrath aus der Provinz, am besten freilich jeder Litterat und

Zeitungsschreiber, vollkommen Bescheid; Jeder wäre gleich bereit gewesen, an Herrn v. Sydows Stelle in Cassel zu treten, noch lieber freilich an Graf Bernstorffs Stelle in Berlin. Da wäre die Welt gleich in Ordnung. . . . .

Wir sind in einer ernsten Zeit, wo es recht darauf ankäme, daß alle tüchtigen Elemente in Preußen sich um die Regierung schaarten und sie stützten. Die Coalition der deutschen Mittelstaaten mit Oesterreich, die sich durch die berühmten identischen Noten dokumentirt (von denen Sie gewiß in den Zeitungen lesen), macht mich zwar nicht bange, aber sie ist doch eine ernste Sache. Für Preußen ist es gefährlich, nicht vorwärts zu gehen; aber vorwärts zu gehen, zu handeln, ohne einen genialen Führer, ist unmöglich; und wo ist ein genialer Staatsmann jetzt in Preußen? Nicht zum Leben, wohl aber zum Handeln bedarf man des Genies. Das Genie darf irren und fehlen, seine Fehler lenkt der liebe Gott zum Besten und gebraucht sie gerade erst recht in seiner Weltordnung; aber dem Mittelmäßigen, wenn auch Ehrlichen, schlägt jeder Fehler, jeder Irrthum zum Verderben aus; er kann es nicht riskiren, etwas Falsches zu thun, und darum thut er lieber nichts. Alles Aeußere würde mich nicht betrüben, aber im Innern! Oben der beste Wille und gesunder Verstand — aber welche Einflüsse!

Schwankende Minister, ein Herrenhaus, das sich von Parteiinteressen leiten läßt, eine Zweite Kammer, die kein moralisches und kein geistiges Gewicht hat, und der gegenüber das Herrenhaus eine glänzende Rolle spielen könnte, wenn es sich statt von Sonderinteressen von einem großen patriotischen Sinn leiten lassen wollte, ein Volk, ehrlich, treu, klug, aber ohne politische Bildung und ohne politische Führer! —

Und dennoch »werfe ich mein Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat«; ich glaube doch an Preußen und Deutschland, wenngleich wir noch durch schwere Zeiten durchgehen mögen, deren Ende wir vielleicht nicht erleben werden. Der Kern, der in dem evangelischen Theile der deutschen Nation steckt, kann nicht verloren gehen."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 7. April 1862.

„Wie gern hätte ich Deinen letzten Brief vom 18./19. März sofort beantwortet; dann freilich hättest Du eine sehr politische Epistel

bekommen, denn damals war gerade unsere Ministerkrisis und Parlamentsauflösung, welche kaum ein Mensch begreifen kann, der nicht hier ein wenig hinter die Coulissen sah und merken konnte, wie der reaktionäre Affe die liberale Katze zwang, die Kastanien der Kammerauflösung aus dem Feuer der öffentlichen Meinung zu holen, um sie — die Katze — dann mit jämmerlich verbrannten Pfoten — Krallen hatte sie schon nicht mehr daran — an die Luft zu setzen. Wenn das nicht gesprochen ist wie die Sphinx oder das Delphische Orakel! Mit diesem schwer verständlichen und darum unseren unverständlichen Zuständen entsprechenden Orakelspruch will ich aber auch die Politik für diesmal abgethan haben.

Du bekamst gar keinen Brief, weil ich neben der Politik noch an vieles Andere denken mußte, nämlich an Geschäfte und Komödie. Ich habe wieder einmal als Hofschauspieler Seiner Majestät des Königs fungirt und am 26. v. Mts. vor einem »Parterre von Fürsten« gespielt. Der König hatte den Wunsch ausgesprochen, unsere »Kleinstädter«, von deren Aufführung am 3. Januar ich Dir schrieb, zu sehen; und so konnten wir denn nicht anders, als sie wiederholen; und da König und Königin sich höchlich amüsirt und das mit vieler Liebe ausgesprochen haben, so gereicht es mir zur Freude, den beiden verehrten und geliebten Majestäten einige frohe und heitere Stunden inmitten ihrer Sorgen bereiten zu helfen. Natürlich gab es aber vorher viel Vorbereitungen und viel Proben mit ihrer Noth und ihrer Lust; denn es ist auch wieder eine Lust, mit so lieben Menschen wie die Radziwills zusammen eine solche Sache durchzuführen. Daß ich den Sperling spielte, weißt Du. Die Fürstin Leontine (Gemahlin des Fürsten Boguslav), welche selbst die alte Mutter Stahr spielte, hatte einen wunderhübschen Epilog gemacht, welchen ihr dreizehnjähriges Töchterchen sprach, und so verlief die Sache aufs Beste. Es hatte einen eigenen Reiz, diese ordinären Personen der kleinen Stadt von Frauen gespielt zu sehen, welche äußerlich und innerlich auf der Höhe der feinsten Bildung stehen; der Kontrast und die immer durchleuchtende Grazie und Anmuth, welche jedes Ordinäre vor Gemeinheit bewahrt, waren doppelt ergötzlich; und wenn Du Dich gar erinnerst, daß ein großer Theil des Stückes sich um die eingebildete Anwesenheit des Königs dreht, so wirst Du begreifen, wie pikant es war, gerade diese Scenen vor dem wirklich an-

wesenden König zu spielen. Das mußte denn ersetzen, was unserem Spiel vielleicht sonst im Vergleich mit der Ristori*) mangelte, welche wir Alle gerade wenige Tage vorher am Geburtstage des Königs in seinem Palais hatten spielen sehen; sie gab in einem Lustspiel eine Dame, mit Geist, Laune, Genie und unübertroffener Natürlichkeit (so daß ich immer glaubte, in Rom zu sein, wenn ich die Augen zumachte, um die Uniformen um mich her nicht zu sehen), aber ohne jene, auch von der genialsten Schauspielerin nicht zu erlernende Feinheit der wirklich vornehmen Dame, welche im Radziwillschen Theater auch die Frau Untersteuereinnehmerin sowie die Frau Ober=Fischfloßmeisterin und die Frau Stadt=Accisekassenschreiberin nicht verließ. Aber sie war Italienerin durch und durch, und das ergötzte mich ungemein.

Du siehst also, daß wir doch nicht ganz in Politik aufgehen, und daß wir das »Dulce est desipere in loco« nicht vergessen." —

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 19. April 1862.

„Habe nur mit meinen Briefen und ihren Verkehrtheiten Geduld und Nachsicht. Briefe sind eben für den Augenblick geschrieben; und wenn ich in den Depeschen habe Seiten lang jedes Wort abwägen müssen, so ist mir's oft eine Erholung, mich einmal gehen zu lassen. Ich habe in diesen letzten Monaten manchmal so viel zu thun gehabt, daß mir das bloße Nichtsthun eine Erholung war, und ich manchmal an das Wort des Bauern denken mußte: »Wo soll mi de Tid wol lang wären? ick habbe jo nicks to doon!«"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 17. Mai 1862.

„Was jetzt die Gemüther hier beschäftigt, sind die Sachen in Kurhessen, wo der Kurfürst doch gar zu toll vorgeht und durch seine neuen Schritte Oesterreich und Preußen gleichmäßig insultirt.**) Wenn man ihm einmal Ernst zeigt, wird er wohl nachgeben; und ich wollte doch lieber, daß die Regierungen ihm den Ernst zeigten als sein eigenes Volk,

*) Adelaide Ristori, italienische Schauspielerin, eigentlich Tragödin, aber auch in heiteren Rollen bezaubernd.

**) Durch Bismarcks Eingreifen wurde am 24. November 1862 die Verfassung von 1831 wiederhergestellt.

wie anno 1830 dem Herzog Carl von Braunschweig. Ich sehe wieder recht die alte Wahrheit von »hominum confusione et dei providentia«, und darum bin ich ganz getrost. Wenn es heißen müßte »hominum sapientia«, so stände es viel schlimmer!"

Schon im März war theilweise ein Ministerwechsel eingetreten, Graf Bernstorff jedoch Minister des Aeußeren geblieben. Da der Verfassungskonflikt sich immermehr zuspitzte und das Ministerium des Königs zum schwächlichen Nachgeben rieth, wurde am 23. September 1862 Bismarck zum interimistischen Vorsitzenden des Staatsministeriums ernannt, und noch weitere Aenderungen standen in Aussicht.

Abeken schrieb darüber an Frau Richard.

Berlin, den 24. September 1862.

„Die unglücklichen politischen Verhältnisse im Innern, welche jeden Augenblick einen Ministerwechsel und damit auch mir einen neuen Chef drohten, machten es mir unmöglich, auf eine weite Reise hinauszugehen; in Dresden kann ich jeden Tag Nachricht haben und, wenn es sein muß, in fünf Stunden in Berlin sein. Ich hoffe aber, daß ich dort eine Woche einmal frei von allen politischen Gesichtern und auch von politischen Gesprächen im Genuß der Kunst und der Natur sowie in der Freundlichkeit lieber Verwandten werde zubringen können, wenngleich die Gedanken an das Schicksal des Vaterlandes, Preußens wie Deutschlands, das Herz niemals ganz in Ruhe lassen können. Es ist eine Zeit großer Aufregung, und die Besonnenheit fehlt hüben und drüben. Aber wir haben in Preußen doch eine gesunde Liebe und Treue zum Königshaus wie zum Vaterlande, und das Königshaus hat auch Vertrauen und wahre Liebe zum Volke. Wir sind politisch noch sehr unreif und darum extravagant in unseren Hoffnungen und Forderungen; aber der Fond ist gut, und allmählich wird die Besonnenheit, oben wie unten, doch den Sieg über die Leidenschaft gewinnen."

Nach Berlin zurückgekehrt, schrieb Abeken an Onkel Rudolf: „Heut beginnt das Herrenhaus die Berathung des Budgets, die es morgen voraussichtlich mit der Verwerfung desselben beenden wird; es ist mir nicht wahrscheinlich, daß man noch einen neuen Vermittelungsversuch machen werde; und dann — je nun, die Regierung muß eben fortregieren, das Weitere wird sich finden, und ich hoffe noch immer,

daß das Abgeordnetenhaus zuletzt die Entdeckung machen werde, daß es weit über das Ziel hinausgeschossen und daß das Land nicht mehr hinter ihm stehe. Jedenfalls ist weder Revolution noch auch nur Straßentumult zu befürchten.“

Am 8. Oktober übernahm Bismarck definitiv das Präsidium des Staatsministeriums und das Portefeuille des Auswärtigen, während Graf Bernstorff ausschied.

Am 11. Oktober beschloß das Herrenhaus die Verwerfung des Budgets der Abgeordneten und die Annahme des Budgets der Regierung; am 13. erfolgten dann der Nullitätsbeschluß der Abgeordneten und der Schluß der Session.



10. Kapitel.

Unter Bismarck. (1862—1863.)

„Vergebens, daß Ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein Jeder lernt nur, was er lernen kann,
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.“

(Faust I.)

Bismarck hatte in einer Kommissionsberathung am 30. September geäußert, große Fragen würden nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch „Blut und Eisen“ gelöst. Beim Schluß des Landtags am 13. Oktober erklärte die Regierung, daß sie, nachdem jede Aussicht auf eine Einigung in der Budgetfrage vorläufig geschwunden sei, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung festgesetzte Unterlage fortführen werde. So zeigte sich in der allgemeinen Verwirrung doch endlich ein fester Kern, der Hoffnung auf die Zukunft und Freudigkeit zur Arbeit gab.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 23. Oktober 1862.

„Die Regierung hat meiner Ueberzeugung nach im Ganzen und Großen dem Abgeordnetenhause gegenüber den richtigen und pflichtmäßigen Weg eingeschlagen und wird, wenn sie ruhig auf dem beharrt, ans Ziel kommen. Das Abgeordnetenhaus hatte nur ein formales Recht für sich und eine allerdings starke Zeitströmung; aber ich halte

die letztere nur für oberflächlich und daher verschwindend; und das formale Recht kommt schließlich gegen das materielle, reale Recht nicht auf, und das steht meines Erachtens auf der Seite des Königs und der Regierung. Mögen sie also ruhig ohne Budget weiter regieren, das Volk wird es ihnen schließlich Dank wissen! Es sind zwar keine bedeutenden Männer unter den Ministern, mein Chef, Herr v. Bismarck, ausgenommen; aber im Hause der Abgeordneten war noch weniger Bedeutendes, sowohl an Fähigkeit wie an Charakter, einige Männer der extremsten Partei ausgenommen, von welchen sich aber Preußen weder regieren lassen kann noch will. Und von der dummen Macht, die die eigentliche Majorität des Hauses bildete, wollen wir uns auch nicht regieren lassen. — Das Mittel, um bedeutendere Männer an die Spitze zu bringen in den Ministerien und der Kammer, Männer, die wirklich das Recht haben, Preußen zu repräsentiren und zu regieren, soll freilich noch gefunden werden! Aber es muß doch einmal dahin kommen. Unser jetziges System führt nur die Mittelmäßigkeit in die Höhe. Mißgriffe der Regierung, wie die Maßregelung von oppositionellen Beamten, können uns betrüben, dürfen aber nicht irre machen; ich hoffe, der gerade, gute Sinn des Königs wird ihre Ausdehnung verhüten.

In der auswärtigen Politik kann die unerwartete Katastrophe in Griechenland*) auch zu unerwarteten Verwickelungen und neuen Gruppirungen führen. Ich selbst gehöre zu den Vertheidigern einer abwartenden Politik, solange Preußen nicht durch ein unmittelbares Interesse zum Handeln gezwungen ist. — Herr v. Bismarck, der früher jugendliche Aufwallungen gehabt haben mag, ist viel besonnener und reifer geworden, und Ueberstürzungen sind von ihm nicht zu erwarten. — Wenn man so im Lauf des Lebens sieht, wie wenig von den Geschicken der Welt in der Hand der Menschen liegt, so lernt man, sich mit Vertrauen auf die Leitung Gottes begnügen und sich auf die Erfüllung ganz bestimmter Pflichten zu beschränken. Es gilt auch von den Zielen einer echten Politik, z. B. von dem berechtigten Streben nach Deutschlands Einigung und Kräftigung:

Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbsteigner Pein
Läßt Gott ihm gar nichts nehmen.

*) König Otto von Griechenland wurde 1862 durch einen Aufstand vertrieben.

Das wird Victor Emanuel und Italien, einschließlich Rom, auch erfahren, wie der arme Garibaldi*) es erfahren hat, welcher meinte, er könnte und müßte es thun. Nun lischt er aus, nicht wie ein Stern, der vom Himmel fällt, sondern wie ein Nachtlämpchen in der Krankenstube. Aber man wird seiner doch immer mit Wehmuth und Liebe gedenken. Sein letztes Unternehmen hat der Einheit Italiens mehr geschadet, als sein ganzes früheres Auftreten ihr genützt hat."

An denselben.

Berlin, den 31. Dezember 1862.

„In unserem Ministerium hat der Schluß des alten Jahres noch eine Veränderung gebracht, die mich berührt, aber nicht unangenehm, indem mein guter Freund, Herr v. Sydow, nach Frankfurt gegangen, und mein guter Freund, Herr v. Thile, Mitglied unserer Graeca, Unterstaatssekretär geworden ist, so daß, während der Minister selbst mir fremder ist, meine nächsten amtlichen Beziehungen unverändert freundlich und angenehm sind. Auch der Minister hat noch Gelegenheit gehabt, sich mir freundlich und wohlwollend zu zeigen."

Bei der Eröffnung des Abgeordnetenhauses im Januar 1863 benutzte der Präsident Grabow**) die erste Sitzung, um in seiner Eröffnungsrede die schroffen Gegensätze vergangener Zeit gleich wieder hervorzuheben, die sich mit den Verhandlungen nur verschärften. Immer heißer wurde der Kampf, und so schloß auch diese Session ohne die gewünschte Einigung, aber mit bewußter fester Haltung des Königs und der Minister. Im September erfolgte die Auflösung des Abgeordnetenhauses.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 7. Juni 1863.

„Unsere preußischen Zustände sind lange nicht so verzweifelt, als sie aussehen. Die Maßregeln gegen das Abgeordnetenhaus, mit welchem sich schlechterdings nicht regieren, kaum existiren ließ, sind meiner An-

*) Giuseppe Garibaldi wurde bei dem Versuch, Rom zu erobern, am 28. August 1862 bei Aspromonte verwundet und gefangen genommen.

**) Wilhelm Grabow, 1802—1874; 1862—1866 Präsident des Abgeordnetenhauses, Gegner der Bismarckschen Politik.

sicht nach vollkommen gerechtfertigt; ebenso ist die budgetlose Regierung durchaus nothwendig und wahrscheinlich viel vernünftiger als die Zurechtmachung des Budgets durch eine Kammer, zusammengesetzt aus Leuten, die nichts davon verstehen; auch die Militärreorganisation ist, so viel ich's verstehe, durchaus gut, ja nothwendig und mußte unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen eingeführt, festgehalten und durchgesetzt werden.

Im Ganzen und Großen also stehe ich mit voller Ueberzeugung zur Regierung. Ob die Taktik der Letzteren eine richtige, ob alle ihre Maßregeln im Einzelnen klug und berechtigt: das ist eine andere Frage. So halte ich die neue große Verordnung,*) obgleich dem Buchstaben der Verfassung nach gewiß berechtigt, doch weder für klug noch dem Geiste — ich will nicht sagen unserer Verfassung, sondern eines freien Staates und eines Rechtsstaates angemessen; ich hätte nichts gegen drakonische Gesetze gehabt, solange sie ein Repressivverfahren mit richterlicher Anwendung voraussetzen; aber die administrative Willkür widerstrebt mir. Mir wäre es lieber, die Regierung ginge ruhig und ohne alle Ausnahmemaßregeln ihren Weg fort."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 27. Juni 1863.

„Auch in der auswärtigen Politik ist eine Art Windstille, hoffentlich nicht vor dem Sturm! In der polnischen Sache muß der Effect der drei Noten in St. Petersburg abgewartet werden; in der schleswig-holsteinschen Sache**) muß der Bundestag sich schlüssig machen, was erst am 9. Juli geschehen kann; da wollen wir, hoffe ich, eine ruhige Zeit haben."

Nach einem Besuche in Osnabrück schrieb Abeken seinem Onkel Rudolf bald darauf: „Bei dem Fürstentage in Frankfurt, zu dem der Kaiser von Oesterreich so unglaublicher Weise ohne vorherige Verständigung mit Preußen eingeladen hat, thut es mir nur leid, daß

*) Verordnungen gegen die Presse vom 1. Juni 1863 (die sogenannte Preßordonnanz).

**) Bereits am 30. März 1863 wurde die Einverleibung Schleswigs in Dänemark ausgesprochen; doch erst am 1. Oktober beschloß der Bund die Bundesexekution gegen Dänemark.

nichts dabei herauskommen kann und wird. In Deutschland kann nun einmal nichts zu Stande kommen, was nicht von Oesterreich und Preußen gemeinsam ausgeht, oder worüber nicht Beide wenigstens vorher einig sind. Das haben wir im Jahre 1849 mit unserer Union bitter erfahren; und Oesterreich mag es nun auch einmal erfahren. Wenn die Fürsten sich in Frankfurt dem Kaiser allein gegenüber sehen, und wenn sie gar ein wenig merken sollten von dem (allerdings schon 10 Jahre alten, vielleicht aber jetzt sich erfüllen sollenden) Wort eines österreichischen Diplomaten von den „Vasallen um den Thron ihres Kaisers", dann wird die Angst vor Wien größer werden als im Jahre 1849 vor Berlin! Darum ist es gut, daß der König von Preußen abgelehnt hat; er hätte nicht helfen können; denn wie sollte irgend ein Projekt der Bundesreform in ein paar Tagen von den Fürsten selbst berathen und zum Beschluß gebracht werden! Wo aber nichts zu Stande kommen kann, da bleibt man besser weg. Die Schuld des Nichtzustandekommens wird man nun freilich fälschlich auf Preußen schieben, während sie in ganz anderen Verhältnissen und in der Natur der Sache liegt; mag's! Schützentage, Turnertage, Fürstentage, Abgeordnetentage (in Frankfurt gleich an 20!), Nationalvereinstage — ich fürchte mich vor dem Einen so wenig wie vor dem Anderen.

Für den Augenblick tritt sogar die polnische*) Frage in den Hintergrund vor dieser deutschen, die Oesterreich so unerwartet und, wie mir scheint, nicht zu opportuner Zeit anregt. In der polnischen Frage ist nach allgemeiner Ueberzeugung kein Krieg zu befürchten, und so kommen wir auch durch dies Jahr wohl noch einmal durch!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 10. September 1863.

„Daß auch die Nachwehen des Frankfurter Fürstentages noch viel zu thun geben, kannst Du wohl denken; »wenn die Könige bauen, haben die Kärrner zu thun,« und wenn sie niederreißen (denn viel mehr ist ihr gegenwärtiger Bauversuch leider noch nicht), auch! Wenn die Fürsten ein Wettlaufen mit dem Nationalverein anstellen, da kriegen wir arme Diplomaten und Halbdiplomaten viel Staub zu schlucken...."

---

*) Aufstand in Polen seit Januar 1863. Konvention Preußens mit Rußland am 8. Februar 1863, die jedoch nicht ratifizirt wurde.

Es gelang Abeken, trotz der politisch verwickelten Zeit einen kurzen Aufenthalt in den Schweizer Bergen zu ermöglichen und sogar bis Mailand vorzudringen. Leider war die Reise nicht vom Wetter begünstigt, um so mehr aber durch die Gegenwart lieber Freunde verschönt. In der Schweiz traf er Lepsius mit Familie und besuchte die Gräfin Pourtalès*) in Oberhofen, Usedoms in Castel und Frau Eugenie Richard in Mailand, die er vor 17 Jahren als junges Mädchen im Alter von 14 Jahren kennen gelernt hatte**) und jetzt als glückliche Mutter von fünf allerliebsten Kindern begrüßte.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 24. Oktober 1863.

„Meine Reise ist nun glücklich beendet, angefangen mit Goethe und beendet mit Goethe: denn der erste Mensch, den ich auf derselben sah, war Werthers Lottens Tochter (Fräulein Kestner in Basel, Sonntag den 20. September), und der letzte war Werthers (sit venia verbo!) eigene Schwiegertochter (Ottilie v. Goethe***) in Wien, Dienstag den 20. Oktober), die Dich sehr grüßen läßt, ebenso wie ihre weißlockige Schwester Ulrike v. Pogwisch.“

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 29. November 1863.

„Heute keine Politik! Denn die schleswig-holsteinsche Angelegenheit ist doch auch ein großes Stück Politik, wenn sie auch in meinen Augen eine noch viel höhere und größere Bedeutung hat als eine politische — oder eine politische jedenfalls in jenem höchsten Sinne, in welchem Politik und Sittlichkeit zusammenfällt, freilich ein sehr idealer, platonischer Standpunkt.

Ueber den großen Ereignissen hat man kaum Zeit, auf das Nächste zu achten. Die Situation ist, nach einem alten beliebten diplomatischen Ausdruck, palpitante d'actualité. Wie glücklich jener Pfarrer in der Oberlausitz, von dem es sich bei der diesjährigen Kirchenvisitation herausstellte, daß er noch immer den lieben Gott bat, er möge doch

*) Gemahlin des preußischen Diplomaten.

**) Vergl. S. 124.

***) Vergl. S. 127, 228.

dem schrecklichen Blutvergießen in der Krim Einhalt thun, weil die Kunde vom Frieden*) wirklich noch nicht bis zu ihm gedrungen war!"

Die selten ganz ruhende Angelegenheit von Schleswig-Holstein trat durch den Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark**) wieder in den Vordergrund. Es entstanden Meinungsverschiedenheiten über den Vertrag von 1852,***) den König Christian IX. sich auf seine Weise deutete.†) Unter den zwar neutralen, aber doch theilweise sehr mißbilligenden Blicken von England, Frankreich und Rußland machten sich Oesterreich und Preußen bereit zum Kriege, um im Nothfalle Schleswig-Holstein vor einer Gewaltthat Dänemarks zu schützen. Wie früher gesagt ist, waren Abeken die Hauptarbeiten über diese Angelegenheiten schon bald nach seinem Eintritt in das Auswärtige Amt, in den Jahren 1848/49, zuertheilt worden; so war es denn natürlich, daß sie in den Jahren 1863, 1864 u. s. w. zumeist in seinen Händen ruhten.

An Frau Eugenie Richard in Mailand.

Berlin, den 21. Dezember 1863.

„Wenn ich mich manchmal betrübe, daß die jetzige Weihnachtszeit mir eine gestörte ist, so schäme ich mich auch wieder, indem ich mir sage: unsere armen Soldaten, die jetzt in Sturm und Unwetter hinausmüssen gerade zur Winterszeit und den Christabend statt am heimathlichen Weihnachtsbaum in irgend einem traurigen Dorf oder gar im Biwak zubringen müssen, haben es doch viel schlimmer, und doch sind sie mit Freuden gegangen, weil es den Dienst des Landes galt. — Die nächste Kriegsgefahr ist zwar beseitigt, weil es nun feststeht, daß die Dänen in Holstein den einrückenden deutschen Truppen††) keinen Widerstand leisten werden, und es ist mir ordentlich tröstlich zu denken, daß nun wenigstens die heiligen Feiertage, an welchen sonst beim Widerstande der erste Kampf würde stattgefunden haben, nicht durch Blut befleckt werden. Ob sich im weiteren Verlaufe nicht doch ein Krieg daraus

*) 30. März 1856 Vertrag von Paris.

**) 15. November 1863.

***) Der Londoner Vertrag von 1852 bestimmte die Thronfolgeordnung für Dänemark auch für die Herzogthümer.

†) Am 18. Nov. 1863 sprach Christian IX. die Einverleibung der Herzogthümer aus.

††) Zur Ausführung der Bundesexekution rückten Hannoveraner und Sachsen unter General Hake in Holstein und Lauenburg ein.

wird entwickeln, kann man nicht wissen. Vielleicht ist ein Krieg nöthig, um die Luft zu reinigen; aber ein Unglück bleibt er immer.

Die Beschäftigung mit diesen Gedanken ist mein tägliches Brot; und weil so vieler Menschen Wohl und Wehe davon abhängt, sind es eben nicht nur Gedanken, die man abschütteln und mit anderen vertauschen kann, sondern sie nehmen außer dem Kopfe auch das Herz ein."

11. Kapitel.

Krieg in Schleswig-Holstein. — Reise mit Bismarck nach Karlsbad, Wien, Gastein und Baden. (1864).

„Alles mit Gott,
So hat es keine Noth."

Da alle Vorschläge Preußens zur Erhaltung des Friedens an dem Widerstande Dänemarks scheiterten, so schritten die beiden vereinten Mächte Preußen und Oesterreich zum Kriege gegen Dänemark.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 15. Januar 1864.

„Du fragst an, wie ich die Weihnachtstage zugebracht? Allerdings unter mancherlei Aufregungen, die aber doch die Festesfreude nicht störten; am Heiligen Abend z. B. bei Olfers war auch Graf Yorcks ältester Sohn Paul, der unmittelbar vom Christbaum weg auf die Eisenbahn zum Regiment fuhr, wo er als Landwehr-Offizier eintrat; Olfers' eigener Sohn war zum Christbaum hereingekommen und mußte am nächsten Morgen wieder fort zu den Truppen, zu denen er als Arzt eingezogen ist; zwei andere Söhne von Graf Yorck stehen ebenfalls im Felde, der eine als Soldat von Beruf, der andere als Landwehroffizier eingezogen; so greifen die großen Weltereignisse zugleich ins engste und nächste Familienleben ein, und durch die Weihnachtslichter und -lieder zog ein ernster Ton. — —

In Deutschland haben sich die Verhältnisse entschieden gebessert, und ein direkter Bruch zwischen Preußen und Oesterreich einerseits und den anderen deutschen Regierungen andererseits, der einen Augenblick

zu befürchten war, ist Gottlob vermieden.*) Wieviel sich am letzten Ende für die Herzogthümer erreichen lassen wird, das läßt sich noch nicht übersehen; etwas Besseres als das Bisherige gewiß.

In Preußen selbst werden sich auch die Gemüther beruhigen, nachdem der Landtag, der sich in sich selbst immer gährend steigerte und alle Haltung verlor, heut nach Hause geschickt ist. Unsere Hoffnung steht darauf, daß eine ruhige und besonnene Mittelpartei allmählich wieder entstehen wird, mit welcher die Regierung sich wird verständigen wollen und können. Mit dem jetzigen Haus der Abgeordneten und seinen Führern war das freilich nicht möglich; die extremen Parteien hatten Alles verschlungen. Wenn die Regierung vorsichtig und ruhig fortgeht, kann noch Alles gut werden!"

Abekens Tagebuch meldet den 5. Februar den Rückzug der Dänen auf das Danewerk und den 6. die Nachricht durch Graf Choteck (Karolyi und Bismarck waren auf der Jagd) von dessen Besetzung.

An Frau Eugenie Richard.

Berlin, den 14. Februar 1864.

„Unsere noch immer ungelösten inneren Wirren sind für den Augenblick gegen das Interesse der äußeren Politik zurückgetreten, und alle Parteikämpfe schweigen vor der Theilnahme an unseren kämpfenden Brüdern. — Krieg! Wir haben lange nicht mehr gewußt, was das heißt, mit banger Sorge an liebe Freunde und Verwandte zu denken, die jeden Augenblick von einer Kugel erreicht werden können. —

Bis jetzt haben unsere preußischen Truppen mehr von Strapazen und Entbehrungen, die durch die Jahreszeit ins fast Unerträgliche vermehrt werden, zu leiden gehabt als von Gefechten; aber es sieht ganz aus, als ob auch die letzteren noch nicht zu Ende seien. Ein solcher Winterfeldzug ist eigentlich unerhört. Ich wünsche nur von Herzen, daß der Krieg nicht größere Dimensionen gewinne; das alte Europa ist eigentlich ein ganz unterminirtes Haus und eine allgemeine Explosion über kurz oder lang fast unvermeidlich. Die Frage, die Niemand — vielleicht er selbst noch nicht — zu beantworten weiß, ist immer: Was wird Napoleon thun?"

*) Der Bund hatte sich zuerst ablehnend gegen das selbständige Vorgehen Oesterreichs und Preußens verhalten.

Gegen Ende Februar erhielt Abeken durch Bismarck die Kabinets-Ordre zugesandt, daß ihm der Kronen-Orden 2. Klasse mit dem Stern vom Könige verliehen sei, weil er neben seinen Geschäften bei der 2. Abtheilung des Ministeriums in neuerer Zeit an den Arbeiten der politischen Abtheilung, insbesondere in der schleswig-holsteinschen Angelegenheit, in so hingebender und aufopfernder Weise theilgenommen hatte.

Unterdessen nahm der Krieg seinen Fortgang.

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 29. Februar 1864.

„Für die Herzogthümer habe nur guten Muth! Von fremder Herrschaft, Uebermuth und Willkür wird in ihnen nicht mehr die Rede sein. Völligen und festen Schutz müssen sie erhalten.

Ich hatte gehofft, daß das Schwert nun wenigstens uns Schreibern die Feder aus der Hand nehmen sollte; aber im Gegentheil, es hat bis jetzt nur die Dintenarbeit vermehrt. Und wenn ich auch einmal eine freie Stunde morgens oder abends habe, so bin ich vom Schreiben so müde, daß ich mich nur ungern entschließe, die weggelegte Feder, wenn auch zu schönerem Werk, wieder in die Hand zu nehmen. Wieviel ich zu schreiben habe, magst Du scherzweise daraus entnehmen, daß mir neulich einmal der Minister von einem mir ganz fremden Entwurfe als von einem »Entwurf von Abeken« sprach, und als ich ihn verwundert anblickte, entschuldigend und lachend sagte: »Ich bekomme so viele Entwürfe von Ihnen zu sehen, daß ich aus Gewohnheit ganz mechanisch das sagte.« Was man für Papier verschreibt, das ist ganz unglaublich. Ich erschrecke selbst immer von Neuem darüber, wenn ich mir neues Papier geben lasse!

Für mich ist es doch immer erträglicher; aber wie mein Chef, der Minister, die ungeheure Last der Geschäfte — als Ministerpräsident und Leiter der inneren Politik und als Minister der auswärtigen Angelegenheiten — und der Verantwortlichkeit erträgt, das ist mir fast unbegreiflich. Er ist eine eiserne Natur, körperlich und geistig zum Herrschen geboren (ein Zeugniß, das ihm noch neulich ein politischer Gegner und von ihm gestürzter Minister gab), von großen Eigenschaften."

Während der vorläufigen Konferenzsitzungen*) in London nach dem Sturm des 18. April auf die Düppeler Schanzen schrieb Abeken an Onkel Rudolf: „Nicht wahr, an dem schönen Erfolge des 18. April hast auch Du herzlich theilgenommen? Ich mag nicht viel davon reden, denn die Sache ist so, daß die einfachste Erzählung des Herganges schon wie Ruhmredigkeit aussieht; so glänzend über alles Erwarten ist Alles gegangen. Aber die athemlose Spannung kannst Du denken, in welcher wir waren.

Am Sonntag Abend hörte ich noch von einem hochstehenden Offizier, daß es doch wohl noch einige Tage dauern könne, während schon das Telegramm des Königs von hier abgegangen war, welches dem Prinzen Friedrich Karl den Siegeswunsch des Königs zum Gelingen des beabsichtigten Sturmes aussprach. Das erfuhr ich am Montag früh — dann um Mittag fuhr der König, vom Kreuzberg kommend, durch die Wilhelmstraße. Er hielt vor unserem Ministerium und ließ einem am Fenster stehenden Beamten zurufen, der Sturm sei gelungen, die Schanzen genommen. So erfuhren wir es; es war gerade der zweite österreichische Konferenzbevollmächtigte bei uns, der sich doch ehrlich mitfreute. Leid thut es uns nur, daß nicht gerade der Englische Botschafter da war, den wir gar zu gern vor Aerger hätten grün und gelb werden sehen! Der König fuhr dann weiter unter die Linden, wo er einem verwundeten Offizier begegnete und ihm die Sache mittheilte. Nun folgte sich Telegramm auf Telegramm, die immer größere Erfolge meldeten; Niemand hatte gedacht, daß in etwas mehr als zwei Stunden das ganze Terrain inklusive des Brückenkopfs unser sein würde. Der französische Militärbevollmächtigte, Graf Clermont, hatte noch kurz zuvor dem Kaiser geschrieben, man würde bei dem ersten Sturm gar nicht mehr nehmen können als die erste Schanzenreihe, und dann ginge ein langes Belagern von Neuem an; er hat aber auch nachher gesagt, es sei l'affaire la plus brillante et la mieux menée qu'il ait vue — und er hat den Krimkrieg und die italienischen Campagnen mitgemacht.

Nun aber am Montag Abend die Spannung und Angst um die Verluste. Ich war so glücklich, am Dienstag früh durch eine tele-

*) 25. April bis 26. Juni.

graphische Nachricht aus dem Hauptquartier die Beruhigung zu erhalten, daß meine liebsten Freunde nicht auf der Liste der Verwundeten und Todten standen.

Die Einzelnheiten des Kampfes ersiehst Du aus den Zeitungen. Versäume nicht, auch die Briefe der Gemeinen und besonders der Unteroffiziere zu lesen; Du wirst Dich an dem würdigen und gehaltenen Tone und der Bildung der Leute freuen. Ja wir Deutschen, besonders wir Norddeutschen, sind überall zu brauchen, nur etwa in der Politik nicht. Gute Gelehrte, gute Poeten, gute Soldaten — mit der Zeit werden wir auch vielleicht gute Politiker!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 14. Mai 1864.

„Nun, so ist denn zum Pfingstfeste wenigstens Waffenruhe!*) Der Kanonendonner wird das Glockengeläute nicht übertönen, und eine Anzahl von Offizieren wird nach den aufregenden Strapazen wohl Urlaub nehmen und ihre Lieben in der Heimath wiedersehen können. Ich hätte gewünscht, die Einstellung der Feindseligkeiten wäre auf eine längere Dauer bedungen. Es wird indeß wohl keine Schwierigkeit haben, sie zu verlängern, wenn die Konferenz bis dahin nicht fertig ist. Bei dem letzten, sonst entschieden ruhmvollen Seegefecht haben die Oesterreicher Unglück gehabt, was mir herzlich leid thut. Ein Symptom von Gemeinheit, wie ich sie in England nicht erwartet hätte, ist der Ausbruch der Freude dabei im englischen Parlament; er galt nicht einmal den Sympathien für die Dänen, sondern der boshaften und kleinlichen Schadenfreude über die scheinbare Niederlage einer fremden aufstrebenden Flotte. Er ist zugleich aber ein tröstliches Zeugniß dafür, daß die Engländer sich vor der Zukunft der deutschen Flotte fürchten, die dänische Flotte aber nicht mehr fürchten und an keine Zukunft für sie glauben. Nur vorwärts!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 10. Juni 1864.

„Die Waffenruhe ist ja nun um 14 Tage verlängert, und wir müssen bei der Hartnäckigkeit der Dänen gefaßt sein, daß der Krieg am 26. wieder ausbricht. Wir fürchten ihn nicht; einen schlechten

*) 12. Mai bis 26. Juni.

Frieden lassen wir uns nicht gefallen, darauf kannst Du rechnen, und das ist die Hauptsache; aber ich glaube doch nicht, daß es zum Kriege kommt; wenn wir fest sind, geben die Anderen nach. Laß Dich durch das Zeitungsgerede, namentlich auch über angebliche Differenzen mit Oesterreich, nicht irre machen, es sind wohl in einigen Punkten Meinungsverschiedenheiten, aber im Wesentlichen sind und bleiben wir einig, und das ist gegenwärtig die Hauptsache. — Köstlich aber war die Erklärung des hannöverschen Ministeriums in der Kammer, welches »seiner eigenen vermittelnden Stellung einen großen Theil des Erfolges zuschreibt«".

Vom Jahre 1864 an folgte Abeken dem Könige, ebenso wie später dem Kaiser und König, theils unter Bismarck, theils allein auf allen Reisen. Das Ziel der diesjährigen Reise war Karlsbad. Es schmeichelte sich schon durch die vielfachen Reize seiner Natur in Abekens Herz ein. Für Arbeit sorgte die Zusammenkunft der beiden Monarchen, des Kaisers von Oesterreich mit dem Könige und ihrer beiden Minister, die am 24. Juni stattfand.

An Onkel Rudolf.

Karlsbad, den 21. Juni 1864.

„Dies Jahr also heißt es Karlsbad, mein bester Onkel; es ist mir selber unerwartet und halb unerwünscht gekommen, aber der Minister mußte diesmal etwas mehr Arbeitskraft als gewöhnlich mitnehmen, da unter den gegenwärtigen Umständen alle Sachen wesentlich hier gemacht werden müssen, wo König und Minister gleich die Entscheidung geben können. So haben wir ein Büreau von zwei Räthen (Herr v. Keudell*) und ich) und mehreren Schreibern.

Der Minister war mir vorgestern Abend, der König schon vorgestern Morgen vorangegangen; gute Wohnung war natürlich bestellt. So lerne ich denn allmählich ein Bad nach dem anderen in Deutschland kennen; es ist doch immer besser so, als wenn ich eines nach dem anderen für meine Gesundheit in vergeblichen Versuchen nach Heilung probiren müßte.

*) Robert v. Keudell, geb. 1824, preußischer Staatsmann; seit 1863 Begleiter Bismarcks, 1872 Gesandter in Konstantinopel, 1873 in Rom, 1876—1887 Botschafter in Rom.

Die Gegend hier ist köstlich. Das frische Grün des Waldes und Berges ragt überall in die lang an der Tepl, aus welcher selbst mehrere Sprudelquellen aufsteigen, sich hinstreckende Stadt hinein und erfrischt Auge und Herz; etwas heiß mag es zu Zeiten in dem engen Thale werden; noch ist es schön, und die Morgenstunden werden hoffentlich immer schön und frisch bleiben; ich denke, sie um so mehr genießen zu können, als ich keinen Brunnen trinken werde und der Minister sehr spät aufsteht, so daß ich Zeit zu Morgenspaziergängen behalten werde, ehe die Tagesarbeit anfängt. Herr v. Keudell wird dazu ein guter Gefährte sein.

Der Minister wohnt unserem Hause gerade gegenüber; das Pflaster der engen Gasse, die uns trennt, wird ziemlich abgetreten werden. Morgen ist Sitzung der Konferenz in London, in welcher hoffentlich ein längerer Waffenstillstand beschlossen wird.

Morgen kommt der Kaiser von Oesterreich; sein Minister*) war schon zwei Tage hier; ich denke, diese Zusammenkunft der leitenden Persönlichkeiten wird gute Folgen haben."

Die Zusammenkunft hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg; der Krieg ging weiter.

An Marie v. Olfers.

Karlsbad, den 26. Juni 1864.

„Mir schlägt das Herz ein wenig, wenn ich denke, daß in diesem Augenblicke der Krieg wieder losgeht, die Kanonen vielleicht schon donnern — und die, die Krieg und Frieden in der Hand haben, gehen ruhig am Sprudel spazieren und plaudern. Aber auch sie haben Krieg und Frieden nicht in der Hand, und ruhig mögen sie doch wohl auch nicht sein. Es ist in diesen letzten Verhandlungen mir einmal wieder recht klar geworden, wie wenig die Menschen, auch die bedeutendsten und höchstgestellten, die Geschicke in der Hand haben, und die Engländer mögen auch von ihrem Poeten lernen:

There's a divinity that shapes our ends,
Roughhew them how we will.

*) Joh. Bernhard Graf v. Rechberg und Rottenlöwen, 1859—1864 Minister des Aeußern; er war äußerlich das Gegentheil von Bismarck, klein und zierlich gebaut, aber ein außerordentlich gewandter Staatsmann.

Ich freue mich, daß auch Bismarck das offen und ich glaube aufrichtig anerkennt und wirklich empfindet, obgleich er mit einer Energie und Unermüdlichkeit handelt, als hinge immer Alles von ihm allein ab." — —

An Onkel Rudolf.

Karlsbad, den 30. Juni 1864.

„Heut war ein wechselvoller Tag. Da Du nach meiner Tagesordnung fragst, so will ich Dir gleich den heutigen Tag erzählen, der nur in wenigen Stücken von den anderen abwich.

Um 3/4 auf 6 waren wir bei allerherrlichstem Sonnenschein im Begriff, zu unserem gewöhnlichen großen Morgenspaziergang aus der Thür zu gehen; da kam ein Courier aus London und gleich hinterher einer aus Berlin, und wir konnten der pflichtmäßigen Neugierde nicht widerstehen, uns gleich zu überzeugen, daß ihre Depeschen gar nichts enthielten, was des Hersendens werth gewesen wäre. Diese Ueberzeugung hatten wir denn bis gegen 8 Uhr vollständig gewonnen; nun war es freilich zu dem projektirten Gange zu spät geworden. Wir stiegen nur mit einem kleinen Umwege die nahe, waldig felsige Anhöhe des Hirschensprungs hinauf und frühstückten dort oben an einem Punkte mit köstlicher Aussicht auf die von der Eger durchflossene Ebene, die im hellsten Sonnenlichte vor uns lag, und würzten den Kaffee mit der Lektüre von Wanderers Sturmlied und der »Elegie«, die, wenn ich nicht irre, im 70. Jahre von Goethe gemacht ist, als seine Freunde ihn abgehalten hatten, Fräulein v. Levetzow zu heirathen, in die er sich in Karlsbad verliebt hatte — wir, nämlich ich und mein Kollege v. Keudell, welcher ein großer Musiker, ein feinsinniger poetischer Mensch, ein beinah ebenso großer Verehrer von Goethe als ich und ein vortrefflicher und liebenswürdiger Kamerad ist. Dann ging es wieder hinunter und an die Arbeit des Depeschenschreibens 2c.; dann wieder Arbeit zur Abfertigung des Couriers nach Berlin, die bis um 7 Uhr gelungen war, worauf Keudell und ich einen Besuch machten, bei dem Ersterer, der ein ausgezeichneter Klavierspieler ist, eine Beethovensche Sonate ganz wundervoll spielte; und um 9 Uhr in unseren gewöhnlichen Abendkommers, bestehend aus drei Ministern (Aeußeres,

Inneres*) und Krieg),**) der liebenswürdigen Familie des Krieges (Frau und zwei Töchter), einem General (v. Roeder) und einem Adjutanten des Königs.

In Berlin sitzt die Graeca jetzt noch bei Thile am Tisch, hier sind wir die Letzten, die durch die ganz einsamen Straßen nach Hause gewandelt sind. Wir geben offenbar hier großen Skandal, denn wir sind immer die Letzten aus dem Wirthshaus, wo wir heut unsere liebenswürdige Präsidentin (Jenny v. Roeder) wieder hatten, wogegen uns freilich zwei heut Nachmittag nach Berlin abgereiste Minister fehlten nebst ihren Familien. Es war eigentlich den ganzen Tag Regenwetter, doch konnte ich am Abend mit Keudell einen hübschen Spaziergang zum Zusammenfluß der Tepl und Eger machen, wobei uns denn die Erinnerung an: »Kommt ihr alle! Und nun schwillt er mächtiger, ein ganz Geschlechte trägt den Fürsten hoch empor«***) nicht fehlte. Es ist sehr hübsch, daß ich bei Keudell fast für jedes Citat aus Goethe einen Anklang finde. Dabei spielt er die herrlichsten Sachen von Beethoven, Mozart &c., alle aus dem Kopf."

An Onkel Rudolf.

Karlsbad, den 3. Juli 1864, abends.

„Heut Nachmittag nach einem langen Spaziergang blieb mir kaum Zeit zu einigen Depeschen, ehe ich in die Kneipe mußte. Ich hatte auch ein so böses Gewissen, daß ich gar keine Antwort fand, als mir der König auf dem Spaziergang begegnete und mit seiner gewöhnlichen drohenden Gebärde sagte: »Was! Sie haben Zeit spazieren zu gehen statt zu arbeiten — warten Sie, ich werde Ihnen ein größeres Pensum geben!« Der König ist so guter Laune, daß es eine wahre Freude ist. Es ist in der That ein wahrhaft idyllisches Leben hier, getheilt zwischen Arbeit, Spazierengehen und Wirthshaus. Gestern Abend mußte ich zum Thee zur Großfürstin Helene von Rußland, die selbst (eine geborene Württembergerin) eine höchst bedeutende und interessante Frau ist, und bei der recht gute Musik gemacht wurde."

*) Fr. Albr. Graf zu Eulenburg (vergl. S. 212).

**) Albr. Th. Emil Graf v. Roon, 1803—1879; seit 1859 Kriegsminister.

***) Aus Goethes Gedicht „Mahomets Gesang".

An Olfers.

Karlsbad, in den drei Lerchen, den 10. Juli 1864.

„Gottlob ist der König so frisch und wohl, wie man es nur wünschen kann; und ich hatte noch vorgestern, als ich ihm anstatt des erkrankten (jetzt wieder hergestellten) Ministers die eingegangenen Depeschen vortragen und seine Befehle einholen mußte, Gelegenheit, mich von Neuem nicht nur von seiner Liebenswürdigkeit, sondern auch von seinem klaren und ruhigen Blick, seinem scharfen Urtheil und seiner Entfernung von jeglichem Uebermuth zu überzeugen, welcher sonst durch die dreifachen Siege: der diplomatische über England, der kriegerische auf Alsen und der handelspolitische am Zollverein,*) welcher Hannover schon bis zur down right Unterwerfung gebracht hat, fast erklärlich wäre, wovor uns aber Gott doch bewahren wolle. Das gute Verhältniß zu Oesterreich ist mehr als ein Sieg, jedenfalls ist es ein unblutiger; es ist für den Augenblick dem moralischen Uebergewicht Bismarcks und des Königs zuzuschreiben; ich glaube aber auch an seine Dauer, weil ich glaube, daß es auf der wirklichen Erkenntniß beruht, wieviel Preußen und Oesterreich einander sein sollen, sein können und sind. Hat doch unser Alsensieg gleich den österreichischen Cours gehoben. Man sollte wirklich der Karlsbader Quellnymphe ein besonderes Sacellum nach Ihrem Vorschlag widmen zum Andenken an diese Tage, mehr des Gedächtnisses und Dankes werth als so manche andere Erinnerungen hier!"

An Frau v. Olfers in Klein-Oels.

Karlsbad, den 19. Juli 1864.

„Ich habe zwar am Tage vor der Abreise nicht viel Zeit, aber einen Auftrag Seiner Majestät des Königs auszurichten, muß man immer Zeit haben; und so sitze ich hier mit gutem Gewissen, als im Königlichen Dienst schreibend. Seine Majestät haben mir nämlich befohlen, Ihnen seinen besten und wärmsten Dank zu sagen für Ihre Verse,**) die ihm so große Freude gemacht.

---

*) Die Verhandlungen mit Oesterreich führten zum Handelsvertrag zwischen Oesterreich und dem Zollverein vom 11. August 1865.

**) „Mein Preußen ist aus festem Holze,
Von Wurm und Sturm noch unentlaubt" u. s. w.

Nach dem Tode der Frau von Olfers in einer kleinen Sammlung erschienen bei Wilhelm Hertz, Berlin 1892.

Am Sonntag Morgen erhielt ich sie von Ihrem Gemahl mit der Ermächtigung, sie dem König vorzulesen. Da ich an dem Tage nicht hoffen konnte, Letzteren zu sehen, schickte ich ihm mit einer flüchtig erklärenden Zeile zwei Exemplare. Gestern Abend bei der Großfürstin Helene kam er auf mich zu, sowie er mich sah, gab mir die Hand und sagte: »Wie danke ich Ihnen für die Verse, die Sie mir gestern geschickt haben; sie sind so schön, so einfach und herzlich. Schreiben Sie doch der Frau von Olfers und sagen Sie ihr in meinem Namen, wie sehr mir die Verse gefallen, und daß ich ihr recht danke für die große Freude, die sie mir damit gemacht, und daß ich mich freue, daß ihr Sohn sich so brav gehalten und so glücklich durchgekommen ist.« Ich hoffe, Sie nehmen diese freundlichen Worte des Königs auch aus meiner Feder freundlich auf.

Scherzeshalber lege ich Ihnen noch einen faktischen Beweis der königlichen Theilnahme bei. Ich war gestern nicht wenig überrascht, als um Mittag der König zu mir schickte: Seine Majestät ließen mich fragen, ob ich ihm noch ein Exemplar der Verse geben könne; er habe das eine, wie Figura zeige,*) verbrannt, was er mir noch am Abend lachend wiederholte. Glücklicherweise konnte ich ihm eines senden.

Ich wollte aber, ich könnte Ihnen den herzlichen und wirklich erfreuten Ton senden, mit dem er die Worte sprach.

Ich fange nun wirklich an zu glauben, daß wir den Frieden in Wien zu Stande bringen werden. Die nächsten Tage (wir reisen wahrscheinlich morgen dahin ab über Prag und kommen, da der Minister Nachtreisen nicht liebt, Donnerstag Abend an) werden interessant genug werden. Wenn nun wirklich die Basis des Friedens in Wien gelegt wird, mit welchem erleichterten und dankbaren Herzen wird man dann das angeblich so schöne Gastein genießen können.

Naturgeschwelgt habe ich hier wirklich ungeheuer; die Kunst ist dabei zurückgetreten, außer insofern sie musikalisch durch Keudell vertreten wurde. Es war Theater hier, ich bin nicht hineingekommen, auch nicht zu Réunion und Ball. Nur gestern war ein Kunstabend bei der Großfürstin Helene, wo Fräulein Wolter**) las (Jungfrau von Orleans,

---

*) Anscheinend ist der König dem Blatt mit der Cigarre zu nahe gekommen.

**) Charlotte Wolter, berühmte Schauspielerin am Hofburgtheater in Wien.

und ein Gedicht von Halm) und Beckmann*) komische Scenen deklamirte — zu allgemeinem Ergötzen; aber man athmete doch auf und fing an wieder Mensch zu werden, als Keudell sich an den Flügel setzte; da war alles Frühere wie weggewischt."

An Onkel Rudolf.

Wien, den 25. Juli 1864.

„Interessant genug sind diese Tage; gestern Abend sind die dänischen Bevollmächtigten angekommen, und wir werden nun bald wissen, ob uns diese Woche Krieg oder Frieden bringt. Am Donnerstag Morgen fuhren wir ab mit dem Minister in offenem Wagen mit Extrapost, den ganzen Tag über durch die schönste, fruchtbarste Gegend, allerlei Dörfer und Stationen, aber auch kein Haus, welches uns die Möglichkeit des Essens dargeboten hätte, so daß wir ganz verhungert abends 8 Uhr in Prag ankamen, wo wir uns durch ein luxuriöses Souper erquickten, aber leider von der Stadt nichts zu sehen bekamen, weil wir am anderen Morgen mit der Eisenbahn früh um 6 fortmußten.

Wir waren am Sonntag Nachmittag in Schönbrunn bei dem Kaiser, der sehr liebenswürdig und freundlich war, zur Tafel und gingen nach Tisch in den Park."

An Olfers in Berlin.

Wildbad Gastein, Straubingers Hotel, den 4. August 1864.

„Gottlob ist der König auch hier wieder ebenso wohl und heiter, ist über Erwarten rüstig und macht größere Fußtouren, als seiner Umgebung manchmal angenehm ist. Bis jetzt ist er vom Wetter begünstigt gewesen, und heut ist ein himmlischer Tag, der auch durch ein Diner im Freien gefeiert werden soll.

Nun, ich hoffe, Sie sind mit uns, mit unserer Wiener Arbeit**) zufrieden. Es ist ein staunenswerthes Resultat; und, wenn man sechs Wochen zurückdenkt, in die Zeit der Konferenz: wieviel weniger hätten wir damals erhalten, und was wir etwa erhielten, durch fremde Vermittelung! Leicht war es auch so nicht, denn die Dänen haben ihre gewohnte Zähigkeit auch diesmal nicht verleugnet. Zwar auf die Ab-

*) Beliebter Komiker in Berlin und Wien.

**) Präliminarien zum Wiener Frieden (Konferenzen zwischen Bismarck und Quaad, 25. Juli bis 1. August).

tretung Schleswigs hatten sie sich von vornherein ziemlich resignirt, wenngleich sie gehofft hatten, für die Abtretung der jütländischen Enclaven größere Compensationen zu erlangen, als ihnen zu Theil werden kann, und auch für Lauenburg hatten sie eine Compensation im Norden gehofft. Aber die ernste und wirklich einige Sprache von Preußen und Oesterreich zeigte ihnen die Unmöglichkeit und zwang sie endlich auch, was mir selbst fast noch unbegreiflicher ist, Jütland bis zum Abschluß des Friedens in unseren Händen zu lassen, was wir fordern mußten, weil wir sonst kein compelle gehabt hätten, um sie von den Präliminarien zum wirklichen Frieden zu treiben. Sie hätten sonst in einem leidlich erträglichen Zustand wohl gern die Chancen abgewartet, von den Präliminarien wieder loszukommen. Jetzt warten wir mit neuer Sorge auf Nachrichten aus Kopenhagen; nicht als ob wir an der Ratifikation zweifelten, aber ob nicht dort eine Krise gewesen, und ob die Regierung stark genug gewesen. Es wäre nicht übel, wenn wir zuletzt König Christian wieder nach Kopenhagen zurückführen müßten."

An Marie v. Olfers.

Gastein, den 6. August 1864.

„Wie athmete ich auf, als wir zwei Stunden nach der Unterzeichnung im Coupé saßen und im herrlichsten Sonnenschein durch die anmuthige Gegend dahinfahrend, kaum noch fassend, daß es nun wirklich Friede sei, daß die Kanonen nicht wieder donnerten, daß wir nicht von Neuem in Sorge um Leben und Gesundheit unserer Lieben zu sein brauchten, und daß Alles ehrenvoll und nützlich für Preußen und Deutschland erreicht sei. Und nun Salzburg, was Sie ja kennen!

Um Mitternacht angekommen, war ich doch mit Keudell früh genug auf zu einem Spaziergang auf Mönchberg und Citadelle; da brach denn die Natur, nach der ich mich aus der städtisch-steinernen Enge Wiens manchmal gesehnt hatte, mit aller Gewalt und Herrlichkeit über mich herein; und so den ganzen Tag über während der Extrapostfahrt hierher durch die schönsten, bald furchtbar wilden, bald anmuthigen Gegenden, morgens im lichten Sonnenschein, nachmittags im Sturm und Ungewitter — immer groß und herrlich. Und nun hier wieder einigermaßen häuslich eingerichtet, für etwa 14 Tage, und unter meinem Fenster das ewige Brausen und Donnern des Wasserfalls und im Herzen frische und stille Gedanken an die Lieben in der Ferne."

An Onkel Rudolf.

Gastein, den 13. August 1864.

„Befreit also wären die Herzogthümer; nun müssen sie aber auch regiert werden, und das ist bei der großen Verwickelung und Unklarheit der Rechtsfrage nicht leicht zu entscheiden, ganz abgesehen von den politischen Interessen, die doch auch dahineinspielen. Wenn das Erbrecht auch nur eines der Prätendenten klar wäre; aber das kann ich leider nicht sagen. Und welcher Gerichtshof kann eine solche Frage entscheiden? Nicht einmal das alte deutsche Reich mit seinem Reichskammergericht und Reichshofrath könnte uns vollständig helfen; denn die Reichsgerichte könnten doch nur über Holstein, aber nicht über Schleswig urtheilen."

An Marie v. Olfers.

Augsburg, den 28. August 1864.

„Merkwürdige Kontraste habe ich in der letzten Zeit durchgemacht: in Hallstadt*) der stillste Geburtstagsmorgen, den ich je erlebt, recht wie ich es mir wünschte, mit Ihren lieben Briefen und Zeitungen, es war fast ein Gefühl von Seligkeit; dann noch einen schönen Reisetag und nun die große Welt im Kaiserpalast von Schönbrunn, mit viel Pomp und Pracht und viel Arbeit, fünf Tage lang.

Am Freitag verließen wir Schönbrunn, gestern bis München, wo ich heut Morgen einige Gemälde mit rechter Erquickung sah, und heut Abend hierher, wo wir nur die Nacht bleiben und morgen direkt nach Baden gehen, während der König auf der Insel Mainau im Bodensee verweilt und erst Mittwoch in Baden eintrifft. In Baden wird es nun einige Ruhe geben, worauf ich mich freue; in 14 Tagen sind wir hoffentlich in Berlin."

An Olfers.

Baden-Baden, Villa Stadlhofer, den 30. August 1864.

„Wir kamen gestern Nachmittag hier an und wurden von Flemming auf dem Bahnhof empfangen, der uns in der Villa, die er selbst bewohnt, das Parterre gemiethet hatte, so daß das ganze Haus jetzt Preußen

*) Hallstadt in Steiermark; dort waren der Minister und die Räthe seit dem 19. August gewesen.

ist! Ein sehr behagliches Gefühl. Er hielt uns dann für Mittag und Abend fest, und es fehlte schon nicht der schöne Einklang von Cello und Klavier. Armgart war sehr wohl und munter und ganz glücklich, Herrn v. Bismarck bei sich zu haben.

Das neue Töchterchen wird wahrscheinlich Irene genannt werden; mögen beide Irenen*) zusammen wachsen und gedeihen. Ich freue mich darauf, hier in dieser himmlischen Stille an der Erziehung des jungen Friedens zu arbeiten; er ist doch im Wachsen, und unser Aufenthalt in der Kaiserburg hat wirklich dazu beigetragen. Der König kommt morgen, Prinz Karl mit Prinzeß schon heut. Es ist eine große Erquickung, so fernab zu wohnen, nicht einmal die Musik von der Promenade dringt bis hierher. Wenn wir dies schöne Wetter behalten, kann dieser fünfte Akt unseres Reise-Dramas (I. Karlsbad, II. Wien, III. Gastein, IV. Schönbrunn) der V. Akt des »Kaufmanns von Venedig« werden!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 18. September 1864.

„Da sitze ich denn wieder post tot discrimina rerum an meinem eigenen Schreibtisch, auf meiner alten Stube und schreibe an Dich an einem ruhigen Sonntagmorgen.

Die Friedensunterhandlungen gehen etwas langsamer, als die ungeduldige Welt erwartet hatte; aber sie gehen ihren ruhigen Gang, und von Störungen ist nicht die Rede. Von dem, was die Zeitungen sagen, kannst Du meist das Gegentheil glauben; sie wissen gar nichts und sind in der Erfindung nicht glücklich. Andere brennende Fragen sind nicht auf dem Tapet; mein Minister ist zu seiner kranken Frau nach Pommern gereist; der König ist bei den Manövern militärisch beschäftigt, und so hat man ein lange nicht gewohntes Gefühl der Ruhe.

Ich war am 12. (Montag) morgens mit dem König und dem Minister von Frankfurt aus gefahren, welche am Abend in Berlin ankamen; ich traf aber einer halben Verabredung gemäß in Eisenach auf dem Bahn-

*) Irene = Frieden, das Töchterchen und der dänisch-deutsche Frieden.

hof Lepsius und seinen Bruder (Appellationsgerichts-Rath in Naumburg) und stieg dort aus, um mit ihnen die Wartburg zu besuchen, auf welcher wir Lepsii ganze Frauen- und Kinder-Familie fanden. Auf dem Bahnhof brachte diese Begegnung beiden Lepsiis eine lange Unterredung mit dem König aus dem Wagenfenster heraus ein, was für einen Richter in der Provinz gar nichts Geringes ist. Abends fuhr ich dann mit Lepsiis und Lepsiolis nach Naumburg, dann gegen Morgen mit dem Nachtzuge nach Berlin, so daß die Reise noch einen hübschen Schluß hatte."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 15. November 1864.

„Nun, der Friede ist da!*) Während Du diese Blätter morgen liesest, werden die Ratifikationen in Wien ausgetauscht. Ich bin herzlich froh darüber. Das Weitere wird sich finden, und ich rechne für eine friedliche Ausgleichung innerhalb Deutschlands gar sehr auch auf die Besonnenheit der Hannövrischen Regierung, an deren Spitze glücklicherweise kein Herr v. Beust steht, welcher das Bedürfniß hat, populär zu sein. Auch habt Ihr nicht das unangenehme Gefühl, Preußen für eine Rettung 1849 verpflichtet zu sein, also auch nicht das Bedürfniß der Undankbarkeit.

Mein Verhältniß zu meinem Minister und zu unserer Politik braucht Dir keine Sorge zu machen. Er ist ein ganzer Mann, und seine Politik eine echt preußische (und dadurch auch eine echt deutsche) Politik, der ich von Herzen beistimme, wenn ich auch im Einzelnen einmal verschiedener Ansicht bin, was natürlich bei jedem Beamten vorkommen kann und die freudige Arbeit nicht hindert. Durch die Zeitungen mußt Du Dich nicht irre machen lassen; es ist unglaublich, wie wenig sie von den realen Verhältnissen wissen und wissen wollen. Sie glauben, die Welt sei nur für sie und ihre Leitartikel da, und sehen in den Zeitungen selbst die Welt!

Du fragst, ob ich in Baden auch die Königin gesehen und gesprochen; freilich öfter; sie ist immer sehr gnädig gegen mich. Sie ist eine edle, vielfach verkannte Frau; von großem Verstande und einer sehr ernsten Gesinnung,

*) 30. Oktober 1864 Friede zu Wien, in welchem Dänemark Schleswig-Holstein und Lauenburg entsagte.

welche die realen Verhältnisse versteht und sich ernstlich und eingehend mit den Dingen beschäftigt. Ihr Einfluß ist im Augenblick nicht groß, weil sie sich unglücklicherweise zu den gegenwärtigen Ministern nicht gut gestellt hat, was zum Theil auf persönlichen Verhältnissen beruht, da die vorangegangenen, sehr wohlmeinenden, aber wenig thatkräftigen und von Doktrinen beherrschten Minister ihre persönlichen Freunde waren. Sie ist ihres Großvaters Karl August*) wahrlich nicht unwürdig. — Einer von diesen Ministern, mein eigener sehr wohlwollender Chef, Herr von Schleinitz, jetzt Hausminister, heirathet in diesen Tagen eine junge Dame, die unser Wilhelm**) wahrscheinlich als Kind sehr oft auf den Armen gehabt hat: die Tochter des verstorbenen Ministerresidenten v. Buch in Rom, an dessen so unglücklich abgelaufener Ehe Wilhelm so freundlichen Antheil nahm. Die Wittwe ist jetzt Fürstin Hatzfeld, die Tochter 22 Jahre alt, und ihr Verlobter, Herr v. Schleinitz, etwas älter als ich."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 14. Dezember 1864.

„Glücklicherweise war das Einzugsfest unserer heimkehrenden Krieger vom schönsten Wetter, selbst vom Sonnenschein begünstigt. Es war ein schöner Tag, eine ungestörte Freude, und mitten unter dem militärischen Gepränge erblühte manche schöne Blume rein menschlichen Gefühls im Wiedersehen der Einzelnen. Meine Freunde Paul und Wolf Yorck zogen auch wieder mit ein, obwohl sie als eigentliche Zivilisten schon früher entlassen oder beurlaubt waren, die Brust mit Orden geschmückt.

Nun ist Alles vorüber und wieder Friede und Ruhe im lieben heil'gen Röm'schen Reich! Und Holstein und Schleswig werden wohl auch endlich unter die Haube oder den Hut kommen!"

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 22. Dezember 1864.

„Zunächst ein fröhliches, heiteres und gesegnetes Christfest! Wie gern hätte ich Dir dies mündlich gesagt, aber Du hast aus meinem

*) Karl August von Sachsen-Weimar, Goethes Freund.

**) Vergl. S. 108.

vorigen Briefe ersehen, wie unmöglich es mir ist. Der Minister hat mir selbst oft gesagt, ich müßte mir Jemanden heranziehen, der mich vertreten könne, wenn ich einmal verreisen müßte oder gar krank würde, zu welch Letzterem in diesem Augenblick Gottlob keine Aussicht ist. Aber ich habe eben noch Keinen, und leider habe ich auch kein Erziehungs- und Heranziehungstalent. Es ist aber wirklich nicht Einbildung und Ueberhebung, wenn ich mich in diesem Augenblick unentbehrlich fühle; es liegt wirklich nur darin, daß ich den Minister jetzt in dem, was er will, am besten verstehe, und es ihm daher am leichtesten wird, mit mir zu arbeiten; dadurch wird mir dann auch die Arbeit leicht und angenehm!"



12. Kapitel.

Karlsbad, Wien, Regensburg, Gastein. — Zusammenkunft des Königs mit dem Kaiser von Oesterreich. — Baden. (1865.)

Aus Abekens kleinem Tagebuch läßt sich durch den reichen Telegramm- und Depeschenwechsel ersehen, daß 1865 ein Jahr politischer Unruhe und Gährung gewesen ist. Dem Onkel freilich suchte er es im rosigsten Lichte zu zeigen, um ihn nicht zu ängstigen; indeß wurde nach vielem Hin- und Herschwanken der verschiedenen Mächte im Großen und Ganzen doch manches Gute in der Politik erreicht, und ein oft drohender neuer Krieg schien bis jetzt abgewendet.

An Frau Eugenie Richard in Mailand.

Berlin, den 14. Oktober 1865.

„Die kriegerischen Erfolge des vorigen Jahres äußern ihre Nachwirkung auf die diplomatischen Geschäfte, solange das Schicksal der Herzogthümer an der Elbe nicht definitiv entschieden ist. Und das ist in der That nicht so leicht, denn die rechtlichen Verhältnisse sind nicht so klar, wie eine Menge Zeitungen es behauptet; und eine Sünde und ein Unrecht gegen Deutschland wäre es doch, wenn man da wieder die

ganze Misere eines kleinen Staates schaffen wollte, der gar nicht auf eigenen Füßen stehen kann und der doch seinen Bürgern alle Lasten eines großen fürstlichen Hauptes aufbürden würde. Nun irgend etwas Halbvernünftiges wird wohl herauskommen; und damit muß man schon zufrieden sein. Es ist etwas, was man durch Erfahrung lernen muß, obgleich schon der uralte Hesiod es sagt, daß die Hälfte oft mehr als das Ganze ist. Das Ganze, das volle Ideal erreicht man nie, und über dem Streben danach geht oft das Erreichbare verloren."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 18. Juni 1865.

„Unser Landtag ist nun gestern nach vielen unerquicklichen Scenen geschlossen. Die Thronrede, die Du in den Zeitungen doch wohl liest, ist diesmal sehr scharf, leider wahr und gerecht. So kann es freilich nicht lange fortgehen, und es muß irgendwie ein Mittel gefunden werden, damit das Volk wirklich und nicht durch eine Horde von Schwätzern vertreten werde, die statt der wahren Interessen des Landes nur Parteirücksichten, Doktrinen und eigene Eitelkeit zur Richtschnur ihres Handelns nimmt."

An Onkel Rudolf.

Karlsbad, Helenenhof, den 27. Juni 1865.

„Unsere Abreise nach Karlsbad verzögerte sich durch Geschäfte, welche den Minister zurückhielten, von Tag zu Tage. Am Sonntag Mittag ging es dann wirklich fort. — Nachts blieben wir in Schwarzenberg und fuhren gestern Morgen in offenem Wagen bei kaltem Winde und abwechselndem Regen, aber doch erquicklicher Bergluft nach dem staubigen Berlin, durch grüne Thäler und Wälder und reichbebaute Hochebenen hierher, wo wir um Mittag ankamen und zu unserem Adlerhorst hinaufkletterten. Denn mein guter Kollege Keudell, dem das Wohnungsbestellungs-Geschäft obliegt, hatte uns mit mehr poetischem als praktischem Sinn die höchst reizend ganz einzeln auf einem Berge, inmitten eines schönen, grünen, schattigen und blumigen Gartens gelegene Villa Helenenhof gemiethet, mit prächtiger Aussicht und allem Guten, aber 180 Fuß über dem Sprudel gelegen. Mir wäre das schon ganz recht, denn ich theile diesen poetischen Sinn und brauche nicht mehr in die Stadt hinunter, als ich Lust und Hunger habe — und auch das nicht einmal:

denn ein erträgliches Speisehaus ist in der Nähe in einem Garten, nur etwas niedriger. Aber wie der Minister es durchführen will, der doch täglich meist mehr als einmal zum König muß, das ist mir noch nicht recht begreiflich, und ich fürchte fast, wir werden umziehen müssen."

An Marie v. Olfers.

Karlsbad, den 5. Juli 1865.

„Seit Montag ist es hier schön und, wie mir der heut angekommene Feldjäger sagt, auch in Berlin; himmlische Morgen, die wir zu großen Spaziergängen benutzen (d. h. Keudell, der am Montag ankam, und ich; der Minister steht zu spät auf); dann frühstücken wir im Garten und empfinden nun recht das Glück unserer ländlichen, freien und hohen Wohnung; warme Mittage und wundervolle Abende, deren einen wir bei herrlichem Mondenschein noch gegen Mitternacht, nachdem unsere gewöhnliche Abendgesellschaft in der Stadt beendet war, ebenfalls noch zu einem Spaziergang durch Wald und Thal benutzten, an dem denn auch zu so ihm gewohnterer Zeit Herr von Bismarck theilnahm."

Anfang Juli erhielt Abeken die Nachricht von einer schweren Krankheit des Grafen Yorck durch dessen Sohn Wolf. Es folgten nun angstvolle Tage und Nächte sowohl für die Familie wie für den fernen Freund, denn oft und schnell wechselte der Zustand des Kranken. Nach einem hoffnungsreichen Brief aus Klein-Oels schreibt Abeken an Wolf Yorck:

„Die Nachrichten in dem Brief sind so bestimmt, wie ich sie nur wünschen konnte, und sie berechtigen ja zu den besten Hoffnungen. Aber ich mußte den Brief zweimal lesen, ehe ich mich überzeugte, daß es wirklich so sei. Wenn ich meine gestrige Sorge für mich behalten hatte, so konnte ich nicht umhin, meine Beruhigung gleich Herrn v. Bismarck mitzutheilen, der mich hatte heraufkommen hören und zu mir hereinkam, um mich aufzufordern, mit ihm in seiner Stube zu soupiren, was ich nun mit getrostem Herzen thun konnte. Wir sprachen dann viel von Ihrer Familie, und Bismarck kam bestätigend auf die voriges Jahr vom König gemachte Bemerkung zurück, daß die Familie des alten Feldmarschalls Yorck die einzige von den Familien der Führer von 1813 zc. sei, welche dem Namen ihrer Ahnen Ehre mache und auf denselben guten preußischen Wegen fortwandle.

Ich war gestern bei Seiner Majestät dem Könige und konnte es nicht lassen, ihm von Ihrem Vater zu erzählen. Er sprach seine herzliche Theilnahme mit bewegter Stimme aus und fragte gleich nach den Söhnen, indem er bemerkte, daß er sich Ihrer und Pauls persönlich von dem Diner im Schloß erinnere, und daß es ihm damals eine rechte Freude gewesen, wie ihm der Name Yorck genannt worden; in Klein-Oels sei er als Knabe einmal bei dem alten Feldmarschall gewesen und erinnere sich noch der großen Einfachheit der ganzen Einrichtung."

So schwankten Furcht und Hoffnung, bis Abeken am 13. Juli ein Telegramm aus Klein-Oels erreichte, welches ihm den nach andauernder Besserung plötzlich eingetretenen Tod seines Freundes mittheilte.

Die Nachricht erschütterte ihn aufs Tiefste. Er schrieb an Marie v. Olfers: „Ich kann den heutigen schweren und traurigen Tag nicht schließen, ohne mit Ihnen ein Wort gesprochen, leider kann ich nicht sagen, gewechselt zu haben; und doch ist es mir, wenn ich hier sitze und nur an Sie schreibe, als ob ein Echo zu mir herüberklänge. Ich konnte es nicht und kann es nicht fassen, und wir Alle fassen's noch nicht und fühlen nur, daß ein Stück von unserm Leben weg ist, das uns so nöthig war, so verwachsen mit Allem, was wir vom Leben hofften, erwarteten, erlebten. Wenn ich nur Einen von Ihnen sehen, Einem die Hand drücken, aus einem lieben Munde ein Wort hören könnte! — Ach, und dieser plötzliche Verlust macht Einen mit Angst empfinden, wieviel man zu verlieren hat."

An Onkel Rudolf.

Regensburg, den 21. Juli 1865.

„Unsere Karlsbader Periode ist nun zu Ende. Vorgestern fuhren wir, d. h. der Minister und sein Gefolge, gegen Abend von unserem Helenenhof, den wir recht lieb gehabt hatten, fort, Extrapost, in behaglichen, offenen Wagen und, wenn auch nicht in Abendkühle, doch in Abendluft nach Eger; von Eger noch eine Station nach Mitterteich, wo wir wieder in den Bereich der Eisenbahn gelangten, die uns nachmittags 5 Uhr nach Regensburg brachte, wo sich durch angekommene Couriere gleich einige Arbeit fand. Der König, der erst Donnerstag

Mittag von Karlsbad weggefahren war, kam erst gegen 10 Uhr an; nach einem heißen und arbeitsvollen Tage — arbeitsvoll auch für den König, der alle Minister von Berlin hierher zu einer Berathung beschieden hatte — werden wir morgen früh um 8 Uhr mit ihm weiterfahren nach Salzburg, wo vielleicht ein Ruhetag gemacht wird."

An Onkel Rudolf.

Salzburg, den 23. Juli 1865.

„Ich habe immer das lebendige Bedürfniß, Nachricht und Brief von Dir zu haben; ich empfand es aber damals gerade besonders stark und empfinde es immer von Neuem stärker in diesen Tagen; damals bewegte mich die Sorge, jetzt der Schmerz um den Tod des Grafen Yorck, den ich für mich wie für seine ganze mir so liebe Familie so tief empfinde. Ich bin außer meiner Heimath mit keinem Hause so verwachsen wie mit dem Olfers-Yorckschen; es geht ein ganzes Stück auch meines Lebens fort mit ihm, der für diesen Kreis einen so schönen Mittelpunkt bildete, dessen man noch lange sich zu erfreuen hoffen durfte; denn er war rüstig und kräftig, noch nicht 60 Jahre alt. Er war der beste, treueste Freund, ein reiches Gemüth wie ein reicher Geist, nach allen Seiten hin schaffend, fördernd, zusammenhaltend. Wir hatten im Winter noch eben seinen Plan vielfach durchgesprochen, den er im nächsten Jahr auszuführen dachte, sich auf seinem Gut ein kleines Museum für die schönsten Gipsabgüsse antiker Statuen zu bauen; in diesem Herbst wollte er mit dem einen seiner Söhne eine Reise nach Spanien machen, die wir auch so oft und so heiter besprachen. Ach, was sind der Menschen Pläne und Gedanken!"

An Marie v. Olfers.

Gastein, den 16. August 1865.

„Am 18. gehen wir von hier fort und erwarten den König am 19. in Salzburg, wo er am 20. mit dem Kaiser von Oesterreich zusammentrifft. Diese Zusammenkunft*) ist die Bürgschaft des Friedens, wenigstens für dies Jahr. Eine Zeit lang sah es sehr kriegerisch aus. Ein Krieg ist immer schrecklich und ein Krieg mit Oesterreich doppelt schmerzlich. Ich möchte das Sorgen und Bangen des vergangenen Jahres

*) Der Vertrag von Gastein vom 14. August 1865 bestimmte, daß Oesterreich und Preußen gemeinschaftliche Souveränität über die Herzogthümer hatten, Lauenburg gegen Entgelt an Preußen fiel.

auch um der Triumphe willen nicht noch einmal durchmachen. Wenn der Krieg um Preußens Ehre nothwendig gewesen wäre, hätten wir uns ja darin finden müssen. Aber ich habe die sehr gehäuften Arbeiten der letzten Tage mit besonderer Freude gemacht, weil sie den Frieden bezweckten, während ich früher manches kriegerische Wort schreiben mußte. In Salzburg hoffe ich vor der Ankunft des Königs auf einen ruhigen Tag; dann giebt es eine langsame und daher unruhige Reise, und erst am 26. oder 27. werden wir wieder in Ruhe in Baden sein, wo wir in Flemmings schöner, vom Badegetriebe entfernter Villa wohnen werden, leider aber Armgart nicht finden, die noch im Seebade ist."

An Onkel Rudolf.

Lindau, den 24. August 1865.

„Gegen Abend warteten wir mit dem Kaiser von Oesterreich, der auch zu mir sehr freundlich sprach, fast eine Stunde auf den König, und dann gab es einen heißen Sonntag, an welchem das Uebereinkommen der Verständigung mit Oesterreich von den beiden Monarchen unterzeichnet wurde, und ich außer dem Diner und einem Stündchen im Gala-Theater abends kaum vom Schreibtisch wegkam. Montag und Dienstag waren verhältnißmäßig Ruhetage, da König und Kaiser nach Ischl gegangen und wir in Salzburg zurückblieben und allerlei Rester aufarbeiten und Neues vorbereiten konnten. Am Mittwoch fuhren wir dann mit dem König nach München, wo wir bis heut Mittag blieben, wovon ich aber diesmal gar nichts gesehen habe, da es, wie der Minister heut sagte, ellenlange Depeschen zu schreiben gab. Heut Mittag fuhr ich noch mit dem Chef, Keudell, dem Minister v. Mühler*) und seinen Damen zusammen bis Augsburg und löste mich, jedem Sirenengesange widerstehend, dort glücklich von den nach Norden Reisenden ab, um nach Süden zu ziehen und erst am Sonntag Morgen mit dem König und dem Minister in Baden zusammenzutreffen, wo denn die Geschäfte wieder anfangen werden."

An Olfers.

Baden-Baden, den 29. August 1865.

„Der König ist sehr wohl und heiter. Die Gasteiner Uebereinkunft hat ihm auch persönlich einen Stein vom Herzen genommen, und Alles,

*) Heinr. v. Mühler, 1813—1874; 1862—1872 preußischer Kultusminister.

was ihm über dieselbe aus vernünftigen und besonnenen Kreisen zukommt, wird zum Glückwunsch. Ich hoffe, auch Sie sind damit zufrieden; sie bietet für Preußen, auch abgesehen von der schönen Erwerbung Lauenburgs, die größten Vortheile, einen gegenwärtig annehmbaren und Konflikte vermeidenden Zustand, Befriedigung aller Bedürfnisse und die Aussicht auf eine zukünftige, friedlich sich entwickelnde Lösung, ohne daß Oesterreich eine Demüthigung zugemuthet würde: das halte ich für eine gute und besonnene Politik, und man hat in Wien (d. h. der Kaiser und die Minister und die verständigen Leute) wirklich das Gefühl, daß wir sie anständig behandelt haben, daß wir ihnen mehr und Schlimmeres hätten zumuthen und erzwingen können, ehe sie selbst es zum Kriege gebracht hätten; auf dieser Basis ist wieder Annäherung und Friede möglich. Sie haben sich überzeugt, daß unsere Forderungen nicht muthwillig und um den Krieg zu provoziren gestellt waren. — Der König freut sich jetzt sehr über und auf Lauenburg; ich denke, er geht noch dies Jahr zur Huldigung hin.

Ihre Majestät die Königin ist leidend und angegriffen, mehr als sie es eingesteht. Sie hat Prinzeß Mathilde Radziwill mitgebracht, welche im Ganzen gute Nachrichten über ihren Vater giebt. — Bismarck wird erst heut von Homburg hier eintreffen. Ich selbst ging von Augsburg nach Lindau, an dessen alterthümlichem Reiz auf einer Insel im Bodensee ich mich sehr freute, von da über Konstanz, Schaffhausen, Basel hierher.“ —

Es gelang Abeken in dieser Zeit, einige Tage zu gewinnen, um wieder einmal Onkel Rudolf in Osnabrück zu besuchen, ehe er im Oktober mit dem König nach Baden mußte, der in Bismarcks Abwesenheit Jemanden mitnehmen wollte, dem er mündliche Befehle ertheilen konnte. Auch die schwer geprüfte Familie Olfers-Yorck sah Abeken bei flüchtigem Aufenthalt in Berlin wieder. Von Baden-Baden aus schreibt er an Onkel Rudolf den 2. Oktober:

„In Berlin kam ich zur rechten Zeit an, um noch die Instruktionen des Ministers zu empfangen, bei dem ich auch zu Mittag aß, und den ich abends auf die Eisenbahn begleitete. Den Abend brachte ich still bei Olfers zu, den Sonntag Mittag bei Lepsius. Um 7 Uhr begleitete mich Lepsius auf die Eisenbahn, und nach einer guten Fahrt

war ich heut Nachmittag um $3^1/_2$ Uhr hier. Eine angenehme Zugabe ist, daß Herman Grimm mit seiner Frau hier ist; wenn das Wetter gut bleibt, kann es recht hübsch werden."

An Onkel Rudolf.

Baden-Baden, den 8. Oktober 1865.

„Ich habe hier keinen schweren Dienst und wenig, zu wenig eigentliche Arbeit; Du hast auch Recht, daß ich einem freundlichen Herrn diene und oft die Lieblichkeit empfinde von dem »Gruß des Herrn, der befehlen konnte«. Auch habe ich keine eigentliche Verantwortung, und doch machen mich die Beziehungen zur höchsten Stelle etwas ängstlich, und die Stille im Gartenhaus oder die Arbeit auf dem Bureau wäre mir homogener als all das viele Gute und Schöne, was mir hier zu Theil wird. Zusammennehmen muß man sich immer, vor Allem, daß man nicht ein Wort zuviel sage; es ist immer besser (wenngleich auch nicht recht!), zu wenig zu sagen, was mir hoffentlich öfter passirt; es ist the safer side. Ich glaube, meine Sünden sind meist Unterlassungssünden. König und Königin sind Beide von der größten Güte und Freundlichkeit, sowohl im geselligen Verkehr als Ersterer bei Vorträgen. Dabei hat der König eine wunderbare, nur durch die Verbindung langer Gewohnheit mit dem klarsten gesunden Verstande erklärliche Sicherheit im Auffassen des punctum saliens in jeder Sache, so daß es leicht und angenehm ist, ihm Vortrag zu halten und seine Befehle entgegenzunehmen. Einen humaneren Monarchen kann es nicht geben. Auch seine Umgebung ist angenehm und einige mir sehr sympathische Naturen darunter."

Auch nach Münster folgte Abeken dem Könige, welcher meinte, daß vielleicht dort Vortrag nothwendig sein werde.

An Onkel Rudolf.

Münster, den 17. Oktober 1865.

„Die Tage in Baden kann ich nicht anders als schön nennen; nicht viel Arbeit, das Geschäft durch die große Huld und Freundlichkeit des Königs leicht, viel Freundlichkeit und Liebe von allen Seiten, namentlich durch die große Gastlichkeit des Grafen Flemming und die Anwesenheit von Grimms; schönes Wetter und herrliche Spaziergänge.

Auch der gestrige Tag in Coblenz war schön. Nachdem ich den

Brief an Dich geschrieben und auf die Post gegeben hatte, klärte sich gerade der Nebel, der dicht den Rhein bedeckt hatte, auf, und ich konnte noch einen herrlichen Spaziergang mit den Radziwillschen Damen (die Familie war nämlich gerade in Coblenz, auf dem Wege von Godesberg nach Berlin, und die schöne älteste Tochter, die mit der Königin in Baden gewesen war, feierte gestern ihren Geburtstag) durch die schönen Anlagen am Rhein machen, welche eine Schöpfung der Königin sind, und welche zu sehen die Königin mir zur Pflicht gemacht hatte.

Morgen werde ich wenig zur Besinnung kommen: um 10 Uhr Kirche in Uniform, dann am Schloß feierlicher Akt des 50jährigen Huldigungsjubiläums, Gott gebe nur gutes Wetter, da die Sache im Freien ist; gleich hinter dem Akt soll ich Vortrag beim Könige haben; dann großes Diner, welches die Stände geben; abends Feuerwerk und Ball ebenfalls von den Ständen. Der Donnerstag Morgen gehört dem Militär, Paraden u. s. w.; nachmittags giebt es freilich wieder Diner und Ball."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 23. Oktober 1865.

„Daß es in Münster gut ging, weißt Du aus meinem Briefe von dort. Es ging so bis zu Ende, und kein Mißklang störte die gehobene Stimmung der schönen Feste, an denen König und Volk sich so offen von Angesicht zu Angesicht, und ich hoffe auch Herz zu Herz zusammenfanden. Der große Akt, die Erneuerung der Huldigung, war ergreifend: der König mit seiner edlen ritterlichen Gestalt und seinen schönen Worten, die Königin voll Anmuth und Würde neben ihm, die allgemeine, herzliche, lebhafte — bei Westfalen über Erwarten lebhafte Theilnahme; abends die Illumination, für welche die schöne, stattliche alte Stadt ein prächtiges Gerüste bildete. Am 19. war das Fest im Rathhaus schön, dessen Böden man schon vor Jahren in einen prächtigen Saal in gutem Styl verwandelt hat, darin wurde getanzt; das Souper war unten im stattlichen, wohlerleuchteten Friedenssaal, der wohl seit 1648 keine so glänzende Gesellschaft gesehen hat."

An Onkel Rudolf.

Berlin, den 8. November 1865.

„Allmählich kommt nun hier Alles wieder ins alte Geleis. Gestern Abend ist mein hoher Chef, Graf **Bismarck**, wieder angekommen, sehr

munter und frisch; ich habe ihn nur ein paar Augenblicke gesehen, gestern Abend auf dem Bahnhof und heut als er in den Wagen stieg, um zum König nach Potsdam zu fahren. Etwas mehr zu thun giebt es immer, wenn er da ist."

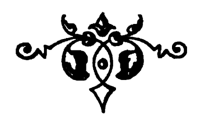
An Onkel Rudolf.

Berlin, den 17. November 1865.

„Bei meinem Gedicht an die Graeca*) habe ich nicht an Deine Klagen über Tagespolitik gedacht, sondern nur im Allgemeinen an den Ausdruck des Gefühls, das wir politisirenden Glieder derselben (Thile, ich und Georg v. Bunsen) haben, wenn wir den schönen neutralen, friedlichen Boden der klassischen Poesie betreten. Sonst klage ich nicht über den »verwirrenden Kampf«, es ist ja einmal mein Metier oder auf Deutsch mein Beruf; und wenn man in dem fortarbeitet, so hilft der liebe Gott schon durch. Die Alten haben zu ihren Lebzeiten wahrlich auch nicht in politischer Ruhe gelebt; nicht nur Perikles, sondern auch Sophokles und Aeschylus hatten an Staats- und Kriegsgeschäften Theil. Und obwohl auf soviel kleinerem Felde, war namentlich die griechische Politik verworren, verwirrend und wechselnd genug; sie erscheint uns nur aus der Ferne in größeren und reineren Umrissen als unsere »Tagespolitik«."

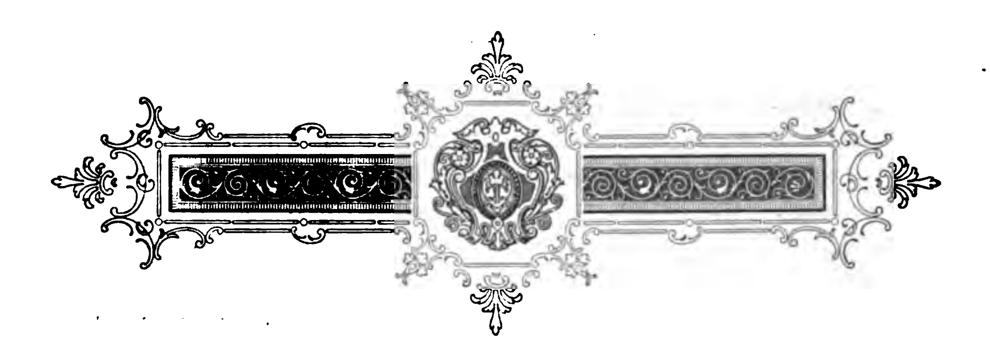
---

*) Diese griechische Gesellschaft scheiterte im Jahre 1867 an der Unduldsamkeit des konservativen Herrn v. Thile, der sogar auf diesem neutralen Boden nicht mehr mit freier denkenden Menschen zusammentreffen wollte. Abeken theilte diese Meinung nicht; er meinte, nichts könne alte Freundschaft trennen, und trat warm ein für den jüngeren Freund Georg v. Bunsen, den er schon als Kind aus römischen Zeiten liebte, und der nun ausgeschlossen werden sollte. Lieber gab er diese, sonst mit Freuden gepflegte Geselligkeit auf, als den Freund zu missen oder zu verletzen.




Dritten Theil.

munter und fri[illegible]
gestern [illegible]
um [illegible]
es



1. Kapitel.

Tod des Onkels Rudolf in Osnabrück. — Verlobung und Hochzeit von Abeken. — Krieg mit Oesterreich.
(1866.)

„Nimm durch Deiner Engel Wacht
Seel und Leib und Gut in acht:
Führ das Schifflein durch die Wellen
Und hilf mir in allen Fällen.“

Am 13. August 1847 war Abeken zum ersten Mal in das Haus Olfers gekommen. Vom Jahre 1849 an wuchs er immer mehr in die Familien Olfers und Yorck hinein und wurde zuletzt täglicher, allseitig sehr geschätzter und geliebter Hausfreund; er heirathete am 17. Mai 1866 die jüngste Tochter Hedwig v. Olfers. Wenn zwei Menschen in Geist und Herzen Eins geworden sind, läßt sich auch in der Schilderung ein Leben nicht mehr vollständig vom anderen trennen, ohne ein unwahres Bild zu geben.

Sollte das Hohelied der Liebe an manchen Stellen zu sehr durchklingen, so denke Jeder an das Lied Herders von der Laïs oder daran, was ihm einst selbst von diesem Reichthum beschieden war, wenn auch vielleicht in ganz anderer Weise. Liebe ist wie Sonnenschein, sie fragt nicht nach Verdienst, sie blickt in jedes Herz hinein, es durchleuchtend für Zeit und Ewigkeit.

In das Glück der Verlobung, die schon durch die Krankheit von Olfers hatte hinausgeschoben werden müssen, fiel durch den Tod des Onkels Rudolf ein ernster Schatten.

Am 2. Februar erhielt Abeken die erste Nachricht von Onkel Rudolfs Erkrankung. Er suchte ihn brieflich so viel zu zerstreuen und

zu erheitern, wie möglich, bald durch sonnige Frühlingshoffnung, bald durch Anregung litterarischer Interessen. Selbst der damals zeitraubenden und verworrenen Politik suchte er für ihn die hellste Seite abzugewinnen. Er schrieb an ihn den 4. Februar: „Die inneren Angelegenheiten sehen in den Zeitungen viel schlimmer aus, als sie sind; die Zeitungen schreiben für einander, die Abgeordneten sprechen für die Zeitungen; und wenn die Regierung sich nicht darum kümmert, sondern unbeirrt und ruhig ihren Weg fortgeht, so hat sie alle besseren, Gottlob noch sehr kräftigen Elemente im Volke für sich. Und auch in der äußeren Politik ist kein Grund zu Sorgen; Ruhe und Festigkeit führen auch dort zum Ziele und sind bei dem König und dem Minister vorhanden."

Onkel Rudolfs einzige Tochter sandte Berichte über den Verlauf der Krankheit und Dank für Abekens unermüdliche Liebe und Treue. Ende Februar schloß dies schöne, gesegnete Leben. Auf die Todesnachricht eilte Abeken nach Osnabrück und schrieb von dort an seine Braut:

„... Heute schreibe ich auf meiner alten Stube, die ich als Knabe in meinem elterlichen Hause bis zum Abgang auf die Universität bewohnte. Da schlingt sich nun Alter und Jugend, Erinnerung und Gegenwart wunderlich ineinander — und ich möchte noch die Hoffnung hinzufügen.

Wie manche hoffnungsreiche Stunde der Jugend habe ich in Zukunftsträumen auf dieser Stube verbracht, auf die ich jetzt lächelnd zurückblicke, aber recht dankbar für jene Tage, denn über meiner Kindheit hat der Kinder-Advokat*) unbewußt gewaltet, und mein guter Vater war wirklich eine Mutter, wie dieser sie fordert; so war es auch mein seliger Onkel.

Von ihm fand ich jetzt nur die stillen, friedlichen, feinen Züge unverändert wieder; man sieht, daß er in Frieden geschieden, wie er in Frieden gelebt; ein friedlicheres, schöner und reiner in sich abgeschlossenes und vollendetes Leben als das seinige kenne ich kaum, und doch sehr, sehr reich im Geist und Herzen. Neben diesem Bilde kam mir mein unstetes, unruhiges Leben recht verworren und arm vor; möge Gottes

*) Ein kleines Buch über Kindererziehung von Frau v. Olfers, in 2. Auflage erschienen 1868.

Gnade ihm, wenn auch spät, noch einen reicheren und besseren Inhalt geben! Mein Onkel hatte früh das Rechte gefunden und es in stiller, steter Treue zu bewahren gewußt; wie preis' ich ihn glücklich!"

Seiner Freundin Frau Schäfer gab Abeken über den Tod Onkel Rudolfs in einem längeren Brief Nachricht und schloß mit den Worten: „Sie haben immer so freundlich theilgenommen an meiner Liebe zur Heimath und meinem alten Onkel, daß es mir ein Bedürfniß war, Ihnen auch von seinem Ende zu erzählen. Und Sie werden nicht zürnen, daß dies gerade in den Geburtstagsbrief kommt — Leben und Tod, Freude und Leid sind so wunderbar ineinander verschlungen, wie ich es nie mehr als in diesen Tagen empfunden habe. — Sollten Sie aber doch zürnen, so will ich es wieder gut machen durch eine andere Nachricht, die Sie lieber hören, und auf die Sie nicht vorbereitet sind. Ich bringe sie auch fast mit der Verschämtheit und Schüchternheit eines jungen Mädchens vor. Sie kennen aus meinen öfteren Erwähnungen die Familie Olfers mit ihren drei Töchtern, von denen die älteste, Gräfin Yorck, im vorigen Sommer ihren Mann verloren hat, die zweite, Marie, Ihnen durch kleine Schriften, Märchen und Zeichnungen bekannt, die dritte, Hedwig, aber ein wenngleich begabtes, doch stilles, liebevolles Hausmütterchen ist. Nun, die Letztere, Hedwig, ist seit acht Tagen — können Sie's glauben? ich kann's selber kaum noch! — meine liebe Braut und wird hoffentlich im Mai meine liebe Ehefrau werden."

Ein Telegramm Bismarcks rief Abeken bald nach Berlin zurück.

Preußen und Oesterreich hatten sich im Gasteiner Vertrag die gemeinschaftliche Souveränetät über beide Herzogthümer vorbehalten. In Ausführung des Vertrages besetzte Preußen Schleswig (Gouverneur v. Manteuffel),*) Oesterreich Holstein (Gouverneur v. Gablenz).**) In Deutschland herrschte tiefe Mißstimmung über diesen Vertrag. Das Verlangen nach größerer Einheit machte sich immer mehr fühlbar, ebenso sah man die Unmöglichkeit einer Neugestaltung Deutschlands, solange

*) Edwin Freiherr v. Manteuffel, 1809—1885.

**) Ludwig Freiherr v. Gablenz, österreichischer General, kämpfte 1866 bei Königgrätz im Mitteltreffen.

sich zwei Großmächte im Deutschen Bund gegenüberstanden. Oesterreich, entschlossen, keine Machtvergrößerung Preußens zuzulassen, verständigte sich mit den deutschen Mittelstaaten. Preußen sah eine kriegerische Entscheidung der deutschen Frage für unvermeidlich an und trat mit Italien in Unterhandlung, welches die günstige Gelegenheit, Venetien wieder für sich zu gewinnen, nicht versäumen wollte.

Die vorbereitenden Verhandlungen nahmen Abekens Arbeitskraft vollständig in Anspruch, so daß er öfters erst spät in der Nacht aus dem Ministerium heimkehrte.

Ende Juni folgte er dem König und Bismarck mit dem Hauptquartier zur Armee.

An seine Frau.

Reichenberg, den 30. Juni 1866, 5¾ Uhr.

„Vor einer Stunde hier angekommen, eben installirt, in guter behaglicher Wohnung, wende ich mich, nachdem ich im Auftrag des Ministers ein Telegramm nach Berlin gesandt, gleich zu Dir.

Zum Essen mit dem Minister und den anderen zu uns Gehörigen wurde ich in ein Hôtel gerufen, da unser Koch und Küche nicht von dem Wagenzuge herunter konnten, auf dem sie noch in diesem Augenblick der Erlösung harren und vielleicht die ganze Nacht harren werden. Wie überrascht war ich, als in Görlitz ein stattlicher Kürassieroffizier auf mich zukommt und ich Peter*) erkenne. Er war nun wirklich einberufen zu großer eigener Freude und Betrübniß seiner Frau; hatte sich auch eben persönlich beim König gemeldet und suchte nun sein Regiment. Auch Herrn v. Canitz sprach ich einen Augenblick in Görlitz. Der Aufenthalt war überall nur kurz, aber ausreichend, um den Jubel und Enthusiasmus in Empfang zu nehmen; nur in Kohlfurt eine halbe Stunde zu einem Déjeuner, die Fahrt ungemein rasch, die Hitze nicht groß."

An seine Frau.

Schloß Sichrow in Böhmen, den 1. Juli 1866.

„Nach einigen Arbeiten, die gleich gemacht werden mußten, und der Vorbereitung, um beim Diner Seiner Majestät um 4 Uhr, wenn auch im Reiseanzug, doch wenigstens rein zu erscheinen, bleibt mir noch ein

*) Peter Graf Yorck von Wartenburg.

Augenblick, um einen Gruß an Dich wenigstens anzufangen! Du wirst den Ort, wo ich schreibe, auf der Karte finden: Es stand eine Weile eine Nadel*) da, weil es das erste Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl war, von wo er den Bericht über die ersten günstigen Erfolge von Liebenau und Turnau datirte. Es ist ein stattliches Schloß des Fürsten Rohan, den wir in früheren Jahren in Gastein, wo er auch Besitzungen hat, als gastlichen Einrichter von Gemsenjagden kannten. Jetzt muß sein Haushofmeister uns auch hier gastlich einrichten. Wahrscheinlich aber gehen wir noch heute Abend weiter bis zur nächsten Stadt, Turnau, weil der König die avancirende Armee einholen möchte."

Abends 7 Uhr.

„Du mußt schon verzeihen, wenn ich stückweise und abgebrochen schreibe. Wir bleiben glücklicherweise die Nacht in diesem behaglichen Schlosse, und so hoffe ich, da es morgen früh erst um 7 Uhr weiter geht, auf eine gute Nacht. Die vorige war etwas gestört, weil um $11^1/_2$ Uhr, als ich gerade höchst behaglich im Bette lag, Keudell hereinkam, um mir zu sagen, er gehe noch auf den Bahnhof, um zu sorgen, daß die Pferde gesattelt blieben, weil der Minister sehr ängstlich sei, daß ein Handstreich vom Feinde versucht werden möchte, um den König zu fangen; es könne plötzlich Alarm geblasen werden, und wir müßten fort. Da zog ich mich denn geschwind wieder an, schloß Alles zu und legte mich in den Kleidern aufs Bett, um auf jeden Wink bereit zu sein. Die Nacht verging aber ganz ruhig, nur doch in einer gewissen Aufregung und ohne viel Schlaf; der Minister sagte mir aber heute Morgen, ich habe gut gethan, denn er hätte dem König versprochen gehabt, daß ich mit dem Depeschenkasten bei dem ersten Alarm gleich zu ihm aufs Schloß kommen solle.

... Bis jetzt geht Alles gut; lauter Siegesnachrichten, obgleich blutig und theuer erkauft."

An seine Frau.

Gitschin, den 2. Juli 1866, abends.

„Wir sind viel rascher vorgegangen, als wir in Berlin glaubten. Niemand konnte dort ahnen, daß wir am Montag Mittag in Gitschin,

*) Abeken hatte die Bewegungen der Armee auf der Karte mit farbigen Nadeln bezeichnet.

mitten in Feindesland, sein würden. Als wir von Berlin abreisten, war eben dieser wichtige Ort, der die Verbindung unserer beiden Armeen bedingt, mit stürmender Hand und großen Opfern genommen, was der König am Sonnabend Abend und ich gestern morgen erfuhr. Heut früh um 7 Uhr verließen wir Schloß Sichrow, um 12 Uhr waren wir hier. Kurz vor dem Orte kam der Sieger Prinz Friedrich Karl uns entgegen auf dem Schlachtfeld, bezeichnet durch niedergebrannte und zerstörte Häuser, zertretene und aufgewühlte Felder, auf denen Helme und andere Waffen, viele todte Pferde und selbst menschliche Leichen noch unbegraben — ein trauriger Anblick. Ich hatte nicht geahnt, daß ich je den Krieg so in der Nähe sehen würde. Unterwegs traten wir in ein Lazareth in einem kleinen Dorfe ein, wo unsere schwer verwundeten Offiziere lagen; ich dankte Gott, daß kein Lieber darunter war, und bat recht demüthig um fernere Gnade. Die Oesterreicher haben sich hinter die Elbe zurückgezogen in eine feste Stellung zwischen zwei Festungen, Josephstadt und Königgrätz, und scheinen dort noch einen entscheidenden Kampf annehmen zu wollen. Ihre Armee ist aber nach der Aussage von Gefangenen durch diese fortwährenden Niederlagen sehr entmuthigt."

An seine Frau.

Gitschin, den 3. Juli 1866, Dienstag Nachmittag 2 Uhr.

„Unsere Truppen sind einige Stunden von hier*) im Gefecht, und es ist möglich, daß gerade unsere beiden Regimenter**) in Aktion sind.

Nach den gestrigen Nachrichten glaubten wir auf Ruhe rechnen zu können, wurden aber um Mitternacht mit der Nachricht von einem Gefecht geweckt, zu dem der König heut morgen hinaus wolle nur mit seiner militärischen Suite, der sich Bismarck und Keudell natürlich anschließen konnten. Ich mußte hier bleiben; ich gestehe Dir, daß es mir schrecklich leid that, und sitze nun hier, nachdem ich einige Arbeiten tant bien que mal abgemacht, in peinlicher, schmerzlicher Erwartung der Nachrichten."

*) Vor Königgrätz.

**) Das 24. und 64. Infanterie-Regiment.

An seine Frau.

Horèc, zwischen Gitschin und Königgrätz, den 4. Juli 1866.

„Den gestrigen Schlachttag, an dem das in starker Stellung zwischen hier und den Festungen Josephstadt und Königgrätz aufgestellte ganze österreichische Heer geschlagen und hinter die Elbe zurückgeworfen ist, habe ich leider nicht mitgemacht. Der Minister ging als Militär gestern früh mit dem König von Gitschin hierher; sie erwarteten nur ein Rekognoszirungsgefecht und fanden eine Schlacht, wo auf jeder Seite nicht viel weniger als 200 000 Mann im Gefecht waren. Sie sind 13 Stunden zu Pferde gewesen, in einzelnen Augenblicken exponirt, erst um Mitternacht hierher zurückgekommen. Ich erhielt die Siegesnachricht durch eine Depesche des Ministers vom Schlachtfelde abends nach 8 Uhr; noch in der Nacht folgte ich mit dem ganzen Hauptquartier hierher, war bei Tagesanbruch hier und sehr frisch und gar nicht ermüdet, sogar gut verpflegt; ich schreibe dies in der Wohnung des Oberförsters am Schloß, dessen freundliche Frau alles Mögliche für uns thut.

Hier drängen sich nun Erzählungen von Einzelheiten, brillanten Angriffen, Verlusten, Trophäen u. s. w. Das erfährst Du Alles durch die Zeitungen.

Peter kam gestern gerade, als der Kronprinz aus unserem Hause ging, wo er unser Gast gewesen war. Wie glücklich der Kronprinz war, kannst Du denken; seine Begegnung gestern mit seinem Vater auf dem Schlachtfelde sei doch einer der herrlichsten Augenblicke in seinem Leben. Er sprach Peter mit großer Theilnahme an, wie es auch der König in Görlitz bei seiner Meldung gethan, der ihm gesagt: »Sie verlassen viel, ich weiß; um so schöner ist es von Ihnen.« Nachher traf ich Peter noch einmal wieder bei dem »Restaurant des Hauptquartiers«, dessen malerischen Anblick zu schildern mir Zeit und Kraft fehlt. Unsere Armee ist im Vorrücken auf Pardubitz, und der König bleibt gewiß nicht lange zurück. Eben wird die Nachricht gebracht, daß die Festung Königgrätz sich ergeben habe; ganz sicher ist es noch nicht. Gestern war der Rittmeister von Wrangel mit einer Patrouille von Garde-Husaren, um zu rekognosziren, bis an die Thore der Festung herangeritten und, da man ihm das Thor aufgemacht, auch hinein.

Man führt ihn natürlich zum Kommandanten, der nach seinem Begehr fragt. Wrangel erklärt, er komme vom Kronprinzen mit der Aufforderung, die Festung zu übergeben, was der Kommandant so natürlich findet, daß er sich 24 Stunden Bedenkzeit erbittet, ohne nach Vollmacht und Beglaubigung zu fragen, und die Preußen, statt sie gefangen zu nehmen, wieder herausreiten läßt! Das ist ein lustiges Reiterstückchen, welches den Muth unserer Truppen zeigt, die jetzt nichts mehr für unmöglich halten. Wie groß der Sieg war, stellt sich erst jetzt immer mehr heraus."

An seine Frau.

Horèc, den 6. Juli 1866.

„Du wirst in den Zeitungen sehen, daß Oesterreich anfängt, nachzugeben, und Frankreich zu vermitteln sucht. Aber daß der König zum Landtag nach Berlin komme, ist nicht zu hoffen; die Wahlen sind nicht gut genug dafür. Vielleicht kommt er doch bald aus einem anderen guten Grunde, ist aber nicht wahrscheinlich.

Wir Preußen können stolz sein! Es ist ein Siegeslauf, wie er seit Napoleon nicht mehr vorgekommen und gegen den tapfersten, ehrenvollsten Feind."

An seine Frau.

Pardubitz, den 7. Juli 1866.

„Du siehst, wir sind in fortwährendem Vorrücken; ich hoffe indeß, das Hauptquartier bleibt einige Tage hier, weil wir hier sehr bequem zum Arbeiten eingerichtet sind, was lange nicht der Fall war. Unsere Armee ist in raschem Vorrücken nach Wien; wir müssen so viel Terrain occupiren, wie möglich, ehe die von Oesterreich angerufene Mediation des Kaisers Napoleon sich fühlbar macht. Wahrscheinlich sind unsere Truppen von Dresden her in diesem Augenblick in Prag. Ernste Zusammenstöße sind in der nächsten Zeit gar nicht zu befürchten. Der Feind ist nach der Aussage des Generals Gablenz, der am 4. als Parlamentär vergebens um Waffenstillstand bat, widerstandsunfähig. Gefangene österreichische Generale sagen, in der österreichischen Armee sei nur eine Stimme: wir würden auch den Franzosen überlegen sein; sie könnten aus Erfahrung sprechen!"

An seine Frau.

Pardubitz, den 7. Juli 1866, abends.

„Ein heiteres Bild bot heut bei Tage der Hof unseres Posthauses dar, in welchem der König und wir einquartiert worden, weil das Schloß zum Lazareth umgewandelt; in schönen Gartenanlagen unter Akazien, Platanen und Rosenbüschen saßen die Offiziere von der Wache und tranken und schwatzten, Soldaten lagen langgestreckt und behaglich auf dem Rasen, Pferde, unter denen auch der Wouvermannsche Schimmel nicht fehlte, standen umher; ganz nahe an einem Brunnen böhmische Frauen und Mädchen und wuschen und plauderten; dazwischen gingen Generale, Adjutanten 2c. geschäftig umher.

Gestern war ein interessanter Tag: wir fuhren um Mittag von Horèc ab hierher, und unser Weg führte uns gerade über das Schlachtfeld vom 3. Juli. Ich war mit dem Minister im Wagen, der mir freundlich die verschiedenen Positionen der Unserigen und des Feindes, die Stellen, wo der Kampf am heftigsten gewesen, die Punkte, wo er mit dem Könige gehalten hatte, zeigte. Unzählige todte Pferde, leider auch noch viele Leichen lagen auf den Feldern am Wege, dazwischen Gewehre, Tornister, Helme und andere Dinge; dann kamen wir bei großen Mengen von erbeuteten Kanonen und Munitionswagen vorbei. Schaaren von Gefangenen, von einigen wenigen preußischen Soldaten wie eine Heerde fortgetrieben; Wagen mit Leichtverwundeten, während, aus vielen Häusern, einzelnen am Wege oder in den Dorfschaften, die Lazarethfahne wehte; dazwischen wieder große Züge von unseren Soldaten auf dem Marsche vorwärts oder am Wege aufgestellt und den König mit lautem Hurrah oder fröhlichem: »Guten Morgen, Majestät!« begrüßend, Trommelwirbel, Musik, das »Preußenlied« oder »Heil Dir im Siegerkranz« spielend, darüber ein köstlicher blauer Himmel, milde Luft goldener Abendsonnenschein; eine schöne Gegend, waldig, hügelig, an vielen Stellen die Kornfelder noch in üppiger Fülle prangend, Gärten mit schönen frischblühenden Rosen und anderen Blumen — ein wunderbar gemischtes Bild!“

An seine Frau.

Pardubitz, Sonntag Nachmittag, den 8. Juli 1866.

„An Konfusion fehlt es nicht, gerade im Hauptquartier, und ich danke nur immer Gott, daß wir im Vorrücken sind; wenn ich mir denke,

wie schrecklich die Konfusion sein würde, wenn wir einmal plötzlich zurück müßten, wenn wir geschlagen wären. Die Nacht des Aufbruchs von Gitschin dem siegreichen Heere zu werde ich nicht leicht vergessen. Die ungeheure, jeden Augenblick stockende Kolonne, Bedeckung vorn und hinten, wenig Klarheit über das Vorgefallene, die Ungewißheit, ob nicht feindliche Streifkorps noch in der Nähe sein könnten, gelegentlich einmal ein ferner Kanonenschuß, dann die innere Hast und Ungeduld, endlich bei den ersten Tagesstrahlen die Ankunft in Horèc, wo Niemand Bescheid wußte, Niemand Bescheid geben konnte; ich fand noch wunderbar rasch, wo der Minister und seine Begleiter untergekommen waren, auf Stroh lagen und schliefen nach dreizehnstündigem Ritt; ich ging bei den wachthabenden Soldaten und Offizieren herum und fragte und hörte Dies und Jenes. Dann wurden allmählich die Offiziere von der Suite des Königs wach, kamen auf den Hof und erzählten, Alle halbtodt von der Aufregung. Am Nachmittag kam dann, als der glänzendste Beweis der ungeheueren Bedeutung des Sieges, General Gablenz als Parlamentär um Waffenstillstand, der ihm nicht gewährt werden konnte.

Dein Brief hat mir noch eine besondere Freude gemacht durch die muthige Mahnung, daß der König sich nicht durch unzeitige Milde und Mäßigung die Früchte des Sieges entreißen lassen möge. Fürchte Dich nicht. Du hast Recht, auf Bismarck zu vertrauen; seine Campagne hat nun angefangen, denn es gilt, mit ebensoviel Klugheit und Festigkeit den beinah infamen Schachzug zu pariren, durch den Oesterreich, indem es sich dem Kaiser Napoleon zu Füßen wirft*) und dessen Lieblingsplan auf Venedig erfüllt, uns zu isoliren sucht. Wir die Arbeit, Italien den Lohn! Für so schlecht, undeutsch, unritterlich hatte ich doch Oesterreich nicht gehalten. Selbst das Ausland („Times“) findet es unwürdig; ja Italien selbst findet es gemein und schämt sich. Habe keine Sorge; mit Gottes Hülfe werden wir auch unsere Campagne durchfechten. Es freut mich, daß Du so muthig und fest bist.“

*) Oesterreich rief nach der Schlacht bei Königgrätz Napoleons Vermittelung an und trat Venetien an Frankreich ab.

An seine Frau.

Hohenmauth, den 9. Juli 1866, abends.

„Heut früh wurde ich unterbrochen; denn der Minister kam mit einem eiligen Auftrag, der noch vor der Abreise erledigt werden mußte. Dann ging es eilig fort. Im Wagen konnte ich dem Minister Vortrag über eine Menge Sachen halten, die ich dann hier, wo wir gleich Nachmittag ankamen, sofort abfertigen mußte. Du brauchst Dich Deines Mannes nicht zu schämen; er ist nicht unthätig und nicht unnütz, wenngleich er keinen Säbel trägt, und thut das Seine, so gut er kann. —

Ich erzählte Dir neulich ein Reiterstückchen von Wrangel, der in Königgrätz einritt. Die Festung hat sich freilich nicht übergeben. Aber am Tage oder in der Nacht, nachdem wir am Freitag vor Königgrätz vorübergeritten, hat die Artillerie, bei der wir damals vorbeigezogen, ein Stückchen ausgeführt, das des Erzählens werth ist. Auf dem Glacis, also unmittelbar unter den Kanonen der Festung, standen 20 oder 18 zurückgelassene österreichische Kanonen; der Kommandeur der Artillerie schickt in der Nacht eine Anzahl Pferde und Leute dahin, die glücklich dort zusammentreffen, die Geschütze bespannen und wegführen. Darüber war es Tag geworden; die Festung schickt ihnen Schuß auf Schuß nach, aber sie kommen mit ihrer Beute ohne den mindesten Verlust davon. Die Schlacht hat uns 180 Kanonen und über 20 000 Gefangene eingebracht. Von Tag zu Tag erst übersehen wir, wie ungeheuer der Erfolg. Am Abend des Schlachttages hat noch Niemand geahnt, wie groß er war!

Rührend war es heut, den friedlichen Charakter der anmuthigen Gegend zu sehen, durch die wir fuhren. Keine Spur des Krieges; wir sagten uns mit Stolz, wie anders würde es aussehen, wenn in preußischem Lande ein paarmalhunderttausend Oesterreicher durchmarschirt wären, mit Stolz und mit noch mehr Dankbarkeit! Unsere Soldaten benehmen sich musterhaft. Von allen Seiten eilen die Leute an den Weg, um uns durchziehen zu sehen; Heerden von Vieh und Gänsen weideten an den Seiten des Weges, die Dörfer in vollem Frieden und intakt.

Unsere Quartiermacher sind voraus, aber der Ort wenige Meilen von uns, wohin wir morgen kommen sollen, ist noch in Feindeshand. Wir gehen natürlich nicht eher, als bis er frei ist.

Graf Bismarck ist sehr frisch, ich las ihm die Stelle aus Deinem Briefe vor, daß das ganze Land auf seine eiserne Kraft vertraue; es machte ihm Freude."

An seine Frau.

Hohenmauth, den 10. Juli 1866, morgens, vor dem Aufbruch.

„In diesem Augenblick sitzt Fabeck, der Liedersänger, den Du von Deckers kennst, bei uns, er ist Kommandant des Platzes. — Hier waren wir sehr gut aufgehoben; wir wohnten im Hause eines Magistratsmitgliedes an dem sehr großen Marktplatz, über dessen Bäume eine hohe alte steinerne Kirche herüberschaut, von König Ottokar gebaut. Früh schon hörten wir das frische »Guten Morgen, Majestät«, welches die aufgestellten Truppen dem heraustretenden Könige zuriefen."

An seine Frau.

Zwittau in Mähren, den 10. Juli 1866, nachmittags 3½ Uhr.

„Unsere Fahrt hierher war eigentlich sehr abenteuerlich, denn bei der Ausfahrt aus Hohenmauth (noch in Böhmen) wußten wir buchstäblich nicht, ob unser heutiges Ziel, Zwittau in Mähren, in unseren oder in des Feindes Händen war. Die Quartiermacher hatten keine Sendung zurückgesandt, und man wollte dies dahin auslegen, daß sie ihren Auftrag erfüllt hätten; es war aber gerade ebenso wahrscheinlich, daß sie vom Feinde aufgehoben gewesen und keine Meldung hatten schicken können. Wir machten uns aber um 11 Uhr lustig auf und fuhren unbelästigt durch schönes Land hierher, wo wir eben ankommend gutes Quartier finden. So haben wir nun wieder ein Königreich, Böhmen, hinter uns. Gott segne unsern Ausgang, wie er unsern Eingang gesegnet hat!"

An seine Frau.

Zwittau in Mähren, den 11. Juli 1866.

„Wir mußten heut hier bleiben, um unsere Truppen etwas vorzulassen, wir waren mit dem Hauptquartier gar zu sehr in die Vorposten gekommen. Gott behüte unsern König! Bismarck ist oft sehr besorgt um ihn; so war er es gestern Abend, und nur mein Spaziergang und die Nachrichten, die wir von den vor uns zu unserer Bewachung stehenden Truppen mitbrachten, beruhigten ihn etwas.

Zu unserer Bewachung gehörte auch Ernst*), der etwa eine Meile vor uns biwakirt hat. Ich komme eben von ihm zurück; ich fand ihn mit seiner Kompagnie am Saum eines Waldes gerade im Begriff, sich in Bewegung zu setzen, um in den Vorhäusern des nächsten Dorfes Quartier zu nehmen für diese Nacht. Es war eine ungeheure Freude, und Du kannst denken, welche Ueberraschung für ihn. Sein Regiment hat tüchtig mit eingegriffen, sechs Kanonen erobert und eine wichtige Position genommen. Am schlimmsten ist er bei Trautenau dran gewesen, wo er mit sieben vorgerufenen Freiwilligen sich über einen Hohlweg gewagt, um an der anderen Seite festen Fuß zu fassen und den Anderen Luft zu machen.

Während wir am Tisch saßen, kam erst Graf Lehndorff, der Adjutant des Königs, dann der Minister vom Diner des Königs und ließen sich's sehr wohl bei uns sein. Es war eine wahre Freude, Ernst zu hören. Während ich heut Nachmittag draußen mit Ernst ging, war der Graf Bismarck-Bohlen**) mit seinem Hauptmann Wittich da, der Ernst ungeheuer lobte als einen ganz vorzüglichen Offizier. Am Schlachttag vom 3. hat ihm der Oberst vor der Front des ganzen Regiments die Hand gereicht und ihm eine Eloge gehalten; jetzt sitzt er auf dem Sopha und plaudert mit Keudell, während ich an Dich schreibe. Deines Mannes brauchst Du Dich aber auch nicht zu schämen; er ist immer auf seinem Posten, und auch die Offiziere sind mit ihm zufrieden; er gilt nicht als Civilist, sondern als Militär. Jeder an seiner Stelle. Ich stellte Ernst dem Minister vor, und ihre Wahrnehmungen über die Schlacht stimmten genau überein. Morgen früh geht es von hier fort, wahrscheinlich sind wir übermorgen in der Hauptstadt von Mähren, Brünn, etwa 18 Meilen von Wien!"

An seine Frau.

Zwittau, den 12. Juli 1866, morgens.

„... Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß ich in der nächsten Zeit nach Berlin komme. Der französische Botschafter Benedetti ist jetzt hier

---

*) Dr. Ernst v. Olfers machte den Krieg 1864 als Arzt, die Feldzüge 1866 und 1870/71 als Landwehr-Offizier mit.

**) Carl Graf Bismarck-Bohlen, Vetter des Kanzlers, sein Privatsekretär.

diese Nacht angekommen, wo er meine Stube mit mir theilen mußte, während sein Sekretär Keudells Bett theilte. Mit liebevollen Augen wird er nicht gerade angesehen; aber schaden soll er uns nicht und aufhalten auch nicht!"

An seine Frau.

Czernahora, den 12. Juli 1866, abends gegen 7 Uhr.

„Unsere heutige Ausfahrt war einmal wieder etwas abenteuerlich: als wir gegen Mittag ausfuhren, wußten wir noch nicht, ob wir bis hierher kämen, und erhielten erst unterwegs den Rapport, daß der Feind gestern Abend in aller Eile auch diesen Ort geräumt hat, der nur noch einen Marsch von Brünn, der Hauptstadt Mährens, entfernt ist. Daß wir seit Sonntag den 8. Prag besetzt, dort viele Vorräthe, die Eisenbahn vortrefflich im Stande und gute Aufnahme gefunden, haben wir erst gestern Abend in Zwittau erfahren; Ihr in Berlin wußtet es wahrscheinlich früher.

Hier wohnen wir in wunderschöner Gegend, auf einem Schloß des Grafen Friesen, sehr hübsch, aber sehr eng."

Den 13., morgens.

„Gestern Abend ist noch die Nachricht gekommen, daß Prinz Friedrich Karl in Brünn eingezogen, und von dort wird dann auch wohl mein nächster Brief datirt sein. Das ist nun die fünfte Kapitale, die unsere Truppen seit dem 15. Juni besetzt haben; dort, hoffe ich, giebt es einige Tage Ruhe, obgleich Viele rasch nach Wien vordringen möchten. Was das Richtige ist, läßt sich schwer entscheiden; aber ich vertraue, daß das Richtige geschehe."

An seine Frau.

Brünn, den 13. Juli 1866, abends.

„Hier sind wir denn nun wirklich in der alten Hauptstadt von Mähren. Wer hätte uns das vorausgesagt, als wir Berlin verließen. Morgen früh werden es 14 Tage: große und schöne 14 Tage, und ich habe sie um so freudiger durchlebt, weil ich fühlte, daß Du Alles mit mir durchlebtest. Der Gedanke an Dich, die Beziehung auf Dich giebt Allem erst die rechte Weihe. Wie ganz anders wäre es, wenn ich noch

so allein stände, wie vorm Jahre, wenn nicht unser stilles, häusliches Leben mit Deinem Bilde drin und die Hoffnung auf die Rückkehr dahin den Hintergrund zu Allem bildete — ich habe nun eine Heimath, und was ist ein Mensch ohne eine Heimath!"

Den 14., morgens.

„Ist es nicht wie ein Wunder, daß wir hier sind — ungefähr so weit von Wien, wie Magdeburg von Berlin? Denke, wenn es umgekehrt wäre! Der französische Botschafter hat unsern Einzug theilen müssen im Wagen des Ministers, während Keudell und ich in seinem Wagen fuhren. Es war doch ein eigenthümliches Gefühl, Benedetti war gerade nicht willkommen, als er kam, und doch ist es sehr gut, daß er hier ist; die Eindrücke, die er empfängt, können nicht ohne Wirkung bleiben. Die Bewunderung, die er über unsere Erfolge äußert, ist naiv und ergötzlich: »Il paraît que les Prussiens sont tellement supérieurs aux autres nations qu'il ne faut pas les laisser devenir leurs égaux en nombre et territoire!« Und daran soll er uns doch nicht hindern! Ein erfreuliches Zeugniß geben alle Fremden, die mit uns sind, der Manneszucht und Humanität unserer Truppen. Alle Spuren des Krieges sind auf die kleine Stätte beschränkt, wo wirklich gekämpft wurde; sonst Alles wie im tiefsten Frieden. Gestern arbeiteten die Leute, Mäher und Schnitterinnen, auf den Feldern, an denen wir vorbeifuhren. Nur unsere eigenen Offiziere klagen, ihnen ist das Betragen unserer Leute noch nicht gut genug!"

An seine Frau.

Brünn, den 15. Juli 1866.

„Heut früh erhielt ich gleich vom Minister einige Aufträge und wohnte darauf mit großer Rührung und Erbauung dem feierlichen Feldgottesdienste unter freiem Himmel bei. Das große Carré der Soldaten, der Altar in der Mitte, von Trommeln und kriegerischem Geräth umgeben, der Sängerchor der Soldaten, die Feldmusik, die unseren Gesang »Ein' feste Burg ist unser Gott« und »Nun danket alle Gott« begleitete, der König mit seiner Heldengestalt und seinem ehrfürchtig entblößten Haupte, die einfache aber würdige Liturgie — Alles war feierlich und ergreifend und natürlich Alle in gehobener

Stimmung. — Paul war nicht mit dabei; er war schon in der Nacht abgerückt, auch wahrscheinlich Wolf und Peter;*) denn die ganze Armee ist wieder im Vorrücken, da die Oesterreicher die dreitägige Frist, die wir ihnen gewähren wollten, um uns mit Italien über weiteren Waffenstillstand zu verständigen, an unsinnige Bedingungen knüpften. Aber die zweitägige Ruhe hat unseren Truppen sehr gut gethan, und Alle sind entzückt, daß es vorwärts geht. Ob und wann wir selbst, d. h. das Hauptquartier, gehen, ist noch unbestimmt."

An seine Frau.

Brünn, den 16. Juli 1866.

„Was Du von Bismarck sagst, ist sehr richtig; ich habe kaum je einen Menschen gekannt, der so viel Elastizität des Gedankens mit so viel eiserner Kraft des Willens vereinigte. Das Wort von Goethe »treu dem Ziel auch auf dem krummen Wege«, paßt recht auf ihn; und sein Ziel ist ein großes, an dem wir Alle freudig mitarbeiten können.

Gestern Abend vom Spaziergange zurückkehrend, vernahmen wir fernen Kanonendonner, und heut Morgen erfahren wir, daß der Kronprinz gestern ein kleines Gefecht nach Olmütz zu gehabt, bei dem er 16 Kanonen gewonnen. Das nennt man jetzt ein kleines Gefecht! Ein von ihm kommender General sagte mir, daß die Oesterreicher nirgends mehr ständen, wenn wir vorgingen, sondern überall weichen nach Ungarn zu. Dasselbe scheinen sie auch der Armee des Prinzen Friedrich Karl gegenüber zu thun, die vor uns im Süden in der Richtung nach Wien vorgeht, und welcher wir, soweit heut die Bestimmung geht, morgen früh nachfolgen werden. Interessant war der Unterschied der Stadt gestern und vorgestern: am Sonnabend Alles voll von preußischen Soldaten, auf Spaziergängen und in den Straßen sah man nur unsere Uniform, gestern Abend fast gar keine mehr, aber das Volk, auch viele hübsch geputzte Damen, drängte sich im Sonntagsstaat auf den schönen Anlagen des Franzenbergs.

Der König fragte mich heut nach Tisch, wie viel Mal des

*) Die drei Brüder Yorck von Wartenburg: Graf Paul, Majoratsherr auf Klein-Oels; Graf Peter, Majoratsherr auf Schleibitz; Graf Wolfgang, Assessor bei der Regierung in Berlin.

Tages ich an Dich schriebe. Ich sagte »Einmal täglich«. — »So? erlaubt Bismarck nicht mehr?« Nun, siehst Du, heut schreibe ich doch zweimal. — Abends waren wir zum Thee mit dem Könige im Augarten, einem schönen großen parkähnlichen Garten."

An seine Frau.

Brünn, den 11. Juli 1866, 11 Uhr vormittags.

„Heut Nachmittag um 5 Uhr soll es von hier weiter gehen nach Nikolsburg. Wir gehen langsam und sicher aus militärischen und politischen Rücksichten; ich kann immer nur wiederholen, daß ich mich freue, bei dem Minister Besonnenheit mit Festigkeit und Energie gepaart zu sehen; er geht schrittweise und macht keine Sprünge, wozu z. B. der sonst so kluge und wirklich geniale Moltke viel eher im Stande ist. Aber Moltke ist das eigentlich belebende Prinzip aller unserer militärischen Operationen; er hat sich im Entwerfen und Ausführen gleich genial gezeigt; dabei ist er unermüdlich, immer auf dem Fleck, durch keine persönlichen Bedürfnisse, Neigungen, Seitengedanken abgelenkt, sondern immer nur seine Aufgabe im Auge. So hoch, wie er sich in diesem Feldzuge gezeigt hat, hatte ihn doch bei aller Achtung Niemand geschätzt. Wir bedauern eigentlich Alle, daß der König ihm nicht neulich gleich nach der Schlacht den Schwarzen Adler-Orden gegeben. Wenn Du einmal mit seiner Frau zusammentreffen solltest, die immer meine Gönnerin war, so sag' ihr mit meinen Empfehlungen, wie sehr ich und wir Alle ihren Mann bewundern und verehren.

Bergs*) Freund, der Großherzog von Mecklenburg, hat uns gestern morgen verlassen, um das Kommando eines Reservekorps zu übernehmen, welches von Leipzig aus operiren soll. Daß unsere Truppen am 16. in Frankfurt a. M. unter dem Zujauchzen der Bevölkerung eingerückt sind, nachdem bei Aschaffenburg der Feind in wilde Flucht getrieben, erfuhren wir gestern abend auf telegraphischen Umwegen. Der Bundestag ist nun auf der Flucht nach Augsburg, wie 1849 die deutsche Nationalversammlung nach Stuttgart! Wunderbarer Wechsel

---

*) A. Berg, Künstler, engbefreundet mit dem Großherzoglich Mecklenburgischen Hofe, machte als Maler die preußische Expedition nach Ostasien mit. Verfasser des großen Prachtwerkes über diese Expedition (R. v. Decker, Berlin 1864.)

der Dinge! Beide Male aber Flucht vor Preußen, vor dem jetzigen Könige! Gott segne ihn!"

An seine Frau.

Nikolsburg, den 18. Juli 1866, abends.

„Der Feldjäger kam im Augenblick an, wo wir Brünn verließen, um 5 Uhr nachmittags; wir konnten nur eben die verschlossene Mappe in Empfang nehmen und auf den Wagen packen; unterwegs war keine Möglichkeit, sie zu öffnen. Denn da der Minister noch am Bein*) leidend war, hatte ich auf meinen Platz in seinem Wagen verzichtet, damit er liegend sein Bein ausstrecken könne, und fuhr mit dem jungen Bismarck-Bohlen im offenen Wagen, auf dem wir des Windes und abwechselnden Regens wegen keine Papiere entfalten konnten. Wir kamen eben erst nach 10 Uhr hier an in einem ungeheuren prachtvollen, hoch über der Stadt auf Felsen gelegenen Schloß, welches der Gräfin Mensdorff, Gemahlin des österreichischen Ministers, gehört. Bismarck sagte, sein Haus Schönhausen sei ja nur eine Hütte gegen diesen Palast, aber er möchte doch nicht tauschen, wenn dafür Mensdorff heut in Schönhausen schlafen sollte.

Ohne den rechten, großartigen Ehrgeiz, daß man das Rechte, ja etwas Großes thun und selbst thun möchte, kommt nichts Großes zu Stande in der Welt. Man muß freilich auch diesem Ehrgeiz Maß und Ziel zu setzen wissen; aber wo er vorhanden ist, da fällt eigentlich alle kleinliche Eitelkeit von selbst weg. Von der letzteren hat Bismarck in der That auch keine Spur. Wo er seine Persönlichkeit geltend macht, ist es nur als Mittel zum Zweck. — Wem Gott die Kraft gegeben, dem giebt er auch den Trieb und das Bedürfniß, sie geltend zu machen. Das Ich hat in diesem Sinne auch seine Berechtigung; es muß sich nur Eins wissen und machen mit dem großen ewigen Ich — dem lieben Gott! Und so ist es ja auch in der Liebe, von deren erschreckendem Egoismus Du mit Recht sprichst. Aber das ist eben das Geheimniß, das Gott in die Liebe gelegt hat, daß in ihr die höchste Befriedigung des Ich mit der höchsten vollkommenen Hingabe desselben Eins wird. Das Ich soll nur sterben, um zu leben!"

*) Seit der schweren Erkrankung in Rußland hatte Bismarck ein häufig wiederkehrendes rheumatisches Leiden am Bein, welches wohl Veranlassung der späteren Venenentzündungen war.

An seine Frau.

Nikolsburg, den 20. Juli 1866, abends.

„Daß ich komme, ist leider sehr wenig zu hoffen, denn der Minister hat gar nicht Lust, zur Eröffnung des Landtags nach Berlin zu gehen, und wenn er geht, so sehe ich voraus, daß er mich nach alter Gewohnheit beim Könige läßt. Wenn in der nächsten Zeit nicht wegen Waffenstillstand und Friedenspräliminarien unterhandelt wird, so gehen wir eben vorwärts; wenn unterhandelt wird, so wird das hier oder auf irgend einem Schlosse zwischen hier und Wien geschehen.

Es war heut wieder ein arbeitsamer Tag und allerlei Aerger dabei über den französischen Botschafter, der sich ein paar Mal meine Stube aussuchte, um auf eine Audienz beim Minister zu warten, bei dem erst der König und dann der Kronprinz war. Ich sagte ihm zwar, ich habe keine Zeit, und arbeitete ruhig fort, aber er sprach natürlich immer dazwischen, sehr liebenswürdig und oft interessant erzählend, aber doch störend. Er wohnt nicht mit im Schloß und konnte allerdings nicht hinuntergehen; denn der Aufweg ist fürchterlich weit, zum Theil ganz in den Felsen gehauen, der in den Thorwegen beinahe Tunnels bildet.

Die nächsten Tage müssen eine Entscheidung bringen, ob es zu Friedensverhandlungen mit Waffenstillstand kommt. Der König ist sehr bewegt durch die Aussicht auf die Entschlüsse, die zu fassen sein werden, und von denen das Leben von Tausenden, das Wohl und Wehe von Hunderttausenden, ja Millionen abhängen kann. Gott wird ihn leiten; ich habe gutes Vertrauen. Mäßigung im Siege ist noch größer als der Sieg selbst. Manchmal reizt es mich zu wünschen, daß Oesterreich ganz unnachgiebig sein möge, und daß wir noch triumphirend in Wien einziehen und die schwarz-weiße Fahne vom hohen Stephansthurm (den man bei ganz klarem Wetter von hier aus sehen soll) und von der Hofburg in Wien herabwallen sehen möchten, wie wir sie vom Schloßthurm in Brünn sahen; und wenn Oesterreich nicht nachgiebt, so ist menschlicherweise ja nicht zu zweifeln, daß wir dort einziehen werden. Aber dann sage ich mir wieder: der Mensch soll gerade im Glück, wie die Alten sagten, den Neid der Götter, die Nemesis, fürchten; wie wir sagen dürfen: er soll im Glück den Uebermuth meiden und Gott nicht versuchen!

Wir Deutschen sind aber doch ein politisch recht unfähiges Volk!

Daß noch immer in all den kleinen oder wenigstens den Mittelstaaten das Volk (denn von den Regierungen begreife ich es ja!) in seinem partikularistischen Haß gegen Preußen verharrt, nachdem es gesehen, was eine stramm zusammengehaltene Kraft vermag!"

An seine Frau.

Nikolsburg, den 21. Juli 1866, nachmittags.

„Hier wurde ich heut früh von Benedetti unterbrochen, der zwar nicht lange blieb, aber doch genug, damit ich nachher arbeiten mußte. — Wir werden hier einige Tage Ruhe haben. Wir greifen während der nächsten Tage nicht an, wenn die Oesterreicher nicht angreifen; unsere Armee bedarf der Ruhe; wir halten die ganze Linie der Donau und lassen einige Zeit, um zu versuchen, ob man über Bedingungen für einen längeren Waffenstillstand übereinkommen kann, während dessen dann über den Frieden unterhandelt werden würde. Darüber brauchst Du Dich nicht zu ängstigen, daß die Oesterreicher uns irgend einen argen Schabernack anthun könnten; sie sind dazu in der That nicht mehr im Stande und sind froh, wenn wir sie nicht angreifen. Es ist über alle Begriffe, wie vollständig sie ruinirt sind durch die eine Schlacht und unseren raschen Siegeslauf. Worauf wir Rücksicht zu nehmen haben, ist nur die Gefahr eines zweiten großen Krieges mit Frankreich; dagegen muß uns jetzt die Diplomatie, künftig Schwert und Zündnadel helfen."

An seine Frau.

Nikolsburg, den 22. Juli 1866.

„Zur Unterhandlung über den Waffenstillstand kommt heut Abend Graf Karolyi*) mit zwei anderen Oesterreichern hierher. Jenem muß es eigen zu Muthe sein, diese Unterhandlung zu führen, nachdem er in Berlin einen so ganz anderen Ton angeschlagen hatte. Oesterreich hat bereits prinzipiell in seinen Austritt aus dem deutschen Bunde und die Bildung eines neuen Bundes gewilligt, dem es nicht angehöre. Das ist ein immenser Schritt von Oesterreich, und ich muß ja anerkennen, daß es ein großer Schritt für Deutschland ist, in welchem Oesterreich bisher nur der Hemmschuh gewesen. Aber ich kann nicht leugnen, daß

---

*) Graf Alois Karolyi, 1825—1889; seit 1860 Gesandter in Berlin (1871 Botschafter in Berlin, 1878 Botschafter in London).

es meinem Gefühle weh thut, Oesterreich aus Deutschland scheiden zu sehen. Man muß keine Gefühlspolitik treiben und die Realitäten nehmen, wie sie wirklich sind. Wie undeutsch das jetzige Oesterreich ist, das zeigt eben der Umstand, daß es nach der Schlacht von Königgrätz sogleich Napoleons Gunst um Venetien zu erkaufen suchte.

Das erste Einrücken der Preußen hier war wieder recht ein Zeichen von dem Uebermuth unserer Soldaten. Zehn Mann und ein Gefreiter waren, da die etwa eine Meile von hier entfernte Brücke über die Thaya von den Oesterreichern zerstört war, durch den Fluß geschwommen und kamen hier an im Hemde, aber mit der Militärmütze auf dem Kopfe und mit ihren Zündnadelgewehren und nahmen auf dem Markte unter Hurrahrufen von der Stadt Besitz, deren erschreckte Einwohner zum Theil entflohen, aber bald wiederkamen, da sie sahen, daß die preußischen Wilden die Zurückgebliebenen nicht auffraßen."

An seine Frau.

Nikolsburg, den 23. Juli 1866.

„Der Minister sitzt mit Majestät und Kronprinz in meiner Stube, er kommt auf einen Augenblick hinein und sagt mir »le Roi se repose sur la chasteté de votre lit!« Der französische Botschafter und sein Sekretär hatten bei uns dinirt, deshalb war das Diner in der Empfangsstube des Ministers; während wir noch bei Tische sitzen, lassen König und Kronprinz sich melden, und der Minister läßt sie in meine Stube führen und geht zu ihnen, wir vollenden unser Diner, trinken unsern Kaffee, dann schleicht sich Einer nach dem Andern weg, Keudell, Bismarck-Bohlen, der französische Sekretär, nur ich konnte mich nicht wegschleichen, da ich keine Stube hatte, und bleibe mit dem Botschafter allein, der sich auf den Tisch setzt und mit den Beinen baumelnd mir ägyptische Geschichten erzählt. Der Minister kommt ab und zu herein, um uns zur Geduld zu ermahnen; endlich fällt es dem Bene-Maledetti glücklicherweise ein, daß er noch an seine Frau schreiben wollte, und daß er, um den Minister zu sprechen, auch nachher mit ihm spazieren fahren könne; er läuft davon, und während die hohen Herrschaften noch meine Stube occupiren, kann ich wenigstens am Tisch des Ministers ein paar Zeilen an Dich schreiben.

Das ist die äußere Situation, die innere ist, das weißt Du wohl, immer dieselbe...

Heut Morgen mußte ich dem König einen Auftrag ausrichten; es war gerade, ehe er den österreichischen Unterhändler Graf Karolyi empfing; und wie tief rührte es mich, wie er mir sagte, es setze ihn in eine so peinliche Verlegenheit, jetzt als Sieger den Grafen Karolyi zu empfangen, den er so oft in Berlin unter anderen Verhältnissen gesehen. Ich erwiderte ihm, das sei ein schönes und edles menschliches Gefühl, aber Graf Karolyi sei doch in einer noch viel peinlicheren Lage, und wir dankten Gott, daß es so und nicht anders sei. Ja, sagte er, aber es sei ihm doch immer peinlich; es thue ihm auch in anderen Verhältnissen immer weh, wenn er Jemandem gegenübertreten müsse, der Unrecht gegen ihn gehabt, gegen den er Recht behalten habe. — Solche reinen, menschlichen Züge sind doch wahrlich hinreißend und knüpfen ein Band zwischen dem König und Allen, die in seine Nähe kommen, das durch Nichts zerrissen werden kann.

Als gestern Abend Graf Bismarck bei ihm war, hat er zum ersten Mal einen Rückblick auf die ganze Vergangenheit geworfen, von den Schwierigkeiten gesprochen, die er schon als Prinz von Preußen, dann in den ersten Jahren seiner Regiernng gehabt — und nun endlich von dem späten »Abendroth«, das seinem Alter noch zu Theil geworden sei, und hat dann den Minister unter Thränen umarmt. Es ist auch wirklich wunderbar, solch ein Helden- und Siegeszug unter einem 70jährigen Könige; sonst pflegen solche Thaten nur der Jugend zu gelingen. Du hast doch den schönen Brief des Königs an die Königin gelesen in den Zeitungen, kurz nach der Schlacht geschrieben, so klar, so nüchtern, so einfach, ohne Ueberhebung und mit viel Präzision. Daß »Bismarck ihn ernstlich aus dem Feuer der Granaten entfernt«, ist buchstäblich wahr; der Minister hat ihn fast gezwungen, da keiner der Generale den Muth dazu hatte. — Jetzt brauchst Du Dich nicht zu ängstigen; wir sind hier im tiefsten Frieden, überdies ist Waffenruhe, und das Volk hier will uns wohl. Daß wir nicht in diesem Augenblick in Wien sind, ist eine Mäßigung, von der die Geschichte einst rühmend sprechen wird, und die dem lieben Gott gewiß wohlgefällt.

Die Oesterreicher sind sehr weich, und auch alle ihre militärischen Bewegungen in den letzten Tagen zeigen, daß sie ganz entmuthigt sind,

ungeachtet mancher großen Worte in den Zeitungen und Manifesten. Sie sind eben materiell nicht mehr im Stande, Widerstand zu leisten."

An seine Frau.

Nikolsburg, den 26. Juli 1866.

„Soeben kommt der Minister herein und bringt mich in die größte Aufregung, indem er ein Telegramm nach Berlin schickt, daß der König in nächster Woche den Landtag in Person eröffnen werde, ein ganz plötzlicher Entschluß. Heut Morgen, da ich voraussah, daß die Sachen zum Abschluß heut kommen würden, wollte ich an Dich telegraphiren und Dir sagen, Du mögest die Reise*) ein paar Tage aufschieben, weil nun eine Möglichkeit sei, daß wir kämen; ich unterließ es, weil der Minister auf eine Anfrage aus Berlin, ob der König komme, mit einem bestimmten Nein, und ob er selbst, mit einem Schwerlich antwortete. Im Laufe des Tages hat der König plötzlich seinen Entschluß geändert; der Minister läßt deshalb die schon erfolgte Berufung des Landtages zum 30. zurücknehmen, weil der König ihn einige Tage später in Person eröffnen will.

Heut sind die Friedenspräliminarien mit Oesterreich abgeschlossen, mit einer Mäßigung, die meine Vernunft bewundern muß, während sie meinem Gefühle fast widerstrebt. Aber nicht das Gefühl, sondern die Vernunft muß in der Politik entscheiden, und wenn wir das erhalten, was Oesterreich uns zugesteht, so haben wir viel mehr, als wir bei Beginn des Krieges und selbst nach der Schlacht bei Königgrätz erwarteten. Der wirkliche Friede wird zwar noch eine schwere Campagne erfordern.

Nikolsburg wird also das Ziel unserer diesmaligen Occupation und Expedition sein. Ich kann nicht leugnen, daß ich die von Wien nach hier führende Chaussee, die ich von meinem Fenster aus weit verfolgen kann, mit einigem Herzweh entlang blicke; mir selbst liegt nichts daran, nach Wien zu kommen, aber ich hätte gern unsere braven Truppen darauf vorwärts marschiren sehen und hätte ihnen den Triumph gegönnt, in Wien einzuziehen; dort werden sie nun sagen, Türken und Ketzer können nicht nach Wien hinein, die Franzosen waren drin!

*) Nach Metgethen in Ostpreußen, dem Gute der Frau von Olfers.

Graf Karolyi so gedrückt und wehmüthig zu sehen, war fast rührend, und er war eigentlich nie früher überhebend und feindlich gewesen. Der Arme sieht sein Vaterland fast untergehen. Wie glücklich sind wir dagegen!

Wir waren heut bei Majestät zum Diner. Der König war äußerst heiter und froh, die Fremden, Oesterreicher und Franzosen, waren auch alle da, nur der Bayer v. der Pfordten*) war ausgeschlossen, der gestern hier ankam. Nachher mußte ich noch lange sitzen und mit Benedetti die Präliminarien ins Französische übersetzen."

An seine Frau.

Nikolsburg, den 27. Juli 1866.

„Gestern ist, wie ich Dir gesagt, mit den Oesterreichern abgeschlossen, und morgen erwarten wir die Ratification aus Wien. Oesterreich hat seine Verbündeten auf eine Weise geopfert, die leider nicht beispiellos ist in den Annalen der Geschichte. Ihm sind zwei ungeheure Bedingungen auferlegt: das Ausscheiden aus Deutschland (was mir fast zu viel ist) und die Anerkennung der Vergrößerung Preußens um fast ganz Norddeutschland. Im Uebrigen ist es mit einer Mäßigung behandelt, die es uns zwar nicht Dank wissen wird, die aber vernünftig ist, und die ich darum loben muß."

Abends.

„Heut sind die Ratificationen ausgetauscht, die Sache also entschieden. Vom 2. August an beginnt ein förmlicher Waffenstillstand, während dessen wir Böhmen und Mähren mit Ausnahme eines kleinen Striches zwischen den Flüssen Thaya und Donau besetzt halten; bis zum 2. August dauert die jetzige Waffenruhe stillschweigend fort.

An Bayern haben wir auch vom 2. August an einen Waffenstillstand bewilligt und an General v. Manteuffel telegraphirt, er solle bis dahin keine großen und blutigen Entscheidungen suchen. Heut um 3½ Uhr kam Herr v. der Pfordten außer sich an unser Bett: es stehe nach einem ihm zugekommenen Telegramm heut ein blutiger Kampf um Würzburg bevor; er bat und flehte, wir möchten das womöglich

---

*) Ludwig v. der Pfordten, 1811—1880; 1864—1866 Ministerpräsident in Bayern.

verhindern, worauf denn noch auf einem anderen Wege an General v. Manteuffel telegraphirt wurde; ich hoffe, es kam zur rechten Zeit, um ein Blutvergießen zu vermeiden, das auf die großen Entscheidungen keinen Einfluß mehr haben kann. Bayern und die übrigen süddeutschen Staaten wollen und können wir doch nicht incorporiren."

An seine Frau.

Nikolsburg, Sonntag den 29. Juli 1866.

„Der König ist auf drei Tage fort bei der Armee herum, um Truppen zu inspiciren und Hurrah rufen zu lassen; er hat nur ein ganz kleines Gefolge mitgenommen. Der Kronprinz hatte den Minister und seine Begleitung in sein Hauptquartier zum Frühstück eingeladen: das ist in Eisgrub, einem fürstlich Liechtensteinschen Schlosse. Wir fuhren gegen Mittag hinaus durch hübsche hügelige Gegend etwa zwei Meilen, bis wir in die Niederung der March kamen, eine reiche fruchtbare Ebene. Nachdem wir bei dem Kronprinzen gefrühstückt, fuhren wir in dem schönen Wildparke umher. Dann fuhren wir hierher zurück und haben eben spät, aber gut, en famille mit dem Minister dinirt.

Der Kronprinz war sehr freundlich, erkundigte sich, ob ich gute Nachrichten von Dir hätte, und läßt sich »Dir unterthänigst empfehlen«. Vor einigen Tagen, als ich ihm hier im Garten begegnete, lachte er über sein neuliches Sitzen in meiner Stube, von dem ich Dir geschrieben; er behauptete, während der Minister einmal hinausgegangen, habe er Alles genau revidirt, und er werde Dir in Berlin ganz genau Alles wiedererzählen, wie es bei mir ausgesehen. Das wird er nun zwar nicht thun, aber ich bin doch stolz darauf, daß er bei mir nichts finden konnte, was Dir nicht wiedererzählt werden durfte."

An seine Frau.

Brünn, den 2. August 1866.

„Wir hatten eine sehr angenehme Fahrt, ich mit dem Minister im offenen Wagen bei schönem Wetter, Sonnenschein und ziehende Wolken, keine Hitze und kein Staub; der Minister war guter Laune und gesprächig. Er erwähnte, wie sich doch seine Lebensauffassung geändert,

seit er geheirathet; wie wenig er früher sein Leben geachtet und oft tollkühn und ohne alle Ursache aufs Spiel gesetzt, während er dann vorsichtig geworden und nur da die Gefahr nicht mehr gescheut, wo ein Beruf, Pflicht oder wenigstens ein dringender Anlaß es verlange. Aber das erklärte er sehr bestimmt, daß er eine Niederlage Preußens, wie die jetzige Oesterreichs, nicht würde überlebt haben. Hätte eine Schlacht vor Berlin geschlagen werden müssen, und wäre sie verloren worden, so wäre er nicht daraus zurückgekehrt. Dies Gefühl begreife ich vollkommen; ich glaube, ich theile es, obgleich ich nicht weiß, ob es ganz zu rechtfertigen ist. Danken wir Gott, daß es nicht so gekommen ist, daß er nicht nöthig gehabt, den Tod in der Schlacht zu suchen, wo er leicht genug zu finden war."

Abekens Telegramm aus Nikolsburg, das seine bevorstehende Ankunft melden sollte, hatte seine Frau nicht mehr in Berlin erreicht; sie war daher auf seinen dringenden Wunsch, weil er wegen der Cholera Besorgnisse hatte, mit den Eltern nach Metgethen in Ostpreußen gereist, während er, nach Berlin zurückkehrend, seine kleine Heimath leer fand. Er schrieb an sie von dort aus:

„Da bin ich denn zurückgekehrt gerade nach fünf Wochen! Was liegt Alles darin! Wie Großes ist geschehen und mit verhältnißmäßig wie geringen Opfern! Wie dankbar müssen wir sein, denen alle Lieben erhalten sind, von denen kein anderes Opfer gefordert worden, als das einer mehrwöchentlichen Trennung, nach welcher uns der liebe Gott hoffentlich nur um so fröhlicher zusammenführen wird.

Ich sitze nun hier bei Lepsius. Mein Erstes morgen wird sein, den Vater aufzusuchen; dann gehe ich in unser Häuschen*) und sehe zu, mich dort einzurichten, denn dort bin ich doch am liebsten; da guckt mich Deine Liebe aus allen Ecken an. . . . Seit ich Dich habe, ist mir alles Andere fremd und ferngerückt; nun erst habe ich meine eigentliche Heimath gefunden und zu Hause bin ich nur in Deinem Herzen, und alles Andere verschwindet und ist nichts mehr, selbst die Liebe der liebsten Menschen ist nichts, seit ich durch Dich und in Dir weiß, was Liebe ist."

*) Seine kleine Wohnung in der Behrenstraße.

An seine Frau.

Berlin, den 5. August 1866.

„Wir erwarten in dieser Woche hier die Gesandten der süddeutschen Staaten: Bayern, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Baden; mit Hannover, Kurhessen, Nassau unterhandeln wir nicht, der Norden gehört uns. Mit Oesterreich werden die Unterhandlungen in Prag geführt durch Werther, der wohl am Mittwoch abreisen wird. Wesdehlen wird ihn als Sekretär begleiten. Werther ist recht gut für diese Unterhandlungen; er hat Takt, Ruhe und Verständniß für das, was ihm aufgetragen wird, wenn auch keine Initiative. Es ist ganz gut, wenn der Minister nicht selbst hingeht, es ist in solchen Fällen immer nützlich, wenn die letzte Entscheidung nicht auf dem Fleck getroffen wird, sondern eine höhere entscheidende Instanz dahinter steht, deren Genehmigung vorbehalten bleiben muß. Ich glaube übrigens nicht, daß die Verhandlungen lange dauern werden, es ist im Einzelnen nicht viel mehr zu thun, sondern es können fast nur die Friedenspräliminarien wiederholt werden.

Auch darin hast Du Recht, daß, was wir nicht im ersten Anlauf erlangten, wir nachher durch noch so lange Verhandlungen nicht erreichen werden. Mit Oesterreich allein würden wir leicht fertig werden. Der schwierige Punkt ist immer die Rücksicht, die wir auf Frankreich zu nehmen haben, damit es nicht aus der scheelen Eifersucht des Neides zum aktiven Haß und Angriff getrieben werde.

Die Thronrede wirst Du wohl in der Zeitung lesen; der König und der Minister haben sie fast allein gemacht, indem sie einen dürren und trockenen Entwurf, der aus Berlin gekommen war, lebendig umarbeiteten. Sie macht eine große Konzession, indem sie für die pflichtmäßig, wenngleich nicht gesetzmäßig gemachten Ausgaben eine indemnity fordert, aber man hätte das längst thun sollen, und der König und Bismarck wenigstens hätten es auch einer anderen Kammer gegenüber längst gethan.“

An seine Frau.

Berlin, den 7. August 1866.

„Die Unterhandlungen in Prag werden der Art sein, daß auf die Person des Unterhändlers wenig ankommt. Unsere Schwierigkeiten

liegen anderswo — im Innern der occupirten und zu annectirenden Länder und im Westen in Paris, wo Louis nur auf die Gelegenheit lauert, um uns womöglich um die Früchte des Sieges zu bringen. Wir werden auch mit ihm einmal eine Rechnung abzumachen haben, daran zweifle ich nicht. Einstweilen hoffe ich werden wir die Früchte einheimsen, wie Ihr den Roggen eingebracht habt, dann mag wieder ein Sturm kommen wie bei Euch. Aber wir werden den Tag und das Wetter nutzen."

An seine Frau.

Berlin, den 8. August 1866, abends.

„Gestern Abend schrieb ich bis nach 10 Uhr an einer sehr wichtigen Depesche, hatte aber heut Morgen wenigstens die Satisfaction, daß diese in großer Eile und unter vielfachen Störungen geschriebenen 15 Seiten vom Minister und König fast vollständig gut geheißen worden; ebenso eine noch wichtigere, die ich heut Morgen als eine erste Arbeit in dem stillen Frieden unseres lieben Hauses schrieb."

An seine Frau.

Berlin, den 10. August 1866.

„Die ganze süddeutsche Ministerwelt ist hier, um zu unterhandeln, Pfordten, Varnbüler,*) Dalwigk,**) von Baden kommt Gelzer,***) aber wohl mehr zu vertraulicher Einwirkung auf den König; zum Unterhandeln kommt wohl noch ein Anderer. Von vielen Seiten sucht man jetzt auf den König einzuwirken zu Gunsten der vertriebenen Fürsten; aber er bleibt fest und ist gegen den Kurfürsten von Hessen sogar eigentlich hart gewesen. Auch der Kronprinz ist in diesem Stück sehr gut; wie ihm überhaupt der Feldzug und die große Zeit sehr wohl gethan haben, und nicht der geringste von den Erfolgen dieser Tage ist der, daß er Bismarck näher gekommen und wenigstens in der äußeren und der deutschen Politik sehr einig mit ihm geworden ist.

---

*) Friedrich Freiherr v. Varnbüler, 1809—1889; württembergischer Staatsmann.

**) Karl Freiherr v. Dalwigk, 1802—1880; hessischer Staatsmann, wirkte als Gegner Preußens im Verein mit Beust und v. der Pfordten für das österreichisch-mittelstaatliche Interesse.

***) 1813—1889; Professor der Geschichte, badischer Staatsrath, Rathgeber des Großherzogs von Baden, war schon seit der römischen Zeit mit Abeken bekannt.

Auch ich glaube nicht, daß Louis Napoleon Krieg macht, wenigstens für jetzt nicht, obgleich er trotz aller schönen Redensarten, die wir mit gleicher Münze honoriren, sehr scheel sieht zu unseren Erfolgen und das Seinige dazu thut, sie uns zu verkümmern."

An seine Frau.

Berlin, den 14. August 1866.

„Allmählich lichten sich die Dinge. Gestern Abend ist der Friede mit Württemberg abgeschlossen, mit Baden sind wir so gut wie einig, Hessen-Darmstadt und Bayern machen etwas mehr Schwierigkeiten, da aber der Waffenstillstand mit diesen kleinen Herren schon in acht Tagen abläuft und sie den Krieg durchaus nicht wieder beginnen können, auch weder an Oesterreich noch an Frankreich eine Stütze haben, so werden sie wohl klein beigeben. Sie bekommen ja auch Alle Bedingungen, welche viel zu gut wären, wenn wir nicht neben der Gegenwart auch die Zukunft ins Auge fassen müßten.

Ueber die Pläne des Königs ist nichts Sicheres zu erfahren; ich hörte von seinem Kabinetsrath gestern, daß er gar keine Lust gezeigt, etwas für seine Gesundheit zu thun und irgendwohin zu gehen, als auf einige Tage zur Inspektion der Main-Armee."

Am 14. August 1866 wurde Abeken zum Wirklichen Geheimen Legationsrath ernannt und erhielt 1867 das vom Könige gestiftete Erinnerungskreuz.

2. Kapitel.

Reisen mit dem König: Ems, Hohenzollern, Baden. (1867.)

„In dem flücht'gen Strom der Zeiten
Halt! — auf einen Augenblick:
Ruhig auf durchmess'ne Weiten,
Dankend, schaut der stille Blick! —

In dem flücht'gen Strom der Zeiten,
Fortgeführt von Tag zu Tag,
Ruhig kann ich vorwärts schreiten,
Hoffend, was auch kommen mag!"
(Abeken, Berlin, den 19. August 1867.)

Nach der durch den Frieden erfolgreich begründeten und erstarkenden Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen wuchsen Eifersucht und Feindschaft von Frankreich und drängten bei jeder, auch der kleinsten Gelegenheit immer heftiger zum Kriege. So bezogen sich alle politischen Verhandlungen der folgenden Zeit zumeist auf das Verhältniß zu Frankreich, besonders in der luxemburgischen Frage.*)

Außerdem begann schon jetzt die Frage über das Dogma der Unfehlbarkeit die Gemüther zu beschäftigen. Besonders Arbeiten letzterer Art lagen dabei in Abekens Händen, da seine theologischen Kenntnisse bekannt und geschätzt waren.

Er war während dieser ganzen Zeit meist in der unmittelbaren Umgebung des Königs; die Briefe dieser Zeit zeugen von dem ungezwungenen Verkehr mit dem verehrten Herrscher.

Am 9. Januar 1867 schrieb der König an Abeken:

„Indem Ich Sie hierdurch beauftrage, den Bewohnern Ihrer Vaterstadt Osnabrück, welche aus Anlaß der Feier Meines 60jährigen Militärjubiläums die von Ihnen überreichte und mit besonderer Freude von Mir empfangene Adresse vom 1. d. Mts. an Mich gerichtet, dafür in Meinem Namen verbindlich zu danken, kann Ich Mir nicht versagen, Ihnen zugleich für die von Ihnen selbst Mir dargebrachten Glück- und Segenswünsche, die, wie Mir wohl bewußt ist, aus einem treuen, warm für Mich schlagenden Herzen kommen, meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. gez. Wilhelm."

*) Der Londoner Konferenz (7. bis 11. Mai 1867) gelang es, den drohenden Krieg abzuwenden und eine Vereinbarung zu erzielen.

Am 5. Juli reiste der König in die neuen Provinzen und brauchte die Kur in Ems, wo er freudig und glänzend empfangen wurde. Abeken folgte ihm dorthin mit seiner Frau.

An die Fürstin Mathilde Radziwill.*)

Ems, den 16. Juli 1867.

„... Ueber unseren theuren König kann ich nur Gutes melden. Er ist wohl und heiter, und Lauer**) ist mit der Kur äußerst zufrieden; er hat ihn erst Krähnchen, dann Kessel trinken lassen und läßt ihn täglich baden. Was die Zeitungen Ihnen über den guten Empfang hier gemeldet haben werden, ist nicht übertrieben. Die Stimmung hier ist außerordentlich gut — nicht nur in Ems, wo man allerdings sich unter der früheren Regierung gegen Wiesbaden etwas zurückgesetzt gefühlt hatte, sondern auch, soviel ich hören kann, im übrigen Lande. Etwas Furcht vor dem preußischen Militärdienste tritt Einem freilich entgegen, aber das wird sich überwinden. Vor einigen Tagen marschirte das Regiment Königin Augusta von Coblenz hierher, um vom König besichtigt zu werden. Die Leute sahen prächtig aus und waren frisch, als ob sie eben aus den Quartieren kämen; gerade vor unserer Gartenterrasse klang das „Guten Morgen, Kinder!" — „Guten Morgen Majestät!" so recht erfrischend und kräftig herauf und machte sichtlich auf die Kurgäste wie die Emser selbst einen großen Eindruck.

Daß der König sich persönlich die Herzen gewinnt, wohin er kommt, ist eine alte Erfahrung; hier sind die Leute diese Freundlichkeit und Natürlichkeit gar nicht gewöhnt. Er ist dabei voll von Scherzen und Späßen. Die Pariser Strapazen,***) obwohl er selbst sie groß nennt, haben ihn gar nicht angegriffen, während der junge Kaiser von Rußland†) (der sich noch gegen Prinz Reuß ganz verwundert darüber ausgesprochen) davon sehr mitgenommen sein soll; freilich mag bei diesem der Eindruck

*) Fürstin Mathilde Radziwill, geb. Gräfin v. Clary und Aldringen (vergl. S. 253). Der Brief handelt im Eingang von der Verlobung der Prinzessin Mathilde mit dem Fürsten Hugo Windischgrätz.

**) Gustav v. Lauer, 1807—1889; Leibarzt des Königs, Chef des Militär-Medizinalwesens.

***) Besuch der Weltausstellung in Paris 1867.

†) Alexander II. besuchte mit König Wilhelm zu gleicher Zeit die Pariser Weltausstellung; ein polnischer Flüchtling machte dort am 6. Juni einen Mordversuch auf ihn.

des entsetzlichen Attentats mitgewirkt haben. Daß die Fürstin Marie in Paris gewesen und auf dem Ball in seiner Botschaft die Honneurs in so vollkommener und liebenswürdiger Weise gemacht, hat ihm, wie er mir sagte, ganz besondere Freude gemacht.

Das Attentat auf Kaiser Maximilian*) — denn es ist doch wirklich ein Mord — hat dem König wie uns Allen ein tiefes Entsetzen und Schmerz bereitet. Der König hatte noch in Berlin an den Kaiser in seiner gewohnten schönen Weise geschrieben und erhielt von Letzterem hier eine so schöne, herzliche und rührende Antwort, daß der König eine wirkliche Freude darüber zeigte, und es mir für das Verhältniß der beiden Monarchen noch besonders lieb ist. Möchte doch nur diese entsetzliche Katastrophe und die Mitschuld Louis Napoleons, die man sich vergebens bemüht hat wegzuleugnen, in Wien den rechten Eindruck machen und gegen französische Verlockungen warnen, die schwerlich jemals ein besseres Ende nehmen werden, und die gerade jetzt wohl sehr zu befürchten sind, da man offenbar in Paris wünscht, durch besonderes Entgegenkommen gegen Oesterreich den Eindruck der mexikanischen Katastrophe und das eigene Gefühl der Mitschuld zu übertäuben. Möge man sich in Wien nicht dadurch fangen lassen und sich überzeugen, daß auf die Dauer Preußen doch ein sicherer Freund ist. Ich sehe nicht ohne Sorgen in die Zukunft des nächsten Jahres; der Kaiser Napoleon wünscht zwar keinen Krieg, die französische Nation noch weniger, und doch kann Ersterer, dessen Stellung durch die Tragödie in Mexiko sehr verschlechtert ist, es für nöthig halten, sich nach außen zu wenden. Für diesen Fall gehen die Rüstungen vorwärts, ob und wann sie gebraucht werden, hängt von den Umständen ab. Ich hoffe aber, daß man sich täuscht, wenn man in Paris auf ein österreichisches Bündniß rechnet. Wir wünschen und hoffen Alle, daß der Kaiser nicht nach Paris gehen möchte, weniger um des politischen Verhältnisses willen, als aus menschlicher Empfindung, welche wie wir glauben auch in Oesterreich in vielen Kreisen getheilt wird. Wir haben ja Alle das Gefühl nicht verloren, daß Maximilian ein deutscher, uns nahe stehender Prinz war, und daß, wenn es gleich sein freier chevaleresker und

---

*) Erzherzog Maximilian, Bruder des Kaisers von Oesterreich, seit 1864 Kaiser von Mexiko, wurde am 19. Juni 1867 von Juarez vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen.

heroischer Wille war, in Mexiko zu bleiben, er doch von Paris aus im Stich gelassen worden ist."

An die Fürstin Mathilde Radziwill.

Ems, den 17. Juli 1867.

„... Wie mögen Ihre nächsten Pläne sein? Sie können doch etwas mehr darüber im Voraus entscheiden, als der König, der, ob er gleich der höchste Entscheidende ist, doch noch keinen Entschluß gefaßt hat. Sein Arzt Lauer dringt gewaltig auf Ragatz für den Monat August; der König hat gar keine Lust nach dem einsamen Ragatz und hält es auch fast für unmöglich, während dieses Monats, in welchem der Norddeutsche Bundesrath in Berlin zusammenkommt, und manche Entscheidungen sowohl für diesen Bund als für die neuen preußischen Provinzen zu treffen sind, so weit entfernt zu sein; er hat doch gerade hier durch die eigene Anschauung der neuen Provinzen und den direkten Verkehr mit den Administratoren derselben und mit Leuten, die an Ort und Stelle die Verhältnisse kennen gelernt, das Gefühl gewonnen, daß es schwer ist, sich auf Berichte zu verlassen. So ist es wirklich seine große Gewissenhaftigkeit, die ihn nach Berlin zurücktreibt; und ich glaube nicht, daß er sich in Ragatz ruhig und wohl finden werde. Er hat noch bei Graf Bismarck anfragen lassen, ob er nicht seine Anwesenheit in Berlin für nöthig halte.

Es ist freilich schade, daß er niemals eine ganz ungetrübte Ruhe genießen kann. Heut geht er nach Coblenz, um Ihre Majestät die Königin zu empfangen, welche mit ihrem Aufenthalt in Paris sehr zufrieden ist; für nächsten Dienstag steht die »Türkische Invasion«,*) wie er sagt, bevor, die ihn doch sehr zu amüsiren scheint: Revue (die der Sultan aber vom Fenster aus ansehen wird), Wasserfahrt mit Illumination, Diner — es ist ein seltsames Ereigniß; am seltsamsten doch, daß nun einmal ein Sultan nach Wien kommt, was sie so oft vergebens auf andere Weise versucht haben. — Gestern war Wrangel beim Diner, der unglaublich wohl, jugendlich und im Civilfrack ganz fremd aussah."

*) Abd-ul-Asis Chan kam über Paris und London am 24. Juli 1867 nach Coblenz, um das preußische Königspaar zu begrüßen; von da kehrte er über Wien nach Konstantinopel zurück.

An Olfers.

Ems, den 27. Juli 1867.

„Das Gefühl, daß es ohne Krieg mit Frankreich nicht abgeht, wenn die Welt in Ruhe kommen soll, wird immer allgemeiner, obwohl Alle einig sind, daß weder Louis Napoleon noch das französische Volk den Krieg will. Aber die Elemente, die an die Oberfläche kommen und dort treiben und drängen, sind weder das Volk, noch hängen sie von dem Willen des Kaisers ab, und so fürchte ich, we drift into a war. ... Wenn man freilich neulich unsere Parade in Coblenz ansah, so lachte Einem das Herz im Leibe, und man hätte gleich Lust bekommen können zu marschiren. Es war solch ein prächtiges Material und so schön gebildet und geformt und dabei das stolze Bewußtsein, daß Alles das doch nun nicht bloß Parade, nicht nur Spiel war, sondern alle diese Truppen schon den Krieg gekostet und sich im Ernst ebenso tüchtig bewährt hatten, wie sie hier im Spiel schön waren. Die ganze Phase des Halbmondes ging sehr gut vorüber und wirkte um so mehr, auf beide Theile glaube ich, da sie so kurz war. Der König war am Donnerstag etwas müde, ist aber jetzt wieder ganz frisch und kräftig."

An Olfers.

Ems, den 29. Juli 1867.

„Am Mittwoch Abend wurde ich dem Sultan noch durch Seine Majestät den König persönlich vorgestellt. Politisches ist zwischen dem König und dem Sultan nicht verhandelt worden; Ersterer hat ihm seine Theilnahme für die Christen sehr warm ausgedrückt und der Sultan die besten allgemeinen Versprechungen gegeben. Am Abend ließ der Sultan dem König und der Königin sagen, er hoffe zwar, Fuad Pascha werde seine Gefühle und Worte richtig wiedergegeben haben, bedauere aber sehr tief, daß er nicht selbst im Stande gewesen, seine Gefühle persönlich und unmittelbar auszudrücken, worauf der König in gewohnter graziöser Weise erwiderte, Alles, was Fuad Pascha ihm gesagt, habe einen so vollkommenen und liebenswürdigen Charakter getragen, daß er schon darum nicht zweifeln könne, daß er und die Königin in den Worten des Dolmetschers die wirklichen Gefühle und Aeußerungen des Sultans empfangen hätten."

Ende Juli kam der berühmte Reisende Rohlfs*) in Ems an. Abeken stellte ihn dem Könige auf der Promenade vor und aß dann mit ihm bei Seiner Majestät.

An Marie v. Olfers.

Ems, den 11. August 1867.

„In dieser Woche gab es wirklich allerlei Interessantes. Am Montag Nachmittag fuhren wir nach Nassau, Graf Bismarck, Keudell, Diest**) mit einem angenehmen Assessor Hergenhahn. In Nassau ist, wie Du wissen wirst, das Wohnhaus des alten Herrn v. Stein***) mit dem von ihm zum Gedächtniß der Jahre 1813 bis 1815 angebauten Thurme, in welchem sein Arbeitszimmer. In diesem stillen, bescheidenen Raum, in welchem der greise Minister gewiß oft genug gedacht, gegrübelt, sich gegrämt, gewettert, auch wohl geflucht, öfter noch gebetet hat um Deutschlands Zukunft, mit Graf Bismarck zu stehen, der mehr als irgend ein Anderer Steins Werk fortgeführt, fast vollendet hat, war ein ergreifender Moment, in welchem man den Gang der Geschichte zu hören und zu sehen glauben konnte; zwei Geister, zwei Zeiten reichten sich da die Hand, der Deutsche und der Preuße, 1813 und 1866 — Beide Einer des Anderen würdig. Dann stiegen wir den schönen Schloßberg hinauf, auf welchem unten auf einem Vorsprung die Steinsche, oben auf dem Gipfel die Nassauische Burgruine stehen.

Am Mittwoch fuhren Hedwig und ich mit Keudell und Diest nach Frücht zu der prächtigen Gruft Steins, einer gothischen Kapelle am Ende eines stillen, umlaubten kleinen Familienfriedhofs. Wehmüthig war vor der Kapelle das ganz frische Grab des jüngst auf der Fahrt von Nassau nach Ems verunglückten Grafen Kielmannsegge, der die Enkelin Steins zur Frau hatte, die Wittwe war bis vor Kurzem mit ihrer Schwester Gröben in Nassau, ist aber jetzt fort. Das Grab umleuchtete gerade, als wir aus der stillen dunklen Kapelle traten, ein aus Wolken goldig

*) Gerhard Rohlfs war soeben von seiner großen Reise durch Afrika (1865—1867) über England in die Heimath zurückgekehrt.

**) Damals Regierungspräsident in Wiesbaden. Vergl. Gustav v. Diest „Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen" (E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1898).

***) Geb. 1757 in Nassau.

vorbrechender Sonnenblick; dann gingen wir zu Fuß das Schweizerthal hinunter, dessen wilde Felswände und Müller-Schubertsche Mühlen Hedwig besonders lieb sind.

Am Freitag aßen wir mit Graf Bismarck, Keudell und Diest zusammen, Bismarck war sehr munter und liebenswürdig und hat Hedwig natürlich ganz bezaubert, mich aber für einen Tyrannen erklärt, es war gut, daß er gleich nach dem Diner nach Berlin abfahren mußte; worauf Hedwig und ich unter dem köstlichsten blauen und sonnigen Abendhimmel ein Thal hinauffuhren, das mit seinen dicht bewaldeten Wänden, seinen grünen Wiesen, von einzelnen Baumreihen durchzogen, und mit der malerischen Ruine der Sporkenburg zu dem Schönsten gehört, was es hier giebt. Der Abend schloß mit einem gemüthlichen Besuch von Lauer zum Thee, wobei sehr ernsthaft gesprochen wurde."

Nach seiner Rückkehr nach Berlin schrieb Abeken am 22. August an Frau v. Bunsen:

„... Für mich ist wieder ein Lebensabschnitt rasch und flüchtig entschwunden. Am 19. feierte ich meinen Geburtstag zum ersten Mal in einem wirklichen home, vor einem Jahr war ich zwar mit meiner Frau zusammen, aber nicht im Hause, sondern in Metgethen, dem Gute der Mutter in Preußen. Diesmal hatte ich im eigenen Hause das Vollgefühl des Glückes und Segens um so frischer, da ich eben am Tage vorher von der Reise dorthin zurückgekehrt war. Ich kann noch immer nur still verehren, danken, daß Gott mir am späten Lebensabend noch solch einen Segen gegeben hat! Man glaubt ja, das Mädchen, das man liebt, zu kennen und hoch zu halten, und verehrt sie ohne Maßen, und doch weiß man, was man an ihr hat, erst wenn man sie wirklich hat, und lernt sie alle Tage von Neuem kennen und lieben und verehren. Könnte ich sie Ihnen doch nur einmal zuführen, oder noch besser, kämen Sie doch einmal hierher und blickten in unsere Häuslichkeit."

Ende September ging der König nach Baden-Baden und nahm Abeken mit dorthin. Dieser schrieb von dort am 23. September an seine Frau:

„Der König hat an Mühler wirklich einen guten und treuen Rath, unbefangen und besonnen; und mir ist es viel werth, so Manches

mit ihm besprechen zu können. Es werden in diesen Tagen gerade eine Menge ernster Fragen entschieden über die neuen Provinzen, heut namentlich kirchliche. Ich betrübe mich immer von Neuem, wie die Menschen, und auch redliche und aufrichtig fromme Menschen, so befangen, beschränkt sein und in der Lehre und den Dogmen das Seligmachende finden können, statt in der Liebe und im Leben."

An seine Frau.

Konstanz, Freitag den 27. September 1867, nachmittags.

„Um 7½ Uhr ging es fort mit Extrazug; ich wurde gleich in den Salonwagen gerufen und hatte bis 9 Uhr Vortrag; dann löste mich General v. Tresckow*) ab im Vortrag; ich blieb im Salon, las Zeitungen und schwatzte mit dem Adjutanten bis gegen 11 Uhr, wo ich mich bescheiden wieder in das Coupé zu Tilly**) und Lauer zurückzog, aus welchem nun Mühler zum Vortrag herausgeholt wurde, der bis Basel etwa 1 Uhr dauerte.

In Station Neuhausen vor Schaffhausen stiegen wir aus und gingen mit dem König auf die Terrasse im Garten des Hotel Bellevue, gerade dem Rheinfall gegenüber. Ich war vor zwei Jahren dagewesen und hatte ihn wunderschön gefunden bei trübem bedeckten Himmel und hatte keine Ahnung, wie schön es ist, wenn wie heut, der tosende dunkelblaue Strom in mächtigen weißen Sturzwellen und Dampfwolken sich im lichten Sonnenschein um die Felsen herum zwischen den malerischen grünen Bergen herabstürzt und sich dann in tiefes Dunkel des Waldes geheimniß- und ahnungsvoll verliert und in der Ferne klar und leuchtend die ganze Kette der Alpen, von den östlichen Kantonen bis zum Berner Oberlande, vom hohen Säntis und Glärnisch bis zur Jungfrau sich hinzieht.

Es liegt ein wunderbarer Zauber in der Erscheinung dieser sonnenbeleuchteten Berge über der dunkelgrünen Landschaft; es ist etwas darin, was aussieht, als gehörte es einer anderen Welt an und hinge gar nicht mit der irdischen Landschaft zu ihren Füßen zusammen. Man

*) Hermann v. Tresckow, 1865 Generalmajor, Chef des Militärkabinets; dem Feldzuge 1866 wohnte Tresckow als Generaladjutant im Gefolge des Königs bei.

**) v. Tilly, Oberstlieutenant, Abtheilungschef im Kriegsministerium und im Militärkabinet.

glaubt einen Blick in das Reich des Lichts zu thun, und doch ist es gerade recht eine irdische steinerne Masse, die nur durch den Wiederschein der himmlischen Sonne so verklärt wird und selbst himmlisch zu werden scheint.

Der König hatte an diesem Tage wirklich Glück, er genoß es selbst auch sehr, war höchst entzückt, munter und scherzhaft, neckte mich, daß ich den allerersten Anblick der Alpen verschlafen hätte (was ich nicht leugnen konnte!).

Auf der Eisenbahnstation hier, wo wir um 3¼ Uhr ankamen, wurde der König von seiner Tochter und seinem Schwiegersohn empfangen, mit denen, seinen beiden Adjutanten und seinem Leibarzt er gleich nach der Mainau hinüberfuhr, während wir anderes Gefolge in den »Adler«, einen gemüthlichen und hübsch gelegenen Gasthof gingen, in welchem ich vor zwei Jahren gewesen war."

Den 27. September 1867, abends.

„In der Politik geht es sehr ruhig, ich bekomme aus Berlin so wenig, daß es eine Schande ist. Der letzte Courier brachte mir freundliche Briefe von Thile und Theremin;*) viel stand nicht darin, aber sie haben auch wirklich nicht viel zu schreiben. Die preußische Politik ruht; der Norddeutsche Bund absorbirt Alles. In Italien scheint die augenblickliche Krise durch Garibaldis**) Verhaftung und Abführung nach Caprera beseitigt; aber die Gefahr für das Ministerium kommt noch. Die italienische Regierung muß nun für das Nationalgefühl etwas thun und die Römische Frage selbst in die Hand nehmen; und wie wird sich Napoleon dazu stellen, der es um seiner katholischen Bevölkerung willen nicht mit dem Papst, um seiner europäischen und eventuellen Kriegspläne willen nicht mit Italien verderben darf? Davon hängt die große Frage von Krieg und Frieden fürs nächste Jahr ab. Ich denke, unsere eigenen Actien stehen nicht schlecht; wir können ruhig abwarten."

Konstanz, den 30. September 1867, abends.

„Heute ist der Geburtstag der Königin. Wir sind Alle zur Gratulation zum Dejeuner, Diner auf die Insel Mainau geladen.

*) Geh. Legationsrath.

**) Zweiter Versuch Garibaldis 1867, Rom zu erobern.

Nach 11 Uhr fuhren wir hinüber, um gleich nach 12 Uhr der Königin unsere Gratulation darzubringen. Die Königin war sehr gnädig und machte mich unter der Fülle von Geburtstagsgeschenken, mit der das Zimmer angefüllt war, gleich auf das Album von Radziwills aufmerksam, worin sie sich selbst in Gruppen und Haus und Garten hatten photographiren lassen, erzählte eine Menge Geschichten, zeigte uns allerliebste Briefe, durch und durch kindlich, von ihren Enkeln, den kronprinzlichen Kindern in Berlin, überraschte mich durch eine höchst interessante Verlobung, kurz, war in ihrer herzlichsten Liebenswürdigkeit. Vor dem Dejeuner war noch Zeit, mit Schleinitz und General Hartmann im schönen Garten spazieren zu gehen; beim Dejeuner war es nun wirklich hübsch, den vor Behagen und Lust strahlenden König neben seinen beiden Kindern (Großherzogin*) und Kronprinz), seinem Schwiegersohn und seinen beiden Enkeln wie einen Patriarchen zu sehen. Der Kronprinz hat sehr gewonnen und ist männlicher und gehaltener geworden; und die Großherzogin kennst Du ja in ihrer schlichten, guten, natürlichen Freundlichkeit. Nach Tisch fuhren die Herrschaften zu Wagen nach einem hübschen Aussichtspunkte; uns Andere führte der badische Hofmarschall v. Gemmingen, der ein recht unterrichteter Mann ist, auf einem Dampfschiffe auf dem See umher, bis an den Fuß jenes Punktes, wo wir die Herrschaften aufnahmen und noch eine fernere Tour machten, unter dem köstlichsten, glühendsten Abendroth, dem Jupiter und der dünnen Sichel des Mondes.

Bei der Rückkehr auf die Insel Mainau empfing uns ein Feuerwerk — es war schon ganz dunkel — mit Raketen, Feuerrädern und bengalischen Flammen, die über die ganze Insel zerstreut waren, unser Aufsteigen zum Schloß beleuchteten und zwischen den Bäumen auf den alten Thürmen und stattlichen Unterbauten, den Säulchen und Statuen im Garten die wunderbarsten magischen Effecte hervorbrachten. Es war fast 8 Uhr geworden, als wir zum Diner gingen. Nach Tisch machten die Herrschaften noch Cercle, die Großherzogin plauderte viel und allerlei, die Königin meinte, ich müßte den ganzen Tag in einer Naturschwärmerei gewesen sein, und sprach mit lebhaftem Interesse von Ekkehard und der Herzogin Hatwig; es war 10 Uhr, als wir entlassen

*) Prinzessin Luise von Preußen, Gemahlin des Großherzogs von Baden.

wurden, und auf dem Korridor begegneten wir noch dem Kronprinzen und seiner Schwester und seinem Schwager, die stehen blieben und uns noch lange plaudernd aufhielten."

An seine Frau.

Schloß Lindich bei Hechingen, den 2. Oktober 1867.

„... Als ich im Schreiben abbrach und zum Hauptschloß hinüberging, fand ich die meisten schon versammelt, darunter Fürst Hohenlohe (der hier in der Nähe die Villa Eugenia besitzt) mit Sohn-Erbprinz, Schwiegertochter und Nichte Hamilton ꝛc. Ueber eine halbe Stunde aber mußten wir noch warten, dann kam der König mit seinem Adjutanten Radziwill; mehr als eine Viertelstunde später Ihre Majestät die Königin mit dem Kronprinzen.

Heut früh müssen wir nun um 9 Uhr wegfahren mit der ganzen Suite, um auf Burg Hohenzollern die Herrschaften bei ihrer feierlichen Auffahrt zu empfangen; dann ist Kirchweih und Gottesdienst, Uebergabe der Adresse des Reichstags durch den Präsidenten Simson,*) Dejeuner, Besichtigung der Burg, Rückfahrt hierher. Die Uebergabe der Adresse war natürlich nicht im ursprünglichen Programm; es macht aber dem König Vergnügen und ist auch in der That schön, sie hier auf seiner Stammburg, auf preußischem Boden mitten im Herzen Süddeutschlands entgegen zu nehmen, besonders da die Adresse sich so direkt auf Süddeutschland bezieht."

An seine Frau.

Schloß Lindich, den 3. Oktober 1867, abends 7 Uhr.

„Es war doch ein schöner Tag mit dem König auf seinem alten Stammschloß, das in großer Pracht und Festigkeit wieder erstanden ist**) und nun weit auf die gesegneten Gaue Deutschlands hinabschaut.

Wir fuhren den Herrschaften voran und empfingen sie dann in dem wundervollen Schloßhofe, der von zwei Kirchen und der Burg eingeschlossen ist, alle in schönstem gothischen Styl. Dann fand die Ueber-

*) Eduard v. Simson war 1867—1870 Präsident im Reichstage des Norddeutschen Bundes und 1871—1874 Präsident des Deutschen Reichstages.

**) Die Burg Hohenzollern war 1850—1854 restaurirt worden.

gabe der Schlüssel statt, welche Stillfried*) mit einer kurzen guten Rede einleitete, worin er neben dem hochseligen König auch des verstorbenen Baumeisters Stüler**) recht hübsch gedachte; ein Sohn von Stüler stand als Bauführer dabei, er redete mich nachher an; es war hübsch, daß er dabei war, was der König auch bemerkte. Dann folgte die Besichtigung der Gemächer; der Bankett- oder Grafensaal wundervoll, prächtig, monolithe Marmorsäulen, mit vergoldeten gothischen Kapitälen, ein ganz vergoldetes Gewölbe — und doch das Ganze nur reich und würdig prächtig, nicht überladen oder strotzend. Die Gemächer des Königs und der Königin reizend und behaglich, sofern es behaglich sein kann, so hoch und abgeschnitten von der Welt unter den Stürmen zu wohnen. Darauf die Entgegennahme der Reichstagsadresse, was der König in seinem Zimmer ganz allein nur in Gegenwart des Kronprinzen bewerkstelligte. Darauf die Einweihung der beiden Kirchen, der katholischen und evangelischen gleichzeitig, so daß man beim Eintreten in die letztere schon den Gesang aus der anderen hörte. Predigt, Gottesdienst. Der König sehr heiter, ebenso die Königin, die zum ersten Mal hier war. Dann noch Besichtigungen, Exerziren einer Truppe von Knaben vor dem König in Uniform und lange Rückfahrt."

An seine Frau.

Baden-Baden, den 14. Oktober 1867.

„Der König läßt mich eben zu einem Vortrag auf $10^1/_4$ Uhr bescheiden. Ich habe ihm besonders einen Bericht von Herrn v. Werthern vorzulesen, welcher sich über den guten Eindruck ausspricht, den die Reise des Königs in Bayern hervorgebracht, besonders bei dem kindlichen König Ludwig***) selbst, der von der Freundlichkeit und Herzlichkeit unseres Königs ganz überrascht gewesen. Die Reisen unseres Königs, so unerwünscht und die inneren Geschäfte erschwerend sie in mancher Beziehung auch sind, sind doch auch wieder nützlich durch den Eindruck, den er überall hervorbringt."

*) Ober-Ceremonienmeister, Dr. Graf Stillfried v. Alcántara und Rattonitz.

**) Fr. Aug. Stüler, 1800—1865; Schüler Schinkels, Geh. Oberbaurath und vortr. Rath im Ministerium.

***) Geb. 1845, König seit 1864.



3. Kapitel.

Reisen mit dem König nach Ems, Holstein und Baden. (1868.)

„Herr, der Du mich führst
Und mein Thun regierst,
Ohne Dich kann nichts gelingen,
Sondern Wollen und Vollbringen,
Wenn was soll gedeih'n
Kommt von Dir allein."

In der inneren und äußeren Politik des Jahres 1868 wechselten drohende Stürme mit Windstille. Der Ausbau des Norddeutschen Bundes vollzog sich trotz widerstrebender Elemente, da die Großmächte sich immer noch nicht in die Stellung finden konnten, die Preußen nun thatsächlich einnahm. Besonders Frankreich arbeitete mehr und mehr auf einen Krieg hin. Auch die Bulle über die Einberufung des Concils für 1869 und die Thronkandidatur Spaniens gaben Feder und Dinte reichliche Arbeit im Depeschenwechsel.

Das Tagebuch Abekens giebt in kurzen lapidaren Andeutungen ein Zeugniß, wie viel von äußerer und innerer Politik gerade durch seine Hände gegangen ist, und wie in wichtigen Fällen vorzüglich er von Bismarck zur Berichterstattung oder zum Vortrage beim Könige herangezogen wurde. Besonders waren es Depeschen, die die Welfenlegion und dann andererseits die Luxemburgische Frage betrafen, die Abeken zu konzipiren hatte. Im Allgemeinen war aber eine gewisse Ruhe in der Politik nach dem Kriege von 1866 eingetreten.

Zu Anfang des Jahres hatte Abekens Frau eine schwere Krankheit durchgemacht, den Schwiegervater hatte ein Schlaganfall betroffen, von dem er sich nicht wieder erholen konnte. Anfang Juni reiste die Familie Olfers mit dem leidenden Vater nach Metgethen. Mitte Juli fing der König seine Badekur in Ems an und nahm wie gewöhnlich Abeken mit. Dieser schrieb an seinen Schwiegervater Olfers:

Ems, den 13. Juli 1868.

„Die Bewillkommnung des Königs war überall sehr herzlich und frisch und der König selbst sehr munter und vergnügt. Gestern Abend saßen wir auf der Promenade, als der König vorbeiging; als er uns

sah, kam er gleich auf uns zu, begrüßte Hedwig sehr freundlich, fragte, wie sie die Nacht zugebracht, ob sie geschlafen, ob sie auch zu essen und zu trinken bekommen, und fragte dann nach Dir, ob Dir der Aufenthalt in Preußen auch gut bekäme, wobei er bemerkte, daß Andere um diese Jahreszeit aus Preußen wegzugehen pflegten, um sich zu amüsiren — kurz, er war sehr freundlich und herzlich."

Während der König nach Coblenz ging, benutzte Abeken ein paar freie Tage, um mit seiner Frau die schöne Rheingegend zu genießen und sich dann in Wiesbaden wieder zum Dienst zu melden. Ueber Coblenz kehrte er darauf nach Berlin zurück und schrieb an seine Schwägerin Marie Olfers am 2. September 1868:

„Hier kam ich gleich sehr in geschäftliche Unruhe; da Herr v. Thile in Marienbad ist, mußte ich die Leitung übernehmen, was für mich etwas mehr ausmacht als für ihn, theils weil ich es nicht gewohnt bin, theils weil ich neben der Direktion auch die Arbeiten noch selbst machen muß, die mir zufallen, wenn Herr v. Thile da ist. Glücklicherweise ist es eine stille Zeit und wenig Diplomaten in Berlin; die sind doch die eigentliche Plage. Man könnte viel glücklicher sein, gäbe es nur keinen Napoleon und keine Diplomaten!"

Da der König auch auf Reisen seine Arbeit nie ruhen ließ, nahm er Abeken selbst auf kleinen Ausflügen mit, wenn sie nicht ausschließlich militärisch waren; freilich fand sich dann schwer Zeit zu den nothwendigen Vorträgen. So folgte ihm Abeken im September nach Schleswig-Holstein. Von da schrieb er an seine Frau:

Flensburg, den 15. September 1868.

„Den ganzen Morgen mit dem König auf dem Wasser umhergefahren und gleich nachher mit nach Flensburg, da sich hier keine halbe Stunde zum Vortrag finden ließ.

Um 8 Uhr fuhr der König hinaus in den Kieler Hafen, die Schiffe zu sehen. Zuerst zu der Fregatte »Thetis«, die Jachmann*)

---

*) 1822—1887; befehligte 1862 die „Thetis" bei der Expedition nach Ostasien und China, lieferte 1864 das Seegefecht bei Jasmund, 1863—1867 Chef der Marinestation in Kiel, 1871—1873 Oberbefehlshaber der Marine.

auf der chinesischen Expedition befehligt hatte. Das Schiff wurde in allen Einzelheiten besichtigt, zum Gefecht klar gemacht, mit den Geschützen manövrirt wie im Kampf. Dann auf dem kleinen eleganten Dampfer »Adler« hinaus nach der Mündung der Bucht und dem Fort Friedrichsort, das sie beschützt; auf dem Rückwege Versuche mit den unterseeischen Sprengmaschinen, Torpedos genannt, die sehr interessant waren und prächtige Wassergarben in die Luft warfen.

Nach dem Diner in unglaublicher Eile auf die Eisenbahn in den Salonwagen des Königs, der sich gleich, wie er sagte, »mit seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten« in sein Kabinet zurückzog, und so kam ich denn endlich zu einem beinahe dreistündigen Vortrag, unterbrochen mehrere Male durch die Begrüßungen des Königs auf den Stationen. Als ich fertig war, schlief der König in seinem Kabinet ein, und ich setzte mich in den Salon, in welchem ich auch fast augenblicklich einschlief; um mich her schliefen der Kriegsminister, der Großherzog von Mecklenburg, der Oberpräsident Scheel-Plessen und ein paar Generale, und so kamen wir schlafend in Flensburg an, wo die Kanonen uns weckten."

Nach seiner Rückkehr brachte Abeken einige unruhige Tage eigentlich zwischen Potsdam und Berlin zu. Am 27. September war Theater und Souper im neuen Palais in Potsdam für den Kaiser von Rußland, am 28. Diner bei dem Kronprinzen. Bei dieser Gelegenheit stellte der Kronprinz ihn dem Kaiser vor. Die für den Abend festgesetzte Abreise nach Baden-Baden wurde wegen verzögerter Ankunft des Großfürsten Alexis*) auf den 29. verschoben, wo Abeken morgens früh nach Potsdam ging, um dort mit dem König zusammenzutreffen.

An seine Frau.

Baden-Baden, Mesmershaus, den 29. September 1868, abends.

„Es war sehr richtig, daß ich gleich mit dem Könige nach Baden-Baden ging, denn es war in allen Arrangements auf mich gerechnet. Im letzten Augenblick waren heut noch alle Herren zur Gratulation berufen.

*) Sohn des Kaisers von Rußland, mit dem dieser am 29. September nach Rußland zurückreiste.

Die Königin war sehr huldvoll und zeigte uns alle ihre Geschenke (vom Könige prächtige altmodische Vasen, für einen bestimmten Saal in Coblenz passend; ein hübsches, sentimentales Genrebild von Hübner, eine kranke Mutter mit einem Kinde, ein wirklich sehr schöner, geschmackvoller Schmuck nur von Gold, von ihren Kindern ein eisernes Gitter um den Spielplatz in Coblenz; von den Enkeln Arbeiten u. s. w.). Unter den Gratulirenden waren außer uns Gefolge nur Graf und Gräfin Flemming; nach der Cour fuhren die Herrschaften mit Adjutanten und Damen und Flemmings fort zu Schloß Brigitten; ich machte dem Fürsten Gortschakow*) meinen Besuch. Es interessirte mich doch sehr, diesen berühmten und einflußreichen russischen Reichskanzler kennen zu lernen. Ich fand an ihm einen viel älteren Mann, als ich gedacht, mit sehr freundlichen, entgegenkommenden Manieren, sehr ruhig über die Politik sprechend. Er hatte friedliche Aussichten, nur wolle er uns nicht einschläfern; er freue sich, daß wir auch nicht zu schlafen schienen."

An seine Frau.

Baden-Baden, den 4. Oktober 1868, morgens.

„Die spanischen Angelegenheiten**) sind nun auf einem Höhepunkt angelangt, ein Ministerium konstituirt ohne eine Regierung, mit dem Volk als souverän. Wir dürfen Gott danken, daß wir bei der Sache so wenig direkt interessirt sind und die Entwickelung ruhig abwarten können. In Paris scheint man in um so größerer Verlegenheit zu sein, die fast Rathlosigkeit zu nennen; für Napoleon ist der Herzog von Montpensier als Orléans und die Republik gleich verhaßt und gefährlich, und alle Anderen haben keine Chancen, weil keine mächtige, imponirende Persönlichkeit da ist. Die Republik wird bald in Anarchie sich auflösen; dann wird es sich zeigen, ob ein Mann hervortritt. Wir stehen dem Allen in ruhiger Reserve gegenüber.

Für den Augenblick kann Napoleon mit dieser Spanischen Fliege im Nacken natürlich an keinen Krieg mit Deutschland denken; wenngleich er wohl schwerlich wagen wird, in Spanien zu interveniren, selbst nicht gegen einen Orléans

*) Reichskanzler 1866—1882.

**) Seit September 1868 war in Cadix eine Revolution ausgebrochen, die sich über das ganze Land ausbreitete.

oder eine Republik, muß er doch nach jener Seite hin beobachtend und gerüstet stehen. Möglicherweise kann die spanische Angelegenheit selbst ein freundliches Verhältniß zu Napoleon anbahnen, wenn wir ihm dort nicht feindlich entgegentreten und seine Gegner nicht begünstigen."

An seine Frau.

Baden-Baden, den 6. Oktober 1868.

„In Spanien wird sich nun die Sache ruhig, oder vielmehr in fortwährender Unruhe abwickeln, und wir Anderen werden ruhig zusehen, Napoleon, Italien mit etwas besorgtem Auge, wir, England, Rußland ruhig und gleichgültig. Republik, Diktatur, Regentschaft, Monarchie am Ende, Verarmung überall! Vielleicht aber regt sich der Geist und bricht durch; ja, wenn sie evangelische Christen wären oder würden!"

An seine Frau.

Baden-Baden, den 11. Oktober 1868.

„Die Königin schien beim Diner erst sehr präoccupirt und fast verstimmt, wurde dann aber über Tisch heiterer und gesprächig, amüsirte sich königlich an meiner Erzählung von der französischen Karrikatur »il attend le verbe«*) und sprach viel von dem »Leben Bunsens« **): Wie glücklich müsse die Frau sein, daß ihr vergönnt gewesen, ihrem Manne ein solches Monument zu setzen. Die Biographie Bunsens würde in jedem Falle ein bedeutendes und einflußreiches Werk gewesen sein, von wem immer geschrieben; aber daß die Frau sie habe schreiben können, sei doch ein ganz besonderes Glück für den Mann wie für die Frau! Im Munde der Königin war das doch sehr hübsch!"

An seine Frau.

Baden-Baden, den 16. Oktober 1868, abends.

„Den Kronprinzen haben wir heut Nachmittag auf dem Bahnhof empfangen; Großherzog und Großherzogin waren auch da, und Beide

*) Ein Italiener sagt: La langue allemande est une soze (chose) très difficile, il parle tousour, tousour, tousour et on attend le verbe.

**) A memoir of Baron Bunsen. By his widow Frances Baroness Bunsen. London, Longmans Green and Co., 1868.

sehr freundlich; die Großherzogin erkundigte sich gleich sehr freundlich nach Dir, fragte, warum ich Dich nicht mitgebracht hätte, und meinte, nächstes Jahr würde es sich doch wohl machen, daß Du mitkämst; Baden sei doch so gar schön. Dann verlangte sie von mir und General Treskow, wir sollten ihr den König nicht zu früh von hier wegführen, sondern ihm noch ein paar Tage hier gönnen. — Ich sehe die Großherzogin immer so gern, sie hat ein so liebes Gesicht! Sie sah sehr gut und munter aus, auch heut Abend; heut Morgen hatte sie ihr Töchterchen mit, welches sehr munter und lebendig ist.

Der Kronprinz heiter und scherzhaft wie immer; er sagte mir, ich sei jetzt seine Autorität; ich hätte ihm vor drei Wochen gesagt, in der Politik sei nichts los, und das wiederhole er aller Welt, wenn man ihm von Politik spreche, mit Berufung auf mich. Mit dem Aufenthalt in Dresden ist er sehr zufrieden.

Thile schickte mir gestern einen Brief von Keudell aus Varzin, der sehr über Bismarck klagt. Er ist munter und gut, solange er reitet, geht, jagt, land- (d. h. forst-) wirthschaftet, aber die geringste Beschäftigung mit Geschäften und Menschen bringt sofort die alten Zustände hervor, so daß Keudell ihn eigentlich gar nicht gebessert findet und durchaus nicht weiß, was aus dem Winter werden soll. — Das darf man aber Niemandem sagen; auch dem König habe ich nur im Allgemeinen gesagt, daß er noch einige Zeit der Ruhe bedürfe. Was soll werden?"

An seine Frau.

Baden-Baden, den 19. Oktober 1868.

„Der gestrige Brief Keudells bestätigt die früheren Nachrichten. Bismarck selbst spricht von vier Wochen, die er noch brauche; das muß ich dem König heut sagen; er verspricht indeß zugleich, wenn der Gang der Dinge im Landtage seine Anwesenheit früher nöthig mache, werde er auf seinem Posten sein. Vielleicht thut ihm dann das regelmäßige Geschäft und der Kampf selbst mehr wohl als diese bruchstückweise Beschäftigung mit einzelnen Dingen, wie sie ihm in den letzten Wochen durch die Besuche von Prinz Reuß, v. der Heydt ꝛc. kam.

Gestern Abend lachte der König sehr, als ich zufällig neben Lepel

stand, und markirte mit den Händen unsere Größe; ich sagte ihm, er könne Große und Kleine in seinen Diensten brauchen."

Wiederholt berichtete Abeken noch über anregende Begegnisse, z. B. mit dem Dichter Turgenjew und mit dem Dekan von Westminster Arthur Stanley, einem alten Bekannten aus der Londoner Zeit. Vor seiner Rückkehr nach Berlin schrieb er noch an seine Frau:

Baden-Baden, den 22. Oktober 1868.

„... Es ist ein interessanter und merkwürdiger Lebensabschnitt, der hinter mir liegt; er hat mir viel Bedeutendes und Berührungen mit interessanten Menschen, auch einzelne nicht unwichtige Geschäfte und manchen Genuß gebracht, welches nicht anzuerkennen recht undankbar wäre, wenngleich immer das schmerzliche Gefühl dabei war, daß Du diese Genüsse nicht mitgenossest, und daß ich sie durch die Trennung von Dir erkaufen mußte. Nun sie hinter uns liegt, werden wir auf diese Zeit dankbar zurückblicken, da sie uns innerlich doch nicht getrennt, sondern womöglich noch inniger in Liebe und im Bewußtsein der Liebe verbunden hat."



4. Kapitel.

Kriegsgerüchte. — Reise mit dem König. — Urlaub nach Gastein. (1869.)

„Was ich gelebet hab', das decke zu!
Was ich noch leben soll, regiere Du!"

Abeken schrieb im Frühjahr 1869 an seine Freundin Frau Schäfer: „Daß auch der Sommer friedlich vorüber gehen werde, dazu sind ungeachtet des immer in der Welt herrschenden Mißtrauens alle Aussichten vorhanden. Die Wolken, die von Zeit zu Zeit am politischen Himmel aufsteigen, zertheilen sich immer wieder, und ein wirkliches Interesse am Krieg hat kein Land, Alle vielmehr ein tiefes Bedürfniß des Friedens. Und in unseren Zeiten haben doch die

wirklichen Bedürfnisse der Völker etwas mehr Bedeutung als die Launen und Gelüste der Herrscher!"

Diese Worte bestätigten sich zwar noch für das Jahr 1869, denn die heimlichen Verhandlungen zu Gunsten eines Dreibundes von Frankreich, Oesterreich und Italien verschoben sich durch schwere Erkrankungen des Kaisers Napoleon und scheiterten schließlich an der Weigerung Italiens, beizutreten, während es gelang, eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich durch den freundlichen Empfang, der dem Kronprinzen bei einem Besuche am Wiener Hofe bereitet wurde, immer fester zu schließen. Indeß heimliche wie öffentliche Verhandlungen in diesen Sachen wie über Belgien und Rom gaben denjenigen, die sich bemühten, den politischen Himmel von Wolken zu reinigen und den äußeren Frieden zu erhalten, einen um so kräftigeren Federkrieg.

Im Juni beruhigte Abeken seine Freundin über die immer wieder auftauchenden Kriegsgerüchte mit den Zeilen:

„Man erwartet einen für den Kaiser günstigen Ausfall der Wahlen, und so wird man wohl dort nicht das Bedürfniß fühlen, die innere Unruhe nach außen abzulenken. Es giebt zwar gewiß eine große Partei in Frankreich, die, wie ein Franzose sich ausdrückt, brûle d'envie et de crainte de se mesurer avec la Prusse. Da aber bei uns glücklicherweise das gerade Gegentheil stattfindet, nämlich daß wir ni envie ni crainte de la guerre haben, so wird hoffentlich die noch viel größere Partei des vernünftigen Friedens die Oberhand behalten. Auch in Italien haben sie des Friedens gar nöthig. Wenn irgend eine von unseren Kammern, wie sie auch heißen mögen, Landtag, Reichstag, Parlamento, Corps legislativ, Cortes u. s. w. nur irgend etwas Anderes vermöchte als schwatzen! Bei uns wird nun seit dem November v. J. geschwatzt, und bis zu Ende Juni wird das noch fortgehen!"

Am 13. Juni reiste der König mit Bismarck nach Hannover und besuchte auch Osnabrück, die Heimath Abekens, was diesen sehr erfreute. Leider war er im Frühjahr an einer starken Erkältung mit Fieber erkrankt. Bei seinen Arbeiten, die ihm sehr am Herzen lagen, vergaß er körperliche Leiden. Er ging täglich auf das Amt; nur abends und nachts blieb er im Bett. Eine große Mattigkeit und eine seiner sonst

sonnigen Natur ganz fremde Traurigkeit war die Folge. Es kam dazu, daß ein Mitarbeiter, Dr. Metzler, einen längeren Urlaub nehmen mußte, ein anderer sogar tiefsinnig wurde. Mehr noch bewegten ihn das heftige Unwohlsein des Königs und die Krankheit Bismarcks, die natürlich die schon unregelmäßigen Geschäfte und Vorträge noch erschwerten.

Am 1. Juli reiste Bismarck nach Varzin, und Abeken ging bald darauf mit dem König nach Ems. Bei der Abreise am 11. Juli, brachte der getreue Freund Keudell mit schönem Blumenstrauß Abekens Frau die fröhliche und trostreiche Nachricht, daß ihrem Mann nach der Emser Reise zur Stärkung seiner Gesundheit ein Urlaub von 21 Tagen zum Gebrauche der Wunderbäder Gasteins gegeben sei.

Von Ems aus folgte Abeken dem Könige nach Wiesbaden, Cassel und Homburg, während seine Frau in Ems blieb.

Am 23. August reiste er nach Frankfurt, wo er mit seiner Frau zusammentraf, und dann frohen Herzens weiter nach dem Süden.

„Außer Dienst!" steht im Tagebuch, „ein größeres Glück kann es hier auf Erden nicht geben, als mit dem Liebsten, was man hat, so in die Natur hineinzufahren. Die Seele weiß nicht, ob sie mehr aufjauchzt, wenn diese Schönheit sich ihr in voller Lieblichkeit erschließt oder ob das stumme Gefühl beseeligender ist, welches Beide ergreift, wenn die ernste Großartigkeit der hohen Berge, die den Sinn gefangen hält, sie umgiebt. Tiefer Dank erfüllt das Herz wie ein stilles Gebet, wenn man diese Herrlichkeit der Gotteswelt um sich fühlt und sieht." In Hof Gastein kam Ludwig, der Vetter Abekens, entgegen und fuhr mit ihnen hinauf nach Wildbad Gastein, wo alle Drei Wohnung hatten. Mit diesem und seinem Freunde Herrn Rahe, einem Holsteiner aus Dresden, wurden, begünstigt vom schönsten Wetter, herrliche Ausflüge veranstaltet; es war ein glückseliges Zusammenleben. Die Litteratur kam in dieser Zeit auch zu ihrem Recht: Shakespeare, Goethe, Homer waren die steten Begleiter Abekens. Der Grimmsche Aufsatz über Marianne-Suleika wurde gelesen und in Briefen eifrig besprochen. Abeken schreibt an Wolf Yorck:

„Noch hat freilich die verjüngende Quelle hier mich nicht zum poetischen Greise Hatem gemacht, obwohl ich mehr und Besseres als

Suleika bei mir habe. Ei, Du thörichter Mensch Du! Ich dachte, Du kenntest mich doch besser, als daß ich Anstoß daran nehmen könnte, daß einige der lieblichsten Lieder von ihm nicht mit den eigenen Lippen, sondern mit des Mädchens Lippen gesungen sind, denen er sie aufgeküßt hat. Das ist der größte Triumph des Genius, daß er Andere zu neuen Schöpfungen in seinem Sinne und Geiste anregt und begeistert. Ob Goethe zwei oder drei schönste Lieder mehr gemacht hat, ist ganz gleichgültig; aber daß er ein, wenn auch von Haus aus reiches und begabtes Gemüth so zu sich heranziehen, so in Liebe zu dem Alten entfalten konnte, daß sie es vermochte, ihm ihre eigenen Lieder vorzusingen — das ist viel, so viel, daß es mir fast unmöglich schien; und nur daher kam mein Zweifel. Ich dachte, wer solche Lieder auf Goethes Anregung singen konnte, müßte doch von Natur eine Fähigkeit des eigenen Schaffens haben, welche auch zum Triebe des Schaffens werden mußte, ganz anders als jene quasi dichterischen Frauen aus dem Weimarschen Kreise. Aber wer weiß auch, wie viel Schönes sie noch gemacht hat, das wir nicht kennen. Und daß sie ihren Namen nicht genannt wissen wollte, der alte Hatem auch ganz ruhig, im Vollgefühl seines Reichthums, Suleikas Lieder unter die eigenen aufnahm, ist gerade hübsch; er deutet es aber doch an in dem bekannten hübschen Gedicht: »Das Mädchen hatte was gelernt« u. s. w. Willst Du übrigens eine Parallele aus der Jugendzeit, so sieh Dir einmal in den »Acht Liedern«, die Bergk*) publizirt hat, das Lied mit der Unterschrift »Reiter aus den Wolken« an, welches zwischen Goethe und Lenz schwankt, und von dem ich seit Langem überzeugt bin, daß es von Friederike selbst ist."

Mit einem Aufenthalt in dem kunstsinnigen München, wo die Reisenden Gelegenheit hatten, die erste Aufführung vom Rheingold anzuhören, schloß dieses idealische Sonntagsleben. Der Genuß war groß gewesen; aber nur darum so beglückend und erfrischend, weil er sich von dem Hintergrunde eines erfolgreichen Arbeitslebens mit einer festgegründeten Heimath loslöste. Erfrischt und neu gekräftigt kehrte er in das Alltags- und Arbeitsleben zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in Berlin nahm ihn der König wieder

*) Bergk, Acht Lieder von Goethe. Wetzlar 1857.

nach Baden mit, von wo er Ende Oktober in sein stilles Haus und seine geregelte amtliche Thätigkeit zurückkehrte.

Auch war Abeken für das archäologische Institut in Rom thätig und hatte hierdurch manche Bemühungen, aber auch manche Freuden bis in die letzten Jahre seines Lebens hinein. Lebhaftes Interesse brachte er auch der akademischen Hochschule für Musik mit Joachim an der Spitze entgegen, die in dem schweren Kriegsjahre 1870 gegründet werden sollte.



5. Kapitel.

Krieg mit Frankreich. (1870.)

„Wenn ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei, so fürchtet Euch nicht."
Marc. 13,7.

Durch die Bulle des Papstes Pius IX. vom 29. Juni 1868 war auf die Berufung des vatikanischen Concils vorbereitet worden, das am 8. Dezember 1869 eröffnet wurde und durch die Verhandlungen über das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes sehr wichtig werden konnte. Der bayerische Minister Fürst Hohenlohe*) machte schon damals auf die Gefahren aufmerksam, die solche Beschlüsse in Beziehung auf Kirche und Staat für die Zukunft mit sich bringen würden, Bedenken, denen auch Preußen zustimmte, während die zumeist katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich jeden gemeinsamen Schritt ablehnten.

Die Voraussicht Hohenlohes, die auch Bismarck theilte, hat sich durch alle Kämpfe und Verwirrungen, die eine derartige Erklärung des Dogmas der Unfehlbarkeit 1870 in den verschiedenen Staaten hervorrief, als nur zu richtig erwiesen.

Die Tagebuchnotizen Abekens aus dieser Zeit beziehen sich zumeist auf diese römischen Angelegenheiten; daneben tritt jedoch auch die

*) Chlodwig Fürst Hohenlohe, geb. 1819; war 1866—1870 bayerischer Ministerpräsident.

Hohenzollern-Kandidatur in Spanien in den Vordergrund, die bald von größter Wichtigkeit sein sollte.

König Wilhelm konnte als Haupt auch der fürstlichen Familie Hohenzollern, der er freundschaftlich und verwandtschaftlich gleich warme Empfindung entgegenbrachte, nur bedingt für ein, wenn auch noch so ehrenvolles Unternehmen sein, dessen Gefahren durch mancherlei Beispiele, damals sogar aus jüngster Vergangenheit, in der Geschichte mit Blut verzeichnet standen. Daher war seine anfangs zögernde Einwilligung zur Kandidatur des Erbprinzen von Hohenzollern nur zu natürlich. Graf Bismarck dagegen sah die Sache kühler und nur vom politischen Standpunkte aus an.

Als nun im Jahre 1870 ein neues Angebot, direkt von Spanien ausgehend, vom Erbprinzen angenommen wurde, hätte Frankreich jedenfalls nur gegen Spanien vorgehen dürfen. Mit dem schnell darauf folgenden Verzicht des Erbprinzen fiel aber überhaupt jeder Grund zum Kriege fort. Benedettis späteres Ansinnen an den König bewies vollständig, daß auch die Forderung des Rücktritts des Prinzen nur auf Feindschaft gegen Preußen beruhte, deren Zweck Kampf oder tiefe Erniedrigung war.

Nach dem 6. Juli fand Abeken zu den Aufzeichnungen im kleinen Tagebuch keine Zeit mehr. Von Bismarck kamen Nachrichten, daß er seinen Karlsbader Brunnen trinke, im Anfang mit Erfolg, weil er sehr heiter dabei gewesen. In den letzten Tagen seien aber so viele Telegramme gekommen, die ihn verstimmten, daß ihm der Brunnen nichts helfen könne. Man möge ihm also nur Dinge mittheilen, die ihn nicht ärgerten; höchstens solche, die er ohne jegliches Nachdenken lösen könne und gar nicht zu beantworten brauche.

Ein anderes Mal hieß es, Bismarck sei unzufrieden, daß man von Ems aus so viel Tinte in seinen Karlsbader Brunnen gieße, und es wurde mit den betrübendsten Folgen für seine Gesundheit gedroht. Bismarck glaubte also selbst noch nicht an den von Frankreich allein geschaffenen Ernst der Lage.

Abeken mußte Einiges davon, wenn auch in sehr gemildeter Form, dem Könige mittheilen. Dieser lächelte jedoch nur und meinte: „Ja, so sind die Herren, und was uns hier in unseren Emser gegossen wird, das kümmert Niemand.“

Mit Werthers*) Ankunft aus Paris fing die Sache an, öffentlicher zu werden. Wenigstens verbreitete sich ein allgemeines Gefühl unheimlicher Dinge unter dem Gefolge des Königs; was im Anfang des Emser Aufenthaltes wie ein verschwindend kleiner Punkt am Horizont erschien, drohte nun ein Ungewitter zu werden. In der nächsten Umgebung des Königs aber raunte Einer dem Anderen Empörung und Besorgniß zu, obgleich letztere doch nur sehr bedingt war. Man traute den Franzosen die Thorheit nicht zu, eine solche Veranlassung zum Kriege zu nehmen.

In jenen Tagen noch nannte ein höherer Offizier in Ems die Sache „ein Strohfeuer, einen Sturm im Glase Wasser.“ Nur Eines war Jedem bewußt: daß Napoleon III. die lang genährte Aufregung zur Kriegsflamme schüren werde, sobald es die letzte Karte blieb, die er zu seiner Rettung ausspielen konnte.

Abeken war tief entrüstet über die Frechheit der Franzosen. Noch ehe Werther kam, sagte er einmal: „Es thut mir ordentlich leid, daß unter diesen Umständen der Erbprinz von Hohenzollern von selbst zurücktreten wird. Der einzige Ausweg, den wir dann haben, ist, uns ihnen zum Trotz mit Süddeutschland zu einigen, sonst ist unsere Ehre doch befleckt.“

Die Arbeit für Abeken wuchs zu gewaltiger Größe an. Es waren schon Hülfstruppen von Kanzleidienern und noch ein Dechiffreur angekommen; trotzdem hatte er keinen freien Augenblick. Konzipiren, Kopiren, Dechiffriren u. s. w. überstürzten sich in großer Eile; dazu kamen die Vorträge bei dem König, der Abeken gleich am Anfang dieser Krise gütigerweise gesagt hatte, daß er für ihn zu jeder Zeit zu sprechen sei.

Werther reiste ab; gleich darauf befahl ein Telegramm, er solle in Ems bleiben. Es kam aber zu spät. Vielleicht war es so besser für Deutschland, wie in dieser wunderbaren Zeit ja oft scheinbare Fehler helfen mußten, das Ganze um so glorreicher zu vollenden.

Es folgten die zudringlichen Besuche Benedettis beim König. Man hätte freilich bei einem Volke, welches so viel auf äußere Formen giebt, wie das französische, annehmen sollen, daß die leitenden Persönlich-

---

*) Karl Freiherr v. Werther war 1869—1870 Botschafter in Paris.

keiten die allgemeinen Gesetze der Schonung, Rücksicht und Höflichkeit kannten und also wußten, daß sogar die preußischen Gesandten in einer Zeit der Kur und des Ausruhens nur mit besonderer Erlaubniß vor dem Könige erscheinen durften.

Nichtsdestoweniger kam Benedetti am 8. von Wildbad und hatte, von seinem Recht als Botschafter Gebrauch machend, Zutritt zum Könige. Abekens Stellung wurde mit jedem Tage schwieriger.

Seinem Amte nach konnte Abeken die Ungezogenheiten Benedettis nicht zurückweisen; die Anwesenheit Bismarcks erschien dringend nothwendig.

Aber dieser kam nicht und schickte nur Telegramme, er sei krank und in Paris Alles nervös geworden. Wie der Erfolg gezeigt hat, hätte er nach klügster Ueberlegung und wärmster Liebe für König und Vaterland nicht besser handeln können.

Frei stand der König in dieser schweren Lage dem Volke gegenüber, ohne Mittelsperson und in den neuen Provinzen. Er handelte selbst gegen den fremden Eindringling, welcher hoffte, ungestraft Angriffe auf seine, auf unsere Ehre machen zu können. Edel und fest wies der sonst so milde Herrscher ihn zurück.

Ueberwältigend war es, mit zu erleben, wie die kleine Gewitterwolke, die sich am politischen Himmel gezeigt, plötzlich immer mächtiger heranwuchs. Nur Wenige konnten dies freilich verfolgen und gerade sie durften ihre Besorgniß nicht zeigen, damit Handel und Wandel nicht umsonst unterbrochen würden. Trotzdem dunkle Andeutungen durch die Zeitungen gingen, glaubten die Menschen selbst in Ems in der Nähe des Königs so wenig an einen solchen Ueberfall, daß der Badejubel seinen lustigen Gang weiter ging in schrillem Gegensatz gegen die ernsten Gedanken der Eingeweihten. Wieviel erschütternder muß der furchtbare Schlag Andere getroffen haben, die fern im Lande ihr Leben in Ruhe und Muße genossen!

Am 12. Juli traf die Verzichterklärung des Prinzen von Hohenzollern ein. Die Nachricht war telegraphisch in des Königs Hände gelangt und mußte ebenfalls in denen Benedettis sein.

Abeken ging in schweren Sorgen umher, es könne auf irgend eine Weise das Gespräch durch Benedetti beim Diner auf diese Angelegenheit kommen und der schlaue Franzose dann die Worte des Königs so wenden, als habe dieser ihm die Verzichtleistung mitgetheilt, während

sie nur direkt von dem Erbprinzen an Frankreich kommen durfte. Aber die hohe, weise, immer wahrhaft königlich ruhige Haltung des Herrschers schützte ihn auch hierbei wie in der ganzen Zeit.

Eine Depesche von Werther kam an.*) Abeken las sie und sagte: „Das hätte ich nicht geglaubt, daß der arme Werther ein solches Ende nehmen würde! Diese Depesche kann ich dem König gar nicht vortragen."

Er nahm seinen Hut und ging zu Graf Eulenburg, welcher inzwischen angekommen war. Dieser konnte zwar nicht viel mehr thun, als zusehen, wie Andere arbeiteten, da er die Fäden der Dinge nicht in der Hand gehabt. Jedenfalls aber war es dem König angenehm und nothwendig, in diesem kritischen Augenblick einen Minister um sich zu haben, dessen Gesellschaft ihm lieb war.

Graf Eulenburg stimmte Abeken bei, daß die Depesche nicht geeignet sei, dem König vorgetragen zu werden. Da indeß mitgetheilt werden mußte, daß Nachrichten von Paris eingegangen seien, begaben sich Beide zu Seiner Majestät.

Abeken sagte nun, er habe eine Depesche von Werther, sie sei aber nicht geeignet, dem König von Preußen vorgetragen zu werden; er könne sie in seinem Amte nicht vortragen, da er sicher sei, daß es Graf Bismarck nicht thun würde. „Nun", meinte der König, „dann nehmen Sie an, wir seien für einige Zeit Privatleute."

Bald darauf kam ein Telegramm von Bismarck, die Wertherſche Depesche sei dem Könige nicht vorzutragen; die letztere selbst ist nachher durch alle Zeitungen gegangen.

Am 13. Juli folgte der berühmte Vorgang auf der Emser Promenade. Die Depesche, welche hierbei eine Rolle spielte, steht auf einem Extrablatt der Cölnischen Zeitung, dessen Inhalt lautet:

Sigmaringen, den 12. Juli 1870.

„Als bestimmt wird gemeldet: Prinz Leopold entsagt der Kronkandidatur Spaniens, den Gefühlen folgend, welche es ihm als

---

*) Am 12. Juli forderte Grammont nach dem Bericht von Werther einen Brief vom König Wilhelm an Kaiser Napoleon: Er hätte bei seiner Anregung der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern nicht glauben können, dem Interesse und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten. Er schlösse sich dem Verzicht an mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespaltes zwischen den beiden Regierungen nunmehr geschwunden sein würde.

Preußischem und Deutschem Offizier unmöglich machen, um seiner Person willen Deutschland in den Krieg zu stürzen und gleichzeitig Spanien einen blutigen Kampf als Mitgift zu bringen."

Paris, den 12. Juli 1870, nachmittags.

„Hausse: Rente 69/75. Man hält den Frieden für gesichert."

Darunter steht, von Abekens Hand geschrieben:

„Dies Blatt wurde mir am Mittwoch den 13. Juli morgens auf der Brunnenpromenade in Ems von dem Badeinspektor, Revisionsrath Baumann, gegeben: ich gab es sogleich Seiner Majestät dem König, und dieser gab es dem Prinzen Anton Radziwill,*) um es dem ebenfalls auf der Promenade befindlichen Grafen Benedetti zu bringen. Letzterer benutzte dann diesen Anlaß, um Seine Majestät den König anzureden und ihm die unverschämten Vorschläge wegen einer Garantie zu machen. Das Blatt wurde mir am Tage vor der Abreise von Seiner Majestät dem Könige mit dem Bemerken zurückgegeben, daß ich es der historischen Erinnerung wegen vielleicht würde aufbewahren wollen."

Unter den zahllosen Telegrammen, die einliefen, war ein sehr langes, aus welchem Abeken sich mit Mühe entziffern mußte, Bismarck fände sein letztes Telegramm an ihn zu lang. Er steckte den Verweis ganz bescheiden ein und sagte: „Bismarck hat recht, es war zu lang und darum nicht einmal klar, nachher fand ich es selbst, aber im Augenblick hatte ich keine Zeit, ein kürzeres zu machen." Ebenso mißverstand Abeken nie die Korrekturen, die Bismarck in seinen politischen Arbeiten machte, sondern meinte, er habe durch jede neue Verbesserung von ihm gelernt. Erfreut hat es ihn freilich, wenn in den letzten Jahren wenig oder nichts geändert wurde.

Abeken berichtete ausführlich an Bismarck telegraphisch am 13. Juli 3^{50} nachmittags:

„Seine Majestät der König schreibt mir: »Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisiren, sofort zu telegraphiren,

*) Bis 1888 Generaladjutant des Königs und Kaisers.

daß ich mich für alle Zukunft verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, daß ich noch nichts erhalten hätte, und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei, er wohl einsähe, daß mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei.«

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten Karl Anton bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, daß er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe mit Rücksicht auf die obige Zumuthung auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch seinen Adjutanten sagen zu lassen, daß Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Euer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als der Presse mitgetheilt werden sollte."

Umgestaltet von Bismarck lautet das Telegramm: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe."

Noch war in Ems nicht viel von Kriegsgerüchten die Rede. Man blieb unbesorgt. Aber daß etwas Außerordentliches in Ems vorging, das theilte sich sogar dem Fremdesten jetzt mit.

Eine Schaar von Menschen hatte sich wohl immer gesammelt, wo der König ging und stand; doch bisher hatten sie sich in einiger Ent-

fernung gehalten. Das hörte nun auf, immer dichter wogte das Gedränge, oft Kopf an Kopf um ihn her. Wenn Abeken ein paar Worte mitzutheilen hatte, mußte er sich mühsam durch die Menge durcharbeiten, besonders abends; wenn man die hohe, hehre Gestalt des Königs mit dem ruhig-ernsten Antlitz emporragen sah über die vielen fremdartigen Gesichter, welche sie dicht umgaben, stand Einem das Herz still. Wie leicht erschien es da, das theure Leben in Gefahr zu bringen. Aber König Wilhelm kannte keine Furcht. Gott schützte ihn.

Donnerstag, den 14., früh trat Graf Lehndorff an Abeken heran. Tiefer Ernst sprach aus seinem Blick; dennoch versicherte er, der König bliebe wohl noch bis zum Dienstag. Abeken eilte zum König; um 5 Uhr war er aufgestanden, es wurde beinah 11 Uhr, bis er zurückkehrte. Endlich kam er mit der Nachricht, der König fahre morgen früh mit einem Extrazug nach Berlin.

Obgleich die Nachricht der Abreise und Unterbrechung der Kur soviel als möglich geheim bleiben sollte, um nicht einen allgemeinen Aufbruch der Badegesellschaft zu veranlassen, verbreitete sie sich doch. Versuche, einzupacken, wurden durch fortwährende Störungen vereitelt.

Am 15. Juli reiste der König von Ems nach Berlin.

Mit anderen Gedanken fuhr man nun durch das schöne Lahnthal, als man gekommen war; mit Jammer im Herzen, daß der Krieg verheerend über diese blühenden Fluren gehen sollte, aber auch mit einem muthigen Herzen, das auf König und Volk baut, die Beide sagen: „An Gottes Segen ist Alles gelegen."

In Limburg wurde Halt gemacht und Abeken in das Coupé des Königs befohlen. In wilder Hast stieg er mit Chiffre und Chiffreuren in den Salonwagen, dann ging's unter mächtigem Hurrahgeschrei weiter.

Es liefen zahllose Telegramme ein, um dem Könige für sein Verhalten gegen die Franzosen zu danken und ihm Treue bis in den Tod für den Fall des Kampfes zuzusagen. Sogar die Handelsstädte boten bereitwillig an, Geld zu schaffen, obgleich die Verluste, die sie in dieser Zeit erlitten, schon unendlich groß waren. Im Coupé des Königs chiffrirten und dechiffrirten Abeken und die beiden Hofräthe eifrig. Sobald eine Depesche fertig war, trug Abeken sie vor.

Zur Frühstückszeit steckte der König selbst für Jeden ein Butterbrot auf die Gabel und ließ es ihnen durch Fürst Radziwill hinüberreichen.

In Cassel war es auf dem Bahnhofe so voll, daß man nur mit größter Mühe aus den Coupés konnte, obgleich der Zug eine Stunde dort hielt.

Die ganze Reise glich einem Triumphzuge; sogar an den Stationen, an denen nicht angehalten wurde, stand die dicht gedrängte Menge und begrüßte den Zug mit Hurrah, Fahnen- und Tücherwehen bis auf die kleinsten Fenster und entlegensten Häuser.

In Brandenburg ergreifendes Wiedersehen mit dem Kronprinzen.

Als der König nach der Ankunft in Berlin Abeken entließ, dankte er ihm gerührt mit freundlichen, herzlichen Worten für treue Dienste in schwerer Zeit und drückte ihm ein Kästchen in die Hand. Es enthielt den Stern zum Rothen Adler-Orden 2. Klasse mit Eichenlaub; aus des Königs eigner Hand ein werthvolles Andenken jener vielbewegten Tage. Abeken blieb nicht lange in Berlin; am 19. Juli wurde der Krieg erklärt, am 31. Juli reiste er mit dem großen Hauptquartier nach Westen.

An seine Frau.

Zwischen Minden und Hannover, den 1. August 1870, 11 Uhr.

„Denk Dir, ich schreibe Dir dies hier auf den Knieen sitzend in türkischer Weise auf dem Welfenthrone des Königs Georg. Wir haben für den Minister und uns den ehemaligen Königlich hannoverschen Salonwagen bekommen, den unser König nicht gebrauchen mag, obgleich er viel bequemer ist als sein eigener, aber das Wunderlichste ist, daß der arme blinde König sich am Ende des Salons einen Fauteuil förmlich in Art eines Thrones mit einem Himmel darüber hat einrichten lassen. Jetzt dient er mir als Sitz, um an Dich zu schreiben, wie Keudell mich auf beiliegender Karte gezeichnet hat, die er Dir mit dem herzlichsten Gruße als »Kunstbeilage« schickt. — Wir haben eben begeisterten Empfang durchgemacht in Gütersloh, wo die jungen Damen uns Essen und Wein an den Wagen brachten, der uns sehr gut schmeckte, während die Damen wieder dankbar waren für jeden Bissen, den man ihnen abnahm. Es war wirklich rührend, besonders wenn man bedenkt, daß, wie Keudell bemerkt, gewiß all diese Leute Angehörige im Felde vor dem Feinde stehen hatten, denen sie gern die Erquickung dargebracht hätten, die nun uns zu gute kam.

In Magdeburg kam der König, nachdem ich eben die Korrespondenzkarte geschrieben, zu uns herein, fragte, ob ich schon wieder dechiffrirte, gab mir sehr freundlich die Hand, stellte mich dem Minister und dem Prinzen Karl als General vor und erinnerte an die Reise von Ems nach Berlin; damals habe die Unruhe angefangen. Ich erlaubte mir zu bemerken, daß wir uns Alle damals über die Ruhe des Königs gefreut hätten. — »Ja«, sagte er, »damals war ich noch ruhig, aber die letzten Tage in Berlin waren sehr schwer und unruhig. Ich habe oft des Nachts nicht schlafen können, und wenn ich dann des Nachts aufwachte, und es kamen mir alle die schwarzen Gedanken — das war sehr schwer!" Graf Lehndorff sagte aber, daß er die Nacht gut geschlafen und daß er nun, nachdem die Berliner Rührung und Aufregung vorüber, wieder munter, frisch und kräftig sei.

In Magdeburg sprach ich gestern Abend auch General Moltke, der sehr frisch, ruhig und muthig war und sich nicht genug über das Ungeschick der Franzosen verwundern konnte, den Krieg zu erklären, 14 Tage, ehe sie fertig sein konnten; er meinte, die Kriegspartei habe den Kaiser überrumpelt, damit die Schiffe hinter ihm verbrannt seien, weil er sich sonst nicht würde zum Kriege entschlossen haben. Graf Bismarck meint, der Kaiser würde, wenn beide Armeen einander gegenüber gestanden hätten, mit einem Male eine Wendung gemacht haben und uns vorgeschlagen haben, Frieden zu schließen, um mit dieser ungeheuren Doppelmacht gemeinsam der erstaunten Welt Gesetze vorzuschreiben, wenn wir ihm dies nicht durch die Publikation des Benedettischen Aktenstückes unmöglich gemacht hätten."

Mainz, den 2. August 1870, morgens.

„. . . Tausend guten Morgen von hier; am ersten Ziele unserer Reise — auf wie lange es das sein wird, davon kann Niemand etwas wissen! Vorerst sind wir hier reizend etablirt; Keudell und ich mit dem Minister zusammen, sehr schön, nur für Graf Bismarck zu weit vom König; auf dem höchsten Punkt der Stadt, mit einer wundervollen Aussicht auf diese und auf den lachenden Rheingau.

Obgleich wir in Cöln zwei Stunden früher ankamen, als wir erwartet wurden, waren der Bahnhof, alle Plätze und Straßen umher, der Domplatz, Alles voll von einer wie dichte Wellen umherwogenden

Menschenmasse; wir Alle mußten sagen, so etwas hätten wir nie erlebt. Das brauste und wogte und donnerte von unaufhörlichen Hurrahs für den König, für Graf Bismarck, für General Moltke — und mit einem Lärm, daß man sein eigen Wort nicht verstehen konnte, man begriff zuletzt nicht mehr, daß die Menschen noch einen Ton in der Kehle hatten. Wie nur für den König selbst eine Gasse gemacht werden konnte, war eigentlich unbegreiflich. Es war fast ängstlich, einen solchen Jubel und Enthusiasmus vor dem Kampfe zu finden. Am angenehmsten waren mir immer die Rufe: Wenn's nöthig wird, kommen wir auch noch nach, die oft von jungen Knaben, oft von alten wettergebräunten Kerls kamen. Dabei war das Schauspiel in der Beleuchtung äußerst malerisch; die Menschen gruppirt auf den Eisenbahnwagen, den Dächern, einzelnen Bäumen, die Gruppen hie und da in bengalischen Flammen aufleuchtend."

Mainz, den 3. August 1870.

"... Ich fange gleich wieder einen Gruß an Dich an, um den Augenblick zu nutzen, da der Minister noch schläft. Für die Privatgeschäfte ist es freilich bequem, daß der Minister eine so unglaubliche Schlafkraft am Tage hat, aber für die öffentlichen Geschäfte weniger. Es ist jetzt 10½ Uhr und noch keine Spur von Erwachen. Graf Bismarck war unglaublich amüsant, in seiner rosigsten Laune, und fascinirte unseren Wirth, den reichen Weinhändler Kupferberg, förmlich mit Patriotismus und allem Möglichen. Um 10½ Uhr mahnte ich zum Aufbruch und fand nach einigem Drängen auch Gehör. Heut frühstückten wir im Garten, wozu unser Wirth kam, der schon mit einer Deputation des Gemeinderaths von Mainz bei dem Könige gewesen und ganz ergriffen von dem ernsten gehaltenen Wesen und den ruhigen bescheidenen Worten war, die der König zu ihnen gesprochen.

Als ich bei einem inhaltsvollen Telegramm nach London saß, wurde mir ein Feldjäger und ein anderer Herr, Beide aus London, mit Depeschen gemeldet, aber in Begleitung eines Gendarmen! Unsere Bahn- und Feldpolizei in Bingen war so weise gewesen, einen Königlichen Feldjäger-Lieutenant und einen anderen Herrn, dem Graf Bernstorff Depeschen mitgegeben hatte, für französische Spione zu halten, obgleich alle ihre Papiere in Ordnung waren! Natürlich amende

honorable und möglichste Freundlichkeit gegen die Leute, aber leider auch viel Zeitverlust.

Von Aufbruch hier ist noch keine Rede. Vielleicht geht der König mit geringem Gefolge einmal fort. Für militärische Expeditionen sind freilich Keudell und Bohlen die nächsten. Pazienza! Ein Jeder an seinem Posten!"

Mainz, den 3. August 1870, abends.

„Eigentlich ist mir ganz unheimlich zu Muth, daß dieser Krieg mit so viel Behagen und Comfort anfängt; nach dem Kriege und nach einem Monat unerträglicher Strapazen wäre es mir lieb, aber jetzt ist mir's mehr leid, als ich sagen kann. Wir sind noch immer unthätig hier, d. h. das Schwert ist unthätig, die Feder nicht; denn an Schreiberei hat's heut nicht gefehlt; aber Nachrichten von ernsteren Engagements sind nicht da, die Feinde rücken nicht vor, und unser Eisenzahn hat sich auch noch nicht eingebissen. Einstweilen leben wir hier so fort in Telegrammen, Depeschen ꝛc."

Mainz, den 4. August 1870, abends.

„Eben wollte ich an Dich schreiben, da kam der Minister herein, um mir ein Concept zu einem Brief an den König von Bayern zu diktiren, welches ich entworfen, er aber so durch Korrekturen zurechtgemacht hatte, daß er meinte, es könne sich Niemand herausfinden, wenn er es mir nicht diktirte. Ich muß aber sagen, er hatte es sehr schön gemacht; und so will ich mich die Viertelstunde nicht reuen lassen, die er mir für den Brief an Dich weggenommen hat."

Abends 9½ Uhr.

„Da kommt die erste Siegesnachricht! Vom Kronprinzen, der einen glänzenden aber blutigen Sieg meldet, bei Weißenburg; die französische Division unter General Douay hat ihre Zeltlager zurücklassen müssen, 500 Gefangene und ein Geschütz in unseren Händen; der General Douay todt; von uns General Kirchbach leicht verwundet. Als ich die vorige Seite geschrieben, und der Minister mit dem Concept zum König gefahren war, ging ich mit Keudell im Mondschein auf die Terrasse vor unserem Hause, unser Wirth gesellte sich zu uns und

erzählte, die Stadt sei voll Enthusiasmus über eine Siegesnachricht, die er im Ganzen gleich richtig erzählte; wir eilten auf den hohen Balkon des Hauses, um von da die bengalischen Flammen der Stadt zu sehen, die Töne des »Heil Dir im Siegerkranz« zu hören, sahen dort den Minister hinauffahren, eilten hinunter ihm entgegen und hörten ihn aus dem Wagen springen mit den Worten: »Einmal haben wir gewonnen!« Dann las er uns das Telegramm des Kronprinzen vor; und nun sitzen sie im Garten, zu feiern; da muß ich doch hinunter und mit anstoßen, erst aber mußte ich Dir's erzählen."

Abends, 10½ Uhr.

„... Bis dahin waren wir fast ohne Nachrichten; wir wußten nur, daß der Feind Saarbrücken genommen, eine offene Stadt, die wir niemals vertheidigen wollten; es standen fast 14 Tage lang drei preußische Kompagnien darin, die Ordre hatten, sich bei der ersten ernstlichen Annäherung des Feindes auf das Gros der Armee zurückzuziehen; das ist nun geschehen, und in Metz hat man dies als einen großen Sieg gefeiert! Dagegen hat nun der Kronprinz weiter südlich die Initiative genommen, Weißenburg auf französischem Gebiet und den Geiß-Berg genommen, mit Preußen und Bayern vereint; und das ist mir eine besondere Freude, wie ich es auch dem künftigen Könige gönne, daß er den ersten Sieg gewonnen. Er setzt nun seinen Vormarsch fort; inzwischen drängt auch General Steinmetz von Norden herab und wird bald seinen Eisenzahn einsetzen. Ob das nun nicht auch das Vorgehen des Königs beschleunigt? Die Bestimmungen haben heute schon dreimal gewechselt."

Mainz, den 6. August, Nacht vom Sonnabend auf Sonntag, 2 Uhr.

„Denk Dir meinen Schreck, als ich durch Licht und Schritte geweckt im Bett auffahre und Lehndorff und Alten*) mit einer Laterne vor mir sehe: »Wo schläft Bismarck, es ist ein zu großer Schwindel!« Um Gott, denk' ich, was ist vorgefallen? Und nun kommen sie mit der Siegesnachricht vom Kronprinzen, die ich erst gar nicht glauben wollte, sondern wirklich für Schwindel hielt. Der König hatte zuerst etwa um 11 Uhr ein Glückwunschtelegramm vom König von Bayern, dann einen

*) Freiherr v. Alten, Major und Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs.

tiefgerührten und erschütternden Heil- und Segensgruß von seiner Tochter Luise bekommen und gar nicht gewußt, worauf sich's bezog, dann erst spät in der Nacht ein Telegramm vom Kronprinzen, das gleich mit »2 Adler, 6 Mitrailleusen, 4000 Gefangene« anfing, ohne irgend etwas über die Umstände und Einleitung des Kampfes, so daß wahrscheinlich schon ein Telegramm vorher ausgeblieben. Jetzt, mitten in der Nacht, tönt das Hurrahrufen aus der Stadt zu mir herauf."

Homburg vorm Wald, Montag den 8. August 1870, morgens.

„Gestern um 10 Uhr dampften wir von Mainz ab, den Rhein hinauf bis Ludwigshafen (Mannheim gegenüber); dann schwenkten wir nach Westen ab nach Kaiserslautern; dort trafen wir auf dem Perron Keudell und Hatzfeld mit dem halben Hauptquartier, die, vom Morgen vorher per Achse vorangegangen, erst vor Kurzem eingetroffen waren und in der Meinung, daß wir in Kaiserslautern bleiben würden, uns prächtiges Quartier bereitet hatten; wir dampften aber, von ihrem Neide verfolgt, weiter, obgleich die Quartiermacher des Königs nicht voran waren; und so fielen wir wie eine Bombe in dies kleine Landstädtchen von etwa 2000 Einwohnern, wo schon der Kronprinz von Sachsen lag und nun Quartier für König und Prinzen, Groß- und Erbgroßherzoge gemacht werden mußte und für uns Alle mit. Vom Bahnhof zogen wir unter der herrlichsten Abendgluth der unter den Wolken vorkommenden Sonne, die Hügel, Wald und Stadt mit einem Gold übergoß, wie ich es nie schöner gesehen, dem Städtchen zu, wo der König im Bezirksamt, der Minister bei einem Bauer, wir, d. h. ich und ein Dr. Ludwig Bamberger, eine in Rheinhessen sehr angesehene politische Persönlichkeit von stark nationalliberaler Färbung, den der Minister zu politischen Einwirkungen, wozu er sehr nützlich sein kann, von Mainz aus mitgenommen hat, bei einer Judenfamilie einquartiert.

Gegen 9 Uhr war Diner beim König im Garten des Hauses unter beständigem Wetterleuchten; bei Tisch kamen Telegramme vom Kronprinzen mit Details über die Verfolgung des Feindes nach dem Siege bei Wörth, von Prinz Karl über die Besetzung von Saargemünd u. s. w., die verlesen wurden. Nach dem Diner noch einige Aufträge vom Minister, und dann konnte ich erst nach der inzwischen angekommenen Mappe von Berlin sehen.

Ich schicke Dir keine Nachrichten, weil Du alle in der Regel früher bekommst, als wir sie erhalten. So müßt Ihr den Sieg von Wörth vom 6. August am Abend des 6. in Berlin gehabt haben, während wir erst nach Mitternacht dadurch geweckt wurden. Der König erzählte mir gestern selbst, wie er die erste Nachricht von seiner Tochter Luise bekommen habe, deren gerührten Glückwunsch und Freudensbezeugungen er gar nicht verstanden, und gemeint, sie bezögen sich nur auf am selben Tage stattgefundene, auch siegreiche, aber kleine Gefechte bei Saarbrücken; dann ein Telegramm aus Schloß Berg vom König von Bayern und eines vom Großherzog von Mecklenburg, Alles vollkommen unverständlich; gegen Mitternacht ein Telegramm vom Kronprinzen, ansagend: Erobert zwei Adler rc. — auch noch unverständlich und nur zeigend, daß eine Schlacht und ein Sieg stattgefunden haben muß; endlich gegen Morgen das vorhergehende, durch irgend einen Zufall verirrte Telegramm vom Kronprinzen vom Schlachtfelde nachmittags 4½ Uhr! — Die erste Nachricht, sagte er, würde er von der Königin erhalten haben, wenn er ihr Telegramm, das er beim Thee erhalten, recht gelesen. »Du kannst stolz sein auf Deine Sache«, habe er gelesen, und erst am Morgen entdeckt, daß es heiße: »auf Deinen Sohn«, woraus er denn doch gemerkt haben würde, daß dort etwas vorgefallen. Du siehst also, daß Ihr in Berlin viel besser unterrichtet seid als wir.

Daß die Nachrichten in die Welt kommen, dafür sorgt auch schon Bismarck und quält unsere Chiffreure damit mehr, als nöthig ist."

Saarbrücken, den 9. August 1870, abends.

Hier sind wir denn in der Stadt, aus deren Einnahme die Franzosen eine so große Affaire gemacht haben und die sie selbst sich rühmten in ein monceau de cendres verwandelt zu haben, was wir ihnen allerdings auch zuerst geglaubt haben.

Nun finden wir, daß gar keine Aschenhaufen hier sind, daß die Stadt ganz behaglich und wohlhäbig dasteht, daß die Franzosen, welche in den 3 Kompagnien und 2 Schwadronen noch immer die ganze preußische Armee sahen, kaum gewagt haben, in die Stadt hinein zu kommen, obgleich sie dieselbe von den Höhen hinter der Saar gründlich beschossen und den Bahnhof in Brand steckten. — Uebrigens gingen die

Franzosen bald wieder aus der Stadt heraus und verschanzten sich auf den Höhen eine halbe Stunde von der Stadt, hauptsächlich auf dem sogenannten Spicheren-Berge — und da erstürmten denn am 6. (am Tage der Schlacht bei Wörth) unsere braven Truppen diese verschanzten Anhöhen mit, ich möchte beinahe sagen, ebensoviel Dummheit als Kühnheit, mit vollständigem glänzenden Erfolg, aber mit fürchterlichen und unnöthigen Verlusten alle Stabsoffiziere zu Pferde in den ersten Sturmreihen, daher denn auch fast alle Stabsoffiziere durch die bequemen Schüsse der Franzosen aus ihren Verschanzungen heraus getödtet sind. Es ist besonders das 40. und 74. Regiment, dann die Königshusaren, welche entsetzlich gelitten haben. Aber auch unsere Leute haben gut gezielt; und es ist merkwürdig, daß die meisten schwer Verwundeten Franzosen sind.

Heut auf dem Wege hierher besuchten wir in einem Städtchen St. Imbert ein Lazareth mit vielen Preußen und einigen Franzosen; wie die Gesichter der ersteren aufleuchteten, als der König hereintrat und mit ihnen sprach! Graf Bismarck vertheilte Cigarren und Zeitungen, es war doch ein herzbrechender Anblick.

Die Pflegerinnen waren barmherzige Schwestern von Trier; die Leute vom Ort hatten mit 58 Wagen die Verwundeten vom Schlachtfelde hereingeholt, und 10 bis 12 Stunden weit sollen die Leute hergekommen sein, um sich Verwundete vom Schlachtfelde zur Pflege zu holen. Während des Kampfes am 6. haben die Schuljungen des Orts den kämpfenden Deutschen Wasser zugetragen; die Leute selbst sind auf das Schlachtfeld gegangen, um die Verwundeten aufzunehmen; jetzt ist fast kein Haus, wo nicht Verwundete gepflegt werden.

Wir wohnen hier einmal wieder wie im Paradiese bei einem reichen Kohlen- und Hüttenbesitzer, Herrn Haldy. Unsere Wirthin und ihre sehr hübsche Tochter versichern, daß sie ruhig im Garten Kaffee getrunken hätten, während die feindlichen Kugeln umherpfiffen, und daß sie nachher deren viele im Garten aufgelesen. Jetzt sind sie unermüdlich thätig für die Verwundeten, sorgen aber auch ebenso freundlich für die Gesunden."

Saarbrücken, Mittwoch den 10. August 1870, morgens.

„In Homburg war es wenig behaglich, aber was war das gegen unsere armen Soldaten, die in strömendem Regen die Nacht biwakiren

mußten! Und dennoch sah das sächsische Armeekorps, welches gestern Morgen fast drei Stunden lang durch die Stadt vor dem König und dem Kronprinzen von Sachsen vorbei defilirte, ganz adrett und propre aus; tüchtige Leute, tüchtige Pferde und viel Hurrahs, nicht allein für ihren Kronprinzen, sondern auch für unseren König.

Heut Morgen ist nun wieder Alles still, während wir gestern die belebtesten kriegerischen Schauspiele hatten. Erst morgens den langen Vorbeimarsch der sächsischen und einiger preußischen Truppen; dann den Aufbruch von Homburg. Wir fuhren zuerst per Achse, ich mit dem Minister im Wagen, um 12 Uhr; mit uns ein zweiter Wagen mit den Chiffreuren und unserem Fourgon, es war ein milder, halb bewölkter Tag, wundervolle Luft, kein Staub, eine herrliche, reiche hügelige Gegend, schöner Wald, Acker- und Gartenland, aber fast fortwährend sah man zur Seite ein Lager, ein Biwak, einen Train, aus dem Walde, von den Wiesen Dampf von den Feldküchen, unzählige Truppenmassen zu beiden Seiten aufgestellt; die Leute sahen alle frisch und munter aus. Hie und da immer Einer, der Bismarck erkannte. Dann brach der Jubel los, und das Hurrah ging Viertelstunden am Wege entlang fort, dabei lachte den Leuten das ganze Gesicht, und es war eine wehmüthige Freude, diese frischen Jungen zu sehen, welche dem Minister dankbar waren, der ihnen doch gewissermaßen diesen Krieg verschafft hatte, dessen Nöthe, Mühen und Gefahren sie über die Begeisterung für das Vaterland vergaßen!

Auf der Mitte des Weges zwischen Homburg und Saarbrücken machten wir Halt, um die Pferde zu tränken; dort holte uns erst Moltke ein, der mit Stiehle*) im Wagen saß; Letzterer, Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl, war vom französischen Boden zurückgekommen, um Moltke zu sprechen, und war in der besten Stimmung; es ginge Alles vortrefflich bei seinem Theile der Armee. Dann überholte uns der König, welchem die Tochter des Forsthauses, die sich einen schönen Rosenkranz dazu aufgesetzt hatte, nun das Bouquet überreichen konnte, das sie erst Bismarck, ihn für den König haltend, dargereicht hatte. Der König sah sehr wohl aus, sagte auch, er wäre frisch, obwohl er in der Nacht einmal aufgewacht sei und sich dann

*) 1870/71 Generalmajor à la suite Seiner Majestät des Königs, Abtheilungschef im großen Generalstab.

doch der schwarzen Punkte, die ihm nachts kämen, nicht habe erwehren können. Die großen Verluste müssen freilich nächst den nächsten Angehörigen immer am schmerzlichsten ihn treffen. Aber der Vorbeimarsch der Truppen, während dessen er fast drei Stunden lang stehen mußte, hatte ihn erfreut und erfrischt."

Den 10. August, abends.

„Ich habe eine Depesche etwas eilig, vielleicht zu eilig abgemacht, so daß Graf Bismarck sie mich am Ende morgen noch umschreiben lassen wird; das thut aber nichts; ich hatte Eile, fertig zu werden, um meinen Thee im Geiste mit Dir zusammen zu trinken. Freilich muß ich dabei unserer armen, draußen biwakirenden Soldaten vergessen; denn es stürmt und regnet draußen seit Nachmittag, daß einen Menschen und Thiere dauern, und man sich kaum freuen mag, selbst unter Dach und Fach zu sein. Eben schickt der Minister schon mein Konzept wieder, und zwar nicht, um es umzuschreiben, sondern mit wenigen Korrekturen, um es zu mundiren.

Du siehst, wie sehr ich Dir immer die allerflüchtigsten Eindrücke des Augenblicks und der Gegenwart wiedergebe, ganz vergessend, daß diese Gegenwart schon eine ferne Vergangenheit von mehreren Tagen ist, wenn dies Blatt in Deine liebe Hand kommt!

Heut war ich bei Majestät zum Diner. Interessant war, was man noch über den Schauplatz des hiesigen Gefechts vom Sonnabend*) hörte, das keine große Schlacht wie die am selben Tage vom Kronprinzen bei Wörth gewonnene war, aber eine der glänzendsten (leider auch unsinnigsten) Waffenthaten, welche die Geschichte kennt. Alle, welche heut Morgen draußen waren auf den Höhen, eine starke halbe Stunde von der Stadt, sind einig darüber, daß es nach diesem Vorgang keine uneinnehmbare Position mehr giebt; die steile Höhe, auf welcher die Franzosen im Walde verschanzt waren, sei wie eine sturmfreie Festung, und diese erstürmten unsere Soldaten (39., 40., 48. und 12. Regiment) mit vollem Gepäck nach siebenstündigem Marsch! —

Die Franzosen sind außer sich; sie hätten es nie für möglich gehalten, aus einer solchen Position herausgeworfen zu werden; dagegen könnten sie nicht an!

*) 6. August Erstürmung der Spicherer Höhen.

So werden unsere ungeheuren Verluste vielleicht durch den ungeheuren überwältigenden moralischen Eindruck bezahlt, den diese Waffenthat auf das französische Heer gemacht hat.

Inzwischen kommen nun auch Nachrichten von Paris, zum Theil schwer verständlich, aber auf ein nahes Ende der Napoleonischen Dynastie deutend — ob auch des Krieges? Was in Frankreich werden soll und kann, ist nicht zu sagen. — Heut erfahren wir, daß das Ministerium Ollivier-Grammont, welches diesen unsinnigen Krieg heraufbeschwor, zurücktritt »als unfähig«. Was hätte der Welt erspart werden können, wenn sie das vor vier Wochen erkannt hätten!"



6. Kapitel.

In Feindesland. (1870.)

„Alle eure Sorge werfet auf ihn,
denn er sorget für euch."
(1. Petri 5, 7.)

An seine Frau.

St. Avold, den 11. August 1870.

„Also heut den ersten Gruß von französischem Boden! Wir sind gleich nach Mittag von Saarbrücken weggefahren und haben etwa eine halbe Meile dahinter die Grenze überschritten, von welcher unsere herrlichen Truppen vor wenigen Tagen den Feind zurückgeworfen hatten. Es ist ein eigenthümlich stolzes Gefühl, in Feindesland zu sein; wir sind diesmal nicht so rasch von Berlin bis dahin gekommen, wie im Jahre 1866, wo wir am Abend des Tages, an dem wir Berlin verließen, schon jenseit der Grenze waren; dafür soll es aber diesmal hoffentlich noch nachhaltiger sein. Einstweilen sind wir hier im Städtchen St. Avold recht gut aufgehoben; neben mir bewohnen Keudell und Hatzfeld ein großes Zimmer; nicht weit davon sind unsere Bureaubeamten, welche das höchste Lob wegen ihrer Thätigkeit und Aufopferung verdienen und heut Unglaubliches geleistet haben, um den Courier nach Berlin noch vor unserer Abreise nach Saarbrücken abzufertigen. Wir sind hier etwa um 4 Uhr ange-

kommen, und da der Minister eben zum König und gerade nichts zu thun ist, außer einer französischen Proklamation, die in Graf Hatzfelds Departement gehört, benutze ich die Stunde, um Dir einen Gruß zu senden."

Abends.

„Eben machte ich mit Keudell und Hatzfeld einen schönen Spaziergang auf eine kleine Anhöhe neben der Stadt, auf deren Spitze eine Feldwache lag, und von der man einen herrlichen Blick über die schöne Gegend hat. Die Stadt liegt sehr anmuthig in einem Thal zwischen bebauten und bebuschten Höhen, weit gestreckte Waldungen rings umher, darüber ein schöner, sich immer heller klärender Abendhimmel. In der Tiefe sahen wir einen Trupp Ulanen heranreiten.

Die gebildeten und reichen Leute sind meist von hier fort; die zurückgebliebene Einwohnerschaft ist nicht unfreundlich, wobei die Furcht vor den unzähligen Bajonetten wohl mehr mitwirken mag als die Liebe oder die alte deutsche Stammesverwandtschaft, doch sprechen die Leute überall deutsch; wenn man sie hört, begreift man eigentlich gar nicht, daß man nicht mehr auf deutschem Boden sein soll. Es ist ja auch alter echter deutscher Boden — und wo die Sprache nicht aufgehört hat, da hat auch das deutsche Wesen innerlich nicht aufgehört."

12. August 1870, morgens.

„Diese Nacht haben wir nur mit einem Auge geschlafen; in Feindesland und, wie Einige behaupten wollten, etwas unvorsichtig vorgeschoben, ohne genau zu wissen, ob wir eine hinreichende Armee vor uns hätten, um sicher zu sein, daß der jetzt in Metz kommandirende Bazaine keinen Ausfall wagen könne. Die Herren vom Generalstabe aber lachten darüber: wir hätten große Kavalleriemassen vor uns, die allein hinreichten, uns zu schützen; und schließlich ist Moltke bei Allem daring doch zu besonnen, um den König wirklichen Gefahren auszusetzen. Es ist auch gar nichts passirt, wir sind nicht alarmirt, nicht troublirt, nicht massakrirt, nicht prisonnirt, sondern munter und wohl auf und amüsiren uns über die Gespensterfurcht, die wir uns zum Scherz gestern Abend selbst vormachten. Wir beobachten nur in Feindesland die Vorsicht, uns nicht eparpilliren und in verschiedene Häuser auseinander legen zu lassen, sondern uns zusammen zu halten, was der Minister,

der bisweilen über unsere schönen aber zerstreuten Quartiere aufgebracht war, auch schon der Arbeit wegen verlangt.

Mit dem Sturz Napoleons (der übrigens noch keineswegs nach England entflohen, sondern nur von der Armee nach Paris zurück ist) würde die Sache noch nicht zu Ende sein. Du beurtheilst die Franzosen vollkommen richtig, sie müssen und werden den Krieg fortsetzen, so lange sie irgend können; und wir müssen es auch, denn mit dem bloßen Aufsetzen einer anderen Papiermütze oder Maske von Seiten der Franzosen ist es für uns wahrlich nicht gethan. Ob ein Napoleon oder ein Orléans oder ein Diktator an der Spitze steht, ist für uns gleichgültig; wir führen diesmal Krieg mit Frankreich, und seine Macht und sein Prestige müssen gebrochen werden, gründlich, für ein paar Generationen wenigstens. Die Franzosen sind es eben selbst, welche ihre Herrscher zwingen, um ihrer Eitelkeit und Herrschsucht zu schmeicheln, ihre Nachbarn mit Krieg zu überziehen. Das muß ihnen unmöglich gemacht werden. Sie selbst geben auch nicht so klein bei; sie können nicht anders, als das Gottesgericht noch weiter über sich herausfordern."

St. Avold, den 13. August 1870, morgens.

„Wir wollen nicht übermüthig sein, sondern recht von Herzen demüthig. Die Hauptmacht des Kaisers ist noch nicht gebrochen und sein Muth auch noch nicht; bittet daher Gottes Segen zu unserer weiteren Arbeit, auch für die Arbeit der Feder: Unsere Aufgabe ist es hauptsächlich, die Feinde und Neider abzuwehren, welche das Glück unserer Waffen uns zuzieht, und zu sorgen, daß die Früchte der blutigen Arbeit uns nicht verkümmert werden. Darin ist Graf Bismarck wirklich unvergleichlich; unerschöpflich in Gedanken im Einzelnen, und dabei unverrückt auf das Ziel gerichtet. Hier und da geschieht bei der großen Hast und Fülle einmal etwas Ueberflüssiges; aber darauf kommt nichts an. Versäumt wird nicht leicht etwas, und in der Regel trifft er mit bewundernswürdiger Schärfe das Richtige. Dabei würde auch abgesehen von dem eigentlich diplomatischen Felde eine Menge nothwendiger Sachen unterbleiben, wenn er nicht eine so bewundernswürdige Initiative hätte und an Alles dächte.

Der gestrige Tag ist ruhig vergangen; unsere Truppen sind über-

all im Vorrücken, der Kronprinz südlich gegen Nancy, die beiden anderen Armeen vor und mit uns gegen Metz. Ungeheuere deutsche Truppenmassen vor uns, bei und in Metz die Franzosen, welche wahrscheinlich die starke Position hinter Metz halten wollen."

Falkenburg oder Foulquemont, Sonnabend den 13. August 1870.

„... Es hat heute eine Trennung des Hauptquartiers stattgefunden, und Bismarck, der mit dem König in einem kleinen Dorf eine Stunde von hier liegt, hat diesmal seinen Vetter Carl Bohlen*) mit sich genommen, während wir Andern alle mit Prinz Carl und den übrigen Fürstlichkeiten in diesem Städtchen liegen. Das ist nun ungeheuer behaglich, daß der Chef nicht jeden Augenblick mit Aufträgen aus der anderen Stube kommen kann, sondern erst einen reitenden Boten eine Stunde weit schicken muß, wenn er uns irgend ein Telegramm auftragen will.

In der Nacht kam eine Sendung von Berlin, die mir zwei Deiner Briefe, aber auch mancherlei zu thun brachte, was abgethan sein mußte, ehe Graf Bismarck aufwachte. Letzteres fand nun für mein Behagen diesmal viel zu früh, für die Geschäfte aber kaum früh genug statt; daher denn auch eine große Hetze entstand, da ein Courier nach Berlin, ein anderer an den Kronprinzen abgefertigt werden mußte, ein Gendarm nach Saarbrücken zurück, um Proklamationen (die Graf Hatzfeld in sehr schönes Französisch gebracht hatte) drucken zu lassen.

Da der Minister seinen kleinen Vetter mit sich in den Wagen nehmen wollte und ich zu reiten wünschte, ritt ich mit Keudell und Hatzfeld hierher in 2½ Stunden. Wir bewegten uns neben ungeheuren Massen von Menschen und Thieren und Wagen vorwärts, bald an Artillerieparks, bald an Munitionskolonnen oder Proviantkolonnen, bald an Infanterie-Regimentern vorüber — es war ein ungeheuer interessantes und belebtes Schauspiel."

Falkenburg oder Foulquemont, den 14. August 1870, morgens früh.

„Als ich mich gestern Abend eben niederlegen wollte, kam Stieber,**) der nach Herny war, wo der Minister und der König liegen, mit einem

*) Vergl. S. 331.

**) Dr. jur. Geheimer Regierungsrath, war 1870/71 Chef der Feldpolizei.

Schmerzensschrei des Ersteren nach seinem Bureau von dort zurück, und in der Nacht ist nun noch eine zweite Ordonnanz gekommen, mit einem zweiten Schmerzensschrei und einer Menge Telegramme in Chiffres. Ich kann mir diese für ihn sehr schmerzliche Situation nur höchst tragikomisch denken, den Minister vor den unentzifferbaren Telegrammen! Er wünscht deshalb, wir möchten so früh als möglich aufbrechen und zu ihm kommen, für Unterkommen würde er schon sorgen.

Ein Krieg mit Frankreich, eben weil er ein Nationalkrieg ist, kann nicht in sieben Tagen und nicht mit ein oder zwei Schlachten beendet sein. Die Hauptsache steht uns auch militärisch noch bevor; ich glaube zwar auch, daß es nur noch einer Schlacht bedarf, aber einer großen und entscheidenden; wenn wir die gewinnen, so haben sie kein anderes Heer aufzustellen, und ohne Heer kann keine, auch die verbissenste Nation nicht Krieg führen. — Dann kommt aber noch die diplomatische Campagne, welche in Feindesland zu Ende geführt sein muß, ehe wir das Land räumen und nach der lieben Heimath zurückkehren können. Da wird Bismarck alle seine Klugheit und alle seine Energie nöthig haben, um Maß zu halten, d. h. das rechte Maß zu treffen, nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig. Denn unschädlich muß Frankreich nun auf lange Zeit gemacht werden. Unsere sogenannten guten Freunde aber werden kommen und sagen: »Laßt nun das arme Frankreich mit einem blauen Auge und dem Verlust eines Napoleon davon kommen und begnügt Euch mit der Kaiserkrone in Deutschland und Allem, was Ihr dort schon habt!« — Hol' sie der Teufel, all diese guten Freunde, es soll ihnen doch nicht gelingen!"

Herny, den 14. August 1870, mittags.

„Die Franzosen sind in vollem Rückzug, wie es scheint; wir suchen sie seit drei Tagen vergebens. Metz, welches eine starke Festung ist, werden sie natürlich halten.

Ich freue mich besonders, daß Du so ernst und ruhig über die Zukunft denkst und auf schwere Kämpfe gefaßt bist. Es wird noch viel Arbeit geben, und ich begreife nicht, wie die Leute so ungeduldig werden können. Sie sind freilich verwöhnt durch 1866!"

Herny, den 15. August 1870. Napoleonstag, nachmittags.

„Heute früh wurden wir vor 6 Uhr alarmirt, ich fürchtete, es ginge rückwärts, es war indeß vorwärts: aber nichts als eine Rekognoszirung, von der wir zurückgekehrt sind; um 6¼ zu Pferd gestiegen, um 3¼ hier wieder abgestiegen, also 9 Stunden zu Pferd. Du kannst mit Deinem Mann zufrieden sein, es war eine gute Leistung von Roß und Mann. Eben mußt' ich in aller Eile noch ein politisches Memoire für den Kronprinzen aufsetzen.

Wir ritten früh aus, der König und der Minister (mit seinem Vetter) und einige Andere fuhren drei Meilen weit, wir Anderen mußten gleich reiten; dann ritten wir mit dem König auf Anhöhen, von denen man das ganze Terrain übersehen konnte; wir sahen die hohe stolze Kathedrale von Metz ganz deutlich und hinter ihr die Staubwolken der abziehenden Armee der Franzosen!"

Pont à Mousson, Dienstag, den 16. August 1870, abends.

„Es war ein heißer Tag, d. h. nicht an Arbeit, sondern an wirklicher Sonnenhitze; und ein Staub, wie ich ihn kaum jemals erlebt habe; fast den ganzen, vier bis fünf Stunden langen Weg mußten wir langsam fahren, neben endlosen Kolonnen, bald Infanterie, bald Kavallerie, bald Munitions- oder Proviantwagen uns fortbewegen, und um auf halbem Weg einmal den Pferden Ruhe und Wasser zu geben, hatten wir nur einen schattenlosen Fleck. Hier sind wir nun desto behaglicher untergebracht, in einem hübschen Hause mit einem kleinen vorderen, von zwei Flügeln eingefaßten Hofe, dessen Seiten von dichten blühenden Rankengewächsen, welche bis in die Fenster hineindringen, bewachsen sind! Ich bewohne den einen Flügel, Graf Hatzfeld den anderen; der Minister, Keudell und Graf Bohlen das mittlere Corps de logis.

Unterwegs kam zu Fuß mitten im ärgsten Staube der Oberst v. Willisen heran, um sich bei Graf Bismarck vorzustellen, welcher etwas contre coeur im Staube halten ließ, weil er doch einen Regimentskommandeur, der zufällig zu Fuß war, nicht neben dem Wagen herlaufen lassen könne."

Mittwoch, den 17. August 1870, abends.

(Für die Familie.)

„Nach einem so fürchterlich blutigen Gefecht,*) wie das gestrige, wovon gewiß auch viel in die Zeitungen kommt, muß es Euch doppelt lieb sein, zu wissen, daß sie**) tags darauf gesprochen worden sind. Es machte sich wirklich Alles so glücklich wie möglich. Wir waren dem Könige und Bismarck, die schon um 3½ Uhr bis nach dem gestrigen Schlachtfelde, etwa drei Meilen von hier, gefahren waren, um erst dort zu Pferde zu steigen, langsam reitend erst um 4½ Uhr nachgefolgt, kamen also viel später an, fanden indeß den König und die ganze Suite zu Pferde ohne langes Suchen. Unterwegs hatten wir schon viel Entsetzliches über das gestrige Gefecht gehört, auch erfahren, daß zwar die Garde-Dragoner und die 6. Kürassiere am stärksten betroffen, aber auch Max' 3. Ulanen sehr mit dabei betheiligt waren. Ich suchte nun, wo ich konnte, nach rothen Ulanen, deren ich auch einzelne traf; mir schlug das Herz immer höher, wenn ich einen sah. Zuerst kannte ihn Keiner, dann erfuhr ich von Einem, er sei bei der 3. Schwadron; er wußte aber nichts von seinem Ergehen. Wir kamen zum König herauf, als gerade die Reiter-Regimenter oder vielmehr die schwachen Reste ihrer Schwadronen zum Vorbeimarsch vor dem König antraten. Das Herz blutete, wenn man diese Häuflein sah: zuerst die Kürassiere, von denen ein Zehntel kam; dann die Garde-Dragoner, aus deren zwei Regimentern man eines hat machen müssen, damit es nur wie eine Schwadron aussehe; dann: Herr Gott' da kommen ja auch Ulanen, und zwar rothe, dritte; wie sie vor Seiner Majestät vorbei waren, lasse ich mir den Rittmeister derselben, einen Grafen Hardenberg, zeigen und eile noch im Vorbeimarsch auf ihn zu mit der Frage: »Haben Sie bei Ihrer Schwadron einen Grafen Yorck? Lebt er?« »»Ja, er ist gesund und wohl und muß gleich vorüberkommen!««; und in demselben Augenblick sprengt von einer anderen Seite Fritz Willisen auf mich zu, reicht mir die Hand und ruft: »Da ist Max — Max, komm heraus!«, und so holte er ihn aus dem Gliede heraus, daß er auch mir Gruß und Hand geben kann und ich ihm zurufen, es sei Alles wohl bei den Seinigen und ich

*) 16. August Schlacht bei Mars la Tour.

**) Graf Max Yorck und Fritz v. Willisen (verlobt mit Gräfin Margarethe Yorck).

würde Nachricht über ihn geben! Dann mußte er fort, und da sie gleich abschwenken mußten, um in einiger Entfernung ruhig zu biwakiren und abzukochen, ich aber in der Suite des Königs bleiben mußte, so waren wir bald auseinander. Fritz Willisen mußte auch zu seinem Prinzen.*) Auch Max sah ganz vortrefflich aus; durch das von Staub, Sonnenbrand, auch Pulverdampf fast unkenntlich gemachte Gesicht leuchteten Jugendkraft und Frische; er lachte mit dem ganzen Gesicht, als Willisen erzählte, wie gestern ihm, dem Max, das Pferd unter dem Leibe todtgeschossen sei, er aber fix wieder auf und auf ein anderes. Auch Max sah ich nachher noch einmal in dem großen Dorfe Gorze, etwas südlicher vom Schlachtfeld, bei einem Brunnen, wo er mit einer Patrouille Wasser für sein in der Nähe liegendes Biwak holte; wir konnten auch da nur ein paar Worte wechseln. Nachdem er den blutigen Tag von gestern durch Gottes Gnade glücklich überwunden hat, dürfen wir nun eine ganze Weile ohne Angst sein. Denn das III. Armeekorps, wozu sein Regiment gehört, ist in einem solchen Zustande infolge des übermäßigen heroischen Muthes, daß es in der nächsten Zeit nicht mehr verwandt werden kann, sondern nun zum Ausruhen und zur Erneuerung seiner Kräfte eine ganze Weile in Ruhe gelassen werden muß. Schon das heutige Biwak des Regiments war darauf berechnet und daher weit zurück.

Aber diese freudigen Augenblicke wurden recht verbittert durch die Jammernachrichten, welche man überall über den gestrigen Tag hörte. Regimenter, die die Hälfte ihrer Offiziere verloren haben, bei sechs Kompagnien des 11. Regiments kein Offizier mehr! Der Kommandeur von den rothen Husaren (Zieten=), Vetter von Keudell, liegt in Gorze mit schwerer Wunde im Schenkel; Grüter von den weißen Husaren durch das Handgelenk geschossen; von den Garde=Dragonern Kleist, der Adjutant des Prinzen Georg, todt, Prinz Reuß todt, Graf Wesdehlen, der junge Ehemann, todt, Kommandeur Auerswald sterbend! Der König rief mir im Vorbeireiten, als ich die Front auffritt, zu: »Guten Morgen — ein schrecklicher Anblick!« mit trüber, ganz bewegter Stimme. Um so dankbarer wollen wir dem lieben Gott sein, der die Unseren so gnädig bewahrt hat!"

---

*) Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Pont à Mousson, den 18. August 1870.

„Heut morgen um 4 Uhr ist der Minister mit dem König wieder hinausgefahren.

Wir Anderen sind alle zurückgeblieben, da uns keine Dienstpflicht hinausrief, Keudell, Graf Hatzfeld und ich, wir konnten nicht fahren und unsere Pferde keinen dritten Ritt machen, wie vom 15. und 17.

Der Tag vom 16. ist wieder ein glorreiches Blatt unserer Kriegsgeschichte. Am Morgen kommt das III. Armeekorps zuerst mit der Kavallerie heraus. Diese, um den Feind festzuhalten, greift mit unglaublicher Bravour im ungünstigsten Terrain an, und es gelingt, ihn zum Stehen zu bringen, erst zwei Stunden später konnte die Infanterie heran! Sie finden sich (ein einziges und vereinzeltes Armeekorps) drei Französischen Korps (Canrobert, Frossard, L'Admirault) und Theilen der Garde gegenüber, der Feind versucht, sie zurückzudrängen, vergebens! Sechs Stunden lang halten die Braven allein den mörderischen Kampf gegen die drei Korps aus; ein Geschützfeuer, gegen welches, wie die Leute, die dabei gewesen, sagen, Königgrätz nichts gewesen; dazu die weittragenden Chassepots und die mörderischen Mitrailleusen; stundenlang ist es gewesen, wie ein Hagel, der aufs Dach schlägt; wo eine Mitrailleuse hintrifft, Alles niedergemäht! Vom 11. Regiment sechs Kompagnien ohne Offizier, Bataillone zuletzt von Unteroffizieren befehligt! Die Kürassiere im Angriff auf eine Batterie dezimirt, dennoch kein Weichen und Wanken! Um 5 Uhr, in der Zeit der höchsten Bedrängniß, kommt das X. Armeekorps mit Theilen der Garde-Kavallerie heran; nun geht's vorwärts. Aber die Franzosen sind gut geführt und schlagen sich gut; da die Infanterie nicht ausreicht, greift die Garde-Kavallerie mit unerhörter Entschlossenheit ein; Husaren und Dragoner reiten die Carrés nieder, die sich hinter ihnen wieder erheben und von hinten auf sie feuern, dazu ein furchtbarer Hagel von Kartätschen und Mitrailleusen. Aber auch unsere Artillerie bewährt sich glänzend, und mit dem Dunkelwerden werden die Franzosen zurückgetrieben, und zwar, wie wir es wollten, nach Metz zu! Unsere siegreiche Armee nimmt die Höhen, welche die Straße von Metz nach Verdun beherrschen, und diese letztere selbst ein und steht, wie mir General Stiehle im Vorbeireiten mit Jubel zurief, mit dem Rücken nach Paris und der Feind mit dem Rücken nach Berlin; wie könnte es besser stehen?

... Als wir gestern bei der Suite des Königs ankamen, ritt Graf Bismarck gerade mit seinem Vetter Bohlen fort, nach dem eine Stunde entfernten Campement der Dragoner, bei dem seine beiden Söhne stehen, die so furchtbar im Gefecht waren. Du kannst denken, wie uns das Herz schlug in banger Erwartung und wie wir nach den Zurückkehrenden ausschauten! Ich hatte inzwischen das Glück, Max und Fritz zu sehen — und um so heißer wurden meine Wünsche, daß auch unserem Chef Gott gnädig gewesen sein möge. Nach stundenlangem Harren kam Bismarck-Bohlen zurück. Dem Chef war zuerst gesagt worden, sein zweiter Sohn Bill (Wilhelm) sei todt, aber es war nicht der Fall; er war beim Einhauen in ein Carré mit dem Pferde gestürzt, das erschossen war, aber er war wieder aufgekommen und vorwärts, und der Vater traf ihn frisch und gesund. Seinen ältesten Sohn Herbert fand er in einem etwas entlegenen Lazareth in einem großen Gehöft, Mariaville, mit einer ganz ungefährlichen Fleischwunde im Schenkel; der Knochen nicht getroffen, die Kugel wieder hinausgegangen und gar keine Gefahr."

Abends.

„Wir sind noch voller Erwartung. Wir wissen nur, daß man am Morgen glaubte, es würde zu nichts kommen; daß aber um 11½ Uhr die Kavallerie wieder vorbeordert wurde, und daß ein damals vom Schlachtfelde hierher gesandter Offizier kurz nachher den Kanonendonner in heftigster Weise beginnen hörte; daß gegen 6 Uhr General Chauvin von Gorze aus an das hiesige Telegraphenamt meldete, die Schlacht stehe günstig für uns, und die Telegraphenapparate gingen noch vorwärts; daß um 6 Uhr der König noch auf dem Schlachtfelde war; aber daß man glaubte, er würde heut Abend hierher zurückkehren. Es scheint danach, als wenn der Feind von Metz und seiner Verbindung mit Paris ab nach Norden gedrängt würde. Wir werden nichts Sicheres erfahren, bis König und Minister zurückkommen, oder, was nicht wahrscheinlich, wir nachbeordert werden."

Pont à Mousson, den 19. August 1870, morgens.

„Gestern, wo ich nicht draußen war, ist wieder gekämpft worden, wir haben aber gar keine Details, wissen nur, daß das Gefecht einen günstigen Verlauf gehabt hat, und daß der König und der Minister in einem Dorf auf dem Schlachtfelde zugebracht haben, was immer ein

gutes Zeichen ist. Wir haben die Absicht, zu ihnen hinauszufahren, um ihnen etwas zu essen zu bringen, da sie wahrscheinlich sehr wenig oder gar nichts haben. Daß ich davon nicht zurückbleibe, begreifst und billigst Du."

Pont à Mousson, den 20. August 1870.

„Der vorgestrige Tag*) hat wieder viele Opfer gefordert; es war ein glorreicher Sieg, aber ein schwer erkämpfter; das Resultat ist groß; der Kern der französischen Armee in Metz eingeschlossen, von Paris und seiner ganzen Verbindung mit dem inneren Frankreich abgeschnitten, wir auf der Kaiserstraße zwischen ihnen und Paris stehend, das ist das Ergebniß der beiden Bluttage vom 16. und 18., von denen der 16. doch der furchtbarste gewesen ist. Auch der gestrige war schlimm, manche auch uns schmerzlich treffende Kunde."

In der Schlacht von Gravelotte hatte Wolf Yorck eine, wenn auch nicht sogleich, doch in wenig Tagen den Tod bringende Kugel getroffen. Erst am Abend des 20. August erreichte Abeken die traurige Kunde von der Verwundung. Da ihn der Dienst festhielt und keine näheren Nachrichten zu erlangen waren, sandte er den Reitknecht hin. Dieser brachte die Nachricht zurück von Wolfs schwerer, wenn auch nicht hoffnungsloser Verwundung. Mit großer Schwierigkeit gelang es Abeken, sich einen Wagen zu verschaffen, um in der Zeit, wo er nicht gebraucht wurde, nach Ste. Marie aux Chênes zu fahren. Vor der Ausfahrt schrieb er der Frau: „Ich mußte meinen heut abgegangenen Brief plötzlich schließen, weil ich mit einem Auftrage zum Könige mußte. Der König war sehr freundlich und theilnehmend, als ich ihm sagte, was ich vorhätte; er war überhaupt sehr bewegt; er wisse nicht, ob er sich des Sieges freuen solle, die Opfer seien zu groß! Er danke Gott, daß er mit reinem Gewissen in diesen Krieg gezogen sei. Er drückte mir die Hand mit einer Innigkeit und Herzlichkeit, daß ich beinahe die Fassung verlor."

Commercy, den 23. August 1870, nachmittags.

„Mit dem heutigen Tage beginnt ein neuer Abschnitt unserer Campagne; wir sind nun bei der Armee des Kronprinzen.

Heut fuhren wir bei strömendem Regen aus Pont à Mousson um 10 Uhr in offenem Wagen fort. Einen langen, langen Berg hinauf

*) Schlacht bei Gravelotte.

gingen wir zu Fuß, mit Moltke und den anderen Herren vom Generalstabe, welche alle sehr guten Muthes sind. Es ist allerdings ein mit blutigen Opfern erkaufter, aber sehr großer Erfolg; die französische Armee von dem beabsichtigten Rückmarsch auf Châlons am 16. abgehalten, am 18. aus allen ihren furchtbaren Positionen herausgeschlagen, von ihrer Verbindung mit Châlons und Paris abgeschnitten und in Metz eingeschlossen! Alle unsere Verwundeten sprechen nur von diesen Erfolgen mit Triumph, nie von ihren Leiden."

Bar le Duc, den 24. August 1870, nachmittags.

„Wir haben nur eine kurze Tagereise gemacht hierher und wohnen in der Hauptstraße vis à vis dem Könige. Von der Gartenseite her dringt ein wundervolles Glockengeläut zu mir herein, von der Straßenseite die Trommeln vorbeiziehender Bayern, denn wir sind hier bei den Bayern und haben auf der ganzen Fahrt hierher nichts als biwakirende Bayern gesehen; die Bayern sind es auch, die hier den König empfingen und die uns hier bewachen, bayerische Posten und Ordonnanzen; es kommt Einem ganz seltsam vor.

Noch seltsamer freilich, daß wir unterwegs die Nachricht erhielten, die Franzosen hätten Châlons geräumt und unsere Kavallerie unter Prinz Albrecht habe bereits die Stadt besetzt. Die Stellung konnte allerdings nicht so fest sein, wie wir meinten; aber es wundert mich doch, daß sie sich so weit zurückziehen, wegen des moralischen Eindrucks, den das auf Paris hervorbringen muß."

Abends.

„Ich mußte spät, nachdem der König seinen Thee, den er mit acht Prinzen einnahm, beendet hatte, noch einmal mit einem Auftrage des Ministers zu ihm.

Heut war es ein lauter, in gewissem Sinne lustiger Tag. Die Bayern füllten ihn vom Morgen bis zum Abend mit Musik, weil der Namenstag ihres Königs Ludwig heut ist; früh weckten sie uns aus dem Schlafe mit den Ständchen, die sie dem Könige brachten, dann zog morgens das eine, nachmittags das andere bayerische Korps durch die Stadt und bei dem König (dem wir gerade gegenüber wohnen) vorbei, mit schmetternden Fanfaren jedes Regiment; dann gab es Tafelmusik,

am Abend Theemusik, welche die halbe Bevölkerung des Ortes auf die Beine gelockt hatte, kurz, es war kein Ende.

In den letzten drei Tagen sind uns die traurigen Bilder des Krieges, die uns in der vorigen Woche so ergreifend umgaben, ferner gerückt, und nur das lustige Feldleben thut sich um uns auf. Verwundete giebt es hier gar nicht, seit drei Tagen haben wir keine mehr gesehen, da die Armee des Kronprinzen seit dem 16. nicht wieder gekämpft hat, sondern nur vorgerückt ist. Am ersten Tage, von Pont à Mousson bis Commercy, sahen wir nicht einmal Truppen, an deren massenhafte Züge wir bisher gewöhnt waren; von Commercy bis hierher biwakirende Bayern, die immer mehr wurden, daß der Minister zuletzt meinte, er hätte gar nicht geglaubt, daß es so viele Bayern gäbe."

Bar le Duc, den 26. August 1870.

„Ich freue mich, daß Du so muthig auf den künftigen Frieden blickst. Ich habe keinen Zweifel, daß sich im Stillen schon Intriguen der neutralen Mächte vorbereiten, um uns die Früchte unseres Sieges zu rauben und Frankreich zu schützen. Es soll ihnen aber nicht gelingen! Hier, wenn je, ist es Gottes Werk, denn in Schwächung Frankreichs suchen wir weniger unsere eigene Vergrößerung als nur die Sicherung des Friedens. Ich habe dem Minister gesagt, daß auch durch Deine Briefe der Ruf aller Kreise hindurchginge: Unser Blut kann man uns nicht mit Geld, nur mit altem wiedergewonnenen deutschen Land bezahlen und mit einem dauerhaften Frieden. Es wird freilich dazu auch viel moralischer Muth gehören; den hat Bismarck, mit Schlauheit gepaart."

Clermont en Argonne, den 26. August, abends.

„Eben bringt mir ein von Prinz Friedrich Karl kommender Feldjäger einen Brief von Fritz Willisen von gestern Abend 10 Uhr, der mir sagt, daß er eben von Wolfs Todtenbette komme, der um 6½ Uhr sanft und schmerzlos entschlafen. Sagen kann ich in diesem Augenblick nichts darüber, als Gott habe die reine treue Seele des lieben Menschen selig in seiner ewigen Ruhe! Welche Fülle von Liebe und Hoffnungen ist da zu Grabe getragen für uns, ich darf's nicht denken. Ich kann nur sagen, mein einziger Trost ist in Deiner Liebe! Gott erhalte Dich mir!"

Clermont en Argonne, den 27. August 1870, abends.

„Wir sind hier im Schulhause tant bien que mal einquartiert, aber wenigstens Bureau und Alle zusammen. Unten die beiden Schulstuben sind das Bureau des Generals Moltke und des großen Generalstabes. Wir bleiben heut noch hier, obgleich wir hier lange nicht so bequem sind wie in den beiden letzten Tagen in Commercy und Bar le Duc.

Heut Mittag sollen wir bei Seiner Majestät diniren.

Nun geht die vierte Woche zu Ende, und es kann freilich noch manche dauern. Aber wir wollen ausharren in Muth und Gottvertrauen und Liebe."

Clermont en Argonne, den 28. August 1870.

„Es scheint, daß wir heut hier bleiben. Die Truppenmassen konzentriren sich rings herum, und wir dürfen der kommenden Arbeit getrost entgegensehen. Daß die Sache nach einer ersten Niederlage der Franzosen rasch enden würde, hatte ich nie geglaubt; aber ich hatte gedacht, sie würden den Kaiser rasch wegjagen und dann in einer Republik alle Kraft entfalten. Im Grunde ist es auch so. Der Kaiser und seine Autorität sind faktisch beseitigt; kein Mensch kümmert sich um ihn; Minister und Generale thun, was sie wollen, aber man regiert formell in seinem Namen weiter, in Ermangelung einer anderen Fahne, um welche man sich schaaren könnte."

Busancy, Mittwoch, den 31. August 1870.

„In der Nacht vom Montag zu gestern kam die Ordre, der König würde um 10 Uhr fahren; sämmtliche anderen Herren sollten zu Pferde steigen. Letzteres geschah nicht ganz; viele fuhren, wir aber waren gehorsam und ritten bald nach 9 Uhr von Grandpré fort, nach Busancy, wo der König zu Pferde steigen wollte. Wir sind nämlich gerade jetzt in nördlicher Richtung mit der Verfolgung der französischen Armee beschäftigt, die uns immer ausweicht, nirgends Stand hält, wo unsere Avantgarde sich zeigte, die ihr immer hier und da in kleinen Reiterstückchen Schaden thut. Hier in Busancy wurde großer Kriegsrath gehalten und dann weiter geritten eventuell gefahren bis etwa 1½ Stunden von hier, wo der König zu Pferde stieg und wir nun mit der ganzen Suite auf eine Anhöhe ritten, von wo man eine wunder-

volle Uebersicht über viele, viele Meilen Landes hatte. Sie liegt über einem Orte Sommauthe, das Du wohl auf Deiner Karte nicht findest; Du findest aber Beaumont, was noch über eine Meile nordöstlich von uns lag. Da war ein Punkt für den Ueberblick strategischer Operationen! Da sahen wir dann (zum ersten Mal für mich) den Feind, in respektabler Entfernung freilich von einigen Meilen, auf der Linie etwa von Stonne bis Beaumont.*) Wir sahen seine Kolonnen, seine Batterien, vor uns in der Tiefe unsere Truppen, deren Batterien ein heftiges Feuer gegen Beaumont, das noch von den Franzosen besetzt war und bald zu brennen anfing, eröffneten und zugleich die auf den entfernteren Höhen liegenden Batterien der Franzosen beschossen. Wir sahen und hörten auch die Schüsse der französischen Batterien, da der Feind von dort her kam, und konnten deutlich das Feuer der Mitrailleusen unterscheiden, sahen französische Granaten in der Luft platzen; es war ein ernstes, großartiges Schauspiel, diesmal ohne jede Möglichkeit einer Gefahr für uns, denn die Schlacht war über eine Meile von uns entfernt. — Auf meilenweiter Ausdehnung konnten wir das Geschützfeuer und das allmähliche Vorgehen unserer Truppen beobachten. Dann sahen wir ein herrliches Vorgehen unserer Infanterie gegen eine von den Franzosen besetzte kahle Anhöhe; aber die Franzosen nahmen den Angriff nicht an, sondern zogen sich mit ihren Batterien, nachdem sie wenige Schüsse gethan, zurück, wie sie es auf der ganzen Linie thaten. Bald erhielten wir die Meldung, daß Beaumont genommen sei und unsere Truppen die Maas entlang vorrückten; das war auf unserem rechten Flügel; auf dem linken rückte allmählich der Kronprinz heran gegen Stonne zu, um die Franzosen zu umklammern. Das ist also die erste Schlacht, die ich gesehen, wahrscheinlich auch die letzte. Der Erfolg ist bedeutend. Die Franzosen in vollem Rückzug; am Abend kam noch die Meldung, daß 15 Geschütze und 3000 bis 4000 Gefangene genommen; es werden wohl noch mehr werden!"

*) 30. August Treffen bei Beaumont.



7. Kapitel.

Sedan. Aufenthalt in Ferrières.
(1870.)

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln, wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ (Jes. 40. 31.)

An seine Frau.

Vendresse, Donnerstag den 1. September 1870.

„Der Minister ist mit dem König um 3 Uhr fort. Graf Hatzfeld ist mitgeritten. Keudell und ich sind hiergeblieben, weil wir reichlich zu arbeiten haben.“

Nachmittags.

„Ich bin mit meinen Aufträgen, die mir der Minister heut morgen, ehe er wegfuhr, während eines halbstündigen Vortrages auf offenem Markte ertheilte, fertig und kann nun in meiner Erzählung fortfahren.

Den Angriff des Kronprinzen konnten wir nicht abwarten, da der Minister uns, Graf Hatzfeld und mich, mit Arbeit nach Busancy zurückschickte. Der König und der Minister kamen am Abend nicht allzulange nach uns auch nach Busancy zurück, wo wir inzwischen vortreffliches Quartier gefunden hatten.

Wenn man eine Schlacht, die hauptsächlich durch Artillerie geführt wird, so mit ansehen kann, ohne durch die jammervollen Details der Verwundeten und Todten erschreckt zu werden, ist es ein großartiges Schauspiel, das so aus sicherer Ferne mit anzusehen man sich beinah schämt.

Zwei wunderliche Intermezzos gab es, während der König und Prinz Karl auf Stühlen saßen und die anderen Prinzen und wir Alle umher lagen oder standen oder saßen: das eine, die Jagd auf einen kleinen Hasen, den die Adjutanten in einem Kartoffelfelde aufstöberten, und den dann der Minister nachlaufend fing und zum Könige brachte; er blieb dann lange geborgen unter Prinz Karls Stuhl und Mantel, bis der Prinz ihn an einen fernen Ort wegzubringen befahl, wo er

nicht von den Pferden zertreten würde. — Das andere: eine Salve von Kleingewehrfeuer, die plötzlich unter unseren Füßen am Abhang in nächster Nähe ertönte. — Alles lief erschreckt dahin und kehrte mit großer Heiterkeit zurück: es war ein bayerisches Regiment, das seine Flinten entlud, um sie zu reinigen und neu zu laden. In der Dunkelheit hätte das einen schönen Schreck und Verwirrung machen können."

Donnerstag, abends nach 8 Uhr.

„Während wir hier ruhig saßen, ist es in der Front, wenige Meilen von hier, zu großen Kämpfen gekommen. Der Morgen ging mit den aufgetragenen Arbeiten und dem Schreiben der vorigen Blätter hin. Am Nachmittag ging ich mit Keudell auf eine nahe Anhöhe, wo unsere Posten standen; wir hörten das ferne Feuern der Infanterie und sahen den Rauch brennender Dörfer, jede weitere Uebersicht aber wurde uns durch waldige Höhen genommen. Jetzt eben um 8 Uhr kommen Nachrichten, die wir für glaubwürdig halten mußten: daß der Tag einen glänzenden Sieg gebracht, die französische Armee, der Kaiser an der Spitze, die Waffen gestreckt habe! Die Bestätigung werden uns wohl bald der König und der Minister selbst bringen. Wenn Alles so ist, so ist es schade, daß wir, Keudell und ich, nicht dabei waren. Aber wir waren durch den Dienst gefesselt, und es ist am Ende besser, auf seinem Posten thätig zu sein, als Zuschauer selbst des größten Augenblicks, wenn man nicht zur Thätigkeit und Mitwirkung berufen ist.

Eben um 9 Uhr ist der König zurückgekommen, der Minister aber nicht und hat uns sagen lassen, wir möchten gleich nach Donchery nachkommen."

Donchery, Sonnabend den 3. September 1870, morgens.

„Gestern keine Möglichkeit, eine Zeile zu schreiben oder einen Feldjäger wegzuschicken!

Das war ein großer Tag, einzig fast in der Weltgeschichte! Eine Armee, die am Morgen etwa 100 000 Mann stark war, ergiebt sich am Abend, nachdem sie etwa 30 000 Mann an Gefangenen, gegen 20 000 an Todten und Verwundeten verloren, mit einem Rest von 50 000 bis 60 000 Mann und ihrem Kaiser an der Spitze unserem König! Daß wir, Keudell und ich, den Anblick dieser Schlacht und den weltgeschicht-

lichen Moment verpaßt haben, siehst Du leider aus diesen Blättern! Aber die Sache ist so groß, daß man jedes persönliche Interesse dabei vergißt, wenigstens vergessen soll und allein dem lieben Gott danken für das große Ereigniß.

Am Abend des 1. September, Donnerstag, hatte ich wenigstens noch das Glück, den König zu sprechen und ihm zu gratuliren, was mir auf dem Schlachtfelde wahrscheinlich nicht einmal zu theil geworden wäre. Ich nahm mir aus der plötzlichen Abreise zum Minister den Vorwand, den König noch um Befehle zu fragen, fand ihn beim Souper; er ließ mich gleich hereinkommen und war auch sehr bewegt. »Ja«, sagte er, »das können Sie in Ihre Akten legen; das ist in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen!« Aber keine Spur von Ueberhebung oder Uebermuth! Ich bemerkte, es sei auch ein großer embarras; was werde mit dem gefangenen Kaiser zu machen sein? Wo jetzt eine Regierung finden, mit der man unterhandeln könne? Was werde diese Nacht vielleicht noch in Sedan geschehen? Werde die Soldateska nicht vielleicht ihre Offiziere und den Kaiser selbst ermorden? — Aber natürlich war er doch voll Freude und Dankbarkeit! Daß Gott mich das noch hat erleben lassen! Den warmen Druck der Hand, mit dem er mich entließ, vergesse ich in meinem Leben nicht.

Dann fuhren wir in der Nacht hierher, fanden den Minister natürlich schlafend, Graf Hatzfeld aber mit der französischen Uebersetzung der Kapitulationsbedingungen für die Armee, über welche die Generalstabsoffiziere inzwischen verhandelt hatten, beschäftigt und gingen selbst zur Ruhe. Am Freitag, den 2. September, morgens wurden wir geweckt, mit der Nachricht, der Minister sei fortgeritten nach Sedan, kurz darauf die Meldung, der Kaiser sei hier, nahe vor dem Ort in einem Gehöft. Ich eilte hinaus und habe wirklich das unvergeßliche Schauspiel gehabt, die Entrevue zwischen Bismarck und dem Kaiser Napoleon zu sehen vor einem Bauernhause im Freien; wie die hohe Gestalt des Ministers sich zu dem Kaiser hinabbeugte; es war ein eigenthümlicher Moment, dem nur ich mit wenigen Generalstabsoffizieren mit beiwohnte. Das war das erste Mal, daß ich den Kaiser sah!

Es wurde dann ein Offizier nach Sedan hineingeschickt, der Kaiser als Gefangener (und sehr froh, aus dem Bereich seiner Armee heraus zu sein) konnte für Letztere nicht mehr handeln, sondern die Kapitulation

mußte mit dem Höchstkommandirenden, General v. Wimpffen,*) geschlossen werden; dieser machte Schwierigkeiten wegen der Bedingungen, und wenig fehlte, daß die Blutarbeit wieder begonnen hätte! Es wurde Termin gesetzt bis 10 Uhr; da, um 10 Uhr entschloß sich General v. Wimpffen, selbst hinaus zu kommen. Der Kaiser war nach dem kleinen Lusthause bei Fresnois gebracht, dahin kam auch Wimpffen, und Moltke schloß mit ihm ab, brachte dann dem König die Nachricht, und nun kam dieser, und wieder war es ein großer Augenblick, die Beiden zusammentreffen zu sehen, die Heldengestalt unseres greisen Königs und der gebeugte Napoleon!

Dort im Hofe des Schlößchens schrieb ich das einliegende Blatt mit Bleistift, um den denkwürdigen Moment festzuhalten.

Um 3 Uhr ritten wir dann mit dem König weg, über das Schlachtfeld zu den jubelnden Truppen, ein berauschender Ritt, von dem wir erst um 11 Uhr in Dunkelheit und Regen hierher zurückkamen!

Wir gehen noch heut nach Vendresse zurück, werden aber dort wohl einige Zeit bleiben."

Vendresse, abends.

„... Es that mir leid, daß ich die Schlacht am 1. nicht mit angesehen und den Augenblick, wo General Reille dem Könige den Brief des Kaisers, daß er sich gefangen gebe, überbracht; aber der gestrige Tag brachte eben so große historische Momente, und merkwürdigerweise hat der Minister gerade Alles gut geheißen, was ich an jenem gethan.

Hier sind wir nun wieder an demselben Ort, wo wir am 1. waren, wir sollten eigentlich ein paar Ruhetage haben; aber es ist eben bestimmt, daß wir schon morgen früh weiter gehen, während der Kaiser auf dem Wege nach Cassel ist, wo er Wilhelmshöhe bewohnen wird.

Heut morgen, ehe wir von Donchery wegfuhren, frühstückten wir beim Kronprinzen, der mich aufforderte, mit ihm anzustoßen, und der vorher eine lange Unterredung mit dem Minister hatte, die Letzteren sehr befriedigte; »es stecke doch sehr viel in dem Herrn drin!« Das war auch angenehm zu hören!"

---

*) Er übernahm am 1. September den Befehl über Mac Mahons Armee in Sedan und unterzeichnete die Kapitulation.

Vendresse, den 4. September 1870.

„Es war in diesen Tagen oftmals unser Aller Wunsch, auf ein Stündchen in Berlin zu sein, um den Jubel zu sehen, besonders das Staunen des ersten Eindrucks. Habt Ihr es denn wirklich geglaubt, habt Ihr es für möglich gehalten, daß es wahr sei, oder sagtet Ihr Euch gleich, das ist zu unwahrscheinlich, um nicht wahr zu sein.“

Rethel, Montag den 5. September 1870, morgens.

„Wir sind hier in einem großen Orte und sind in einem reichen schönen Hause, um einen Hof herum in stattlichen Zimmern vortrefflich untergebracht. Gestern fuhren wir von Vendresse hierher 5 bis 6 Meilen bei schönem Wetter.

Der König hat gestern dem Minister Graf Bismarck das eiserne Kreuz verliehen und am Tage vorher auf die Gesundheit der Drei getrunken; Roons, der das Schwert geschliffen, Moltkes, der es geführt, und Bismarcks, der den Weg gezeigt, es zu brauchen.“

Reims, den 5. September 1870, nachmittags.

„Ist es denn wahr, daß das prachtvolle Gebäude, welches ich da vor meinem Fenster sehe, die wirkliche alte Kathedrale von Reims ist, in der die Könige von Frankreich gekrönt sind? Es ist doch etwas Großes um die Wirklichkeit in solchem Augenblick, auf solchem Siegeslauf erreicht!

Heut vor 14 Tagen in Bar le Duc waren wir auch auf der geraden Straße nach Reims, da bogen wir plötzlich nach Norden aus, am Sonnabend nach Clermont, dann am Montag nach Grandpré ꝛc., immer nach Norden, und unsere weisen Strategen in Berlin haben gewiß sehr den Kopf darüber geschüttelt. Denn ich sehe aus den Zeitungen, daß sie alle darauf rechneten, wir würden die französische Armee im Norden lassen und wie im Jahre 1814 die verbündeten Heere an ihr vorbei auf Paris marschiren. Statt dessen umstellten und fingen wir das französische Heer, das letzte, das sie haben! Und nachdem dieser Plan mit ebenso glänzender Tapferkeit und Strategie siegreich zu Ende geführt, sind wir nun nach zehn Tagen als Sieger und Herren in Reims, freilich mit dem französischen Heere und dem Kaiser in unserem Rücken, aber diese als Gefangene.“

Reims, Dienstag den 5. September 1870, abends.

„Als ich meinen Brief dem Feldjäger gegeben, ging ich mit Keudell aus, um die Kathedrale zu sehen. Wir trafen es wundervoll, denn die Façade war vom herrlichsten Gold der Abendsonne übergossen und von einer Pracht, für die ich keine Worte habe. Sie ist unendlich viel großartiger, als ich mir vorstellte, und ohne Zweifel nach dem Cölner Dom die schönste gothische Kathedrale, die ich je gesehen. Wir gingen auch hinein und fanden sie im Innern nicht minder schön und großartig; und preußische Soldaten, die am Altar, vor dem die Könige von Frankreich gekrönt wurden, ihre Andacht verrichteten, waren eine ergreifende Staffage."

Den 6. September 1870.

„Es ist unglaublich, woran Bismarck alles denkt, und wenn er manchmal wirklich unnöthige Arbeit macht, so hat man doch im Ganzen das Gefühl, daß es ein großes Glück ist, daß er sich so um Alles kümmert, weil viel Nothwendiges unterbleiben würde, wenn er nicht für Zehne innerhalb und auch außerhalb seines eigentlichen Ressorts dächte und handelte.

Die Schlacht bei Sedan am 1. September wird doch eine Stupefaction sondergleichen in der Weltgeschichte gewesen sein, und mitten in allem persönlichen Schmerz freue ich mich auf Deinen Brief vom 3. September, der mir das Echo von Sedan zurückbringen wird."

Den 7. September 1870.

„Nach Tisch machte ich mit unserem Preßmann Dr. Busch*) einen großen Spaziergang; wir gingen zuerst nach dem höchst merkwürdigen Triumphbogen aus römischer Zeit. Von der Kathedrale schicke ich Dir hiermit eine Photographie, achte besonders auf das Blatt, worin sie eingewickelt ist; es ist der Abdruck einer Zeichnung, welche Graf Harrach**) vom Kronprinzen in der Schlacht bei Wörth gemacht hat; er hat sie mir heut geschenkt, bewahre das Blatt ja auf.

Heut ist kein Brief von Dir gekommen, der König beklagte sich auch, daß er noch keinen Brief von seiner Frau habe, seit sie die große

*) 1870—1873 im Preßbureau des Auswärtigen Amtes thätig.

**) Ferdinand Graf v. Harrach machte den Feldzug 1870 im Hauptquartier des Königs mit.

Siegesnachricht erhalten, sondern nur ein Telegramm, welches freilich von großem Jubel in Berlin spreche; ich kann mir denken, daß Ihr die Nachricht zuerst nicht habt glauben wollen. Es klingt ja Alles so unglaublich, ja unmöglich; heut wurde bei dem König erzählt: 60 Generale, 6000 Offiziere, wer denkt denn da nicht, daß wenigstens eine Null zu viel; wir selbst sind noch immer stupéfaits und können es nicht realisiren."

Den 8. September 1870.

„Der Kaiser ist also in Cassel, Lulu*) in England, und von Eugenie wissen wir gar nichts.

Was wir gleich nach den ersten Niederlagen erwartet hatten, ist nun erst jetzt hereingebrochen: der Sturz Napoleons und seiner Dynastie und die Republik in Frankreich; daß diese einen acharnirten Krieg gegen Deutschland auf ihre Fahne schreiben würde, habe ich immer erwartet, sie wollen ihn auch, aber sei nur nicht bange, sie können nicht. Mit Banden, wie sie ihnen noch zu Gebote stehen, führt man keinen Krieg gegen eine reguläre Armee, nur gegen die armen wehrlosen Deutschen in Frankreich. Die Barbarei, mit der man sie ausgetrieben, erscheint jetzt fast als ein Akt der Humanität, denn wären sie noch da, so würden sie jetzt alle ermordet werden, wenigstens in den großen Städten. — Bazaine, nachdem er am 1. mit blutigem Kopf zurückgewiesen, wird nun auch wohl bald mürbe sein."

Freitag, den 9. September 1870, morgens.

„Wir bleiben noch zwei oder drei Tage hier, bis der Aufmarsch der Armee beendet ist. Inzwischen kocht und brodelt es in Paris fort, und es ist nur zu bewundern, daß es im Ganzen dort noch ruhig bleibt. Die Noth hält eben die Leute zusammen. Wir sehen ruhig zu, wie die weitere Entwickelung wird, und ob einmal eine Regierung kommt, mit welcher man unterhandeln kann. Mit der jetzigen, die ihr Mandat nur vom Pariser Pöbel und von sich selbst hat, geht es natürlich nicht. Es ist in gewissem Sinne eine Verlegenheit, daß man Niemand hat, mit dem man unterhandeln kann, aber wir haben gar nicht das Bedürfniß zu unterhandeln, sondern nur zu siegen und allenfalls Gesetze vorzuschreiben, Gesetze auch nur für die Beziehungen zu uns, denn im

*) Louis Napoleon, geb. 1856.

eigenen Innern mögen sie es anfangen, wie sie wollen. Es ist aber politisch ein großer Vortheil, daß die neutralen Mächte Niemand haben in Paris, mit dem sie gegen uns verhandeln können; Niemanden, dem sie ihre französischen Sympathien an den Hals werfen können. Sie schweigen auch bis jetzt noch ganz still und werden sehr rathlos sein, wo sie einhaken sollen.

Merkwürdigerweise erfahren wir noch gar kein Echo des Sieges von Sedan, das liegt auch an den mangelnden Feldjägern. Denk doch, daß unsere letzte Sendung vom Freitag, heut vor acht Tagen, ist, die kam am Montag Abend sehr rasch an und seitdem nichts. Gerade der Eindruck der Siegesnachricht fehlt uns."

Sonntag, den 11. September 1870.

„Wie seltsam es mit Nachrichten geht! Das Haupttelegramm des Königs vom Schlachtfeld, am Abend des 1. September, ist nie nach Berlin gelangt. Es war von da nach der nächsten Station gesandt. Bismarck hatte alle möglichen Vorkehrungen getroffen, daß es das erste, ja das einzige sein sollte, was an dem Abend abginge — alle Privattelegramme inhibirt! Und nun kommt dies Telegramm, über dessen Nichterscheinen in den Zeitungen wir uns schon wunderten, nach einigen Tagen vom Stationsort unbestellt zurück. Die Sache ist nicht aufgeklärt worden. So hat die Königin die erste Nachricht durch ein Telegramm von dem Grafen Seherr Dobrau an den Grafen Eulenburg erfahren, der wahrscheinlich direkt vom Schlachtfeld nach dem Stationsort Varennes gefahren. Ich denke mir, es hat eine Verwechselung stattgefunden, man hat das Telegramm des Grafen zurückweisen wollen und aus Versehen dasselbe statt des Telegramms des Königs befördert. Dann erhielt die Königin das Telegramm des Königs vom 2., unmittelbar vor der Zusammenkunft mit dem Kaiser geschrieben. Wäre diese Dummheit nicht vorgefallen, hättet Ihr die Sache noch früher, wenigstens am Abend des 2., wissen müssen; es ist vom Schlachtfeld bis Varennes, der nächsten Telegraphenstation damals, freilich noch sechs Meilen."

Abends.

„... Die mitkommende Zeitung brachte des Königs Brief an seine Frau, den Du mit Recht einen sehr schönen nennst — er ist so

einfach, so klar und so bescheiden. Ja, dem Demüthigen verleiht Gott Sieg! Nie in der ganzen Zeit habe ich doch auch nur eine Spur von Ueberhebung bemerkt, auch am Abend des großen Siegestages nicht, wo ich noch so glücklich war, den König zu sprechen.

Man wird seine Neugier, zu wissen, was König und Kaiser miteinander gesprochen, bezähmen müssen; darüber wird kein Bericht in die Oeffentlichkeit kommen. Uebrigens kann man ruhig sein, es ist nichts als ein Austausch einiger höflicher Phrasen, wobei der König in seinem schönen menschlichen Gefühl bewegter gewesen sein wird als der Kaiser. Ihr könnt ganz ruhig sein: der Letztere wird nicht von Cassel entspringen, und wenn er gar nicht bewacht würde. Er freut sich, daß er in Cassel ist und nicht in Paris.

Für uns wäre es sogar bequemer, er wäre in Paris als in Cassel, dann hätte man doch Jemand, mit dem man unterhandeln könnte! Mit dem Gesindel, das jetzt in Paris oben auf ist, scheint das doch unmöglich; wer weiß denn, ob die heutigen Machthaber morgen noch am Ruder sind; und wie viele Theile Frankreichs werden denn diese Regierung anerkennen? Nun, das wird sich Alles finden; vorerst müssen wir einmal vor Paris stehen. Der militärische Theil der Sache ist meiner Ueberzeugung nach im Wesentlichen aus."

Den 12. September, morgens.

„Mit dem Minister ist manchmal schwer auszukommen. Das Schlimmste ist immer, wenn er nicht hören will, während man ihm nur einfache Thatsachen vorlegen will, die er kennen müßte, manchmal freilich will er sie nicht kennen und manchmal hat er sogar Recht daran. Ich muß oft, wenn der erste Aerger vorbei ist, über ihn und über mich lachen. Ich will immer sehr genau auf das antworten, was die Leute gefragt haben. Er antwortet sehr oft gar nicht darauf, antwortet oft auf etwas ganz Anderes, hört nicht, was sie sagen, er denkt nur an das, was er sagen will, und das Alles geschieht oft ganz unabsichtlich, oft, sehr oft absichtlich. Da haut er denn manchmal sehr daneben, und, was mir leid thut, es kriegt Mancher einen Klaps weg, den er gar nicht verdient hatte. Aber oftmals ist es auch gerade das Rechte; und es kommt meistens wirklich mehr darauf an, was Bismarck sagen, als was der Andere hören wollte. Es ist gerade dies Nicht-

achten des Anderen auch in dieser Beziehung ein nothwendiges Element seiner Größe, welches ihn befähigt, mit eiserner Energie auf sein Ziel, wenn auch oft auf sehr schiefem, ja krummem Wege loszugehen. Alles persönlich Unbequeme vergißt und verzeiht man leicht über seinen großen Eigenschaften, die ihn zum Werkzeug in Gottes Hand befähigen.

Daß er mit meiner Heirath unzufrieden war,*) hat mich nie auch nur einen Augenblick berührt; daß es meinem wirklichen Dienst und meinen Pflichten nicht schaden würde, war ich mir bewußt, und alles Uebrige lief wie die Wassertropfen an meinem prächtigen dichten Regenmantel an mir ab, ohne daß ich's in der Fülle des Glückes auch nur merkte. Du kannst denken, daß wir unter uns manchmal uns darüber aussprechen; aber das Ende vom Liede ist doch immer die Freude an der mächtigen Organisation eines solchen Mannes, den Gott sich so recht zum Werkzeug gebildet. Wie liebenswürdig er dann auch wieder sein kann, das weißt Du auch. Wir leben hier im erhebenden Gefühl einer so fruchtbringenden Thätigkeit, daß wir uns glücklich schätzen und Gott dafür danken."

(Später.)

„Ich kam vom König um 10½ Uhr etwa wieder und fand Bismarck, Keudell und Hatzfeld noch beim Thee sitzen; da wurde denn noch ein halb Stündchen über Dies und Jenes geschwatzt und auch die Zeitungen noch durchgesehen, mit denen ich eben die Theegesellschaft des Königs unterhalten hatte. Unmittelbar ehe ich fortging, war nämlich noch ein Courier von London gekommen und hatte von Graf Bernstorff ein Pack französischer Zeitungen überbracht, in denen denn freilich ungeheuerliche Dinge standen: Proklamationen, Dekrete der neuen Machthaber, voll hohler Phrasen, unsinnige Nachrichten über den Verrath der Führer, durch den allein die französische Armee habe unterliegen können; sie geben recht ein Bild des Chaos, das in Paris herrscht. Auch ein toller Artikel über die Friedensbedingungen, welche Guillaume dans la conversation avec son miserable vaincu aufgestellt habe, die er aber der Republik gegenüber gewiß nicht zu wiederholen wagen würde. Der König sagte, als ich den Artikel vorlas: »Wir haben natürlich kein Wort von Politik gesprochen, am wenigsten von Friedens-

*) Bismarck hatte gelegentlich geäußert, daß er es nicht gern sehen würde, wenn Abeken sich verheirathete.

bedingungen.« General Boyen*) erzählte allerlei von seiner Reise mit dem Kaiser: wie dieser und seine Umgebung verwundert gewesen wären über die würdige Haltung des Volkes bei der Reise durch Deutschland; wie der Kaiser noch immer nicht habe glauben wollen, daß wir keine Mitrailleusen gehabt (ein gutes Zeichen für das Schießen unserer Infanterie); wie er ferner fest überzeugt gewesen wäre, daß wir Luftballons zur Beobachtung gehabt hätten, mais je les ai vu, les ballons. Der König meinte, er hätte die Wolken, welche die französischen, in der Luft springenden Granaten zurückließen, dafür gehalten (so ging es mir am Tage der Schlacht von Beaumont zuerst)."

Reims, Dienstag den 13. September 1870, morgens.

„Daß die Kaiserin Eugenie mit dem Prinzen nicht zu ihrem Manne nach Cassel gegangen ist, ist menschlich eigentlich nicht hübsch, aber politisch ganz nützlich; sie wirkt in England immer etwas den Sympathien entgegen, die sich dort für das Baby von Republik etwa regen möchten, wie sie schon in der republikanischen Partei in Spanien sich zeigen und gewiß auch bald in Italien sich regen werden.

Ich sehe, Ihr mißversteht die Proklamation des Königs auch, wie es viele englische Zeitungen auch gethan, und wie nun die neue französische Regierung sich den Anschein giebt, es auch zu thun, als hätten wir erklärt, nur gegen Napoleon und seine Dynastie Krieg zu führen! Nein, das hat der König nicht sagen wollen, und das haben wir Alle nicht gedacht und nicht gefühlt, nein, recht eigentlich gegen Frankreich, gegen die Franzosen, gegen die Nation führen wir Krieg, und von ihr und gegen sie verlangen wir die Bürgschaften eines dauernden Friedens, nicht von irgend einer zufälligen Regierung. Ein bloßer Dekorationswechsel auf dem Thron oder neben dem Thron kann darin keinen Unterschied machen. Mögen sie sich regieren lassen, wie sie wollen, wir müssen sie unschädlich machen, unschädlich für uns und Europa."

Reims, Dienstag den 13. September 1870, abends.

„Nun wir wieder vorwärts gehen, werden die Theeabende wohl aufhören. Ich freue mich, daß wir wieder in Bewegung und freie Luft

*) Hermann v. Boyen, Generaladjutant Seiner Majestät des Königs. Vergl. „Erinnerungen aus dem Leben des General-Adjutanten Kaiser Wilhelm I. Hermann v. Boyen. Von Wolf v. Tümpling." (E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1898.)

kommen. Das Unbehagen, welches wir zuletzt in Reims empfanden, kam wohl hauptsächlich von der Abspannung der Ruhe nach den aufregenden Zeiten der vorigen Woche her und von einigen kleinen Zänkereien zwischen den verschiedenen Autoritäten, wobei Keudell meist der Bote sein mußte, und die mich glücklicherweise wenig berührten. Ich freue mich nur immer, wie ruhig der König das Alles immer ablaufen läßt. Wenn man doch Bismarck etwas von dieser Ruhe geben könnte; eine große Natur ist er, aber doch keine königliche. Vielleicht wäre er es, wenn er von Jugend auf zum Herrscher erzogen wäre."

Reims, Mittwoch den 14. September 1870, morgens.

„Der König sagte gestern Abend, als er zum Thee aus seinem Zimmer kam, wo er fürchterlich aufzuräumen gehabt haben mochte unter den aufgehäuften Papieren: »Wenn man so acht Tage an einem Orte gewesen ist, so ist es fast, als ob man von Hause abreiste.« Uebrigens ist es auch so, daß, wenn man so im Fortschreiten gewesen ist, wie wir in den letzten Wochen, wo wir nur selten zwei Nächte an demselben Orte zubrachten, ein Aufenthalt von zehn Tagen, wie wir ihn hier hatten, schon als eine förmliche Niederlassung erscheint. Wo werden wir heut über acht Tage sein?

Ueber das »nicht wissen wohin« schrieb ich Dir, glaub' ich, einen guten Spaß noch nicht von dem Abend unseres Rittes um Sedan. Es war dunkel geworden, als wir von den letzten Truppen Abschied nahmen; es regnete und wurde rasch so finster, daß man Mühe hatte, seinen Vordermann zu sehen. Wir hatten noch Meilen vor uns nicht nur bis zum Nachtquartier, sondern bis zu dem Ort, wo die Wagen für den König und einen Theil des Gefolges standen, und Niemand wußte ganz sicher den Weg dahin. Ein kürzerer Weg führte durch die übergebene Festung Sedan, aber es war durchaus nicht wünschenswerth, in diesen von 80 000 kriegsgefangenen und über ihre Gefangenschaft wüthenden, zuchtlosen, ihren eigenen Offizieren nicht mehr gehorchenden Franzosen erfüllten Hexenkessel hineinzufallen. Wir ritten also um Sedan herum, ziemlich aufs Gerathewohl in der Richtung, bald auf Umwegen, bald auf einer großen Straße, bald im tiefsten Dunkel, bald wie zwischen einer meilenweiten Illumination von den Biwakfeuern auf den Höhen rings umher; in einem Orte mußte Halt gemacht und Licht geholt

werden, um die Karten zu studiren. Eigentlich darf man Alles dies nicht erzählen — denn es ist doch unverantwortlich, den König solche Wege machen zu lassen! Die Herren vom Generalstabe waren zu Haus geblieben, weil sie zu thun hatten, und so war kein ordentlicher Führer da; freilich hatte Niemand geahnt, daß der König seinen Ritt bis ins Dunkle fortsetzen würde; in zwei bis drei Stunden glaubte man Alles abgethan, und nun wurden für den König fünf bis sechs Stunden und für uns Andere über acht Stunden Ritt daraus! Als wir uns doch endlich zu den Wagen hingefunden hatten, etwa gegen 9 Uhr, da hielt nun Alles zu Pferde und zu Fuß um die Wagen herum, in dichter Mêlée; der König war abgestiegen, wir Anderen zu Pferde geblieben und schrien uns immer gegenseitig an, um uns nicht zu verlieren. Graf Hatzfeld neben mir fragte endlich ganz entrüstet: »Aber wo fährt der König denn eigentlich hin?« — »Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, würde ich selbst sehr froh sein!« antwortet mit Lachen und dem besten Humor von der Welt eine Stimme, die wir gleich für die des Königs erkannten, der unmittelbar vor uns stand, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten. Er hatte also seinen Humor nicht verloren. Nun bestieg er den Wagen, hinter dem wir Anderen, der Minister mit, noch etwa 1½ Stunden herzureiten hatten; das war das Schlimmste vom ganzen Tag, denn so ein kurzer Trab, den man noch jeden Augenblick einmal innehalten muß, in der Dunkelheit, wo man sich weder zur Seite, noch zurückbleibend von seinem Vordermann (meiner war der Minister) entfernen darf, ist wenig angenehm. Als endlich der König nach Vendresse abbog und wir nur noch eine halbe Stunde nach Donchery zu reiten hatten, da wurde es wieder besser, denn nun konnte man auf guter, breiter Chaussee die Pferde lustig austraben lassen und fühlte sich wie neu geboren.

Des Königs ausführlicher Bericht an die Königin über die Begegnung mit dem Kaiser und den Ritt zu den Truppen ist, fürchte ich, mit dem verlorenen Postboten verloren gegangen, was immer schade ist, aber selbst dem Könige weniger leid thun wird als der Verlust des Menschen."

Sonnabend, den 17. September 1870, morgens.

„Du hast ganz Recht — jetzt beginnt nun für uns Federkrieger die Zeit des Kampfes, die Sturmvögel fliegen schon! Gott gebe nur,

nachdem er so starken Arm gegeben und so große Thaten gethan, auch kluge und weise Gedanken. Ich vertraue dem Takt und der wahrhaft Königlichen Denkart unseres Königs, der Klugheit und Energie Bismarcks, der Gewalt der Dinge und des deutschen Volkes und der Gnade Gottes, die das Begonnene auch hinausführen wird.

Daß wir Napoleon gut, d. h. anständig behandeln, ist politisch gewiß richtig, wie es menschlich würdig ist. Er ist nicht um ein Haar schuldiger als die ganze Nation, und der gegenüber werden wir fest und hart sein, darauf verlaß Dich. Ich schreibe eben eine stramme Depesche, die Dir gefallen würde."

Abends.

„Es ist ein stiller Sonnabend, der eine verhältnißmäßig auch stille Woche abschließt. Unsere Truppen sind im ruhigen Vormarsch begriffen und stellen sich nun allmählich vor Paris auf, welches von unserer Kavallerie schon umschwärmt wird. Die nächste Woche kann größere Entscheidungen bringen, braucht es aber noch nicht zu thun, denn wir denken gar nichts zu übereilen und keine Menschenleben durch unnütze Angriffe zu opfern. Aber ein ahnungsvolles Gefühl ist es immer, so nah vor diesem modernen Babylon zu stehen, welches die Franzosen fast blasphemisch jetzt la ville sainte nennen. Euere Zeitungen haben wohl den tollen Aufruf Victor Hugos »Aux Allemands« gebracht; er wurde gestern Abend beim Könige von Radziwill vorgelesen. Gott bewahre uns vor Hochmuth infolge dieses Krieges.

Merkwürdig, aber traurig ist es, wie es den Lügen der elenden Schreier und Schreiber in Paris gelungen ist, weniger einen fanatischen Haß, als einen panischen und, ich möchte sagen, abergläubischen Schrecken vor den wilden Horden der Deutschen zu verbreiten. Die Bewohner der auf unserem Wege liegenden Dörfer sind fast alle in die Wälder geflohen."

Château Ferrières, Dienstag den 20. September 1870, abends.

„Da wir heut ein Telegramm darüber nach Berlin geschickt haben, darf ich Dir nun auch erzählen, daß ich heut den großen Jules Favre*) gesehen habe. Er hat einen sehr klugen, doch nicht angenehmen Kopf,

*) 1809—1880; seit 4. September Mitglied der Regierung der Nationalvertheidigung und Minister des Aeußern.

der zu groß für seine übrigens gedrungene Figur ist, mit graulichem Backen- und Unterkinnbart und graulicher Haartolle. Klug sieht er aus, aber nicht wie ein energischer Revolutionsmann. Er kam schon gestern heraus; die Besprechungen gestern und heut haben sich, wie Dir die Zeitungen schon gesagt haben werden, nur darum gedreht, wie man eine Form finden könne, um zu konstatiren, daß irgend eine Regierung, mit der wir unterhandeln könnten, auch Gehorsam in Frankreich finden werde. Ob die Besprechung zu irgend einer Aussicht geführt hat, weiß ich selbst nicht; einstweilen ist Mr. Favre nach Paris zurück. Unsere militärischen Operationen gehen natürlich fort.

Ich fasse meine Schilderungen zusammen.

Am Sonntag Abend kam die Anfrage, ob Jules Favre den Minister sprechen könne; am Montag Mittag mußten wir von Meaux fort, ich im Wagen kam direkt hierher, die Anderen waren zu Pferde, begegneten Herrn Favre mit seinen beiden Begleitern, und der Minister hatte unterwegs eine Besprechung mit ihm, in dem kleinen Château à la Maison haute bei Montry.

Jules Favre kam uns hierher nach, wurde aber natürlich nicht mit dem König im Schloß, sondern im Dorf einlogirt; hatte noch am Abend eine Besprechung mit dem Minister und gestern morgen wieder. Vor dieser letzten Besprechung war Berathung zwischen dem Chef und Moltke und Roon bei dem König. Da Jules Favre früher kam, als diese zu Ende war, wurde er mit seinen beiden Begleitern (von denen ich den einen, Mr. Rink, als früheren französischen Legationssekretär in Berlin kannte) in unser Bureau geführt, und da saßen sie eigentlich etwas jämmerlich. Halb nun aus Neugier, halb aus Mitleid, weil ich fühlte, daß man doch den Leuten nicht unhöflich sein dürfte, ging ich hinein, ließ mich Herrn Jules Favre vorstellen und habe mich wohl ein halb Stündchen lang mit den Dreien unterhalten, natürlich über die unverfänglichsten Gegenstände. Nach der Besprechung mit dem Minister habe ich sie nicht mehr gesehen; und über den Gegenstand und Inhalt der Besprechung weiß ich nur, was ich gestern abend noch zur Information der Presse nach Berlin telegraphiren mußte: daß sie zum Zweck gehabt, klar zu stellen, ob und welche Bürgschaft zu finden sei, daß ein Abkommen, welches mit irgend einer faktischen Regierung in Frankreich geschlossen würde, auch wirklich im Lande als gültig werde angesehen werden.

Diesen Inhalt werden Dir die Zeitungen erzählen; es ist auch wirklich das Einzige, worüber man bis jetzt sich noch besprechen kann; denn wie kann man über den Frieden unterhandeln, ehe man weiß mit wem? Ob man da zu bestimmten Gedanken gekommen, weiß ich nicht; denn der Minister spricht sich nicht aus, so lange er noch in sich arbeitet, und thut wohl recht daran.

Gestern waren wir den ganzen Tag über in großer Spannung, der Chef hatte natürlich über seine Besprechungen mit Favre alles Andere liegen lassen; nachdem sie zu Ende waren, hatte er einen langen Spaziergang gemacht in den Garten und die Absicht geäußert, sich unter einen Baum zu legen und auszuruhen, er muß geistig selbst in großer Aufregung, An- und zuletzt Abspannung gewesen sein. Wir waren Alle in solcher Spannung, daß wir die schöne freie Zeit gar nicht einmal nutzen konnten. Als wir endlich gegen Abend den Chef persönlich sahen und ihn heiter und guten Muthes fanden, da waren wir Alle wieder sehr froh und beruhigt. Müde bekannte er sich selbst; und das war kein Wunder.

Daß wir nicht daran denken, den Franzosen ihren Napoleon wieder aufzudringen, habe ich Dir schon geschrieben. Wenn sie ihn durchaus haben wollen, so können sie ihn bekommen; uns ist es ganz gleichgültig, wie und von wem sich die Franzosen regieren lassen wollen; wir können mit jeder Regierung unterhandeln und abschließen, welche uns unsere Friedensbedingungen und eine Bürgschaft gewährt, daß das Land sie annimmt. — Die Nachrichten über die Flucht der Kaiserin Eugenie nach England hast Du wohl in den Zeitungen gelesen; jetzt sitzt sie in Hastings mit einem Kammerdiener und einer Art Kammerfrau und ihrem Sohn, dem auch ein Diener treu geblieben; die ganze übrige Dienerschaft hat sie verlassen. Ich glaube wohl, daß sie gern zu ihrem Mann ginge, und von unserer Seite würde nichts im Wege stehen, wenn der Kaiser es wünschen sollte!

Heut morgen kamen noch einige Nachrichten von den Truppen vor Paris, in Versailles sind sie außerordentlich gut aufgenommen worden, da die Einwohner in ihnen Schutz vor Unordnungen sehen. In Paris soll große Zwietracht zwischen der Nationalgarde und der Linie herrschen, die Offiziere sollen oft von ihren Waffen Gebrauch machen müssen.

Château Ferrières, Mittwoch den 21. September 1870, abends.

„Seit Jules Favres Abreise vorgestern mittag ist nichts diplomatisch Neues vorgefallen. Ich bin neugierig, wie Jules Favre bei seiner Rückkehr in Paris aufgenommen worden ist, und ob er und seine Genossen noch die Zügel in der Hand haben. Seit Montag Abend ist Paris vollständig cernirt, und es werden auch wahrscheinlich keine Zeitungen herauskommen, wenigstens hatte man in Brüssel keine mehr bekommen. Wir werden wohl nun ein Weilchen ruhig abwarten, was geschieht, und gewiß nutzlos kein Menschenleben mehr opfern. Paris mag sehen, wie es ohne die Welt da draußen, für deren unentbehrliches Zentrum es sich hielt, auskommen kann."

Den 24. September 1870, morgens.

„Die Verhandlungen mit Jules Favre haben, wie Du inzwischen aus den Zeitungen ersehen wirst, zu nichts geführt. Wir hatten sehr billige Bedingungen gestellt für einen Waffenstillstand, während dessen sie eine neue Versammlung des französischen Volkes zusammenrufen könnten, um Gewißheit einer anerkannten Regierung zu haben; Du wirst sie in den Zeitungen lesen; Jules Favre ist nicht selbst wieder herausgekommen, sondern hat die Ablehnung im Namen der Regierung durch einen in der Nacht vom 22. zum 23. hier angekommenen Brief notifizirt. Also der Krieg geht fort! Wir können das ruhiger mit ansehen als sie! — Militärisch ist sonst nichts vorgefallen in den letzten Tagen. Eine willkommene Nachricht war gestern die Kapitulation der Festung Toul, weil sie unsere Kommunikation mit Deutschland erleichtert."

Den 25. September 1870.

„Obgleich seit den Unterhandlungen mit Mr. Favre, die so schön abgeblitzt sind, im Ganzen in dem Feder- wie im Flintenkriege ein wesentliches Abwarten eingetreten ist, so giebt es doch mit erläuternden und vorbereitenden Depeschen, Betrachtungen, Erwägungen, Verweisen an unsere Gesandten und dergleichen genug zu thun.

Graf Bismarck, der in den ersten Tagen der vorigen Woche körperlich und geistig verstimmt war, und den die Verhandlungen mit Favre offenbar drückten, ist seit dem Abbruch derselben viel menschlicher und munterer; freilich war das auch eine furchtbar anspannende Zeit. Außerdem hat er manchmal mit uns gegessen statt mit dem Könige.

Der Kronprinz ist von seinem Unwohlsein wieder ganz hergestellt, sah auch neulich äußerst frisch und munter aus. Er war gerade hier, als der Absagebrief von Favre kam; er rief mir noch beim Vorbeigehen zu: »Also Jules will nicht«, worauf ich erwiderte: »Er kann auch wohl nicht.« Und so wird es auch sein. Wille und Kraft werden wohl beide fehlen."

Die Bemerkung eines Offiziers, daß man gar keine Französinnen zu sehen bekomme, ist ganz richtig; Graf Bismarck bemerkte neulich, junge und hübsche Mädchen seien so selten, daß er jede, die ihm begegne, besonders salutire.

Montag, den 26. September 1870.

„Gestern beim König wurde ein Brief über Unterhaltungen mit dem Kaiser Napoleon vorgelesen, der sich sehr gerührt über das würdige Benehmen des Königs gegen ihn bei der Entrevue, sehr bewundernd über die Preußische Armee ausgesprochen hätte. Davon hätte man ja gar keine Ahnung gehabt; wenn man die Armee so gekannt hätte, würde man nie einen Krieg angefangen haben! Eine schöne Entschuldigung, daß man den Krieg anfing, weil man sich für stärker hielt, nicht weil man ihn für gerecht halten konnte!"

Am 27. wurde Abeken in Ferrières von einem Zustand befallen, den er als eine „nervöse Affektion des Fingers" oder „Schreibekrampf" bezeichnete. Er schloß den Brief plötzlich und mit ganz veränderter Handschrift. Auch die nächstfolgenden Briefe tragen noch Spuren der Krankheit an sich.

Den vielen Aufregungen und Gemüthsbewegungen des Krieges, besonders in seiner Stellung, verbunden mit oft übermäßig angespannter Arbeitskraft, war seine sonst so starke Gesundheit zum Opfer gefallen. Ein leichter Schlaganfall hatte ihn getroffen. Durch die geschickte Behandlung des Leibarztes des Königs, v. Lauer, der mit Abeken eng befreundet war, überwand dieser das Uebel schnell. Doch später zeigte sich, daß dieser Anfall den Keim zu einer tödlichen Krankheit gelegt hatte, der der körperlich und geistig gleich kräftige Mann bereits bald erliegen sollte.

Seine Arbeit setzte er, im Anfang diktirend, wie bisher mit unermüdlichem Fleiße fort.

Den 28., abends.

„Daß wir, ohne Paris zu nehmen, heimziehen sollten, halte ich mit Dir für ganz unmöglich. Frankreich würde nicht glauben besiegt zu sein, wenn wir nicht Paris zu unseren Füßen zu liegen hätten, und auch unsere Armee würde es nicht ertragen. Nun, die Herren in Paris thun auch alles Mögliche, um uns dazu zu zwingen. Ungefähr gleichzeitig mit diesem Briefe wirst Du Graf Bismarcks Bericht über seine Besprechungen mit Jules Favre in den Zeitungen lesen; es ist ein vortrefflich abgefaßtes, klares und ruhiges Aktenstück, Graf Bismarck hat es ganz an Graf Hatzfeld diktirt; es ist also seine eigenste Arbeit. Ich glaube nicht, daß ein Billiger die Billigkeit unserer Forderungen verkennen kann. Um so besser, daß sie abgelehnt sind.“

Den 1. Oktober 1870.

„Der Geburtstag der Königin ist gestern doch durch ein kleines Gefecht bezeichnet worden, von dem Ihr natürlich schon telegraphisch wißt und mehr wissen würdet als wir, wenn nicht der Kronprinz selbst gestern noch zum Geburtstag seiner Mutter herüber gekommen wäre, nach dem Gefecht, das am frühen Morgen stattfand. Bedeutend ist es übrigens nicht gewesen; und die Franzosen sind en déroute wieder in Paris hineingetrieben worden. In Tours, dem Sitze eines Theiles der Regierung, scheint eine vollständige Lügenfabrik etablirt; nicht allein immer neue Siegesnachrichten, sondern heut verkünden sie sogar, in Versailles hätten zwei badische Regimenter revoltirt und nicht ins Feuer gewollt, so daß man eine Anzahl hätte erschießen müssen. Nun steht um ganz Paris herum nicht ein einziger badischer Soldat. Das Beste ist, daß wir gute Ursache haben, anzunehmen, daß Trochu es in Paris gerade so mit den Zuaven gemacht, die schließlich geflohen waren. Und Bismarck lassen sie an Favre sagen, er würde Krieg machen, bis er Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabgebracht hätte! Er denkt und beabsichtigt es selbstverständlich gar nicht, und in unseren Friedensbedingungen, die Frankreich noch stark genug lassen, liegt es wahrhaftig nicht.

Wir haben hier noch immer keine detaillirten Nachrichten über die Besetzung Roms;*) es würde mich interessiren, obwohl der kriegerische

*) Am 10. September wurde Rom durch die italienische Armee besetzt und damit der weltlichen Herrschaft des Papstes ein Ende bereitet.

Theil nur eine Komödie war, eine Komödie, die meinem Gefühle nach der Papst nicht hätte aufführen lassen müssen. Ein weltlicher Souverain mag ein show of resistance machen, um die Gewalt, die ihm angethan wird, zu konstatiren; und wenn dabei auch einige Menschenleben verloren gehen; aber der Papst hätte, dünkt mich, auch nicht ein einziges Menschenleben zu diesem Zwecke opfern dürfen. Und ist es nicht auch eine bittere Ironie, daß er selbst die Italiener hat bitten müssen, in dem ihm gebliebenen Stadttheil Ordnung und Ruhe zu schaffen.

Den 2. Oktober.

„Unsere Tage fließen sehr gleichförmig hin. Während die große äußere Politik ruht und die Entscheidung vor oder in Paris abwartet, tritt schon die deutsche Frage, d. h. die künftige Gestaltung Deutschlands, mehr in den Vordergrund, besonders seit den Besprechungen Delbrücks*) in München. Deshalb hat Graf Bismarck unsern Kollegen Bucher**) hierher berufen, der die deutschen Sachen immer bearbeitet hat und schon bei der Norddeutschen Bundesverfassung mitwirkte. Es ist mir das sehr lieb; denn in diesen Verfassungssachen giebt es sehr Viel, das mir fremd ist; es wäre das freilich hauptsächlich Keudell zugefallen, der ja aus seiner früheren Karrière mit der Administration vertraut ist, aber Keudell ist schon überhäuft, da ihm obliegt, die Besprechungen mit Behörden, geheimen und nicht geheimen Agenten und dergl. und die ganze Korrespondenz mit den Verwaltungsbehörden in den occupirten Provinzen zu halten, so daß er gar nicht durchkommen könnte. Mit Bucher wird noch ein Chiffreur und ein Kanzleidiener kommen; es ist auch für Alle Arbeit da. Unser Hauptquartier wird immer unbehülflicher; das ist ein Nachtheil, der aber durch den Vortheil der vermehrten Arbeitskraft und die dadurch für uns Alle entstehende Erleichterung aufgehoben wird."

Abends.

„Daß Du zuerst nicht an die Nachricht von Straßburgs Fall glauben wolltest, begreife ich; und daß die Königin es nicht gleich für

---

*) Er führte 1870 als Präsident des Bundeskanzleramtes die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten über den Anschluß an das Deutsche Reich.

**) Lothar Bucher war seit 1864 im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten thätig.

ganz gewiß hielt, lag vielleicht an der Fassung des Telegramms, wenn es dort so angekommen ist wie hier, wo es auch zuerst einige Zweifel und Ungewißheit erregte; es hieß nämlich: Straßburg kapitulirt soeben, nicht »hat kapitulirt«; woraus Manche hier schließen wollten, es seien nur erst Unterhandlungen eröffnet, welche möglicherweise zu Nichts führen könnten. Ich verstehe auch, daß Du noch keine volle Freude darüber empfinden konntest; wir waren sehr froh, weil wir die große Wichtigkeit der nächsten militärischen Folgen übersahen: Das Freiwerden einer großen Truppenzahl, eines großen Belagerungsparks, einer neuen Eisenbahn, die unbestrittene Herrschaft über den Elsaß."



8. Kapitel.

Versailles. Fortsetzung des Krieges durch die Franzosen. Metz kapitulirt. (1870).

„Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn sie über sich selbst urtheilen kann. Zu diesem großen Vortheil gelangt sie aber zu spät."
(Goethe, Ethisches II.)

Abeken an seine Frau.

Versailles, den 5. Oktober, abends.

"Wir sind erst nach Sonnenuntergang hier angekommen, wir wohnen sehr weit vom Könige, der übrigens nicht im Schloß, sondern in der Präfektur einquartiert ist, entfernt, worüber der Minister mit Recht schalt. Dazu wohnen auch wir untereinander in verschiedenen Häusern zerstreut, sogar ziemlich weit voneinander; Keudell, Bismarck-Bohlen und ich mit dem Minister zusammen in einem hübschen Hause. Das Bureau ist natürlich auch hier im Hause. Aber daß wir Alle zusammen in Ferrières in einem Hause wohnten, war doch noch viel bequemer! Ueberhaupt welch ein Kontrast gegen die anmuthige Stille von Ferrières! Versailles ist zwar von einem großen Theile seiner Einwohner verlassen; aber der Lärm wird reichlich ersetzt durch die Truppen und die Schlachtenbummler, die sich in unzähliger Masse hier eingefunden haben. Da unser Koch noch nicht fertig mit seinen Einrichtungen war, gingen wir gleich nach unserer

Ankunft im ersten Gasthof (Hotel des Reservoirs) essen, aber der Speisesaal, in welchem wir an unserem besonderen Tisch saßen, war angefüllt theils von bekannten, theils von unbekannten Prinzen und Erbprinzen, Herzögen und Großherzögen, Prätendenten und — Verzichtet-Habenden. Dabei schwirrte es von Worten und Champagnerpfropfen, daß Einem ganz bange wurde; wir waren freilich durch unser stilles Leben in Ferrières sehr verwöhnt."

Den 6., morgens.

„Ein Weilchen werden wir wohl hier bleiben! Wenigstens wüßte ich nicht, wohin wir noch von hier sollten, um der Belagerung näher zu kommen. Belagerung! Bis jetzt ist es nur eine Cernirung, gestern hatte kurz vor uns die erste Abtheilung unseres schweren Belagerungsparks von enormen Geschützen die Seine auf der Pontonbrücke passirt; es wird aber immer noch bis Ende nächster Woche dauern, bis Alles hier ist, und wir wollen nicht vereinzelt anfangen, sondern warten, bis wir aus dem Ganzen und Großen arbeiten können."

Donnerstag, abends.

„Ich habe eben in der Cölner Zeitung vom 1. Oktober den Hirtenbrief des Erzbischofs von Cöln gelesen, der das Unfehlbarkeits-Dogma proklamirt. Selten hat mich etwas so mit Beschämung und Indignation zugleich erfüllt wie dies Schriftstück. Wie ein Mensch es nur übers Herz bringen kann, so sich selber und der Wahrheit ins Gesicht zu schlagen. Der erste Theil ist fast der schlimmste — der Erzbischof, der das Concil kennt, muß wissen, daß Alles das, was er von der Freiheit der Oekumenität, der Weisheit des Concils sagt, nicht wahr ist, und wenn er es sich selber einredet, daß es wahr sei, so ist das fast das Allerschlimmste. Es ist schlimm, wenn der Mensch lügt; aber so lange er weiß, daß er lügt, kann er doch noch zur Wahrheit kommen; wenn er aber gar nicht mehr weiß, daß er lügt, sondern sich selber die Lüge als Wahrheit einredet, so ist er unheilbar. Und nun das Dogma der Unfehlbarkeit selbst! Die Art, wie der Erzbischof es definirt und beschränkt, ist zwar nicht unvernünftig zu nennen; aber bezieht sich nur auf den entscheidenden Ausspruch über eine bestimmte Glaubens- und Sittenlehre und schließt einzelne Fälle, Thatsachen, Alles was nicht zu dem allgemeinen kirchlichen Glauben und Moral gehört, davon aus.

Mit dieser Auslegung begreife ich, daß sich wohldenkende Katholiken damit abfinden können, obgleich ich auch meinen Glauben und mein sittliches Bewußtsein einer solchen Unfehlbarkeit nicht unterwerfen könnte. Ich verstehe diese Unterordnung in geistigen und sittlichen Dingen unter andere Menschen nicht; gehorchen kann ich auch gegen meine Ansicht, wenn es nur nichts geradezu Unrechtes ist; aber meine Ueberzeugung ändern, nicht. Wenn mir Bismarck etwas aufträgt, was ich für nicht richtig halte, was ja auch manchmal vorkommt, so gehorche ich; oder wenn eine Majorität etwas beschließt, was Gesetz werden soll, so kann und muß die Minorität sich dieser äußeren Feststellung unterwerfen. Aber was ich glauben und was ich für recht und gut halten soll, das muß ich mit mir selbst ausmachen; das kann mir kein Papst, kein Bismarck, keine Majorität sagen. Uebrigens ist die Auslegung, welche Erzbischof Melchers*) dem neuen Dogma giebt, keineswegs diejenige, welche die Römische Curie meint, wie er vielleicht bald einmal zu seinem Schrecken wahrnehmen wird."

Den 7. Oktober.

„Gestern gab es eine kleine Episode von Leuten, die aus Paris kamen, der Griechische Geschäftsträger mit Familie und Beamtenpersonal und einige Landleute, die sich angeschlossen hatten, um den sauf conduit des französischen Kriegsministers zu benutzen. Sie waren aber mitten in ein Gefecht hineingekommen, welches im Norden der Stadt, nach St. Denis zu, stattgefunden, hatten sich hinter Bäumen und anderen Schutzmitteln verstecken und ducken müssen und waren so bis an unsere Vorposten gelangt, die sie, weil sie einen Paß von dem uns vertretenden Amerikanischen Gesandten Washburn hatten, hierher brachten. Sie erzählten, daß in der Stadt Alles zwar ein kriegerisches Aussehen habe, aber sonst ruhig sei; daß die Franzosen noch guten Muth und Entschlossenheit zeigten. Die Nachrichten von Zwiespalt, sogar Straßenkämpfen, die wir vor einigen Tagen hörten, waren also jedenfalls nicht richtig. Nur das Fleisch fange an theuer und selten zu werden."

Den 8. Oktober 1870, morgens.

„Delbrück wird heute hier erwartet. — Er ist hier indispensable wegen der deutschen Sachen, die anfangen Gestalt zu gewinnen. In

*) Seit 1865 Erzbischof von Cöln.

Württemberg, sogar bei dem Könige, ist, seit Varnbüler abgegangen, die nationale Strömung sehr stark vertreten; der König hat gesagt: diese Strömung solle nicht wieder unterbunden werden! Und auch die Regierung ist bereit, viel weiter zu gehen in der Aufgabe von Partikularrechten als Bayern; beinahe entschlossen, in den Norddeutschen Bund zu treten, so wie er ist. Baden wird wohl geradezu einen Antrag darauf stellen oder gestellt haben. Die wirkliche Schwierigkeit liegt immer in Bayern."

Den 10., morgens.

„Daß Keudells Briefe an seine Frau kurz waren in der letzten Zeit, begreife ich; Keudell hatte wirklich sehr viel mehr zu thun als ich, theils weil Bismarck ihn immer als Boten braucht für alle persönlichen und mündlichen Verhandlungen, sowohl mit den Militärbehörden, als mit allerlei offenen und geheimen Agenten, theils weil sein Departement die Verhandlungen mit den Behörden der nun eingerichteten Provinzen, Elsaß ꝛc., sind, in denen Bismarck immer zwischen der Alternative hin und herschwankt, ärgerlich zu werden, wenn die Beamten Instruktionen fordern und nicht auf eigene Hand handeln, und wüthend darein zu fahren, wenn sie auf eigene Hand handeln und einmal irgend eine Kleinigkeit thun, die ihm nicht recht ist. Er ist darin eine wunderliche Natur; und Keudell hat oft einen schweren Stand, die Sache nur einigermaßen im Gleise zu halten. Er dauert mich manchmal sehr, macht aber die Sachen meist vortrefflich, und es gelingt ihm Vieles, weil er Alles mit großer Abnegation und Selbstlosigkeit macht. Ich bewundere ihn darüber um so mehr, da ich es leider von mir nicht rühmen kann. Aber wir bedürfen es oft alle Beide, uns die großen Eigenschaften unseres Chefs und seine eminente Befähigung für das, wozu Gott ihn ausersehen, sowie den Zusammenhang seiner Fehler mit diesen Eigenschaften ins Gedächtniß zu rufen, um den Verkehr mit ihm erträglich zu finden.

Montag Abend.

„Ich komme eben vom König, nicht vom Thee, sondern von einem Vortrag; der Minister schickte mich, ich weiß nicht recht warum, zu ihm mit einer Sache, die auch bis morgen und übermorgen Zeit gehabt hätte, und trug mir auf, ihn zu entschuldigen, daß er sich nicht selber aufgemacht, weil er sehr angegriffen sei und ein später Vortrag ihm immer

die Nachtruhe koste. Er hatte wohl nicht bedacht, daß es schon 9 Uhr war, und ich den König herausrufen lassen mußte vom Thee; er kam auch und war sehr gnädig, wenn er auch über die späte Stunde des Vortrages verwundert war. Er ist darin von einer Liebenswürdigkeit, wie schwerlich irgend ein anderer Monarch."

Versailles, den 12. Oktober 1870, abends.

„Wir haben es hier gut getroffen, mit unserem in einer ganz abseits führenden einsamen Gartenstraße isolirt liegenden Hause und seinem schönen Garten; still ist es hier von außen vollkommen, nur innerhalb des leicht gebauten Hauses schallt Alles fürchterlich. Dies, die Entfernung von der Wohnung des Königs und das Unbequeme der speziellen Zimmer des Ministers wird wohl bewirken, daß wir in den nächsten Tagen unsere Wohnung verändern werden."

Den 13., abends.

„Heute ist unsere ganze Feldpolizei neu organisirt und eine so strenge Fremdenpolizei in Versailles eingeführt, daß es für die Polizei bald kein unbekanntes Gesicht im Ort mehr geben wird und jeder neue Ankömmling genau untersucht werden wird. Der König ist von Natur unvorsichtig, das ist wahr, oder besser zuversichtlich und vertrauensvoll; d. h. er vertraut nicht wie Napoleon auf seinen Stern, sondern auf den lieben Gott, und der wird ihm auch durchhelfen; denn so nothwendig und richtig auch alle menschliche Vorsicht und Sorge ist, so kann sie es am letzten Ende doch nicht machen; und wenn der liebe Gott das Haus nicht bewahrt, so schleicht das Unheil durch eine Ritze ein, an die man am allerwenigsten denken konnte; also wollen wir dem lieben Gott vertrauen, aber dabei gewiß nicht unterlassen, was die Vorsicht gebietet.

Deine Briefe kommen jetzt ziemlich regelmäßig; wenn wir der Eisenbahn erst sicher sind, wird es sich noch abkürzen. Vorgestern ist sie aber wieder von boshafter Hand aufgerissen, und bei der Entgleisung des Zuges hat eine Anzahl Todesfälle und Verwundungen stattgefunden. Infolgedessen ist der Befehl gegeben, daß bei jedem Zuge eine Lokomotive vorher geht mit der Munizipalität und den angesehensten Bewohnern des nächsten Orts — dann werden sie wohl Sorge tragen, daß dem Zuge nichts passire. Wie aber die Franzosen gegen ihr eigenes Fleisch wüthen! Heut kam die Nachricht, daß das

schöne Schloß St. Cloud, wo vor einigen Tagen schon eine Granate mitten im Bette des Kaisers platzte, nun ganz in Brand geschossen ist und nicht mehr zu löschen sei.

Der König hielt uns lange fest; und dann wurde noch im Vorzimmer allerlei geplaudert. Danach ging ich mit Delbrück und dem Fürsten Pleß im schönen Mondschein nach Haus, und es wurde kluggesprochen; leider kamen wir zum Resultat, daß, wenn nicht die Besiegung der Loire-Armee den Muth den Pariser breche (und das wird sie nicht, denn sie werden sie entweder nicht erfahren oder nicht glauben!), die Entscheidung immer noch ein paar Wochen werde warten müssen, bis unser schweres Geschütz seine Arbeit gethan haben wird."

Freitag, den 14. Oktober 1870, morgens.

„Wenn wir doch Wildenbruch bisweilen des Abends beim Thee des Königs haben könnten, was für eine Wohlthat wäre das. Ich mußte gestern wieder recht daran denken! Der König selbst ist derjenige, der noch am meisten die ganze Gesellschaft durch seine Erzählungen und Bemerkungen belebt, wenn er nicht durch die ihm zunächst sitzenden Prinzen von Bayern oder den Großherzog von Weimar in Anspruch genommen wird. — Kollege Bucher hat mehr Schreiberei wie ich, weil es in den deutschen Sachen so viel auf Detail ankommt. Wir erwarten jetzt hier eine Anzahl deutscher Minister zu vorläufigen Konferenzen; nachher hoffe ich auch noch einen Fürstenkongreß zu sehen.

Graf Bismarck war in den letzten Tagen besonders guter Laune, auch mittheilsam und heiter und in den Geschäften ungewöhnlich coulant; das ist ein gutes Zeichen, daß er sich wohlfühlt, worüber wir uns Alle sehr freuen, um der Sache willen, um unsertwillen und um seinetwillen, denn Du hast ganz Recht, er leidet ja selbst am meisten darunter. Und wenn man denkt, was Alles auf seinen Schultern liegt und was er Alles leistet, so darf man gar kein Wort mehr sagen, ja man macht sich dann jeden unfreundlichen Gedanken zum Vorwurf."

Versailles, Sonntag den 16. Oktober 1870, abends.

„Ich bin heut abend wieder einmal zum Thee bestellt, fange aber vorher einen Brief für Dich an. Die Anderen sitzen unten noch mit Kaffee, Likörs und Cigarren im Salon um den Kamin, während Keudell ihnen etwas vorspielt; sogar Graf Bismarck hörte behaglich zu

und scheint sich zu erholen; denn heut Morgen war er ganz elend infolge einer schlaflosen Nacht, verursacht durch allerlei Aerger gestern und einen unvernünftigen Nachtspaziergang im Nebel.

Der König hat uns ziemlich lange festgehalten, also darf ich nicht mehr lange schreiben; aber Eins muß ich Dir doch noch erzählen. Als ich mich gerade in den Wagen setzen wollte, um zum König zu fahren, kam ein württembergischer Offizier mit dem päpstlichen Nuntius, der aus Paris herausgekommen und durch die Vorposten hierher gebracht war. Da ich den Mann vor 30 Jahren in Rom gekannt hatte, als er noch nicht Geistlicher, sondern päpstlicher Offizier und ein junger eleganter Courmacher, in allen englischen Gesellschaften schwebender und schwärmender Mann war, konnte ich mir nicht versagen, ihn zu begrüßen; er erinnerte sich freilich meiner nicht, und ich hätte ihn auch nicht wieder erkannt in seiner sehr geistlich gewordenen Erscheinung, aber dieser Wechsel der irdischen Dinge war doch gar zu pikant: damals trug er Uniform und ich das geistliche Gewand; jetzt umgekehrt, er das geistliche Gewand und ich die Uniform. Er war sehr artig; wir sprachen italienisch, ich mußte dann bald fort zum König und der arme Keudell noch $1\frac{1}{2}$ Stunden in der Stadt herumfahren, um ihm Wohnung zu suchen."

Montag Abend.

Es sind mancherlei Anzeichen, die auf eine in Metz nahende Entscheidung deuten, wenn ich auch die Anwesenheit des Generals Boyer*) hier im Hauptquartier nicht dazu rechnen will. Sie wird die Welt wieder sehr in Aufregung setzen und allen Spekulationen Thür und Thor öffnen, gerade weil sie mit großer Ostentation und ohne alles Geheimniß betrieben ist...

Ich komme eben vom König wieder und will Dir nur noch eine kurze gute Nacht sagen. Ich brachte Dein Trompetergedicht von Freiligrath**) mit, und der Großherzog von Weimar las es zu allgemeinem Entzücken vor; der König und die ganze Versammlung waren davon tief ergriffen und konnten nach der ersten Pause des Schweigens nicht Worte genug finden, es zu loben. Es freute mich sehr, daß ich

---

*) Adjutant Bazaines.

**) „Der Trompeter von Vionville".

es vorgebracht — es war mir zuerst fast zu ernst für den Thee vorgekommen; aber es war doch gut, denn der König hätte es sonst nicht kennen gelernt, und es machte ihm wirklich Freude. Es ist auch in seiner Art und paßt zu ihm, weil es so einfach, kernig, tief bewegt und schmerzlich und doch ohne alle Sentimentalität ist.

Wie ich nach Hause komme, finde ich unser Bureau in einiger Aufregung, weil gesagt war, wir könnten in der Nacht alarmirt werden. Bei Majestät dachte daran Niemand; wohl aber glaubte man, daß vielleicht morgen ein großer Ausfall stattfinden könnte, am Geburtstage des Kronprinzen, am 18. Oktober, dem Jahrestage von Leipzig!"

Dienstag den 18. Oktober 1870.

„Daß die Nacht trotz den gestrigen Alarmgerüchten ruhig verlief, brauche ich Dir wohl kaum zu sagen. Es ist nicht die Art der Franzosen, nächtliche Ausfälle zu machen; sie können das auch gar nicht wagen, mit solchen Truppen, wie sie in Paris sind; da müssen sie schon sehr zufrieden sein, wenn sie die am Tage zusammen und in der Hand behalten, nachts würde Alles auseinander fallen. Uebrigens können wir hier an jedem bedrohten Punkt binnen zwei Stunden 60 000 Mann zusammenbringen, haben lauter feste Stellungen und bestreichen die Hauptausfalllinie mit 100 Feldgeschützen."

Abends.

„Ob Du wohl des heutigen Tages recht gedacht hast! Es ist doch ein recht merkwürdiger Tag, mit einem Janusgesicht, der Vergangenheit und Zukunft zugewendet — eine glorreiche Vergangenheit in der Völkerschlacht bei Leipzig, und eine trostreiche und hoffnungsreiche Zukunft in unserem Kronprinzen, der sich immer schöner entwickelt. Ich weiß nicht, ob ich Dir schrieb, daß am Tage nach dem großen Ritt um Sedan, als ich mit dem Minister von Donchery nach Vendresse fuhr, Bismarck mir zum ersten Mal mit Anerkenntniß und Vertrauen vom Kronprinzen sprach und selbst ganz glücklich darüber war. Ich glaube doch, ich schrieb Dir, wie der Minister mir gesagt, daß er unendlich viel mehr und ganz Anderes in ihm gefunden, als er gedacht; auch, daß der Prinz sich über sein Verhältniß zu ihm selbst in so offener und schöner Weise ausgesprochen, daß er die besten Hoffnungen

daran knüpfen dürfe. Das war mir sehr erfreulich, und ich mußte heute recht daran denken. — Und zwischen diesen Hoffnungen der Zukunft in unserem jungen Thronerben und diesem Rückblick auf die Freiheitskriege — in welcher Gegenwart stehen wir! Wir dürfen wirklich auf uns das Wort von Goethe anwenden:

„Liegt Dir gestern klar und offen,
Wirkst Du heute kräftig frei,
Darfst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sei!"

Um 12 Uhr war das ganze Hauptquartier und Offizierkorps zur Gratulationscour bei dem Kronprinzen versammelt. Er empfing es bei dem herrlichen Herbstwetter im Freien in seiner Villa vor dem Hause, trat ein paar Schritte vor in den großen Kreis und sagte wenige gute Worte: niemals habe er den Tag in so schöner Umgebung gefeiert, wie jetzt inmitten seiner braven Armee. Der König habe ihm die Freude gemacht, für diesen Tag einige Eiserne Kreuze zur Verleihung zu geben, die er dann an die Anwesenden gleich austheilte.

Zur Feier des Tages hatte der König nachmittags die Wasser im Schloßgarten springen lassen; da ich sie schon am Tage nach unserer Ankunft in aller Vollständigkeit hatte springen sehen, so ging ich diesmal nicht hin, sondern fuhr mit Kollege Bucher (Graf Hatzfeld und Bismarck-Bohlen waren zu den Wassern, und Keudell hatte zu thun) nach der Villa Stern, nordöstlich von Versailles, auf dem halben Wege nach St. Cloud. Dieser Punkt war mir schon neulich von Graf Harrach, dann von vielen Anderen und gestern noch vom König als ein vortrefflicher Aussichtspunkt auf Paris gerühmt und erwies sich denn auch als solcher. Der kleine Ort Ville d'Avray ist etwas mehr als eine halbe Meile von hier, an einem Hügel gelegen; auf dem höchsten Punkt dieser Villa, reizend angelegt wie alle Gärten hier, und schon von dem Garten, noch mehr von den oberen Zimmern des Hauses aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf Paris, zwischen zwei waldigen Hügeln durch, und auf die südlich von der Stadt gelegenen Forts. Es war in diesem Jahre mein erster Blick auf Paris, und es war ein eigenes Gefühl, das moderne Babylon da vor unseren Füßen zu sehen und durch ein großes Fernrohr, welches ich mitgebracht hatte, jedes Detail seiner Kuppeln und Thürme zu erkennen, den

Triumphbogen, auf dem man die Leute erkennen konnte, Notre Dame, die Kuppel der Invaliden, das Pantheon u. s. w. Aus den Forts wurde fortwährend geschossen; von den ferneren sah man nur den Blitz und die Rauchwolken, von den näheren hörte man auch lange nachher den Schall."

Versailles, Mittwoch Morgen, den 19. Oktober 1870.

„Gestern konnte man sich fast in Paris glauben, so deutlich sah man Alles vor sich liegen und wunderte sich, daß man nicht einfach mit dem Wagen da hineinfuhr. Die Franzosen haben gewiß geglaubt, wir würden den 18. durch irgend eine Waffenthat, einen Angriff zu bezeichnen suchen; denn vorgestern hatten unsere Vorposten bemerkt, daß am Nachmittag starke Truppenmassen aus der Stadt nach den Vorposten herauskamen. Es ist auch recht die Art der Franzosen, und war es schon des Ersten Napoleon, solche Tage zu bezeichnen, obgleich sie es diesmal mit ihrem 15. August*) nicht gethan. Unsere Art ist es nicht; und der König stimmte mir vorgestern abend zu meiner Freude bei, daß es recht hübsch sei, wenn solche Tage von selbst zusammenträfen, daß man sie aber nicht wählen dürfe; das sei Aberglaube, wenn man Glückstage habe, oder Tagewählerei, die in der Bibel verboten. So ist denn der gestrige Tag ruhig vorübergegangen, obgleich Deserteure glauben machen wollten, die Franzosen beabsichtigen am 18. oder 19. einen größeren Ausfall. Es war nur die gewöhnliche Knallerei, wobei die Franzosen ganz unnöthigerweise viel Pulver und Munition verschwenden, ohne uns irgendwie Schaden zu thun, ganz vereinzelte Verwundungen ausgenommen. In den größeren Ausfällen mögen sie doch auch ein Haar gefunden haben; für uns wird aber noch mancher Tag vergehen, ehe wir zum Angriff bereit sind. Diese Geschützaufstellung kostet unsäglich viel Zeit, und man hat viel zu spät den Befehl dazu gegeben.

Unglaublich lächerlich ist die Idee, daß Bismarck dem Bombardement von Paris widerstreben könnte, aus Interesse für die Kunstschätze, oder auch nur aus Interesse für Paris selbst und all seine Pracht! Ich glaube, es ist gar nichts in Paris, was bei ihm auch nur einen

*) Geburtstag Napoleons I.

Augenblick den Wunsch rege machen könnte, es zu schonen, wenn er das Bombardement für politisch und militärisch richtig hielte. Und es wird wohl richtig und nothwendig werden, denn noch sind keine Symptome da, daß die Leute zur Vernunft kommen; und wir können nicht einmal wünschen, daß der Hunger sie zur Vernunft bringe, wegen der schrecklichen Folgen, die das für die dann gar nicht mehr zu ernährende Menschenmasse haben müßte; sondern es ist für die Pariser viel besser, wenn, ehe der Hunger zwingt, das Bombardement sie zwingt."

Donnerstag, den 20., morgens.

„Bismarck war zu angegriffen, um heut selbst zum König zu gehen, und ließ für mich anfragen; da bestimmte der König gerade sechs Uhr, ohne zu wissen, daß das unsere Eßstunde ist. Der Vortrag dauerte bis sieben Uhr, länger als ich gedacht, da ich ihm einige Entschließungen ablocken mußte, die ihm gar nicht angenehm waren; es war eine etwas peinliche Stunde; aber es war mir diesmal lieb, daß ich sie zu überstehen hatte, nicht Graf Bismarck, der in dieser Zeit furchtbar nervös ist, und den nichts so sehr angreift, als wenn er dem König Vortrag halten muß, über Sachen, die dem Letzteren nicht ganz angenehm sind. Der König giebt zwar immer zuletzt nach; aber in der Ueberwindung dieses Widerstandes erschöpfen sich die Kräfte des Ministers, und wir sind manchmal recht um ihn besorgt. Es ist dann kein Wunder, wenn er uns gegenüber recht reizbar ist und an uns ausläßt, was ihn von oben her quält und drückt. Ich bitte ihm auch nachher im Stillen immer ab, wenn ich mich bisweilen über ihn geärgert habe, und ärgere mich dann über mich selbst am meisten, daß ich mich ärgere.

Am Sonnabend werden hier nicht weniger als acht Minister ankommen, drei bayerische, drei württembergische (oder zwei), zwei badische. Da wird viel geredet, geschwatzt und geschrieben werden. Ich freue mich, daß diese deutschen Sachen nicht zu meinem Departement gehören; es ist viel Kniffliches dabei, viel Verwaltungsdetail.

Freitag Abend.

„Gestern und vorgestern hätte ich Dir nicht so gute Nachrichten über den Grafen geben können; er war nervös und matt, aber heut geht es schon viel besser, und ich hoffe, er wird bald wieder der alte sein. Daß Du übrigens nicht nur der Familie, sondern auch über=

haupt von diesen Fluctuationen des Gesundheitszustandes besser nicht sprichst, brauche ich Dir nicht erst zu sagen; die Welt muß glauben, Bismarck sei bei seiner vollen Kraft, und er ist das auch in allen geschäftlichen und ernsten Dingen, nur in kleinen persönlichen Dingen ärgert er sich und uns manchmal mehr, als gerade nöthig ist."

Den 22., Sonnabend, abends.

„Heut war Gersdorff bei uns zu Tisch; er ist als Landwehroffizier in die Armee eingetreten und steht jetzt auf Vorposten bei St. Cloud, war aber auf einige Tage abgelöst zum Ausruhen hier und tritt erst übermorgen seinen Dienst an. Er erzählte, daß ihnen dort die Kanonenboote auf der Seine noch gefährlicher wären als das Fort St. Valérien; indignirend aber sei es, wie man offenbar oft nur schieße, um den Parisern einen Zeitvertreib zu geben. So werde wohl morgen, Sonntag, tüchtig geschossen werden: denn Sonntags kämen immer die Pariserinnen heraus, man könne dann deutlich sehen, wie sie sich zu den Kanonenbooten übersetzen ließen, und dann ginge zur Unterhaltung dieser Damen, die wohl verschiedenen Regionen angehören, das Feuer auf unsere Vorposten los. Gestern soll während des Ausfalls das Fort Mont St. Valérien ganz voll von Damen gewesen sein!"

Den 23., morgens.

„Ein Bombardement, das die Thoren zu früherer Uebergabe zwänge, wäre vielleicht barmherziger als eine verlängerte Belagerung mit allen Schrecken des Hungerns und der Noth, die nicht einmal aufhören würden, wenn die Belagerung aufhörte, weil man für zwei Millionen Menschen nicht gleich den Proviant herbeischaffen kann, wie Du in unserem veröffentlichten Memoire gelesen haben wirst. — Aber unsere Barmherzigkeit muß zunächst unseren Soldaten und unserem Lande gelten — charity begins at home — und da kommt es darauf an, jedes Mittel anzuwenden, welches uns am raschesten und besten den Erfolg und den Frieden sichern kann: dagegen müssen alle anderen Rücksichten zurücktreten. Die wahre Menschlichkeit ist, den Krieg, sobald es möglich ist, zu beenden."

Den 26. Oktober 1870.

„Heut ist General Moltkes Geburtstag. Er wird 70 Jahre! Du hast wohl Bancrofts*) Dankbrief für die Gratulation zu seinem Doktorjubiläum gelesen, worin er sehr hübsch von den „alten Leuten“ spricht, die in dieser Zeit die Sache machten. Es ist wahr, daß in dieser Zeit die Alten wahrhaft jung sind; aber Gottlob hat uns gerade diese Zeit gelehrt, woran wir manchmal fast zweifelten, daß auch die Jugend noch oder wieder jung und der Begeisterung fähig ist, und daß wir daher der Zukunft vertrauen dürfen, welche schwere und große Aufgaben zu lösen hat, schwerer in geistigem Kampf als der mit dem Schwert durchzufechtende Krieg!

... Ist es nicht die seltsamste Position? Kaiser Napoleon als wirklicher Gefangener in Wilhelmshöhe — und sein Protégé, der Papst im Vatikan sich als Gefangener gerirend, durchaus gefangen sein wollend! — Denn in Wirklichkeit ist er es nicht einmal! Inspirirt ist er doch wirklich nicht, denn sonst würde er die Sache ganz anders anfangen, und statt zu klagen, daß er nicht frei sei, um die Kirche zu regieren, lieber der Welt zeigen, daß er frei ist und die Kirche mit dem Scepter des Geistes regiert! — Aber er erwartet, statt selbst etwas zu thun, lieber Alles von fremder Hülfe, er hofft auf ein Wunder. Denn weniger gehört nicht dazu, damit die fremden Mächte den Entschluß fassen, ihn wieder auf seinen weltlichen Stuhl zu setzen.

Ich bin eben mit Keudell zum Grafen Moltke gefahren, um ihm zum Geburtstag zu gratuliren; wir trafen es gerade noch gut, da er im Begriff war, zum König zum Vortrag zu fahren. Keudell hatte von seiner Frau, die mit der verstorbenen Frau v. Moltke sehr befreundet gewesen, den Auftrag, ein Blumenbouquet zu überreichen, welches er auch glücklich, sehr stattlich hier zu stande gebracht hatte. Der alte Herr war in seiner schlichten und stillen Weise sehr gerührt und herzlich. Wir waren die ersten Gratulanten gewesen, außer einer schönen, schlichten und künstlerischen Adresse von Nürnberg, die ihm aus der deutschen Stadt besondere Freude gemacht hatte, und ein Ehrenbürgerdiplom von Magdeburg.“

---

*) George Bancroft, war 1867—1874 nordamerikanischer Gesandter in Berlin.

Den 27. Oktober 1870.

„Du wirst aus den Zeitungen gesehen haben, daß wir Herrn Thiers hier erwarten. Zunächst will er nach Paris hinein, um sich dort mit der Regierung zu verständigen, die mit der Regierung von Tours nicht immer einen Strang zieht. Er soll die Erlaubniß erhalten, aber er muß sie sich erst persönlich im Hauptquartier holen, denn auf einem anderen Wege können natürlich Kommunikationen mit Paris nicht stattfinden. Ob er dann wieder herauskommt, um einen Versuch zu neuen Unterhandlungen zu machen? Ob sie ihn als einen würdigen Vertreter ansehen? Ob sie ihn überhaupt nur wieder herauslassen? Alles das scheint mir zweifelhaft! Nun, wir werden ja sehen! Du glaubst kaum, mit welcher merkwürdigen Ruhe wir alle diese Versuche ansehen, die in den Zeitungen die Welt, die Börse und selbst unsere Freunde in Berlin in Aufregung versetzen. Wir stehen den Ereignissen so nah, daß sie uns nicht so sehr afficiren wie die Fernerstehenden. Wir arbeiten fort und überlassen dem lieben Gott die Direktion — so macht es sogar der König auch! Bismarck freilich wird immer am meisten davon afficirt, und das ist natürlich; da ihm vor Allem die Sorge obliegt, das Detail der einzelnen Phasen im Zusammenhange der großen Gedanken zu erhalten und gerade dadurch es dem Könige möglich zu machen, seine entscheidenden Entschlüsse rasch und unbeirrt vom Detail zu fassen. — Ich hoffe übrigens, daß Thiers hier eine Nachricht empfangen wird, die er nicht erwartet hat, da wird er denn doch den Parisern etwas mitzubringen haben!

Die Vorträge bei Seiner Majestät sind meist sehr erfreulich; es kommt nur sehr selten vor, daß ich etwas zu vertheidigen hätte, womit ich nicht ganz einverstanden wäre, oder bei dem ich mir nicht sagen könnte, daß, wenn ich auch anderer-Ansicht wäre, Graf Bismarck es besser verstände und klüger beurtheilte als ich. Er hat außerdem wirklich einen glücklichen Geist und vor Allem den glänzenden Takt, immer den Kern herauszufinden, auf den es ankommt, wenn auch der Andere oder der Gegner vielleicht etwas ganz Anderes gemeint hatte. Er antwortet seinem Gegner nicht immer auf das, was dieser gefragt hatte, er selbst aber sagt ihm immer gerade das, was er sagen wollte, und meist das, was gesagt werden mußte, wenn auch der Gegner es lieber nicht gehört hätte.

Freitag, den 28. Oktober 1870, morgens.

„173 000 Mann, 6000 Offiziere, 3 Marschälle!!*) — Ich wußte schon gestern Morgen, ehe ich den Brief an Dich abschickte, daß die Verhandlungen eingeleitet waren und am Abend abgeschlossen werden sollten; aber aus dem Aberglauben, den Du an mir kennst, wagte ich weder gestern morgen noch selbst am Abend, davon zu sprechen, between the cup and the lip there's many a slip. Das gestern Abend erwartete Telegramm blieb aus, und so war es mir ordentlich ängstlich, daß schon die ganze Stadt voll von der Uebergabe, ja, daß sie schon in der hiesigen Zeitung stand, und daß der König zur Feier derselben den großen Zapfenstreich angeordnet hatte. Der Abschluß hat nun in der Nacht stattgefunden, und das Telegramm ist heut früh angekommen — ich erfuhr es eben in der Villa des Kronprinzen, wohin ich hatte fahren müssen, um etwas zu holen; zu Hause zurückgekehrt, finde ich auch hier die Nachricht vom Generalstabe.

Gestern war nur von 150 000 Mann und 4000 Offizieren die Rede; wir unterschätzen immer zuerst, gerade im Gegensatz zu den Franzosen. Bismarck-Bohlen wurde gestern ganz biblisch und meinte, Prinz Friedrich Karl würde nun, mit Rücksicht auf die 80 000 Mann, die sein Onkel bei Sedan gefangen genommen, sagen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend!

Ich bin neugierig, ob die Franzosen uns nicht durch einen Ausfall, ohne es zu wollen, ein Victoriaschießen zurechtmachen! Der König hatte gestern auf die erste Depesche schon geschrieben: Victoria! Die Sache steht doch noch so ungeheuer da, daß man sie sich kaum vorstellen kann!

Wir haben jetzt in Deutschland eine große Armee, unserer Friedensstärke gleich, eine Invasion de la Race Latine, nur in etwas anderer Art als die Invasion de la Race Germanique, über welche die Franzosen sich beklagen: für uns entstehen dabei auch ganz erhebliche Schwierigkeiten in der Unterbringung. Man begreift eigentlich nicht, daß Marschall Bazaine mit einem solchen Heere nicht gewaltsamere Versuche gemacht hat, sich durchzuschlagen, die um so leichter gelingen konnten, weil er nicht aus einer engen Ausfallspforte der Festung, die

---

*) Kapitulation von Metz an den Prinzen Friedrich Karl.

von unseren Geschützen bestrichen gewesen wäre, herausbrauchte, sondern das Gros seiner Armee draußen zwischen den Forts lagerte! Ein Ausfall mit 100 000 Mann, wie er sie jeden Augenblick zur Disposition hatte, mußte beinah gelingen, weil eine Cernirungsarmee nie so viel auf einem Punkt haben kann, wenn man bedenkt, daß er mit 150 000 Mann von einem Punkt aus mit einem Keile kämpfen konnte gegen 250 000 Mann, die in weitem Umkreis um ihn her lagen. Ich gönne dem Prinzen Friedrich Karl und seiner Armee diesen Triumph, denn sie hatten eine schwere, harte, an Entbehrungen und Selbstüberwindung reiche Aufgabe!"

Sonntag, den 30. Oktober 1870, abends.

„Dem Prinzen Friedrich Karl ist nun der glühende Wunsch seines Lebens erfüllt. Er ist General-Feldmarschall geworden! Er hat eine schwere Aufgabe gehabt und sie mit Selbstverleugnung durchgeführt! — Nun ist wirklich auch die letzte Armee Frankreichs in Deutschland! Unsere Helden von St. Privat sind nicht umsonst gefallen! Ohne ihren heldenmüthigen Sturm wäre der Tag vom 18. August nicht so zu Ende gegangen, daß Bazaine mit seiner Armee eingeschlossen geblieben wäre! — Der Kaiser hat gewünscht, daß die vier Marschälle bei ihm in Wilhelmshöhe internirt werden möchten; es ist kein Grund, ihm das abzuschlagen, und auf diesen Wunsch hin ist Bazaine, der zuerst nach Mainz wollte, nach Cassel gegangen! Heut erhalten wir ganz unerwartet die Nachricht, daß die Kaiserin Engenie auf Wilhelmshöhe eingetroffen ist, da trifft sie nun mit Bazaine zusammen; hätte sie sich früher entschließen können, wenigstens den Versuch zu machen, zu Bazaine zu kommen; hätte sie Bourbaki, als er aus Metz herauskam, nicht schnöde abgewiesen, so hätte sie vielleicht der Sache eine ganz andere Wendung geben können! Wäre Bazaine ihrer sicher gewesen, so hätte er sich vielleicht offener für sie und gegen die republikanische Regierung in Paris erklärt; dann wäre der Napoleonismus durch die Armee Bazaines eine Macht in Frankreich gewesen, mit der man hätte unterhandeln können! Statt dessen ist nun die letzte Spur irgend einer Macht in Frankreich verloren gegangen und das absolute Chaos da. Ob Thiers der Mann ist, um einen Krystallisationspunkt in diesem Fluidum zu bilden? Er war heut morgen hier in Versailles, hat dem

Minister einen kurzen Besuch gemacht, bei dem auf seinen Wunsch nicht von Geschäften gesprochen worden, und ist wohl in diesem Augenblick schon in Paris, von wo er morgen oder übermorgen wieder herauszukommen hofft, um dann von Geschäften zu sprechen.

Du wirst in den Zeitungen den schönen Armeebefehl des Königs vom 28. d. Mts. lesen, worin er der Armee seinen Dank ausspricht und ihr die Ernennung der beiden Prinzen zu General-Feldmarschällen anzeigt; auch daß er Moltke in den Grafenstand erhoben, wirst Du längst vor diesem Brief lesen. Man sagt, daß er sich naiv und herzlich darüber freue, was ich bei seiner schlichten Gemüthsart begreife. Auch seine Frau würde sich mit ihrem kindlichen Wesen darüber gefreut haben — wie oft habe ich an sie denken müssen in dieser Zeit, und sie, und noch mehr ihn bedauert, daß sie das nicht erleben sollte! Ein solches Glück, wie diese Siege, nicht mit seinem Liebsten theilen zu können, muß furchtbar schmerzlich sein. Ich hoffe, er trägt sie fest genug im Herzen, um doch Alles mit ihr zu theilen.

Vor dem Thee hatte mich der Kronprinz in eine Ecke gezogen, um über Politik zu sprechen; das ging nun ganz gut; weniger erbaulich war es, daß Prinz Adalbert*) mich sistirte, um mich auszufragen.

Beim Thee erzählte ich dem König eine von dem Abgeordneten Blankenburg**) erzählte Anekdote über die Unwissenheit der französischen Offiziere: In Stettin wirft Jemand einem gefangenen französischen Offizier vor, daß sie Turkos, Araber und Kabylen auf uns losgelassen hätten. — »Mais que voulez vous,« erwiderte der Franzose, »vous nous avez lâché les Poméraniens!« — »Mein Herr, bedenken Sie, daß Sie das sagen in der Hauptstadt von Pommern!« — »Mais Monsieur! ne vous moquez pas de moi — nous en sommes au moins à 300 lieues de distance!« — Das amüsirte den König sehr, und er erwähnte dagegen, wie alle gefangenen französischen Offiziere gänzlich ohne Karten gewesen — nur eine kleine schlechte Karte habe man bisweilen bei ihnen gefunden: le théâtre de la guerre, welches sich von Metz bis Dresden und Berlin erstreckte!"

*) Adalbert, Prinz von Preußen, 1811—1873; seit 1849 Chef der Marine.

**) v. Blankenburg, Politiker, Freund Bismarcks, 1851—1873 Mitglied des Abgeordnetenhauses.

An Olfers in Berlin.

„Der König bemerkte gestern beim Thee, die Berliner seien ja ganz »wild« geworden; wenn man ihnen nicht alle acht Tage eine große Schlacht telegraphire, so würden sie ungeduldig und meinten, man faulenze! Und von den Schwierigkeiten, welche der Transport und die Aufstellung von einigen hundert schweren Geschützen macht, scheine kein Mensch dort eine Vorstellung zu haben; da bilde man sich allerlei Hintergedanken ein, als sei er weich geworden und fürchte sich, Paris zu beschießen! — Nun an den 173 000 Gefangenen von Metz könnten sich die Berliner wohl eine Weile genügen lassen! Wir haben jetzt in Deutschland etwa 340 000 Franzosen, mehr als die Friedensstärke unserer preußischen Armee, und von allen Truppen, die uns im Beginne des Krieges gegenüberstanden, sind keine mehr da — alle entweder todt oder in Deutschland; was jetzt noch im Felde steht, ist später zusammengebrachtes Volk!

Möge der liebe Gott uns vor Uebermuth bewahren. Bei unserem lieben Könige ist der in der That nicht zu befürchten; auch Bismarck ist nicht übermüthig und überhebend — dazu steht er schon zu sehr in den Dingen drin, erkennt das innere Getriebe und weiß zu gut, wie wenig schließlich die Menschen, wie viel der liebe Gott gethan — oft durch die Fehler unserer Gegner mehr als durch unseren eigenen Arm."

An seine Frau.

Montag, den 31. Oktober 1870, abends.

„Ich schreibe Dir unter fortwährendem Kanonendonner — die Welschen haben seit einer halben Stunde gewaltig angefangen mit ihren schweren Kanonen vom Fort Mont Valérien zu schießen. Was sie dabei für eine Absicht haben, in dunkler Nacht, ist schwer zu erkennen, da sie uns keinen großen Schaden damit thun können. — Vielleicht wollen sie dadurch dem kleinen Thiers ein wenig Courage zusprechen, welcher heut gegen Abend glücklich wieder aus Paris herausgekommen ist. Morgen wird er eine Unterredung mit dem Minister haben.

Ich wünsche nicht, daß seine Verhandlungen, falls er wirklich vom Gouvernement in Paris zu einer solchen ermächtigt ist, was sich morgen zeigen wird, ein Resultat haben; denn ich glaube, es ist nöthig, daß wir Paris mit Gewalt nehmen; sonst glauben sie am Ende immer noch

nicht, daß sie besiegt sind, und werden, wie der französisch sympathisirende Korrespondent einer englischen Zeitung in Paris sagt, binnen sechs Monaten vergessen haben und steif und fest ableugnen, daß je eine siegreiche deutsche Armee vor Paris gestanden. Sie müssen fühlen, denn glauben thun sie nicht.

Glaube Du aber gar nicht, was Du von Differenzen zwischen Moltke und Bismarck über den Frieden und die Art ihn herbeizuführen in den Zeitungen liesest. Es ist positiv nicht wahr, daß Bismarck aus diplomatischen oder der König aus Menschlichkeitsgründen gegen die Beschießung wäre! Der König erklärte noch vorgestern ganz positiv, daß der einzige Grund des Aufschiebens in dem militärischen Bedürfniß der Vorbereitung liegt, und daß diejenigen, welche andere Gründe dahinter suchten, keinen Begriff von den Schwierigkeiten dieser Vorbereitung hätten. Es sind hier mancherlei Leute, welche der Ansicht sind, daß eine Beschießung nicht nöthig sein werde, daß man mit etwas Geduld alles Nöthige auch ohne dieselbe erreichen würde; aber dazu gehören gerade der König und Bismarck so wenig wie ich. Ich komme mir freilich manchmal ganz blutdürstig vor, wenn ich den Wunsch fühle, endlich einmal unsere eigenen Kanonen zu hören; aber ich habe das Gefühl, daß es nothwendig ist, mit den Parisern diese eherne Sprache zu reden. Es wird auch uns Opfer kosten; aber wir haben ja lernen müssen, nicht auf die Opfer, sondern nur auf den Zweck zu sehen.

Die Opfer sind zwar sehr hart; das gestrige und vorgestrige Gefecht bei Le Bourget, nahe bei St. Denis, welches uns großen Vortheil gebracht, hat wieder zwei Regimentskommandeure gekostet; darunter den Bruder unseres liebenswürdigen Flügeladjutanten des Königs, Graf Waldersee vom Königin Augusta-Regiment, der eben erst von einer früheren Wunde geheilt zurückgekehrt war. So etwas dämpft sehr die Siegesfreude, vor Allem dem Könige.

Daß Ihr die Nachricht von Metz am 27. zu Mariens Geburtstag gehabt habt, war zwar hübsch, aber eigentlich ganz unerlaubt; denn sie war an dem Tage noch gar nicht einmal wahr, und das Telegramm des Königs ganz verfrüht, da die Unterzeichnung erst in der Nacht zum Freitag erfolgt ist, und die Sache bis dahin noch keineswegs sicher war. Der Generalstab war auch etwas betreten darüber, daß der König die am 27. morgens gekommene Nachricht von der Einleitung der Ver-

handlung, die man noch hatte geheim halten wollen, gleich an die große Glocke gehängt hatte. Zur Strafe dafür wollen nun die Franzosen noch immer nicht daran glauben; und diejenigen, welche daran glauben, suchen ganz andere Motive und politische Gedanken dabei, imperialistische Gedanken, die gewiß darin neue Nahrung finden werden, daß Bazaine nach Cassel geht. Das Wahre aber ist, daß alle imperialistischen Gedanken, Intriguen und Pläne aufs Furchtbarste durchkreuzt sind von dieser Kapitulation, welche den Kaiser der einzigen realen Macht beraubt, auf die er allenfalls noch hoffen konnte; Du kannst mir glauben, daß dieser ganze Akt der Kapitulation gar keinen politischen Zusammenhang oder Hintergrund hat, sondern rein die Folge des bitteren Hungers und vielleicht der Demoralisation der Armee ist; denn demoralisirt muß sie furchtbar sein; sonst hätte Bazaine sicher noch einen Versuch gemacht, sich durchzuschlagen, was ihm mit der einen Hälfte der Armee beinahe gelingen mußte, wenn er auch die andere dabei opferte!"



9. Kapitel.

Versailles. (1870.)

„Sollte aber Gott nicht auch retten seine Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte Geduld darüber haben? Ich sage euch: er wird sie erretten in einer Kürze." (Luc. 18, 7 u. 8.)

Die Verhandlungen mit Thiers über einen Waffenstillstand scheiterten an den unglaublichen Forderungen Frankreichs, das vollständige Verproviantirung von Paris verlangte und dafür als Aequivalent nur eine Wahlversammlung und dadurch eine geordnete Regierung bieten wollte, nicht einmal die Uebergabe eines oder mehrerer Forts. Die Belagerung ging infolgedessen weiter; die Truppen von Metz wurden ebenfalls zur Cernirungsarmee herangezogen.

Mittwoch, den 2. November 1870, abends.

„Heut Nachmittag hatte ich einen Geschäftsbesuch bei dem Telegraphendirektor Oberst Meydam zu machen. Ich mußte mit ihm reden über die gar zu weit gehende Verstümmelung und Verderbung der Telegramme, die hier ankommen! Dabei erfuhr ich, was er als Beispiel des Unglücks anführte, das man mit Telegrammen haben könne, daß in dem Telegramme des Königs über Metz der hier viel kritisirte Ausdruck »eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Monat« ein bloßer telegraphischer Fehler für »Momente« war. Und es war doch richtig von hier telegraphirt. Die Telegraphisten hatten in der Handschrift des Königs Zweifel gehabt über das Wort, und Oberst Meydam hatte gesagt, es sei »Momente« und so telegraphiren lassen, und dennoch war es durch die Zwischenstation und Berlin falsch als »Monate« angekommen, was allerdings in diesem nicht sehr ereignißreichen Monat auffallend matt erschien, während der Moment, indem das Ereigniß eintrat, es gerade zu einem doppelt und dreifach wichtigen machte, als Durchkreuzung aller Regungen, aller Intriguen und Pläne der Kaiserlichen Partei und als eine im Voraus gegebene Antwort an Herrn Thiers.

Thiers hat nun heut seine zweite, wiederum fast dreistündige Unterhaltung mit Graf Bismarck gehabt, der ihn für einen äußerst feinen, gesellig liebenswürdigen Mann, aber nicht gerade für den geeignetsten Unterhändler erklärte.

Es wird behauptet, in Paris existire schon die Regierung nicht mehr, mit welcher Thiers am Sonntag verhandelt habe, sondern die Commune, mit Felix Pyat*) und den Sozialisten, habe schon das Regiment in die Hand genommen. Möglich ist das ja, obgleich es schwer ist, etwas Sicheres zu erfahren. Hoffentlich werden sie dann Jules Favre, Rochefort,**) Trochu***) &c. aufhängen. Und was wird dann die Regierung in Tours sagen? Nun, die Zukunft wird es Alles lehren — ich habe nicht das Gefühl, daß man mit Thiers zu etwas kommen werde, weil er keine reale Macht mehr hinter sich hat.

---

*) War 1871 eines der Häupter der Pariser Commune.

**) War ebenfalls 1871 am Aufstande der Pariser Commune betheiligt.

***) Seit 17. August 1870 Gouverneur von Paris, leitete die Vertheidigung bis zur Kapitulation.

Ich sah heut Thiers vom Garten aus durchs Fenster, während er mit dem Minister sprach; es ist ein feiner, kluger, echt-französischer, ja alt-französischer Kopf. Favre sah dagegen recht wüst modern-französisch aus, obgleich er ja auch den Eindruck eines klugen, vielleicht ehrlicheren Mannes als Thiers machte."

Donnerstag Morgen.

„Gestern Morgen ist die ganze Stadt Versailles in großer Aufregung gewesen, weil überall das Gerücht verbreitet war, daß Bazaine mit seiner ganzen Armee in unserem Rücken stände und nur noch zehn Stunden entfernt sei! Das glaubten die Leute steif und fest, an die Kapitulation von Metz glauben sie noch nicht, obgleich sie nun dem Texte nach in der hiesigen Zeitung steht. Aber die lesen sie freilich nicht, weil sie als »Moniteur« offiziell von der preußischen Behörde herausgegeben wird. Man hat es mit dieser Zeitung ungeschickt angefangen, giebt nichts als unangenehme Sachen darin, spricht in ganz geringschätzendem, wegwerfendem Ton von Frankreich und von der französischen Nation und schlägt überhaupt mit Keulen darauf los, statt daß man hätte suchen müssen, das Blatt durch eine Menge Auszüge aus anderen Zeitungen und allgemeinen Nachrichten interessant und durch eine freundliche Sprache plausibel zu machen. Fremde Zeitungen lesen die Franzosen gar nicht; ich weiß auch nicht einmal, ob sie hineingelassen werden; so bekommen sie gar keine Nachrichten, und da ist es gar kein Wunder, wenn sie sich mit erfundenen Lügen, die ihnen wohlschmecken, täuschen lassen."

Freitag, 4. November 1870, abends.

„Ich bin heut Abend bei zwei geistlichen Würdenträgern gewesen, dem Erzbischof von Posen, Ledochowski,*) mit dem ich von früher her bekannt bin und der mich gleich aufgesucht hatte, da er Graf Bismarck nicht gleich sprechen konnte; er fand mich nicht, und ich fuhr nach Tisch natürlich zu ihm, theils um meinerseits höflich zu sein, theils um ihm Bismarcks Entschuldigung zu bringen, daß er ihn weder heute noch morgen würde sehen können, weil er zwischen Thiers und den deutschen Ministern für den Augenblick wirklich keine Zeit habe, was die reine baare Wahrheit ist. Dieselbe Entschuldigung mußte ich dem Bischof

*) War seit 1866 Erzbischof von Posen-Gnesen.

von Versailles machen, der heut Nachmittag vergebens bei dem Minister gewesen war. Es war mir interessant genug, die beiden Prälaten so hintereinander zu sehen; Ledochowski, der italienisirte Pole, ist bei Weitem der Feinere und Klügere; aber der Bischof von Versailles macht mir einen sehr guten und würdigen Eindruck, so recht ein alt französischer Bischof, wie man sie auf Bildern und Kupferstichen sieht."

Sonnabend den 5. November 1870, morgens.

„Ich muß mich bald fertig machen, um zum König zu gehen und ihm Bericht über Bismarcks gestrige Unterredung mit dem kleinen Thiers zu bringen. Mittheilbar ist darüber vorerst noch nichts, wie Du wohl denken kannst; ich kann Dich nur auf die Zeitungen verweisen, welche allmählich allerlei Wahres und Falsches ausplaudern werden, und Du wirst mir nicht zürnen, wenn ich Dich eben so sehr wie die übrige Welt darüber im Dunkeln lassen muß, was wahr und was falsch ist."

Nachmittags.

„Da der Minister heut nachmittag, nachdem er mir den Morgen durch Vortrag bei dem König und Abordnung zum Großherzog von Weimar genommen hatte, selbst durch Konferenzen, Besuche und Königliches Diner in Anspruch genommen war, konnte ich zeitig mit Graf Hatzfeld und Graf Bohlen nach Chaville reiten, einem kleinen Orte halbwegs nach Sèvres (der berühmten, jetzt auch zerschossenen Porzellanfabrik). Unterwegs begegneten wir Herrn Thiers, der heut Morgen um 8 Uhr zu den Vorposten herausgefahren war, wohin er sich einige Regierungsmitglieder bestellt hatte, um von ihnen neue Instruktionen zu erhalten. Heut Abend wird er wieder eine Konferenz mit dem Minister haben; da wird er denn wohl herausgeben, was er mitgebracht hat. Von dem Aufstand in Paris am 1. d. M., wo der größere Theil der Regierungsmitglieder eine Weile von den Rothen gefangen gehalten gewesen, bis ihre Kollegen sie befreiten, wirst Du wohl inzwischen in der Zeitung gelesen haben. Die Wirthschaft wird immer bunter."

Sonntag den 6. November 1870, morgens.

„Nach Tisch, d. h. abends 9½ Uhr. Wir haben zwar nicht lange bei Tisch, aber doch bis jetzt im Salon am Kamin gesessen, und ich bin gegen meine Gewohnheit nicht früher aufgestanden und weggegangen,

weil es mir zu interessant war, zuzuhören, wie expansiv der Minister eine Menge von Einzelheiten aus seinen Besprechungen mit Thiers erzählte, die ich noch nicht kannte. Die Substanz der Verhandlungen war mir zwar sehr bekannt, weil der Minister sie mir immer abends mitgetheilt hatte, damit ich sie am nächsten Morgen, ehe er selber aufstand, dem natürlich sehr ungeduldigen Könige berichten konnte; aber heut erzählte er so aus dem Gang, dem Ton, der Farbe der Verhandlungen. Graf Lehndorff und Graf Dönhoff hatten mit uns gegessen; General von Tresckow kam nach Tisch dazu, und so war es recht ein Auditorium.

Das Stockfranzosenthum des Herrn Thiers, der vielleicht der Gebildetste und Unterrichtetste unter den Franzosen war, und für den doch Frankreich und speziell Paris der Mittelpunkt, das Juwel und der Augapfel der ganzen gebildeten Welt war und der sich einbildete, die ganze Welt würde und müsse schließlich für Frankreich gegen uns Partei ergreifen, damit die Welt Frankreich und Paris nicht verlöre, und der sich nach Allem, was vorgekommen, was er selbst gesehen und erlebt, die Lage noch immer nicht klar machen konnte!

Unglaublich interessant hätte es sein müssen, die Verhandlungen der beiden Männer zu belauschen, des kleinen Thiers mit der feinen quäkenden Stimme, der sauberen, fast altfranzösischen Tenue, und des kräftigen, militärischen Bismarck, der ihm schließlich doch nicht nur an solidem Ernst und realen Gedanken, sondern auch an Pfiffigkeit und Schlauheit überlegen war. Thiers hatte, obgleich er durchaus wollte, wir sollten Paris verproviantiren lassen, doch mit den großen Vorräthen renommirt, die noch vorhanden wären, worauf Bismarck ihm ganz ruhig geantwortet hatte, wir wüßten ganz genau, vielleicht besser als er, der nur kurze Zeit dringewesen, länger als bis zum 31. Januar seien sie nicht versehen! Diese Idee, daß wir darauf gefaßt wären, bis zum 31. Januar zu warten und auszuhalten, war dem kleinen Herrn doch so überraschend und erschreckend vorgekommen, daß er sich im Zimmer umgesehen und nicht einmal gewagt, es zu acceptiren, daß sie so lange versehen wären. Wenn man freilich bedenkt, daß dieser Staatsmann und Historiker keine andere Sprache kann als Französisch, kein Deutsch, kein Englisch, kein Italienisch, dann wird Einem Vieles begreiflich.

Ueber das Resultat wirst Du vor Ankunft dieses Briefes unterrichtet sein, aus den Zeitungen. Heut um $2^1/_2$ Uhr kam er sehr kleinlaut an, um zu melden, daß er die Weisung erhalten habe, die Verhandlungen abzubrechen und Versailles zu verlassen.

Nun, sie wollen's eben nicht anders. Er hatte nämlich gestern nur mit einigen Regierungsmitgliedern ein Gespräch bei den Vorposten gehabt, die dann erst mit ihren Kollegen in der Stadt sprechen mußten. Darum war er gestern abend nur auf kurze Zeit hier gewesen und nicht, wie die früheren Tage, bis 12 Uhr nachts; gestern abend hatte er noch einige Hoffnung; heut kam denn die negative Entscheidung; morgen früh wird er von hier nach Tours abreisen. Ueber die letzten Vorgänge in Paris sind wir noch wenig unterrichtet; nach dem überwundenen Aufstand vom 1. scheint Trochu am Donnerstag eine Art von Plebiscit veranstaltet zu haben, wobei sich die große Stimmenmehrheit zu Gunsten der jetzigen Regierung ausgesprochen; aber um sich diese Stimmen nun zu erhalten, müssen sie bramarbasiren und dürfen auf keinen vernünftigen Waffenstillstand eingehen. Einen Zug von unserer deutschen Armee muß ich noch erzählen, der vielleicht nicht in den Zeitungen gestanden. Die Bayern haben, wenn man sie lobte, daß sie sich gut geschlagen, wiederholt gesagt: »Ja, wenn uns anno 66 der Kronprinz geführt hätte, was hätten wir dann die Preußen gehauen!« Ist das nicht hübsch?

Diese acht Tage der Verhandlungen mit Thiers bilden wieder einen eigenthümlichen Abschnitt in der Geschichte des Feldzuges, er ist nun vorbei, und man fragt sich, was wird nun werden?"

Den 8. November 1870.

Heut morgen muß ich früh zum König, um ihm etwas vorzulegen,*) was nachher mit dem heutigen Feldjäger fortgehen soll, dabei giebt es für den Letzteren noch allerlei vorzubereiten und in Ordnung zu bringen. Es sind die Nachwehen von den fruchtlosen Verhandlungen mit Herrn Thiers, über welche wir unsere Diplomaten und die Welt überhaupt ein wenig unterrichten müssen; und das möchten wir so schnell wie möglich thun. Darum war es gerade gestern und heut

*) Der Bericht über die Verhandlungen mit Thiers, den Abeken angefertigt hatte, war noch in der Nacht von Bismarck fertig gemacht worden.

schlimm, nun wird wohl wieder etwas Ruhe eintreten, für mich; denn für den armen Minister giebt es eigentlich niemals Ruhe. Es ist doch ungeheuer, was ein einzelner Mann Alles leisten muß, und man muß Gott danken, daß er es leisten kann!"

Mittwoch, den 9. November 1870, morgens.

„Gestern abend bei dem Thee Seiner Majestät des Königs war es unterhaltend; es kamen allerlei Depeschen, eine über Bewegungen des Feindes gegenüber der Armee des Generals von der Tann an der Loire; der König erzählte mancherlei und machte Spaß bei seinen Bilderbüchern aus der Bibliothek von St. Cloud, und der Großherzog von Weimar, der unglaublich viel weiß und sich für sehr Vieles interessirt, war sehr unterhaltend. Er fragte mich nach Herman Grimm, den er hochhält, wußte auch von ihm, daß er jetzt an der Universität sei und doziren wolle. Wir sprachen auch über die Goethe-Familie, und ich brachte die alte Geschichte aufs Tapet, ob man nicht für die Familie etwas thun könne, indem man auf die frühere Idee eines Ankaufs des Hauses und der Sammlungen zurückkäme, worauf der Großherzog lebhaft genug einging, während der König schweigend zuhörte. Der Erzbischof von Posen, Graf Ledochowski, hat die weite beschwerliche Reise hierher auf das Kriegstheater gemacht, um dem König und dem Minister die Wünsche der Katholiken in Betreff des Papstes auseinanderzusetzen; das muß man immer anerkennen, für ihn war sein Kommen wenigstens eine physische Unbequemlichkeit; für den König allerdings gewissermaßen eine moralische. Aber Graf Bismarck meinte, es hätte auch seine Vortheile, einmal mit dem Manne, der ja ein kluger Mann sei, selbst zu sprechen, und ihn sich selbst überzeugen zu lassen, was möglich sei und was nicht, auch von ihm zu hören, was er sich als möglich denkt."

Abends.

„Graf Bismarck lachte heut bei Tisch über die Entrüstung der Berliner über seinen Waffenstillstand, die ihm aus den Zeitungen entgegengekommen war. ... Ehe Du diesen Brief erhältst, wirst Du schon den Bericht über die Verhandlungen in unserem Zirkular, das ganz von Bismarcks eigener Hand ist, gelesen haben.

Also ängstigt Euch nun nicht weiter über Bismarcks Waffenstill-

stand und verlangt Moltkes Bomben nicht eher, als bis es Zeit ist. Aber Du hast ganz Recht; es ist keine Grausamkeit, nach dem Bombardement zu verlangen; im Gegentheil, ich glaube, daß das Bombardement, wenn es auch Menschenleben kostet, schließlich viele Menschenleben spart."

Freitag, den 11. November 1870, morgens.

„Ich merke, Ihr könnt Euch in Berlin noch immer nicht von der Besorgniß losmachen, daß Bismarck aus allzugroßer Klugheit unklug werden möchte und vor Paris umkehren. Ich glaube, Ihr thut ihm Unrecht; ich meine, er ist ebenso wie Alle von der Ueberzeugung durchdrungen, daß diesem Volk gegenüber auch der letzte Trumpf ausgespielt werden muß. Im Jahre 1866 lagen die Sachen ganz anders. Damals konnten wir hoffen und mußten wir wünschen, daß Oesterreich uns unsere Schonung danken würde; denn wir wünschten und hofften mit ihm nachher in guten Verhältnissen und ehrlichem festen, treuen Bündniß zu leben, wie es unter zwei ritterlichen Gegnern möglich ist, von denen der Besiegte dem Sieger keinen Groll zu tragen braucht, weil der Sieger keinen Uebermuth und Hohn geübt hat. Jetzt ist es anders. Solche Hoffnung zu einem guten Verhältniß mit Frankreich hegen wir gar nicht, obgleich das die Lockspeise ist, mit der sie uns von dem Augenblick des Sturzes Napoleons an haben ködern wollen. Wir sind vielmehr fest überzeugt, daß Haß, Groll, Bosheit, Rachsucht die einzigen Gefühle sein werden, die das Herz der französischen Nation erfüllen werden, *auch wenn wir morgen abzögen und ihnen Lothringen, Elsaß und die Kriegskosten dazu schenkten*. Darum kann unsere einzige Politik darin bestehen, sie so viel wie möglich unschädlich zu machen und ihre Macht physisch und moralisch zu brechen. Du sagst ganz mit Recht, die Oesterreicher erklärten sich für besiegt, die Franzosen nicht, das ist es eben; sie müssen sich erst besiegt wissen und fühlen; das ist meine feste Ueberzeugung. Ein alter lateinischer Vers sagt: Est victor nemo, nisi victum victus se agnoscat — d. h. Sieger ist Niemand, solange der Besiegte sich nicht als Besiegter bekennt. — Napoleon pflegte auf diese einfältigen Engländer zu schelten, welche zu besiegen nichts hülfe, weil sie es niemals wüßten, wenn sie besiegt wären, und es nun Zeit wäre, daß sie davon liefen, das ist unter anderen Umständen etwas Großes: unter den gegenwärtigen ist es für Frank-

reich einfacher Hochmuth; dadurch werden sie am besten selbst dafür sorgen, daß alle menschlichen Gefühle oder politischen Gedanken an Schonung in uns erstickt und in den Neutralen unausführbar gemacht werden."

Sonnabend, den 12. November 1870, morgens.

„Gestern Abend hatte ich zeitig zu Bett gehen wollen, da schrieb mir der Minister eine Sache, die heut abgehen sollte, noch zum »Vortrag vor Abgang« und ging gleichzeitig bei hellem Mondschein in dem Garten spazieren. Dort konnte ich ihm keinen Vortrag halten, denn das liebt er nicht. Wenn er so spät spazieren geht, so ist das gerade, um sich in seinem Gedankengange nicht stören zu lassen. Ich wartete also, bis er heraufkam, und dadurch war es später geworden, als ich dachte.

Während ich schreibe, tönt aus unserem Hof schöne Militärmusik herauf zu mir, die dem Minister ein spätes und doch vielleicht für ihn noch zu frühes Ständchen bringt. Sein Kammerdiener Engel meinte zwar, als ich ihn fragte, ob er schon wach sei: »Nein, aber die Musik wird ihn wohl wecken; er kann nun auch aufstehen; es ist zehn durch.« Unsere Diener hatten gestern einen großen Festtag und wir einen großen Spaß, sie erhielten nämlich Uniform. Erst hatten nur wir Räthe Uniform; unsere Bureaubeamten sahen mit großem Neid auf die Beamten des Civilkabinets, denen Wilmowski gleich von Anfang an Uniform verschafft hatte; und hier in Versailles wurden sie denn vor drei Wochen eingekleidet, jetzt sind die Kanzleidiener nun auch nachgefolgt, und so ist das ganze Haus uniformirt. Es ist übrigens hier im Krieg wirklich praktisch, ja fast nothwendig.

Der Einzige in Civil ist Delbrück, weil er nicht darauf gerechnet hatte, so lange hier zu bleiben. Es ist für ihn unbequem, und er hat manchmal Schwierigkeit, in die Wohnung des Königs eingelassen zu werden, wenn neue Posten da sind, die ihn nicht kennen."

Den 20. November 1870, abends.

„Es scheint wirklich nach manchen Symptomen, als wenn die Generale in Paris ihre Leute nicht mehr herausbringen können; die Linie und die Mobilgarden selber finden, daß man ihnen, die fast immer draußen campiren mußten, nun genug zugemuthet habe, und daß die

Nationalgarde nun auch arbeiten könne; die Nationalgarde aber, der man in der vergangenen Woche feierlich die Fahnen ausgetheilt hat, hat erklärt: Der Dienst draußen sei nicht ihre Aufgabe; sie sei nur dazu da, in der Stadt Ordnung zu halten. — Dabei hören sie noch immer nicht die Kanonen von ihrer Loire- oder »Bretagne-Armee«, die sich, statt sich Paris zu nähern, in entgegengesetzter Richtung bewegt, kurz, die armen Leute können Einen dauern. — Unsere Vorposten sind auch ganz weichherzig; an einzelnen Stellen, wenn Proviant angekommen, stecken unsere Vorposten einen Besen auf als Signal, dann kommen die Franzosen und holen sich eine Erbswurst oder ein Brod. An anderen Orten guckt der Posten weg, wenn die französischen Soldaten kommen, um hinter unseren Linien etwas zu kaufen von den paar Bewohnern, die noch da sind; warnt sie auch wohl gegen eine kommende Patrouille dabei. Das sind hübsche Züge von Gutmüthigkeit unserer Soldaten, und die Offiziere sehen durch die Finger, weil dadurch doch die Noth in Paris nicht gemildert wird. Zum Dank dafür legen die französischen Vorposten dann an bestimmte Orte Pariser Zeitungen hin, welche unsere Soldaten sich abholen und ein Zettelchen dabei finden, wann sie wiederkommen könnten, um ein neues Blatt zu holen. — Dies Fraternisiren ist ein Zeichen, daß die Kerle in Paris weich werden. Der Uebergabe von Metz gingen ähnliche Zeichen voraus."

Montag den 21. November 1870, abends.

„Der Thee war heut eine halbe Stunde früher als gewöhnlich. Schon um 8½ Uhr, und es war noch dazu eine besondere Freundlichkeit, mich heut einzuladen, weil großer Zapfenstreich war, zum Geburtstag der Kronprinzeß. Es war wirklich hübsch, diese große Militärmusik von mehreren Regimentern, auf dem Hofe unter unseren Fenstern; oben auf dem Korridor, auf dem wir versammelt waren, war eine Fülle von Fürsten und Prinzen. Als man sich gesetzt hatte, zeigte der Kronprinz hübsche Photographien aus Aegypten herum, von neuen Schlössern des Vicekönigs, die zu meiner Zeit noch nicht existirt hatten. Ich hatte ein langes Gespräch über Spanien und Rumänien mit dem Erbprinzen von Hohenzollern, der ein sehr liebenswürdiger Herr ist und sagt: jetzt, nun er von dem Damoklesschwert der Königswahl befreit sei, dürfe er anfangen, sich für Spanien zu interessiren.

Durch eine Conferenz des Ministers fand sich eine freie Stunde für uns, die wir zum Reiten benutzten, Keudell, Bohlen und ich. Wir ritten in den Park, wo zum Geburtstag der Kronprinzeß die großen Wasser sprangen; der König kam auch, und in dem Augenblick, wo er erschien und die Wasser anfingen zu rauschen, brach die Sonne aus Wolken hervor. Der König war auch zu Pferde und ein glänzendes Gefolge von Fürsten und anderen Offizieren; es war ganz interessant, zwischen den sprudelnden Wassern auf der Terrasse und in den Gängen des Parks mit dieser Cavalcade herumzureiten, die eine prächtige Staffage bildete, historisch interessant im Vergleich zu früheren Staffagen: erst Ludwig XIV. mit seinem glänzenden Hofe, Damen in Reifröcken, geistliche und brillante Cavaliere — dann das Pariser Sonntagspublikum, das auf zierlichen Füßchen dort herumzutrippeln pflegte — und nun jetzt diese Suite preußischer Offiziere und deutscher Fürsten um unseren Heldenkönig."

Dienstag Abend.

„Eben ließ mich der Minister rufen, und ich mußte rasch zum König fahren, um noch vor dem Thee ihn zu sprechen und eine Genehmigung für ein Telegramm zu erbitten. Das war bei dem Könige in wenigen Minuten abgemacht; wie ich hereinkam, lachte er und sagte: »Das geht ja heut Abend scharf her; eben geht Moltke von mir weg.« Als ich um Verzeihung bat, daß ich ihn so spät noch störe, lachte er wieder und sagte: »Dazu sind wir ja da.« Zum Thee blieb ich natürlich nicht, worüber Prinz Karl, dem ich in der Thür begegnete, mir sein höchstes Bedauern gnädigst auszudrücken geruhte; ich erwiderte, daß ich zwar gern in des Königs Dienst Thee tränke, aber noch lieber in des Königs Dienst arbeitete.

Heut früh mußte ich im Vorzimmer des Königs etwas warten, weil ich mich nicht anmelden lassen wollte, nachdem man ihm eben sein Frühstück hineingestellt hatte. Es war nicht einmal ein Adjutant im Vorzimmer; der König guckte zufällig heraus und sah mich mit Verwunderung, daß er von meiner Anwesenheit nichts erfahren, wollte es auch durchaus nicht gelten lassen, daß ich sein Frühstück abwarten wolle. Das ist mir schon mehrmals passirt; ich warte aber doch!"

Mittwoch den 23. November 1870, morgens.

„Von Mühlers Vorgehen gegen die Gegner der Infallibilität hören wir hier nur durch Zeitungsnachrichten, auf die hin wir nicht handeln können. Wenn doch von den Verfolgten nur Einer oder Einige einmal die Courage haben wollten, offen aufzutreten und sich um Schutz an die Regierung zu wenden! Aber wir bekommen unzählige Adressen und Petitionen von Katholiken mit der Bitte um Schutz für den Papst — aber nie eine Bitte um Schutz für das eigene Gewissen. Das kommt daher, weil sie wohl fühlen, daß das Gewissen zu allererst sich selbst schützen muß, und da sie dazu keine Courage haben und nicht Alles aufs Spiel setzen mögen, so suchen und finden sie auch keinen Schutz von außen."

Abends.

„Es ist soeben mit Bayern abgeschlossen worden, während wahrscheinlich heut in Berlin mit Württemberg abgeschlossen ist! So ist denn wirklich aus dem Norddeutschen Bund (dessen Verfassung allerdings einige Modifikationen erleiden muß) ein Deutscher Bund geworden, und die deutsche Einheit ist fertig. Die Namen Kaiser und Reich fehlen freilich noch, aber die Sache ist da, und auf die Namen, welche übrigens ohne Zweifel bald nachfolgen werden, ist es mir wenigstens niemals angekommen. Es ist ein großer Schritt, und ich hoffe, er wird morgen in der Eröffnungsrede verkündigt und die Vorlage der Verträge dem Reichstage, der dieselben genehmigen muß, verheißen werden. Natürlich sind Bayern einige Konzessionen im Vergleich gegen die kleinen Staaten gemacht, und das ist nur recht und billig; im Ganzen und Großen ist aber meiner Ueberzeugung nach alles Wesentliche erreicht. Das hat der Minister eigentlich allein mit den Bayern fertig gebracht; da Delbrück nach Berlin hatte reisen müssen, so lag ihm allein die ganze Last, auch die Bewältigung des Materials ob, und es hat ihm mehrere Nächte und viele Kraft gekostet; ich muß ihm aber das Zeugniß geben, daß er sich wunderbar zusammengenommen hat. Es gehört doch eine fast beispiellose Kraft des Geistes und des Wollens dazu, so verschiedene Sachen nebeneinander de front zu führen: Die ganze auf den Krieg mit Frankreich bezügliche Diplomatie, diese deutschen Verhandlungen und daneben

nun die russische Verwickelung.*) Dazu nun noch eine Menge Sachen, die ihm als Präsidenten des Staatsministeriums in Bezug auf die inneren Verhältnisse Preußens obliegen, Administrationssachen der eroberten Provinzen, Zank und Streit mit Militär- und Civilbehörden und dabei viel nöthiger und unnöthiger Aerger. Es ist nur zu verwundern, daß er es noch so aushält."

Donnerstag, den 24. November 1870, morgens.

„Ich gehe sonst nicht zum Thee hinunter; gestern ging ich ins Bureau, um mir noch einmal den eben unterschriebenen Vertrag anzusehen. Dann verlockte ich Keudell, im Interesse unserer Frauen, zu einem Spaziergang in Frühlingsluft und Sternenschein, wobei wir Goethesche Verse recitirten und von Euch und von der deutschen Einheit sprachen. Als wir wieder hereinkamen und ich erfuhr, daß die bayerischen Minister weg und Graf Bismarck im Theezimmer sei, konnte ich nicht widerstehen, hineinzugehen und ihm zum Abschluß Glück zu wünschen, was er sehr dankbar und herzlich aufnahm. Da war's denn auch nicht möglich, nicht sitzen zu bleiben und neben dem Thee auch ein Glas zu trinken. Bismarck war sehr heiter und gesprächig; darüber wurde es denn spät, und als ich heraufkam, hörte ich Deine Stimme, daß ich nicht mehr schreiben, sondern zu Bett gehen sollte. Wenn es nicht Deine Stimme gewesen wäre, der ich gehorchte, so müßte ich mich vor dem Minister schämen, denn ich finde heut Morgen, daß er gestern Abend noch gearbeitet und eine Anzahl Conzepte, die ich ihm hatte in die Stube legen lassen, corrigirt hatte. Dafür schläft er aber auch jetzt noch; ich hoffe, recht gut und erquickt, wie er es wahrlich verdient; die letzten Nächte hatte er fast gar nicht geschlafen, war sogar mehrmals aufgestanden und hatte sich Licht gemacht, um etwas zu konzipiren.

... Freuen mußt Du Dich mit mir über den Abschluß mit Bayern, und wir glauben, daß alles Wesentliche erreicht ist und daß auch das Unwesentliche nachkommen wird. Hoffentlich wird der Reichstag das auch einsehen! — Unser Bureau hat nun freilich heut viel zu

*) Sie betrifft die Aufkündigung des Pariser Vertrages von 1856: Rußland wollte die Beschränkung seiner Souveränitätsrechte im Schwarzen Meere nicht mehr gelten lassen, sondern dort beliebig viel Schiffe halten, was auch durch den Beschluß der Londoner Conferenz vom 13. März 1871 durchgesetzt wurde.

schreiben, mit Abschriften, Telegrammen u. dergl. Neulich mußten die Leute in der Nacht bis 2½ Uhr schreiben, um den Vertrag zur Unterzeichnung fertig zu bringen: »Europa wartet auf Euch« sagte der Minister.

Der russische Schritt machte mir allerdings einige Schreiberei; ich hatte einen Augenblick gehofft, daß sie sich auf College Bucher ablagern würde; aber sie ist doch schließlich zu mir zurückgekommen. Herr Thiers hatte mir dagegen verhältnißmäßig wenig Arbeit gemacht und mich hauptsächlich nur so beschäftigt, daß der Minister, wenn er viel saure Stunden lang mit dem kleinen Mann conferirt hatte, mir abends spät noch den Inhalt seiner Unterredungen mittheilte, damit ich sie am anderen Morgen früh dem Könige mündlich berichtete, was denn doch der angenehmste Theil der Beschäftigung war. Ueberhaupt ist dieser Verkehr mit dem Könige, zu dessen Vermittelung ich dem Minister bequem bin, eine sehr angenehme Seite meiner Stellung."

Sonntag den 27. November, morgens.

„In einer schlimmen und gefährlichen Lage waren wir gar nicht, nicht einmal in den Tagen vor dem Kommen des Prinzen Friedrich Karl.*) Vorsichtig waren wir bis dahin allerdings und sind auch jetzt nicht unvorsichtig geworden. Was das Packen betrifft, so ist, seit wir hier sind, wenigstens ein halbes Dutzend Mal gepackt; es ist Regel, daß dies geschieht, so oft ein Ausfall erwartet wird, und manchmal erwarteten wir ihn mit Sicherheit, es kamen aber immer rothe Zettel; ob Trochu oder Favre oder die Kanonen heiser waren, wissen wir nicht; es heißt, die Linientruppen verlangten, man solle auch einmal die Nationalgarden aktiv ins Feuer führen, und diese wollten nicht. Mach Dir also keine Sorgen, auch vor den Versaillern nicht. Wir machen uns bisweilen den Spaß, von einer Versailler Bluthochzeit zu reden, und sind im Ernst sehr vorsichtig, namentlich für den König, der früher immer unvorsichtig war; aber daß hier am Orte nichts zu besorgen ist, geht schon daraus hervor, daß die anständigen Familien, Damen, Kinder sich jetzt viel mehr auf den Straßen zeigen als früher.

Wenn ich manchmal für Milde gegen den Einzelnen plaidire, wird mir entgegnet: sie müssen fühlen, was der Krieg ist; das ist das beste

*) Nach der Kapitulation von Metz.

Compelle, um sie zum Frieden zu nöthigen. Ich glaube, daß man darin zu weit geht, und daß die Wirkung dieser Maßregel nicht so groß ist, wie man denkt. Ein tüchtiges Zusammenschießen der Festungswerke von Paris, d. h. der detachirten Forts, würde bei Weitem mehr wirken als der Druck auf die Bevölkerung. Der letztere mag auch wirken, aber viel langsamer und in viel gehässigerer Weise."

Montag den 28. November, morgens.

„Eine eben eingehende Nachricht von einem siegreichen Zurückwerfen der vordrängenden französischen Nord-Armee durch Manteuffel*) am gestrigen Tage ist wohl nur ein Vorspiel der bald zu erwartenden Ereignisse; Ihr könnt in Berlin nicht mit größerer Spannung der Entwickelung der nächsten Tage entgegensehen als wir hier. Das lange Liegen in Versailles macht uns sowohl wie unsere Truppen ungeduldig."

Den 29. November, morgens.

„Seit drei Tagen sind die Pariser wieder ganz toll geworden mit Schießen; man hört das sehr ruhig mit an, weil man weiß, wie wenig Schaden sie damit thun. Gestern z. B. war bei dem König eine Meldung vom bayerischen Korps, das südlich von Paris zwischen uns und dem VI. Korps steht, daß die Pariser auf das von ihnen besetzte Plateau etwa 600 Granaten geworfen hätten, ohne etwas auszurichten, als einige wenige und leichte Verwundungen! Da kann man schon zufrieden sein, wenn sie ihr Pulver verschießen. — Diese Nacht soll das Schießen ganz toll gewesen sein; ich hatte in meinem Bett nichts davon gehört, wachte aber von der Unruhe im Hause auf und erfuhr, daß es so arg sei, daß der Minister seinen Vetter aufs Schloß d. h. die Wohnung des Königs, in die Präfektur geschickt habe, um zu hören, ob etwas Besonderes los sei; der kam aber bald wieder und meldete, es sei gar nichts los — keine Alarmirung, nur ein gewöhnliches Ausrücken der Truppen zur Ablösung der Vorposten.

Was würde das für ein Leben werden nachher, wenn wir ohne Frucht des Sieges heimkehrten! Die Frucht aber muß die Sicherung Deutschlands gegen künftige Kriege sein, die sich nur in dem bleibenden Gewinn von Elsaß und Lothringen, Straßburg und Metz gewinnen

*) 27. November Schlacht bei Amiens.

läßt; dazu kommt denn freilich, neben diesem materiellen Nutzen, die Nothwendigkeit, das sittliche Gefühl des Volkes durch die Wiederkehr dieser alten Theile Deutschlands zu befriedigen. Es wäre ein Verbrechen an der sittlichen Weltordnung, wenn der Raub, den Frankreich an diesen Provinzen begangen hat, nicht gesühnt, nicht wieder gutgemacht werden sollte; es wäre ein Verbrechen gegen diese verlorenen Kinder selbst, wenn man sie nicht auch wider ihren Willen der echten Mutter, der alten Heimath, wieder zuführen, wenn man sie der französischen Stiefmutter und ihrem verderblichen Einflusse wieder dahingeben wollte. Nicht unsere Enkel allein, noch mehr ihre Enkel werden es uns danken, schon ihre Kinder, wenn sie deutsch erzogen werden und wir es nur recht anfangen! Auch Ihr dürft nicht weich und nicht müde werden, und müßt uns mit Euren Gebeten nicht nur für den Frieden, sondern auch für einen guten und rechten Frieden unterstützen und uns muthig und tapfer machen, wie die alten deutschen Frauen es thaten."



10. Kapitel.

Kaiser und Reich. (1870.)

„Deutschland, Deutschland über Alles!"

An seine Frau.

Versailles, den 1. Dezember 1870, morgens.

Gefangen ist der Garibaldi zwar noch nicht, aber Schläge hat er schon gekriegt, mir scheint Eure Depesche etwas verfrüht angekommen. Ich wünsche kaum, daß er gefangen werden möge, hauptsächlich weil ich fürchte, wir werden ihn ein wenig ab irato behandeln und mehr nach seiner augenblicklichen Verirrung als nach seinen Antecedentien und nach seinem ganzen Charakter, der doch ein idealer und in gewissem Sinne edler und reiner, weil nicht selbstsüchtiger,

ist. Selbst sein Ehrgeiz und seine unleugbare Eitelkeit, die etwas Naives und Naturwüchsiges vom Wilden hat, thut seiner Begeisterung keinen Abbruch. Aber man weiß gar nicht, was man ihm eigentlich wünschen soll; der Tod auf einem solchen Schlachtfelde und im Dienst einer solchen Sache ist auch kein würdiger Abschluß eines Lebens, und wieder, wie er fortleben soll nach seiner Niederlage und dem Fall einer Sache, für die er sich blamirt hat, weiß man auch nicht. Es ist hier der Gedanke ausgesprochen, man solle ihn und die übrigen italienischen Gefangenen durch Deutschland führen mit einem Schild auf der Brust: Dank für Venedig. Ich würde ihn ruhig nach Caprera zurückschicken und ihn dort sich selbst überlassen."

Abends.

„Ich war heut zum Diner des Königs geladen. Das Diner war statt der gewöhnlichen 4 Uhr-Stunde erst um 6 Uhr; und der Minister fand das mit Recht sehr bequem, um sich einen Vortrag von mir daran schließen zu lassen, den er selbst abends nicht gern hält, weil es ihn, wie er sagt, zu sehr aufregt und am Schlafen hindert. Den König bewundere ich immer, wie er sich gern solche Vorträge gleich nach dem Essen legt; Du kennst das schon von Ems her! Der Vortrag dauerte auch heut wieder länger, als ich berechnet; theils weil ich wirklich viel vorzutragen hatte, theils weil der König viel fragte, worauf ich nicht gleich klar genug antworten konnte, was meine Schuld war. Ich ging sogar mit einigem Schrecken weg, weil ich mir bewußt war, eine große Dummheit begangen zu haben, und muß sehr dankbar sein, daß ich noch so gut damit weggekommen bin. Ich bemerkte nämlich mit einem Mal an der Verwunderung des Königs, daß ich ihm eine Sache erzählte, von der der Minister ihm (absichtlich offenbar) gar nichts gesagt hatte. Das war eigentlich sehr schlimm; ich glaube, es gelang mir, dem König plausibel zu machen, daß der Minister sehr gute Gründe gehabt und sehr richtigen Takt bewiesen, wenn er diesen Gegenstand dem Könige bis jetzt ganz fern gehalten, konnte mich aber doch dem Vorwurf eigener Indiscretion nicht entziehen und hatte mir wahrlich weder bei dem Könige noch bei dem Minister, dem ich doch nach meiner Rückkehr meine Dummheit gestehen mußte, ein freundliches Gesicht verdient. Dennoch waren Beide nicht ungnädig darüber; sogar der Minister nicht, sondern

auch dieser nahm die Sache ganz ruhig auf, wofür ich ihm dankbar zu sein und manchen anderen kleinen Aerger zu verzeihen habe. So ist er nun in ernsten und fast schlimmen Sachen manchmal besonders nachsichtig und in kleinen unbedeutenden Sachen fürchterlich nervös. Ich wünsche nur, daß die Sache nicht weitere Explicationen herbeiführe. Der Minister hatte ganz Recht, daß er dem Könige nicht davon gesprochen, und ich war recht dumm, so unvorsichtig damit hervorzukommen; denn ein Augenblick Ueberlegung hätte mir das Alles gesagt."

Den 2. Dezember 1870, abends.

„Während ich im Garten ging, hörte ich dumpfe Kanonenschüsse, auch in mein Schreiben hier tönen einzelne hinein. Es sind ein paar heiße Tage gewesen, hauptsächlich für die Württemberger und Sachsen, wie Du wohl aus den Telegrammen ersehen wirst. Sie haben viel verloren, aber die Franzosen furchtbar viel. Es scheint, daß sie ungeheuer viel auf diesen Ausfall gesetzt hatten, so deutet auch eine Proklamation von dem General Trochu und Ducrot*) an, die heut telegraphisch über Berlin hierher gekommen sein soll. Man glaubt hier, daß sie mit diesem fehlgeschlagenen Versuch, unsere Linien zu durchbrechen und der in der Annäherung geglaubten Armee der Loire die Hand bei Fontaine zu reichen, ihre letzte Karte ausgespielt hätten.

Eben kommt Graf Hatzfeld noch zu mir herein, vom König zurück, wo er heut zum Thee war, um mir die neuesten dort erhaltenen Nachrichten zu bringen. Hier vor Paris ein heißer Tag und nicht glänzender Erfolg. Die Franzosen, die offenbar durchaus dort im Südosten heraus wollen, sind mit mächtigen Massen, man schätzt sie auf 80 000 Mann vorgebrochen, haben die Marne überschritten,**) die Unseren zurückgedrängt, mehrere Orte***) zweimal gewonnen und verloren und sich zuletzt auf den Höhen diesseits der Marne behauptet; da wird es morgen wieder einen heißen Tag geben; denn die müssen von dort wieder nach Paris zurückgeworfen werden. Mein obiger Ausdruck vom fehlgeschlagenen Versuch war also voreilig; Gott gebe, daß er morgen zur Wahrheit werde!

*) War aus der Kriegsgefangenschaft von Sedan entflohen und leitete die großen Ausfälle vom 30. November bis 3. Dezember.

**) Bei Joinville.

***) Champigny und Brie.

Eine Siegesnachricht aber brachte Graf Hatzfeld doch mit: die Loire-Armee hat tüchtig Schläge bekommen vom Großherzog von Mecklenburg, heut, zwischen Chateaudun und Orleans; wir haben die Franzosen mit Gewalt zurückgeworfen."

Sonnabend den 3. Dezember 1870, abends (nach dem Thee).

„Eben kamen gute Nachrichten von der Loire-Armee, direkte von unserer Seite, und sehr merkwürdige auch von französischer Seite, ein amtliches Publicandum der Regierung in Tours, welche eingesteht, daß ihre Loire-Armee den Vormarsch habe aufgeben und ihre Bewegung zum Entsatz von Paris vertagen müssen. Diese Aufrichtigkeit übersteigt allen Glauben."

Montag den 5. Dezember 1870, morgens.

„Da war eben eine Unterbrechung, wie man sie sich gefallen läßt: Oberst Bronsart vom Generalstab hier, um die offizielle Meldung zu bringen, daß gestern Prinz Friedrich Karl die französische Loire-Armee vollständig geschlagen habe und Orleans jetzt wieder von uns besetzt sei. Auch die ausgefallenen Franzosen sind wieder nach Paris hinein,*) und menschlicherweise ist die Entscheidung da. Nun ist es wichtig, daß die Pariser so bald als möglich erfahren, daß ihre Hoffnung auf die Loire-Armee in die Loire gefallen ist, damit auch ihnen das Herz in die Seine falle.

Heut wird im Reichstag die große Ankündigung stattfinden, daß die deutschen Fürsten das deutsche Reich wieder herstellen und unseren lieben alten König zum Kaiser haben wollen. Der Brief des Königs von Bayern, der heut in der Reichstagssitzung verlesen werden soll, wurde am Sonnabend Morgen hierher gebracht durch den Oberstallmeister Grafen Holnstein und am Nachmittag vor der Tafel dem Könige durch den Prinzen Luitpold von Bayern übergeben. Der König ist natürlich gerührt und bewegt gewesen und hat keine Antwort geben können, da erst die Zustimmung der anderen Fürsten von Bayern beigebracht werden muß. Die hier anwesenden (Baden, Oldenburg, Weimar, Coburg) haben gestern schon telegraphisch ihre Zustimmung

*) Nach großen Verlusten auf beiden Seiten ging die Ausfallarmee am 3. Dezember nach Paris zurück.

dem Könige von Bayern angezeigt; Großherzog von Mecklenburg und ein paar Andere werden sie vom Schlachtfelde von Orleans datiren können. Mir thut es fast leid, daß der alte Herrscher noch seinen ihm und uns liebgewordenen Namen oder Titel ändern soll; aber verkennen läßt es sich nicht, daß die Kaiserwürde viel Vortheil hat und jetzt das Rechte ist."

Mittwoch den 7. Dezember 1870, morgens.

„Die Hoffnung, unsere eigenen großen Geschütze zu hören, geben wir beinah auch auf, obgleich gerade der letzte Ausfall uns gezeigt hat, wie thöricht es ist, daß wir uns nicht in Position zum Beschießen gesetzt hatten. Es hätten viel Menschenleben gespart werden können, wenn wir mit unseren Brummern hätten eine Diversion machen können. Was die Beschießung verhindert, darüber wäre viel zu sagen, aber nicht zu schreiben. Neben den militärischen Gründen, deren Stichhaltigkeit und Aufrichtigkeit ich nicht beurtheilen kann, mögen noch andere Einflüsse mitwirken, die wir aber Beide jetzt besser unberührt lassen. Es muß nun einmal so gut sein, wie es ist; auch wenn wir gewiß durch frühere Beschießung früher zum Ziel gekommen wären. Wenn Du ganz recht sagst, daß durch dies Zögern von unserer Seite es den Franzosen möglich geworden, hinter der Loire so bedeutende Streitkräfte zu sammeln, so mag es doch gut sein, daß auch diese ihre letzte Anstrengung vergeblich gewesen, daß dadurch das Land selbst mehr ruinirt und ihm die Möglichkeit für künftige Kriege genommen ist. Es ist ja leider wahr, daß nicht allein die eigene Stärke, sondern auch die Schwäche des Feindes ein wesentliches Moment zur Sicherung des Friedens ist. — Hätten wir nach Sedan einen raschen Frieden mit einer autorisirten Regierung schließen können, die Elsaß und Lothringen abgetreten hätte, so wäre, wie Bismarck es in seinem Cirkular vom 13. und 16. aus Reims und Meaux voraussagt, die innere Wuth (die sourde rage qui m'anime, wie Ducrot sagt) so mächtig gewesen, daß das im Uebrigen noch ziemlich intakte Land, dessen Hülfsquellen durch jene Niederlagen noch nicht erschöpft waren, in ganz kurzer Zeit den Versuch gemacht haben würde, sich zu rächen und das Verlorene wieder zu erobern. Das kann es jetzt nicht; die Hülfsquellen des ganzen Landes erschöpfen sich in diesem fortgesetzten Kriege, Menschen

und Geld gehen drauf; und es wird lange Zeit gebrauchen, um sich zu erholen und an einen neuen Krieg zu denken. Selbst die 400 000 Soldaten, die wir ihm aus der Gefangenschaft zurückgeben müssen, werden nicht sehr racheburstig und kriegslustig zurückkommen, sondern gern in ihren Foyers bleiben. — Und so mag es der liebe Gott wohl gewollt haben, daß wir nicht gleich nach den ersten Erfolgen Frieden schließen konnten, gerade, weil Napoleon Gefangener wurde und dann sein Regiment hinter ihm zusammenbrach, hauptsächlich mit durch die Verrätherei Trochus."

An Olfers.

Versailles, den 7. Dezember 1870.

„Wir dürfen ja nun wirklich auf eine baldige Entscheidung hoffen! Aber es waren Tage großer Spannung in der vorigen Woche, und die ernsten Tage des Dezember werden in der Geschichte dieses Krieges eine nicht minder bedeutende Rolle spielen wie die blutigen Tage des August vor Metz.

Es war keine Kleinigkeit, hier zu sitzen und von der einen Seite her den Kanonendonner zu hören, mit dem die Pariser Armee ihren Ausfall von 100 000 Mann accompagnirte, nach der anderen Seite hin sehnsüchtig nach Nachrichten von der Loire auszuschauen. Unser theurer König war selbst von der Sache sehr angegriffen; er sagte mir noch am Sonntag Abend, als die Spannung glücklicherweise schon gelöst war, daß er in einer Nacht in so heftiger Nervenaufregung gewesen, daß er befürchtet habe, ernstlich krank zu werden. Der gute Ausgang, um den er in seiner Bescheidenheit vielleicht mehr Sorge gehabt hatte als irgend ein Anderer, hat ihn nun rasch wieder hergestellt; er sieht nicht allein ganz frisch und munter aus, sondern sowohl Lauer wie sein Kammerdiener versichern mir auch, daß es ihm ganz gut geht.

Ueber den Reichstag wirst Du Dich geärgert haben wie wir; schließlich wird aber doch die ganze Versammlung wohl vernünftiger sein als ihre einzelnen Redner. — Ueber Kaiser und Reich denkst Du wie ich: daß es vernünftig und wirksam sein wird, besonders da es von den deutschen Fürsten selbst ausgeht, ohne gerade allzuviel

Schwärmerei für die Veränderung des alten Königstitels zu empfinden. Ich muß sehr dabei an unseren lieben Friedrich Wilhelm IV. denken, der, als er mit richtigem Takt und edlem Gefühl die von der revolutionären Versammlung in Frankfurt dargebotene Kaiserkrone zurückwies, nicht ahnen konnte, daß sie seinem Bruder von den deutschen Fürsten würde dargebracht werden."

Versailles, den 8. Dezember 1870.

„Ob Du die Hoffnung auf Weihnachten noch in einem stillen Winkelchen des Herzens bewahren sollst? Ich möchte nichts darüber sagen! Hier thun es Viele, in dem Gedanken, daß die Präliminarien eines Friedens noch vor Weihnachten würden geschlossen werden können, und daß der König um sein selbst und um des Volkes willen dann gleich nach Hause kehren und das Uebrige seinen Generalen überlassen müsse. Bismarck und wir müßten natürlich mit dem Könige gehen; denn die ausführlichen Friedensverhandlungen würden dann doch in Berlin geführt werden. So rechnen manche, auch verständige Leute — aber ich wage noch gar nicht zu rechnen und zu denken, möchte Dir und mir die Hoffnung nicht abschneiden, aber auch Dich und mich nicht zu sehr ermuthigen.

Gerührt hat mich Deine Theilnahme an meinen regrets über mein Ungeschick im Vortrage bei dem Könige. — Ich kann Dir übrigens nun auch sagen, was es war: die erwartete Ankunft des Grafen Holnstein mit dem Briefe des Königs von Bayern, der dem Könige die Kaiserkrone antrug. Der König hatte wirklich nicht gewußt, daß Graf Holnstein, der schon früher einige Tage in Versailles war, noch über andere Dinge das Terrain zu sondiren gehabt hatte als über die Möglichkeit, die Pferde und event. die höchsteigene Person des Königs Ludwig (was nun kaum noch nöthig werden wird) hier unterzubringen; und er ahnte nicht, daß er nach seiner plötzlichen Abreise, über die er, der König, sehr verwundert gewesen, so bald und mit einem solchen Auf- und Antrag wiederkommen werde. Am nächsten Morgen also schickte uns der König ein Billet des Großherzogs von Baden zu, worin dieser ihm mittheilt, daß Gelzer ihm aus München telegraphire: soeben reise Graf Holnstein mit dem vom König Ludwig eigenhändig geschriebenen

Brief ab, worin der König gebeten werde, die Kaiserkrone zu nehmen. Daß der Minister dem Könige im Voraus davon nichts gesagt hatte, war ganz recht; der König war auch nicht böse, weder auf den Minister, mit dem er sich lachend darüber explizirt hat, noch auf mich, dem er vielmehr gleich am ersten Abend freundlichst dankte, daß ich ihm Zeit gegeben habe, sich auf den Gedanken vorzubereiten.

Der Brief des Königs von Bayern wurde vom Grafen Holnstein, der am Sonnabend, den 3., morgens hier ankam, dem Prinzen Luitpold von Bayern überbracht, welcher ihn dem König überreichte. Der Großherzog von Baden sagte mir am nächsten Abend, es sei ihm eine besondere Freude gewesen, daß dies gerade am Geburtstage seiner Frau gewesen, die mit Recht so stolz auf ihren Vater sei. Der Großherzog gab sich nun viele Mühe, die an sich nicht zweifelhafte Zustimmung der übrigen Fürsten auch ausgesprochen zu beschaffen; fuhr bei den hier anwesenden Fürsten selbst herum, telegraphirte an die bei den Truppen befindlichen und theilte dann telegraphisch nach München die Zustimmungen mit. Vielleicht hast Du auch mit mir des armen Friedrich Wilhelm IV. gedacht, den wir bei aller Liebe und Verehrung für seinen Nachfolger nicht vergessen wollen. Die Herstellung der deutschen Kaiserwürde war der Traum seines Lebens. Daß er sie nicht für Preußen, sondern für Oesterreich dachte, war nicht preußisch; aber daß er sie nicht für sich wollte, war uneigennützig und groß; daß er sie überhaupt wollte, war deutsch! Es war nicht bloß Klugheit, es war richtiger Takt, ja mehr als das, es war eine edle und fromme Gesinnung, welche ihn die Kaiserkrone ausschlagen ließ, als Simson sie ihm vom Frankfurter Parlament, welches nicht mehr Ausdruck und Vertreter der Deutschen Nation war, überbrachte. Ein stärkerer, jedenfalls ein begehrlicherer Mann als er hätte sie angenommen und hätte Unrecht gethan; sie wäre kein Segen geworden. Ohne jene Ablehnung wäre es nicht geschehen, daß jetzt Fürsten und Nation sie einmüthig dem Bruder des edlen Fürsten darbieten. — Gott erfüllt unsere Träume auf seine, nicht auf unsere Weise. Das mögen sich jetzt viele edle Leute sagen, die in ihrer Jugend für den Deutschen Kaiser schwärmten und dafür als Demagogen verfolgt und eingekerkert wurden! Auch wollen wir dem edlen unglücklichen Fürsten nicht vergessen, was er für Kunst und Wissenschaft, für Intelligenz

und jene ideale geistige Blüthe gethan hat, die so viel mitgeholfen hat zu unseren Siegen."

Abends.

„Während wir am Kamin saßen, kam ein Telegramm aus Berlin, welches erklärte, daß heut auch der Vertrag mit Bayern in zweiter Lesung angenommen, was wohl das Entscheidende für das ganze Zustandekommen des neuen Werkes einschließlich Reich und Kaiser ist. Auf diese gute Nachricht ließ der Minister noch eine Flasche Champagner kommen, um auf Kaiser und Reich anzustoßen (er, Hatzfeld, Bucher, ich, unser Bureauchef Wollmann; Keudell war leider schon nach Hause gegangen).

Auf der Nordseite des Schlosses sind jetzt vor dem Reiterbilde Ludwigs XIV. 15 Geschütze aufgestellt, die an der Loire am 2. oder 4. Dezember durch einen kühnen Streich der 22. Division mit voller Bespannung erbeutet waren und darum rasch hatten hierher befördert werden können. Es standen viele unserer Soldaten umher, um sie zu begucken, auch manche Franzosen; mein College Bucher, der vor uns dagewesen war, hatte die Franzosen sagen hören: Ah bah! on les a transportés ici de Strasbourg, pour nous faire croire! Man muß doch die Leute wirklich bewundern, wie ingeniös und erfindungsreich sie sind, um sich zu täuschen.

Bei Tisch hatten wir Fürst Putbus, der mir recht wohl gefällt, still und anspruchslos. Ich kann ihn nie ohne Theilnahme ansehen, wegen des Verlustes seiner Frau, die er sehr geliebt hat. Bismarck redete ihm beim Kaffee zu, er solle eine politische Rolle suchen, wozu er durch seine Stellung berufen sei; er meinte, er habe dazu nicht genug gelernt. Ich machte dagegen auf die in d'Israelis »Lothair« vertretene Ansicht aufmerksam, wonach nur diejenigen zu brauchen wären in der Welt, welche im gewöhnlichen Sinne nichts gelernt hätten, wenigstens nicht aus Büchern.

Zu diesen hat man früher oft Bismarck selbst gerechnet, aber mit Unrecht. Es muß Zeiten in seinem Leben gegeben haben, wo er ungeheuer viel gelesen und gelernt, namentlich in geschichtlichen, staats- und rechtsgeschichtlichen Dingen. Darin weiß er ungeheuer viel, und nicht sporadisch, sondern systematisch und zusammenhängend; nach anderen

Seiten hin ist er freilich weniger belesen, namentlich was schöne Litteratur betrifft. In allen Dingen aber kommt ihm sein gutes Gedächtniß zu Hülfe; und in politischen Dingen ist und bleibt er ein Meister; es kommt auch in den Geschäften alle Augenblicke einmal ein genialer Zug vor, an dem man seine Freude hat. Schade ist es, daß er nicht eine ordentliche Schule in den Geschäften gegangen ist, niemals in einem Bureau oder auch nur als Legationssekretär gearbeitet hat, sondern gleich Gesandter geworden; dann würde es bequemer sein, unter ihm zu arbeiten."

Den 9. Dezember 1870, morgens.

„Ich komme eben vom Könige, dem ich einige Explicationen über die geschäftliche Behandlung der Kaisersache im Reichstage geben sollte, die er sich nicht ganz klar gemacht hatte. Rührend war dabei wieder seine Bescheidenheit. Mir gegenüber brauchte er wahrlich nicht sich dagegen zu verwahren, daß er nicht ehrgeizigerweise danach gestrebt habe. Ich sagte ihm, er könne sich auf mein Zeugniß berufen, daß er nichts von den Vorbereitungen gewußt habe. — Ich hatte ihm in Bezug auf einige, gewiß unrichtige formale Auffassungen zu widersprechen und bat ihn nachher um Verzeihung dafür. »Das ist ja Ihre Pflicht!« sagte er ganz freundlich."

Sonnabend den 10. Dezember 1870, morgens.

„. . . Ein solcher Krieg, mit seinen Opfern wie mit seinen Siegen, ist in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen. Wie schmerzlich der König die Opfer empfindet, und wie wenig das ihn für den Glanz der Kaiserkrone empfänglich macht, kannst Du denken, obwohl auch eine solche einmüthige Darbringung einer Krone durch Fürsten und Volk kaum je in der Weltgeschichte vorgekommen. Ich sagte ihm gestern, es gehe ihm mit der Kaiserkrone beinah wie Heinrich dem Vogler, der auf dem Vogelfang damit überrascht wurde; »ja«, sagte er, »man zeigt ja noch den Finkenherd, wo das geschehen.« Ihn treffen die Boten im Schlachtgetümmel; das ist noch besser als der Vogelfang."

Abends.

„Dreimal mußte ich heut zum Könige, und das dritte Mal ging ich mit Zittern und Zagen. Denn das zweite Mal war ich in größter

Ungnade hinausgeworfen worden, oder wenigstens war der König in höchstem Zorn und in höchster Aufregung hinausgegangen in seine Schlafstube; und ich war kaum zu Hause und hatte dem Minister Bericht erstattet, so kam schon in derselben Sache ein vom Könige eigenhändig geschriebenes Telegramm, welches der Minister in Chiffern abgehen lassen sollte — aber nicht abgehen lassen wollte und mich deshalb noch einmal zum König schickte, um ihn zum Zurücknehmen des Telegramms zu bewegen. Das war keine angenehme Aufgabe. Sie wurde leichter, als ich dachte; der König war von einer rührenden Güte und Freundlichkeit, und so konnte ich dem Minister berichten, daß ich diesmal gute Geschäfte gemacht hätte. Das war mir doch ein großer Stein vom Herzen. Niemals bis jetzt habe ich den König in solcher Aufregung, ja solchem Zorn gesehen und dabei doch jedem Argument und jeder Remonstration zugänglich.

Es war vielleicht recht gut, daß der Minister durch sein Leiden verhindert war, selbst zum König zu gehen; Mir gegenüber konnte der König sich leichter und mehr gehen lassen, und ich konnte als Zwischenträger Manches mildern und verschweigen, so daß ich diesen Tag nicht bereue. Der Minister schont auch den König nicht, wie er sich selber nicht schont. Es handelte sich eigentlich um gar keine großen Entscheidungen in den Sachen, sondern mehr nur um Formen, die aber manchmal störend sein können."

Den 12. Dezember 1870.

„Ich war heut Morgen schon bei dem Großherzog von Baden, den der Minister, der heut wieder weniger wohl ist, nicht sehen konnte, mit dem aber mein Geschäft sehr leicht und angenehm abgemacht war.

Er bedauerte heut, daß seine Frau nicht hier sein könne, um dem Vater über manches Unbehagen hinwegzuhelfen.

Der Minister, der den ganzen Tag im Bett geblieben war, wurde gegen Abend erst munter und zugänglich; und so war er noch auf, als ich vom König zurückkam, und ließ mich gleich hineinrufen. Bei dem Könige war es ganz unterhaltend im Bilderbesehen und Gespräch; das Merkwürdigste waren aber zwei Marzipane, Lübecker Art, die der König aus Hamburg zugesandt bekommen hatte, mit schönen Reliefbildern darauf; das eine stellte das Schloß Bellevue in Fresnois dar, wo der König die Zusammenkunft mit dem Kaiser Napoleon hatte; das

30*

andere die Verabschiedung und Wegweisung Benedettis durch den König auf der Promenade von Ems."

Dienstag den 13. Dezember 1870, morgens.

„Ich komme eben von einem längeren Vortrage zurück, bei Seiner Majestät, der diesmal einen sehr ruhigen Charakter hatte und mir die Annehmlichkeit bot, ihm zwei sehr schöne englische Artikel über das Kaiserthum in deutscher Uebersetzung vorzulesen. Vielleicht begegnen sie Dir in einer deutschen Zeitung: es sind die Leitartikel der »Times« und des »Daily Telegraph« vom 8. Dezember. Namentlich ist in letzterem sehr hübsch die Art, wie Preußen zu seinem Rechte kommt, und die Beibehaltung des Titels König von Preußen neben dem Kaisertitel urgirt wird; das war dem König, dem die Annahme des Kaisertitels persönlich wirklich so schwer wird, besonders angenehm; ich bin ja auch von Herzen dieser Meinung. Auch ist in diesem letzteren Artikel die Person des Königs sehr schön gezeichnet. Die beiden Artikel sind als Anerkennung des Auslandes und besonders aus dem in der letzten Zeit etwas mißgestimmten und unfreundlichen England kommend sehr erfreulich. Wohl selten in der Weltgeschichte ist die Erhebung eines neuen Reichs, die Annahme eines neuen Titels auch im Auslande so freudig begrüßt worden wie diesmal."

Abends.

„Gestern Abend beim Thee des Königs kam die Rede auf die Minnesänger, von denen der Großherzog von Weimar erzählte, aus Anlaß der kostbaren Handschrift,*) welche für viele ihrer Lieder die einzige Quelle ist, und die noch in Paris liegt und auch ihrer Erlösung harrt. Ich erwähnte, daß auch Lieder vom Kaiser Heinrich VI. darin ständen, der seinerzeit ein berühmter Sänger gewesen, worauf der König bemerkte, »doch wohl nur Dichter«; er habe nur einen Fürsten gekannt, der wirklich ein großer Sänger gewesen, das sei ein Prinz von Bayern, der einen wundervollen Baß gehabt; und er erzählte dann heiter, wie derselbe ihm einst auf einer verunglückten Eisenbahnfahrt nach Potsdam, wo sie im Schnee stecken geblieben, durch seinen Gesang

*) Die Manessische Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, seit dem 17. Jahrhundert in Paris, 1888 durch Tausch nach Heidelberg zurückgebracht.

die Zeit verkürzt hätte; da es aber fünf Stunden gedauert, so seien sie zuletzt doch Alle eingeschlafen.

So ist der König immer heiter und munter, erzählt gern alte Geschichten und trägt in dem nächsten Kreise von Fürsten und Prinzen, der ihn umgiebt, meist selbst die Kosten der Unterhaltung. Ich sitze gewöhnlich ihm gerade gegenüber."

Den 15. Dezember 1870.

„Ich sprach gestern im Garten viel mit Keudell darüber, wie wenig in der nächsten Zeit auf eine Periode der Ruhe für Graf Bismarck zu hoffen wäre, in welcher er sich von seiner jetzigen fieberhaften Thätigkeit erholen könne. Es wird ihm unmöglich, irgend einen Theil seiner Aufgabe Anderen zu überlassen, und leider sind auch keine Männer da, denen er sie überlassen könnte. Das neue Deutsche Reich in die europäische Staatenfamilie einzuführen und ihm seinen Platz darin zu sichern, ist freilich zunächst nur noch eine formale Thätigkeit, die nicht viel Mühe erfordern wird. Es hat sich seinen Platz selbst gemacht und erfochten und wird an den meisten Orten mit Vertrauen, ja mit Freude begrüßt, als Bürgschaft der Ruhe und des Friedens. Auch nach außen sehe ich keine großen Kämpfe voraus. Frankreich, durch den Wahnsinn seiner Führer, beraubt sich selbst mit jedem Tage mehr der Mittel, in nächster Zeit Rache an uns zu suchen. Aber im Innern! Da sollen die neuen Provinzen deutsch gemacht werden, wozu eine Mischung von Strenge und Milde gehört, die auch bei Bismarck, fürchte ich, nicht harmonisch genug vorhanden ist. Da soll das verfassungsmäßig geeinigte Deutschland nun auch innerlich, organisch, lebendig geeinigt werden; es muß dafür gesorgt werden, daß der stramme, feste, energische Geist Preußens auch das übrige Deutschland besonders im Heere und in den militärischen Einrichtungen, aber auch in der Pflichttreue und Arbeitskraft der Beamten durchbringe und dem lässigen und lobbrigen Wesen, das in der Kleinstaaterei herrscht, ein Ende mache, ohne daß die Bureaukratie und die uns noch anhaftende Enge und Peinlichkeit mit einziehe und das menschlich Freie verdränge; da soll im Innern neben der Tüchtigkeit der Staatsverwaltung die Freiheit der Selbstverwaltung ein- und durchgeführt werden. Und welche Gegensätze sind auf dem confessionellen

Gebiet, ja innerhalb der Confessionen selbst zu lösen! Von den Aufgaben der Kunst und Wissenschaft spreche ich nicht, diese Blüthe des Lebens kommt von selber, wenn man sie nur gewähren läßt und ihr äußerlich die Mittel der Existenz darbietet. So muß man's auch mit den kirchlichen Dingen machen, aber die Stellung der Regierung zur katholischen Kirche wird zunächst eine schwierige werden."

Sonnabend den 17. Dezember 1870, morgens.

„Den Brief von Benedetti hast Du wahrscheinlich aufmerksamer gelesen als ich; mir fiel nur gleich der Schluß ins Auge, wo er von der déloyauté des Grafen Bismarck spricht. Im Uebrigen schien er auch mir mäßig; der König bemerkte auch (der solche Sachen immer sehr genau liest), er sei mäßig gehalten und im Ganzen richtig; es sei wahr qu'il n'y avait pas d'insulte ni d'insulté; nur vertusche er freilich ein wenig seine eigene Unbescheidenheit, mit der er immer wieder die Erklärung des Königs für die Zukunft gefordert, und wenn der König sie abgeschlagen, gesagt hätte: Votre Majesté me permettra donc d'écrire, und nun gerade das Gegentheil von dem, was der König gesagt, so daß er ihn zuletzt etwas entschieden habe abtrumpfen müssen."

Sonntag den 18. Dezember 1870 (nach der Kirche).

„Den Weg zum Herzen weiß Niemand besser zu finden als der König. Ich lege Dir ein Zettelchen von ihm an mich ein, das ich bei der Rückkehr aus der Kirche fand und das Dich wie mich rühren und erfreuen wird. Bewahre es gut auf; irgend ein beliebiger Schweizer hatte nämlich dem Könige einen Brief an Bismarck offen mit der Bitte um Uebergabe an den Minister zugesandt, worin dieser auf seine große Verantwortung vor Gott und Menschen aufmerksam gemacht und gewarnt und an die Worte Salomos »Vanité des Vanités — tout est Vanité« erinnert wird.*)

Es war im Grunde eine harmlose Mahnung, wie der Minister ihrer viele und oft stärkere bekommt und in den Papierkorb wirft.

*) Der Zettel trägt von des Königs Hand die Worte: „Ist es rathsam, den Ministerpräsidenten bei seiner Nervosität mit der Einlage zu belästigen? Oder soll sie in den Kamin gehen? W. 18. 12. 70."

Der König aber in seiner rücksichtsvollen Güte denkt, es könne doch einmal dem Minister einen peinlichen Eindruck machen, und schickt es mir mit dem Zettel zu, noch mit der rücksichtsvollen Bestellung, daß, wenn ich in der Kirche wäre, es mir nicht nachgeschickt zu werden brauche. Ich habe es natürlich dem Minister mitgetheilt, der davon auch sehr gerührt war und mich mit seinem Dank an den König beauftragte, den ich gleich in einem auch meinen Dank ausdrückenden Schreiben abgestattet habe. Ich bin heut Abend zum Thee und freue mich, ihm auch mündlich meinen Dank sagen zu können."

Montag den 19. Dezember 1870, abends.

„Nachmittags, als ich um 5 Uhr von meinem Spazierritt zurückkam, fuhr gerade der Minister aus dem Thorweg unseres Hauses hinaus zum Diner bei dem Könige und rief mich an, ihm einen Stern zum Rothen Adler zu leihen; ich thue das ohne Arg, und erst, als er weg war, fiel mir's schwer aufs Herz, daß ich dabei darum kommen könne, weil ich erfuhr, daß er gebraucht werden sollte, damit der König persönlich den Präsidenten Simson dekoriren könne. Nun war es mir kein Spaß, das Exemplar, was mir der König mit eigener Hand in so bedeutendem Augenblick gegeben, zu verlieren, und ich fuhr in sehr übler Laune zum Thee des Königs, innerlich allerlei Pläne machend, wie ich den Stern dem Simson wieder ablocken könne, was schwer halten würde, weil der nun auch ihn aus des Königs Hand empfangen. Beim Thee erzählt mir der König mit Lachen: »Ich habe heut Ihren Stern dem Simson gegeben; habe ihm aber nachher gesagt, er würde ein anderes Exemplar erhalten, weil dieses nur ein geliehenes sei.« Simson entgegnete: »»O Majestät, dies kann ich nicht wieder hergeben, da ich es aus Euer Majestät eigener Hand erhalten habe; darauf lege ich zu großen Werth.««

Der König: »Ja, ich habe es aber auch dem Abeken mit eigener Hand gegeben, und der wird auch Werth darauf legen.« Er habe ihm darauf die ganze Scene auf dem Bahnhof geschildert; und da habe Simson gesagt: »»Dann muß ich freilich darauf verzichten.««

Ist das nicht auch wieder hübsch vom Könige? Ich freute mich, heut morgen noch Gelegenheit zu haben, ihm persönlich dafür zu danken

und ihm zu sagen: nun hätte ich den Stern gewissermaßen zweimal aus seiner Hand empfangen."

Den 21. Dezember 1870.

„Lauer war bei uns zu Tisch, in seiner gemüthlichen und freundlichen Weise immer ein willkommener Gast. Seine Unterhaltung mit dem Minister ist mir immer ergötzlich, wie er in seiner stillen, gesunden, behaglichen Weise die oft geistreichen Paradoxien des Ministers ruhig und intelligent aufnimmt, oft abschwächt, oft mäßigt, im halben Scherz und Uebermuth in ernste ruhige Betrachtung hinüberzieht!

Der Kampf mit dem Leben hat ihm die innere Weichheit nicht genommen, so wie er auch mitten in der Hofatmosphäre ein wahrer, unbefangener und reiner Mensch geblieben ist, bei dem es Einem immer wohl wird.

Beim Thee amüsirte ich den König mit Erzählungen von allerlei Künsteleien beim Chiffriren, wie man durch absichtlich weitläufiges Umschreiben den Dechiffreur ärgern könne, was Bismarck, wie er gestern dem Kronprinzen erzählte, oft aus Rache für ungeschicktes, unbequemes Chiffriren gethan u. s. w. Der König sprach dann noch von unserem eifrigen Chiffriren in Ems u. s. w."

Den 24. Dezember 1870, morgens.

„Dem König gratulirte ich zum Christfest, er gab mir herzlich die Hand und erwiderte meinen Glück- und Segenswunsch mit dem Bemerken, daß es diesmal für uns kein Familienfest sein würde wie sonst, worauf ich erwiderte, für uns Alle sei es ein Familienfest, da wir ihn in unserer Mitte hätten, und seine Gesundheit sei für uns eine schöne Weihnachtsgabe."

Hl. Christabend.

„Hier sitze ich umgeben von Deinen Gaben. Neben mir steht Dein Schälchen. Rathe, was das Erste ist, was ich hineinlegen konnte? — Das Eiserne Kreuz, welches mir der König heut verliehen und geschickt hat! — Der König hat es an den Minister geschickt, heut gleich, nachdem ich vom Vortrag zurückgekommen war; und dieser hatte es mir bei Tisch unter die Serviette gelegt, wo ich neben ihm sitze. Als ich sehe, was es ist, blicke ich den Minister verwundert an, der lächelnd sagt: »Seine Majestät als Weihnachtsmann!« Es hat mich überrascht,

und ich müßte heucheln, wenn ich nicht sagen wollte, es hat mich erfreut und gerührt! Der liebe Gott muß mit uns Allen Nachsicht haben, der König auch und Bismarck muß viel Nachsicht haben, und auch mit mir besonders, wenn ich nicht immer im Stande bin, ihm die Sachen so zu erleichtern und ihm so zu helfen, wie ich es möchte und sollte. Aber es ist doch ein Glück, daß man mitarbeiten durfte in dieser großen Zeit.

Einen Weihnachtsbaum hatten wir heut, sogar einen doppelten, erst einen ganz kleinen, den die Gräfin Bismarck ihrem Mann geschickt hatte, dann einen großen, den Keudell hatte besorgen und schön mit Lichtern schmücken lassen.

Ich hatte mich eben hingesetzt, als der Minister mich rufen ließ, dem ein sehr guter Gedanke gekommen war, der aber rasch ausgeführt werden mußte, und der ihm und mir bis zum letzten Augenblick vor Tisch Schreiberei machte, ihm auch noch nach Tisch, damit ein Feldjäger mit den Depeschen, die unser treffliches Bureau nach Tisch noch zu mundiren hatte, um 1/29 Uhr wegkommen konnte."

1. Christtag, abends.

„Von dem Artikel der Situation im Fremdenblatt, dessen Du erwähnst, sprach Bismarck heut bei Tisch mit vielem Ergötzen. Er meinte: wenn es doch wahr wäre, daß er um 8 Uhr aufstände, oder auch nur im Bett arbeitete! Es wäre ihm aber recht, wenn die Leute das von ihm glaubten, während er sich bewußt sei, vor 11 Uhr nicht sichtbar zu sein. Wo nur die Leute ihre Nachrichten herbekommen! Du weißt, daß Alles falsch ist! Er ißt niemals im Hotel des Reservoirs, sondern mit uns um 5 Uhr, sagt sogar oft die Dinereinladungen zum König ab. Die Fürsten, der Hohenzollernerbprinz, der Augustenburger u. s. w. essen dort, aber abends um 6 Uhr. Der Minister kommt viel zu wenig in die Luft; meist arbeitet er bis zur Essenszeit; wenn er nicht etwa um 4 Uhr zum Vortrag zum König geht oder einmal den Kriegsminister oder einen anderen Herrn aufsucht, noch seltener einen Spazierritt macht. Nach Tisch sitzt er lange am Kamin des Salons und geht dann auf seine Stube, die er selten verläßt, um spät noch zum Thee auf ein halb Stündchen zu kommen."

Dienstag den 27. Dezember 1871, morgens.

„So haben denn wirklich unsere Geschütze angefangen zu sprechen. Als ich heut um 8½ Uhr in den Garten ging, hörte ich ein so fortgesetztes Feuern, Schlag auf Schlag, in jeder Sekunde fast ein Schuß, daß ich mir sagte: das sind nicht mehr die französischen Forts, das sind unsere Belagerungsgeschütze.

Die Schanze Mont Avron, auf welche der Angriff zunächst gerichtet ist, liegt ganz im Osten von Paris, und doch hört man's hier sehr deutlich. Andere nähere Punkte kommen der Reihe nach daran."

Den 29. Dezember 1870.

„Eben kam noch Graf Hatzfeld freundlicher Weise von unten auf meine Stube herauf, um mir die gute Nachricht mitzutheilen, daß der Mont Avron heut ohne Widerstand von unseren Truppen besetzt worden ist, nachdem er heut morgen noch unser Feuer schwach erwidert hatte. Das ist ein großer glänzender Erfolg unserer Artillerie, die trotz des ungünstigen Wetters dem Feind doch gewaltig eingeheizt hat. Es war ein Probeschießen, und da dies so gut gelungen ist, wird es auf die fernere Entwickelung einen sehr fördernden Einfluß haben!

Um 4 Uhr mußte ich zum Könige, und von da gleich um 5 Uhr zum Kronprinzen, der mich sprechen wollte und allerlei Fragen über Kaiser und Reich, Titel und Wappen hatte."

Freitag den 30. Dezember 1870, abends.

„Auf einen triumphirenden Einzug müßt Ihr Euch keine Rechnung machen, dazu ist das Erlebte zu ernst und zu gewaltig, als daß man es mit einem Schaugepränge abschließen möchte; und klüger und vorsichtiger ist es auch, wenn wir draußen bleiben, die Forts besetzen und damit Paris beherrschen! Aber niedergeworfen muß es werden und zu unseren Füßen liegen, das hat es selbst nicht anders gewollt; und eher wird des Kampfes kein Ende."

Sylvesterabend.

„In wie mannigfach verschiedenen Lagen habe ich diesen Jahreswechsel erlebt, und diese ist doch eine der wunderbarsten, jedenfalls die großartigste von allen, weil das Eigenthümliche derselben nicht mich

allein und meine persönlichen Verhältnisse, sondern das Große, Allgemeine betrifft. Erst im stillen Vaterhaus und im Kreise der Jugendfreunde, auf der Universität, dann in Rom, der Weltstadt, an die sich doch auch mein Geschick geknüpft hat, dann im Orient, in der Wüste unter Palmen, wieder in Berlin in Euerem Kreise und Hause, und jener Neujahrsabend, wo wir, noch zweifelnd, doch wußten und uns sagten, daß wir uns angehörten. ... Mit dem Neujahr 1866 fing ein neues Leben für mich an, und dann nun die vier Neujahrstage, wo wir im Wechsel des Jahres des dauernden Glückes froh sein durften und eigentlich ebenso ruhig in das neue Jahr hinein, wie auf das alte zurückschauten, in unserem lieben Kreise, in unserem stillen Hause! Heut nun ein neues Jahr in Sturm und Gewitter, und wieder mit Sehnsucht und Bangen, aber zu einander, und jetzt mit dem Bewußtsein, daß diese Sehnsucht auch von Dir getheilt wird, und daß wir darin zusammen und mit einander vereint sind; und so im Sturm und in der Nacht doch der hellste Sonnenschein der Liebe und die Hoffnung des fröhlichen Morgens des Wiedersehens.

Neulich sagte der König im Park zu einer alten Russischen Generalin Pankratieff, die ihn bat »O Sire, donnez nous la paix«: Sehen Sie, liebe Generalin, mit dem Frieden ist es wie mit dem Heirathen: dazu gehören zwei! Ich will wohl, aber der Andere will nicht."

Den 1. Januar 1871, gleich nach Mitternacht.

„Hier fand ich noch Keudell und ein paar Andere beim Punsch, der Minister aber hatte schon nach mir gefragt, so ging ich gleich hinauf zu ihm, brachte ihm die Grüße und Glückwünsche vom König und einigen Fürsten und stieß mit ihm ein Glas Punsch an auf das neue Jahr und alles Persönliche und Allgemeine, was wir von ihm hofften."



11. Kapitel.

Beschießung von Paris. — Kaiserproklamation. — Paris kapitulirt.
(1871.)

„Deutsches Herz verzage nicht!"

Den 1. Januar 1871.

Gestern Abend bei dem König ging trotz des Punsches und der Pfannkuchen eine ernstere Stimmung durch. Es wurde etwas sehr Interessantes vorgelesen, nämlich ein sehr neues, (vom 30.) auf irgend einem verbotenen Wege aus Paris herausgekommenes Zeitungsblatt, welches die französische Beschreibung von unserer Beschießung des Fort Avron enthielt, welche viel glänzender war als unsere eigenen Nachrichten, und die Bedeutung dieses Erfolges und das bewunderungswürdige Verhalten unserer Artillerie in ein viel glänzenderes Licht stellte. Wir erfuhren daraus zu allgemeinem und des Königs Staunen, daß, während wir an dem Tage überhaupt nur 4 Todte und 19 Verwundete gehabt haben, die Franzosen allein 4 todte Offiziere und 13 verwundete Offiziere gehabt haben und in einer solchen Consternation gewesen sind, daß die Garde nationale mit großer Hingebung eine Chaine um die Linientruppen gebildet hat, um sie vor der Gefahr zu bewahren, ihrer Bewegung nach rückwärts eine zu große Ausdehnung zu geben. Die Mitwirkung der Garde nationale durch ermuthigende Zurufe und patriotische Reden wird außerordentlich gelobt, daran aber der Wunsch geknüpft, die Generale möchten doch versuchen, diesen Enthusiasmus auch einmal in thätig wirksamer Weise zu benutzen.

Heut morgen mußte ich mich zur Kirche fertig machen, wohin ich mit Delbrück und Keudell fuhr. Auf dem Schloßplatz, wo wir auf den König warteten, gab es viel Glückwünschen von Prinzen, auch dem Kronprinz, der meinte, wir müßten heut viel weiter sein, d. h. er meinte eigentlich, wir hätten heut den Kaiser proklamiren, womöglich ihm die Krone aufsetzen sollen, und war böse auf seinen Vater, der davon nichts habe wissen wollen. Ich erwiderte ihm, ich dächte, wir könnten zufrieden sein, daß wir so weit wären. Der König kam dann auch in seinem einfachen Paletot. Nach der Kirche gingen wir zur Gratulationscour

der Offiziere und höheren Beamten in die große Galérie des Glaces, eine prachtvolle Galerie, welche die ganze Mittelfront des Schlosses einnimmt, an der einen Seite mit Spiegelwänden, an der anderen mit Fenstern, mit der prachtvollen Aussicht über den Park. Die glänzende Versammlung von Uniformen aller Grade war imposant, und hätten die Bilder und Statuen, die in der Galerie standen, wohl an die Zeiten Ludwigs XIV. erinnern können. Der König hielt eine kurze schöne Ansprache, dankend für die Tapferkeit, die Mühen und Anstrengungen, die uns hierher geführt; er erwarte dasselbe auch für das neue Jahr, am Ende seien wir noch nicht; es werde noch manche Anstrengung kosten; aber er vertraue auf sein Heer; in seine Hand unter Gottes Segen lege er die Fortsetzung, die zu einem segensreichen Frieden führen werde. Dann sprach er mit Einzelnen, gab auch mir die Hand mit kräftigem Druck und entließ uns Alle in gehobener Stimmung.

Die Wirkung, die unsere Beschießung des Mont Avron hervorgebracht, war inzwischen auch bekannt geworden und hatte überall die Gemüther angefeuert."

Sonntag, abends.

„Dadurch, daß der König sich noch nicht als Kaiser proklamiren mag und auf wirklich schickliche Weise noch nicht kann, während er doch schon als Kaiser in der Verfassung steht, entstehen manche kleine komische Verlegenheiten in der Titulatur, die uns zu lachen machen. Wir mußten uns z. B. vom 1. Januar an Kaiserliches Deutsches Auswärtiges Amt nennen. Auswärtiges Amt des Norddeutschen Bundes geht nicht mehr; es giebt keinen Norddeutschen Bund mehr, sondern ein Deutsches Reich. Und doch kann man davon noch nicht sprechen, so lange der Kaiser nicht als solcher auftritt. Jedenfalls sind wir nun nicht mehr Norddeutsche, sondern Deutsche, was doch besser ist. Vor einem Jahr ärgerte ich mich eigentlich sehr, daß wir aus einem Königlich preußischen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten ein Auswärtiges Amt des Norddeutschen Bundes wurden; es würde mich weniger geärgert haben, wenn ich damals gewußt hätte, daß es nur ein Jahr dauern würde, daß wir so rasch aus Norddeutschen zu Deutschen werden würden. Auf diese Aeußerlichkeiten, Namen, Titel, Wappen, Farben, legt der Kronprinz einen großen Werth und treibt und drängt darauf, daß das Kaiserthum mit all seinem Apparat proklamirt werde;

er hat das Gefühl, daß es uns Niemand gegeben habe oder geben könne, sondern daß wir es uns gewonnen und erobert haben, und daß wir es darum jetzt ohne Weiteres vor der Welt hinstellen sollten. Der König dagegen weist alle diese Aeußerlichkeiten mit einer gewissen Aengstlichkeit von sich weg; Bismarck thut es auch, als Bagatellen oder als verfrüht; der König aber thut es, weil es ihm in seiner Bescheidenheit und in seiner Gewöhnung an das Alte wirklich unangenehm und unbequem ist, an diese Dinge zu denken. Geordnet müssen sie freilich einmal werden und haben ja auch einen gewissen Einfluß nach außen hin, so daß Bismarck sie wirklich etwas zu kavalier behandelt.

Seit wir angefangen haben zu schießen, scheinen die Franzosen doch etwas Angst zu bekommen. Gestern sollen sie eine Anzahl vorgerückter Positionen, die sie besetzt hatten, geräumt haben, so wie nur einige Kugeln von uns hineinfielen. Sie waren bisher so verwöhnt, daß sie immer nur auf uns schossen; nun wir einmal anfangen zu antworten, bekommen sie Respekt. Hoffentlich wird dieses Zwiegespräch, da wir redseliger werden, bald noch einen etwas animirteren Charakter annehmen und vielleicht damit enden, daß wir allein das letzte Wort behalten."

Den 3. Januar 1871, morgens.

„Das ist so bewundernswürdig an unserer herrlichen Armee, daß sie nach dem Enthusiasmus der Schlachten von Wörth bis Sedan nun die Probe der Treue, der Ausdauer, des Harrens und Stillsitzens vor Metz, vor Paris, des Arbeitens und Kämpfens im Kleinen an der Loire und sonst, so schön bestanden hat. Daß die Kraft des Enthusiasmus vorübergeht, das gilt von allen irdischen Dingen. Denn obgleich der Enthusiasmus selbst etwas Göttliches ist, schon dem Worte nach ein Erfülltwerden mit dem Göttlichen, so steigt doch eben das Göttliche in die irdischen Dinge, in den irdischen Busen nur auf Zeiten, nur wie ein erleuchtender Strahl vorübergehend hinab. Es gilt von allen irdischen Dingen; und darum, wo die Frömmigkeit sich sehr als Enthusiasmus zeigt, habe ich immer die Furcht, daß sich noch viel irdische Beimischung darin findet; der stillen ernsten, demüthigen Frömmigkeit traue ich viel mehr. Doch mag es auch in der Frömmigkeit Höhepunkte geben, wo das Herz sich voller von der Gottheit fühlt.

— Es gilt, sage ich, von allen irdischen Dingen, nur von der Liebe nicht — darin wohnt die Gottheit stetig und dauernd in uns."

Abends.

„Heut waren wieder einige Briefe herausgekommen aus Paris, die jämmerlich genug klangen. Der Scheffel Kartoffeln 5 Louisd'or, eine ganze Katze 8 Thaler, und das Uebrige im Verhältniß. Zur Feier des Neujahrstages hatte die Regierung dem Volke Erbsen und Kaffeebohnen austheilen lassen. Trochu hat sämmtliche Lager der Truppen außerhalb der Stadt zwischen den Forts, worin er bisher eigentlich alle seine ordentlichen Truppen hielt, einziehen und die Soldaten in Häuser einquartieren müssen, weil ihm so viele Leute erfroren. — Man könnte die armen Menschen beinah bedauern, wenn Einem nicht unsere eigenen Soldaten doch noch viel mehr leid thäten! Und man könnte den Heroismus bewundern, wenn sie wirklich für ihr Vaterland und nicht für das alberne point d'honneur kämpften, kein Stück Landes abzutreten, was alle Staaten und Völker in der Welt gethan haben, ohne darin eine Unehre zu sehen. Der Kronprinz sagte neulich mit Recht: Er frage sich oft, ob wohl ein angestammter Herrscher um eines solchen point d'honneur willen den Ruin seines Landes, den Tod und das Blut seines Volkes mit kaltem Herzen ansehen würde, wie es diese Abenteurer thun."

Donnerstag den 5. Januar 1871, morgens.

„Heut hat die Beschießung der Forts gründlich angefangen, und es geht Schuß auf Schuß. Es hatte eigentlich schon gestern früh beginnen sollen, aber gestern war ein solcher Nebel, daß unmöglich geschossen werden konnte, worüber eine ziemliche Consternation hier herrschte und der König selbst sehr betrübt war; Andere sagten, das ist die Strafe dafür, daß man nicht schon lange angefangen und so viel Zeit verloren hat!

Die letzten Briefe aus Paris beweisen uns doch, daß Mangel und Entbehrung jetzt sehr fühlbar werden. Ein noch dortgebliebener fremder Diplomat vergleicht den jetzigen Neujahrstag mit dem fröhlichen Leben und Treiben der früheren! Jetzt bei den dunklen, kalten Wintertagen noch kalte Häuser, dunkle Straßen, kein Fuhrwerk außer den Ambulanzen, die Verwundete führen; . . . dennoch bis jetzt Entschlossenheit, das

Aeußerste abzuwarten; dabei noch Furcht, daß die bis jetzt mit Mühe niedergehaltene rothe Partei doch endlich losbrechen und die Stellung Frankreichs, wie in den Schreckenstagen 1793, in der Guillotine suchen werde! Diese terreur könnte jedenfalls nur kurz dauern, da unsere Bomben doch auch ein Wörtchen mitsprechen würden. Die Absicht, sich auf dem Mont Valérien zurückzuziehen, wird Trochu, der dort schon ungeheuere Vorräthe aufgehäuft haben soll, wirklich zugeschrieben; er denkt wohl, von dort aus einen entscheidenden Einfluß auf die Geschicke Frankreichs auszuüben, wie Bazaine sich dies in Metz gedacht hatte; hoffentlich ebenso illusorisch, wie es bei Bazaine gewesen."

Den 7., morgens.

„Gestern brachte ich dem Könige etwas, das ihn bewegte und rührte. Eine Dame in Stuttgart schrieb an den Grafen Bismarck: gemäß der schwäbischen Sitte, in der Neujahrsnacht für Alle, die dem Herzen theuer wären, ein Loos aus der heiligen Schrift zu ziehen, hätten sie auch für den König Wilhelm, »unseren Kaiser«, das Loos gezogen, und es sei auf Haggai, Kap. 2, 10*) getroffen. — Das war ein schöner, passender Spruch und machte dem König Freude, der auch seinen Dank auszusprechen befahl."

Den 9. Januar 1871.

„Bei dem ersten Schuß am 5. morgens sind alle Soldaten, die ihn hörten, in ein lautes Hurrah ausgebrochen; der Unteroffizier, der ihn dirigirte, schoß ihn auch nicht auf das gegenüberliegende Fort, sondern mit verstärkter Ladung nach Paris hinein — das habe er sich geschworen, daß der erste Schuß, »Ordre oder nicht Ordre«, nach Paris hinein solle.

Viele wünschen, daß man die alte Krone von Wien**) wieder fordere, aber ich bin gar nicht dafür. Lasset die Todten ihre Todten begraben! Manchem ist es auch nicht recht, daß das neue Kaiserreich nicht mit größerem Pomp und größerer Feierlichkeit in die Welt tritt; sie

*) „Es soll die Herrlichkeit dieses letzten Hauses größer werden, denn des ersten gewesen, spricht der Herr Zebaoth: und ich will Friede geben an diesem Ort, spricht der Herr Zebaoth."

**) Die Kaiserkrone Karls des Großen.

möchten gern eine Krönung und Alles, was dazu gehört — wenigstens einen feierlichen Staatsakt der Fürsten persönlich. Mir ist es dagegen lieb, daß Alles so still wie möglich geschieht. Goethe sagt einmal, daß aller Anfang im Stillen geschehen müsse, und das hab' ich immer praktisch bewährt gefunden."

Den 12., abends.

„Ich setzte mich nach dem Essen an meinen Bureautisch, um die vorliegenden Arbeiten abzuthun, dann hieß es, man sehe starken Feuerschein in der Richtung auf Paris, und wir gingen daher erst auf unseren Boden, wo man eine nicht sehr prononcirte Helligkeit in dieser Richtung sah. Dann verbreitete sich aber das Gerücht von einem heut erfochtenen großen Siege des Prinzen Friedrich Karl, wobei Le Mans genommen — ein Graf Dönhoff brachte es aus dem Adjutantenzimmer des Königs und stellte eine nähere von daher kommende Nachricht in Aussicht. Als sie nun kam in Form eines Bleistiftzettels des Königs an den Minister, worin er ihm die siegreiche Schlacht und die Einnahme von Le Mans meldete, wodurch nun die französische West-Armee hoffentlich einmal ernstlich unschädlich gemacht ist, mußte sie gleich besprochen werden."

Freitag den 13. Januar 1871, morgens.

„Werdet nur nicht ungeduldig; hier hatte sich manche gute Seele eingebildet, der Anfang des Schießens würde auch schon das Ende sein. Mir hatte gleich bei dem ersten Anfang der König gesagt, erst in 12 bis 14 Tagen nach dem Anfange erwarte er eine entscheidende Wirkung.

Bei unseren Siegen ist das Schlimme immer nur die Masse der Gefangenen; ohne den gestrigen Sieg waren in den letzten acht Tagen wieder an verschiedenen Punkten etwa 10 000 Gefangene gemacht, und gestern werden noch viel mehr dazugekommen sein; wo soll das hinaus? Und wenn nun gar Paris fällt, wo etwa 150 000 Mann Linientruppen sind, die mobilen und Nationalgarden nicht gerechnet!"

Sonntag Abend.

„Ehe ich mit einer Arbeit fertig war, kam der Minister immer mit einer anderen, und ehe ich mit der zuerst angefangenen und immer

wieder unterbrochenen fertig war, hieß es mit einem Mal, er sei zu Bett gegangen zu ungewöhnlich früher Stunde! Gestern Abend war er auch früh zu Bett gegangen, dafür hat er denn auch nicht schlafen können, sondern gedacht, und um 3 Uhr und um 5 Uhr einen Sekretär rufen lassen, jedesmal, um gleich ein Telegramm zu diktiren. So recht rastlos ist sein Geist, und wenn das auch manchmal unbequem, ja bisweilen sogar nachtheilig ist, so ist es auch wieder etwas Großes; und ohne diese Ruhelosigkeit wäre er nicht fähig, so Großes zu leisten. Als ich nun heut Abend noch geschwind die letzten Worte schrieb, um für morgen fertig zu sein, kam eine Mittheilung vom Generalstab mit neuen günstigen Nachrichten über die Verfolgung des fliehenden Feindes im Westen, welche gelesen und mit den vorhandenen Kollegen auf der Karte verifizirt werden mußte."

Den 17., morgens.

„Eine wichtige Nachricht, die Ihr bekommen haben müßt, wird Euch vielleicht wenig Eindruck gemacht haben, weil sie nur defensiver Natur war, von General v. Werder, der mit seinen Truppen den Anfall einer wenigstens dreifachen Uebermacht von Bourbaki mit der Lyoner Armee abgehalten und siegreich abgeschlagen hat. Unsere Militärs sehen dies als sehr entscheidend und von der größten Wichtigkeit an; hatten alle mit einiger Sorge dorthin geblickt; Bourbakis Heranrücken, um Werder zu schlagen, die Festung Belfort zu entsetzen, den Elsaß wiederzugewinnen und über den Rhein nach Deutschland zu gehen, unsere Verbindungslinien zu zerstören, war ein gut ausgedachter Plan. Unsere Süd-Armee unter General v. Werder war nicht stark; aber danach ist jener Plan schon an ihrer vortrefflichen Haltung gescheitert und als mißlungen zu betrachten; in wenigen Tagen, vielleicht schon jetzt, ist Manteuffel mit einem neuen Armeekorps heran, und jede Besorgniß ist geschwunden, da wir nun sahen, daß General v. Werder sogar ohne ihn im Stande war, den Feind aufzuhalten. Darum ist diese Nachricht so entscheidend.

Morgen wird das Ordensfest wirklich hier gefeiert, und auf eine Weise, wie es seit dem 18. Januar 1701 nicht gefeiert und an diesem 18. Januar 1701 nicht geahnt werden konnte."

Abends.

„Einen alten Bekannten sah ich heut wieder, Loeper, den Goethianer aus dem Hausministerium, der mit Herrn v. Schleinitz hierher gekommen war, um die wichtigen Titulatur-, Etiketten-, Wappen-, Farben- u. s. w. Fragen berathen und entscheiden zu helfen, die sich an das Kaiserthum knüpfen ... Heut ist eine lange Conferenz bei dem Könige gewesen zwischen Kronprinz, Schleinitz, Bismarck. Ob die Herren einig hingegangen und einig weggegangen, ist mir problematisch. Nun, wie auch diese Fragen entschieden werden, das Kaiserthum selbst muß morgen geboren werden oder vielmehr getauft; denn geboren war es eigentlich schon am 1. Januar, dem Tage, mit welchem die neue Verfassung, in der von Kaiser und Reich steht, ins Leben trat."

Den 18. Januar 1871.

„Der 18. Januar 1701 hat sich als ein guter Tag erwiesen, mehr als man damals hoffen durfte. Es war ja so viel kleinliche Eitelkeit dabei, so viel schwacher, kindischer Ehrgeiz bei diesem Buhlen und Betteln um eine Königskrone; und doch wie viel Segen und Wohlthat für Preußen, für Deutschland hat sich in den verflossenen 170 Jahren an diese preußische Königskrone geknüpft! Wenn das heut inaugurirte deutsche Kaiserthum dahinter nicht zurückbleibt, so ist es viel und übergenug! — Wer konnte sich damals träumen lassen, als Friedrich I. die Königskrone von Oesterreich erbettelte und erkaufte, daß sein Nachkomme die Oesterreich vom Haupt gefallene Kaiserkrone sich aufs Haupt setzen würde, und im Schloß von Versailles nach Niederwerfung des stolzen Frankreich an der Spitze eines Heeres, wie es Ludwig XIV. nie gesehen, mit all seinen stolzen Marschällen und siegreichen Führern! Es war heut ein großer Moment, und Alle tief bewegt, am tiefsten vielleicht der König selbst, und wenn die Anwesenden alle voll Jubel waren, so war sein Herz es nicht — denn es ist ihm sehr schwer geworden! Aber heut abend nach der Tafel sagte er mir doch: »Nun, es ist ja heut morgen Alles sehr gut gewesen, einfach und würdig, aber freilich ganz militärisch!« Wer voll Jubel war, das war der Kronprinz, und so mag es ja der Jugend geziemen. Er rief mich heut abend an, oder lief mir vielmehr förmlich nach, als ich bei ihm vor-

beigegangen war: »Was! Sie wollen mir heut nicht einmal guten Abend sagen? Nun, Gottlob, so weit wären wir!« Der Augenblick, wie er sich heut morgen vor dem Vater aufs Knie niederließ und ihm die Hand küßte, war sehr ergreifend.

Wir versammelten uns in der langen Galerie des Glaces, die die ganze Mittelfront des Schlosses einnimmt — an der einen Seite Fenster nach dem Park, an der anderen Spiegel — vielleicht nicht ganz so lang, aber breiter als die Bildergalerie auf unserem Schlosse. In der Mitte der Galerie war der Altar errichtet, welchem gegenüber der König während des Gottesdienstes Platz nahm; am Ende der Galerie eine Estrade, auf welcher die Fahnen standen, altpreußische, bayerische, sächsische, württembergische, zerschossene; es war ein stolzer Anblick. Unmittelbar an dieser Estrade war uns wenigen Civilisten der Platz angewiesen, und zu dieser Estrade kam der König nach dem Gottesdienst, stellte sich da inmitten der Fürsten auf und las erst seine Ansprache an die Fürsten, dann auf seine Aufforderung der Reichskanzler die Proklamation an das deutsche Volk, die sehr schön ist. Ich darf das sagen, denn ich habe keine Hand im Spiel gehabt bei der Redaktion. Das Beste daran hat Bismarck selbst gethan; und sie ist wirklich vortrefflich. Dann begrüßte der König die Fürsten, und der Großherzog von Baden (der einer der besten Menschen ist, die es giebt, und der sehr viel Gutes hier bewirkt hat) brachte das Hoch aus auf Seine Kaiserliche und Königliche Majestät unseren Kaiser Wilhelm! Wahrscheinlich werde ich nie wieder ein solches Hoch hören, wie es da ertönte! Es war überwältigend, wie ich nie etwas Aehnliches gehört.

Der Himmel war leider trübe, klärte sich aber doch ein wenig auf, wenn auch kein eigentlicher Sonnenblick kam, aber hell und etwas blauer Himmel gerade während der Proklamation.

»Nun danket Alle Gott« war prächtig mit Posaunenbegleitung gesungen, Kanonen aber durften nicht gelöst werden, weil der Westwind den Schall nach Paris getragen haben würde; dort hätte man sehr wohl unterscheiden können, daß er nicht von den Belagerungs-Batterien, sondern von Versailles kam, und die Pariser hätten sich ohne Zweifel eingebildet, General Chanzy wäre da, hätte uns überfallen, und wir ständen im Kampf gegen ihn bei Versailles, was denn ihren un-

vernünftigen Widerstand nur ermuthigt hätte. Es gab natürlich mancherlei zu thun zwischen der Feier und dem Diner, welches um 5 Uhr nicht auf dem Schloß, sondern in der Wohnung des Königs im Präfekturgebäude war. Ich hatte einen guten Platz bei und gegenüber von interessanten Generalen. Aber schade war, daß gegen die sonstige Regel des Ordensfestes gar kein Toast war, weder vom Könige noch auf den König — ich werde mich noch lange nicht gewöhnen können, Kaiser zu sagen."

Donnerstag den 19., morgens.

„Es ist wieder ein fabelhaftes Glück, daß Trochu seinen Ausfall*) heut macht und nicht gestern. Gestern, wo alle höheren Kommandirenden des Belagerungsheeres, selbst viele Bataillonsführer und andere Offiziere hier waren, hätte die Sache recht unbequem werden können. Denke Dir nur den Eindruck, wenn gerade während der Feier eine Meldung von einem Ausfall gekommen wäre. — Aber gestern Alles ruhig. — Heut, wo jeder Mann auf seinem Posten ist, zwei Ausfälle, von denen der eine schon zurückgeschlagen, der andere im vollen Gange ist, dessen Ausgang wir natürlich sehr ruhig entgegensehen. Der Minister ritt nach dem Aquädukt hinaus, um etwas vom Gefecht zu sehen; Graf Hatzfeld fuhr im Wagen des Ministers, da der Letztere hin und zurück noch für zuviel für sich hielt; da beschlossen Keudell und ich auch noch ganz rasch, hinauszureiten. Auch der König war hinaus nach dem Kopf des Aquädukts von Marly."

Den 20. Januar 1871.

„Unserem Hause ist heut hohe Ehre widerfahren: Seine Majestät der Kaiser kam mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen in höchst eigener Person, um seinen Bundeskanzler (der vom Reichskanzler noch nichts hören will, weil sein Artikel in der Verfassung noch nicht geändert ist) in einem speziellen Punkte zu konsultiren.

Sie kamen, während wir noch nach Tisch bei Tisch saßen. Graf Bismarck führte die beiden Herren in sein kleines, sonst selten gebrauchtes Empfangszimmer neben seinem Arbeits- und Schlafzimmer; die Conferenz dauerte nicht lange, dann kam der Kaiser noch in den Salon

*) Letzter großer Ausfall Trochus mit 100 000 Mann in drei Kolonnen.

unten, in den wir inzwischen abgerückt waren; er meinte, er müsse sich das Haus doch einmal ansehen.

Den Tag über sind die Franzosen nach Paris hineingezogen und haben eine so schreckliche Masse von Verwundeten und Todten gelassen, daß sie heut abend einen Waffenstillstand begehrt haben, den sie nicht bekommen."

Sonnabend den 21., abends.

„Ich hatte heut abend das angenehme Bewußtsein, etwas zur Unterhaltung beizutragen, da ich nicht allein ein paar illustrirte Zeitungen mit Kriegsbildern mitgebracht hatte (die den König immer amüsiren; er selbst hält nur den Hackländer;*) unser Preßmann Dr. Moritz Busch bekommt aber die Leipziger Illustrirte, und so bringe ich die gewöhnlich mit, wenn ein neues Blatt da ist), sondern sogar einen arabischen Brief des Sultans Omar von Kuka, den mir Rohlfs geschickt hatte mit einem Bericht über die Aufnahme der durch Dr. Nachtigal**) überbrachten Geschenke, welches Alles sehr amüsirte. Der König hat wirklich Rohlfs sehr gern und spricht immer mit großer Freundlichkeit von ihm; auch der Großherzog von Weimar, in dessen Haupt- und Residenzstadt er sich jetzt niedergelassen hat, streicht ihn sehr heraus.

Heut, ehe wir uns setzten, rief mich der Großherzog von Oldenburg und hielt mir eine lange Rede über allerlei, hauptsächlich noch immer über die Herrlichkeit des letzten Mittwoch, des Kaiserfestes. Es ist wirklich rührend, mit welcher naiven, entzückten Freude er schon neulich und wieder heut ganz hingerissen von dieser Feier sprach. Man sieht doch, auf wie Viele die Erinnerung des alten Kaiserthums und der alten Kaiserherrlichkeit noch wirkt. Und wenn auch mein Gefühl ganz mit Dir geht, daß es hübscher gewesen wäre, die Kaiserfeier zu lassen bis zum Frieden, so ging es doch einmal nicht an. Seit der Kaiser in der Verfassung steht, konnten gar keine Akte mit Gesetzeskraft erlassen werden unter einem anderen Titel. Und wenn auch der Anfang

*) Gemeint ist die illustrirte Zeitschrift „Ueber Land und Meer", die seit 1859 von Hackländer herausgegeben wurde.

**) Gustav Nachtigal, hatte 1869 die Ueberbringung der Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu übernommen und zog 1870 in dessen Hauptstadt Kuka ein.

des Kaiserthums kriegerisch ist, so kann und soll doch seine Fortsetzung friedlich sein."

Sonntag den 22. Januar, morgens.

„Es wurde gestern abend beim König aus einer französischen Pariser Zeitung vom 19., also neu genug, vorgelesen; sie enthielt allerlei Eingeständnisse, auch mancherlei Berichtigungen, so z. B. daß die Thiere des Jardin des plantes weder gegessen noch getödtet sind, sondern sorgsam gepflegt werden, wenn auch eine Löwin an dem schlechten Fleisch, was sie jetzt bekommen (denn das gute spart man natürlich für die Menschen), gestorben ist. Tragikomisch war ein Artikel zur Anpreisung des pain bis, welches man jetzt in Paris ißt, aus Weizenmehl, Kleie, Reis gemischt, und das den durch ihr schönes weißes Brot verwöhnten Parisern freilich schwer ankommt. In pomphaften französischen Phrasen wurde dieses neue Brot als der Anfang einer neuen Aera, als das republikanische Brot des Ernstes und der Arbeit, als eines der Mittel der Regeneration Frankreichs angepriesen!"

Abends.

„Gestern hat die Beschießung der Stadt von Norden her angefangen, die wohl einige Wirkung auf die Pariser ausüben wird. Auch kam gestern die Nachricht von der Annahme des bayerischen Vertrages in dem bayerischen Landtage, mit zwei Stimmen über die erforderliche Zweidrittel-Majorität. Es war das eine sehr angenehme Nachricht, denn diese kleine Majorität zeigt schon, wie unsicher die Sache stand. Durch die Annahme ist aber nun Alles erledigt und das Deutsche Reich auch in jeder Beziehung fertig. Es würde namentlich im Auslande eine üble Wirkung hervorgebracht haben, wenn die deutsche Einheit sich noch einmal als Uneinigkeit gezeigt hätte und der bayerische Landtag erst hätte aufgelöst werden müssen, um eine bessere Kammer wählen zu lassen. So war alle Welt froh darüber gestern abend.

Es ist doch nun ein großer Schritt gethan; ob man in Paris wohl eine Ahnung von dem hat, was hier in dieser Woche geschehen? Einige Leute müssen es wissen, denn die hiesige Zeitung wird immer nach Paris hineingeschafft. Aber das große Publikum in Paris erfährt davon natürlich nichts; dafür sorgen die Machthaber schon, so wenig

wie von den Siegesnachrichten, die auch durch unsere Zeitungen nach Paris hineinkommen, die man aber sorgfältig verheimlicht und — ich möchte es zur Ehre der Machthaber annehmen — selbst nicht glaubt; denn wenn man sie glaubte, müßte man zu der Ueberzeugung kommen, daß aller Widerstand jetzt nutzlos ist; und dann wäre es eine furchtbare Sünde, noch jetzt so viel Blut fruchtlos zu opfern.

Unsere Zeitungen werden Dir nun, ehe dieser Brief ankommt, unsere Correspondenz mit Jules Favre gebracht haben; und Du wirst daraus ersehen haben, daß, nachdem er selbst seit drei Wochen verschmäht hat, auf militärischem Wege sich die Erlaubniß zum Herauskommen zu verschaffen, nun, da er auf diplomatischem Wege sich die Erlaubniß begehrt, wir sie ihm haben verweigern müssen, weil er seine Theilnahme an der Conferenz in eine Anerkennung der Republik und seines Regiments zu verwandeln trachtet, wozu wir ihm die Hand nicht bieten konnten. Eine stille Duldung seiner Gegenwart in der Conferenz konnten wir zulassen und gleichsam ignoriren; eine Anerkennung aber, wie sie ein Herauslassen aus Paris zum Zweck der Vertretung Frankreichs bei einem europäischen Akte gefunden werden könnte, dürfen wir nicht gewähren.

Unsere Zeitungen bringen auch gewiß ein phrasenhaftes und larmoyantes Cirkular vom 12. Januar, oder wenigstens Auszüge der Stellen, worin er jene Prätension aufstellt, daß sein Erscheinen in der Conferenz eine Anerkennung des jetzigen Regime bedeute. Auch sagt er darin, daß er in der Conferenz die Sache Frankreichs und sein Programm, welches noch unverändert sei (also pas un pouce de notre territoire, pas une pierre de nos forteresses!), zur Sprache bringen und plaidiren werde, und das konnten wir doch unmöglich zulassen. Er muß also in Paris bleiben und das Schicksal von Paris und von seinen Collegen theilen."

Den 23. abends.

„Heut abend hatten wir General v. Kameke, den Chef des Geniewesens, zu Tisch, der uns allerlei interessante Einzelnheiten aus der Beschießung mittheilte. Er setzt große Hoffnung auf die Wirkung unserer Artillerie im Norden, sobald nur erst die Forts von St. Denis genommen sind. Dann liegt Paris unter einem Kreuzfeuer von Süden

und von Norden her. Die Symptome, daß das Land des Krieges und der rücksichtslosen Tyrannei Gambettas müde ist, mehren sich. Gambetta ist in diesem Augenblick im Norden, in Lille, bei der Nord-Armee oder vielmehr bei den schwachen Resten, die von dem noch übrig sind, was einstmals die Nord-Armee*) war, und ziemlich sichere Nachrichten melden, daß dort, wo die Reste dieser Armee in voller Auflösung und Entmuthigung angekommen, die heftigste Aufregung gegen Gambetta herrscht. Auch eine französische Nachricht, die aus Paris herausgekommen, spricht von der großen Entmuthigung und tristesse, die dort der letzte mißlungene Ausfall Trochus hervorgerufen, und von der Aufregung, die in Paris gegen ihn herrsche, weil er nur einen Ausfall gemacht habe, statt direkt auf Versailles zu marschiren!

Was mögen er und seine Collegen sich nur dabei denken? Vielleicht weiß oder ahnt das der Minister in diesem Augenblick; denn wer sitzt bei ihm im Zimmer neben mir? — Jules Favre!

Er schickte heut morgen durch einen Parlamentär einen Brief an den Minister, um ihn um eine Unterredung in Versailles zu bitten; und ich mußte darum heut morgen meinen Brief so eilig schließen, weil ich zum König mußte, um dessen Genehmigung dazu einzuholen und dann zu dem General Blumenthal bei dem Oberkommando des Kronprinzen, um Maßregeln für sein sicheres Herauskommen zu verabreden, damit er nicht unterwegs von preußischen Granaten unversehens getroffen würde, was für ihn ein sehr ehrenvolles Ende, für uns aber sehr unangenehm sein würde.

Heut abend um 8 Uhr kam er denn an, von seinem Sekretär und Schwiegersohn Martinez del Rio begleitet; Letzterer wird unten im Salon von Graf Hatzfeld, Holnstein und Erfrischungen unterhalten, während Favre selbst mit dem Minister zusammen in Conferenz und Diner tête à tête sitzt."

Dienstag den 24. Januar 1871, morgens,
Friedrichs des Großen Geburtstag.

„Eben gerade als ich aufstehen wollte, ließ mich der Minister rufen; ich dachte gewiß, es wäre etwas, das sich auf Favre bezöge, aber weit

*) Sie war am 19. Januar durch General v. Goeben bei St. Quentin fast vollständig vernichtet.

gefehlt: es war eine ganz gewöhnliche, auf Canitz in Madrid bezügliche Sache. Während ich beim Anziehen war, ließ er mich noch einmal rufen, und ich wurde wiederum nicht viel klüger. Jetzt ist er zum König, und ich habe Muße, ein wenig mit Dir zu plaudern und zu frühstücken; aber ich muß mich in Geduld fassen, so gut wie Du. Diese Schweigsamkeit des Ministers gegen seine Untergebenen über das, was er gerade vorhat, ist ein Charakterzug bei ihm — er will der Alleinherrscher sein, nur Befehle ertheilen, aber keine Meinung hören; es ist ihm schon unbequem genug, daß er im Conseil mit den Ministern oder den Generalen andere Meinungen hören und oft gelten lassen muß; aber im eigenen Hause darf das nicht sein. Es ist dies freilich manchmal das Richtige; und daß er nicht sprechen mag über das, was er innerlich noch verarbeitet, ist sehr begreiflich. Mißtrauen oder Geheimnißkrämerei ist niemals dabei; er hält nichts absichtlich zurück, sondern es ist nur in seiner Natur. Aber es ist zuweilen unbequem für die Geschäfte, weil man nicht genug unterrichtet ist und seine Intentionen dann nicht immer treffen kann, was ihn dann wieder ungeduldig macht. Und er hört in der That nicht genug. Es fiel mir übrigens recht ein, wie Du von den Menschen sprachst, die wegen ihrer Stellung oder ihres Charakters sich die Sachen nicht vom Herzen wegsprechen können. Er spricht sich die Sachen höchstens immer noch mehr ins Herz oder in den Kopf hinein.

Für eine Verhandlung mit Favre ist er übrigens recht der Mann, was sie nun auch betreffen mag; und ich erwarte mit Geduld und Vertrauen, was da kommen wird."

Um $1^1/_2$ Uhr.

„Ueber Favre kann ich Dir nur so viel sagen, daß er wirklich herausgekommen ist, um über die Uebergabe von Paris zu unterhandeln; wie schwer mag ihm der Weg geworden sein! Was er für Vorschläge macht, was man ihm für Bedingungen machen wird, das weiß ich noch nicht; der Minister war gestern Abend um 11 Uhr noch allein, heut Morgen von 10 Uhr an im Kriegsrath bei Seiner Majestät; jetzt conferirt er wieder mir nebenan mit Favre, der zwischen 3 und 4 Uhr nach Paris zurückkehren muß; ein vielleicht nicht minder schwerer Gang. Jedenfalls ist es ein großer Tag; denn wenn es auch Favre gehen

sollte wie Thiers, daß man nämlich das, was er etwa mitnehmen wird, in Paris nicht annehmen sollte; wenn auch aus dieser Verhandlung vielleicht für den Augenblick noch nichts wird, weil in Paris möglicherweise noch ganz andere rebellische Elemente ans Regiment kommen können, was Niemand voraussagen kann, so ist es doch ein ungeheurer Fortschritt, ein wahres commencement de la fin! Und wir Alle sehen mit Erwartung der weiteren Entwickelung entgegen. Die nächsten Tage müssen eine Entscheidung bringen, während wir noch auf Wochen gefaßt waren."

Donnerstag den 26. Januar 1871, abends.

„Ich kann Dir sagen, daß gestern die Conferenz in London ohne Jules Favre oder irgend einen französischen Bevollmächtigten getagt hat und mit guten Aussichten, das ist unter den gegenwärtigen Conjuncturen etwas sehr Erfreuliches. Die russische Schwarze Meer-Frage stand zuerst recht wie ein drohendes Gewölk am politischen Horizont; daß sie sich so glücklich zu lösen scheint, ist hauptsächlich Graf Bismarcks Verdienst, der die Sache rasch und energisch und am rechten Ende angriff. Nachher schien die Frage wegen der Zulassung eines französischen Bevollmächtigten noch einmal die Lage sehr zu verwirren; auch da hat Bismarck mit sehr viel Geschick und Glück operirt, wobei ihm freilich die Verblendung der Franzosen, namentlich Favres selbst, sehr zu Hülfe gekommen ist; die Franzosen wollten keinen anderen als Letzteren senden, und dieser wollte durchaus auf eine Weise gehen, die es uns unmöglich machte, ihn gehen zu lassen; Du wirst inzwischen unser Ablehnungsschreiben auf Favres Wunsch, aus Paris herausgelassen zu werden, gelesen haben. Es giebt ihm am Schluß eine bittere Pille ein, eine förmliche Zurechtweisung über seine Pflicht, die Verantwortung in Paris mitzutragen. Daß er sich darauf noch entschloß, herauszukommen und persönlich mit dem, der ihm diese Pille zu verschlucken gegeben, zu conferiren, ist eigentlich nobel und zeigt, daß es ihm um die Sache ernst ist, und er dagegen persönliche Eitelkeit und Verletzung zurückstellen kann. Das mag ihm denn als Menschen zu gute kommen und die larmoyanten und hochtrabenden Phrasen seines Cirkulars dem Franzosen angerechnet werden.

Den Franzosen als solchen scheint wirklich jeder Ernst und jede Fähigkeit, die Sachen in ihrer wahren Bedeutung und Wirklichkeit auf-

zufassen, in ihrer spielenden und schillernden Frivolität abhanden gekommen zu sein. Es wird ihnen Alles zur Phrase, vor Allem wird ihnen Alles und sie selbst sich am meisten, zum Schauspiel. So soll man in Paris jetzt das Bombardement als ein interessantes Schauspiel betrachten; wie in der ersten Zeit die Franzosen und die Französinnen herauskamen, um zu sehen, wie sie auf uns schossen, ja, wie man den Herauskommenden zu Liebe schoß, ohne bestimmten militärischen Zweck, so gehen sie jetzt hin, um zu sehen, wie man auf sie oder die Ihrigen schießt."

Abends.

„Ueber Jules Favres Herauskommen zur Londoner Conferenz bist Du nun durch die Zeitungen aufgeklärt und wirst die Stellung billigen, die wir dazu genommen haben. Unsere ablehnende Antwort war sehr scharf, schärfer vielleicht, als er es selbst gefühlt zu haben scheint. Bei seinen Prätensionen war es unmöglich, ihm den Durchlaß zu gewähren. Die Antwort selbst war eine rechte Schwergeburt; der erste Entwurf wurde schon im Deutschen mehrmals umgearbeitet und dann im Französischen nochmals sehr verändert, ist aber nun auch recht solide und in allen Zeilen und Worten wohldurchdacht und wohl gefügt worden. Wir haben sonst die Regel, nur deutsch an die Franzosen zu schreiben; hier kam es aber auf jedes Wort an und darauf, daß auch Andere es lesen sollten, und daß nicht durch eine in Paris gemachte Uebersetzung der Sinn abgeschwächt oder entstellt würde; darum wurde sie hier französisch zurecht gemacht. Es ist eine starke Ohrfeige für ihn; und daß nun am Dienstag die zweite Conferenzsitzung stattgefunden hat, ohne ihn und ohne Frankreich überhaupt, ist ein guter Erfolg."

Den 27. Januar 1871.

„Wir erwarten Favre, der gestern nachmittag wieder nach Paris zurückgekehrt ist, mit einem General und Militärs; und General Moltke sitzt schon mit Graf Bismarck zu ungewohnt früher Stunde zusammen. Du siehst also daraus, daß die Verhandlungen in vollem Gange sind. —

Favre hat erzählt, daß die erste Kugel von uns, die durchs Pantheon (die alte Kirche St. Genevieve, die sie in einen Ruhmestempel, ein Pantheon aller ihrer Größen umgewandelt haben) gegangen ist, der

Statue Heinrichs IV. den Kopf weggerissen hat — möchte man darin nicht ein Omen sehen?"

Nachmittags.

„Ich erhielt Deinen Brief, als ich vom zweiten Frühstück aufstand, einem merkwürdigen Frühstück — mit Jules Favre und dem General, mit dem er heut morgen wieder aus Paris hierher gekommen war, und einigen Attachés derselben. Sie kamen erfroren und hungrig nach der Fahrt hier an, und der Minister lud sie gleich zum Frühstück ein. Favre war sehr schweigsam und sah ernst und betrübt aus; der General schwadronirte. — Ich theile Dir diese Aeußerlichkeiten mit, damit Du aus dem Umstande, daß Verhandlungen im Gange sind, wenigstens Trost und Hoffnung schöpfest. Daß Verhandlungen sind, werden übrigens die Zeitungen wohl auch erfahren; obgleich eigentlich keine Privattelegramme von hier abgehen dürfen. Aber es kann nicht verborgen bleiben, daß Jules Favre am Montag hierher gekommen und am Dienstag wieder nach Paris gegangen, daß er am Mittwoch wieder herausgekommen und gestern, am Donnerstag Abend, wieder nach Paris hineingefahren und heut morgen, von einem General und anderen Personen begleitet, wieder herausgekommen ist."

Sonnabend den 28. Januar 1871, morgens.

„Eben fahren die Herren aus Paris, Jules Favre und ein General, in unseren Hof ein — sie waren gestern abend nach Paris hinein, und daß sie jetzt wiederkommen, sehe ich als ein gutes Zeichen an. Ich denke wohl, die Sache muß sich nun entscheiden und wird entschieden sein, ehe dieser Brief ankommt.

Gestern oder heut mußt Du meinen Brief über Jules Favres erste Anwesenheit hier bekommen haben und daraus ersehen, daß die Nachrichten der „Times", die Ihr erst so ungläubig aufnahmt, doch nicht ganz ohne Grund waren! Nach einem Telegramm aus Bordeaux haben sie dort diese Timesnachrichten ebenso ungläubig aufgenommen, weil die Herren sich natürlich nicht denken wollen, daß Paris so weit sein könnte. Der Minister ist noch nicht vom Könige zurück; die Herren mögen sich inzwischen unten im Salon wärmen. Da kann ich noch ruhig ein Weilchen in meiner Stube sitzen bleiben, ohne eine Pflicht zu versäumen. — Der Tag wird freilich wohl in einer Spannung

hingehen, die dem ruhigen Plaudern nicht gerade günstig ist, denn die Fragen, die in dieser Zeit verhandelt werden, berühren nicht allein die Gedanken, sondern auch das Gemüth zu nahe, und Du hast ja auch die augenblicklichen Eindrücke gern in meinen Briefen! Ich kann nur wiederholen, daß das, was man beabsichtigt, gut und vernünftig und für den Augenblick das Rechte scheint.

Dann fragst Du nach dem Ausfall von Trochu am 19. — Sein Mißlingen hat die Regierung wahrscheinlich zu dem Entschluß der jetzigen Verhandlungen geführt, der ziemlich plötzlich entstanden sein muß! Am 13. saß Jules Favre noch auf dem hohen Pferde und verlangte, nach London zur Conferenz herausgelassen zu werden, um dadurch der Welt die Anerkennung der Republik durch Europa zu zeigen. Am 19. war der mißlingende, verlustreiche, entmuthigende Ausfall. Am 20. kam die scharfe, ablehnende Antwort des Grafen Bismarck nach Paris hinein. Am Abend desselben Tages schickte Trochu einen Parlamentär, um Waffenstillstand auf 48 Stunden zu verlangen — unter dem Vorwande, die Todten und Verwundeten abzuholen. Wir vermutheten gleich etwas dahinter, da dieser Zeitraum für den Zweck viel zu lang war; der Waffenstillstand wurde also abgelehnt, und für den Zweck auf Verabredungen zwischen den Vorposten hingewiesen, die dafür vollkommen genug waren. Am 21. oder 22. muß Trochu den Oberbefehl an General Vinoy*) abgegeben haben (was wir erst durch Favre selbst erfuhren). Am 23. kam statt der larmoyanten, hochmüthigen und bitteren Antwort, die wir auf das Schreiben des Ministers erwarteten, die kurze Bitte Favres um eine Unterredung in Versailles, von der wir zuerst noch glaubten, sie könne sich möglicherweise auch noch auf sein Herauskommen beziehen sollen, die sich aber dann bald als Versuch zu Unterhandlungen erwies. Am 26. abends waren diese so weit gediehen, daß ein Stillstand der Beschießung von Mitternacht (in der Nacht vom 26. zum 27.) verabredet werden konnte, wie Du aus den Telegrammen von Podbielski**) gestern abend oder heut morgen ersehen haben wirst. Das Weitere muß sich nun bald entscheiden. Aus diesen Daten geht hervor, daß der Entschluß zu Unterhandlungen nach der Weigerung,

*) 22. Januar bis 18. März 1871 Oberkommandant der Armee in Paris.
**) War 1870/71 Verfasser der offiziellen Kriegsdepeschen.

Favre zur Conferenz durchzulassen, und nach dem verunglückten Ausfall vom 19. und der Ablehnung eines Waffenstillstandes (während dessen sie sich offenbar hatten ausruhen und besinnen wollen) entstanden sein muß.

Wahrscheinlich hat auch die Nachricht von unserem Siege bei St. Quentin und der Auflösung der Armee Faidherbes, die in Paris bekannt und empfunden worden, dazu beigetragen, den Entschluß zur Reife zu bringen. Auch scheinen Mangel, Entbehrungen und die Leiden der Beschießung doch zuletzt fast unerträglich geworden. Es wirken meist im menschlichen Gemüth so viele Motive zusammen, um einen Entschluß hervorzubringen, und es ist oft schwer zu sagen, was das eigentlich entscheidende Moment ist!"

Sonnabend den 28., abends.

„Heut ist also wirklich die Entscheidung gefallen — Paris hat kapitulirt! Die sämmtlichen Forts der Umgebung werden uns übergeben; die Armee bleibt kriegsgefangen in der Stadt, ein ganz allgemeiner Waffenstillstand ist auf 21 Tage abgeschlossen! — Die Convention ist heut abend um 7 Uhr von dem Grafen Bismarck und Jules Favre unterzeichnet worden; dann aßen die Herren noch mit uns zu einem späten Diner und sind gegen 9 Uhr zurückgefahren nach Paris! Favre sagte beim Abschied noch zum Minister: »Je vous remercie, Mr. le comte, de tous les égards que vous y avez mis, mais —« und dabei machte er die Gebärde des Halsabschneidens! Und es ist wahr, der Minister hat mit anständiger und würdiger Weise, wie es dem Sieger geziemt, die Sache behandelt; aber das Leben kann es Favre kosten, die Convention geschlossen zu haben und der ganzen Regierung mit ihm, wenn sie die Ausführung derselben durchsetzen will in Paris, wo die Aufregung infolge der Gerüchte über die Verhandlungen schon auf einen hohen Grad gestiegen sein soll."

Montag den 30. Januar 1871, morgens.

„Heut wirst Du nun schon das Telegramm lesen, daß die Besetzung der Forts um Paris ohne allen Zwischenfall vor sich gegangen ist; das ist ein ungeheurer Schritt. Damit haben wir Paris in der

Gewalt, die Armee hat sich gefügt, was sie nun im Innern von Paris anfangen und was das übrige Land dazu sagt, ob es sich fügt oder nicht, kann uns verhältnißmäßig gleichgültig sein! Man kann sich's noch kaum denken, daß diese Forts, dieser Baldrian, die noch vor acht Tagen aus so vielen Feuerschlünden auf uns spieen, nun in unseren Händen sind, daß wir ihr Feuer nicht mehr hören werden, außer wenn es etwa nöthig werden sollte, ihre ehernen Mäuler gegen Paris zu kehren, um noch ein ernstes Wort mit diesem zu reden! Aber sie müssen doch in Paris sehr kleinlaut geworden sein; die Regierung hat es gewagt, schon gestern die ganze Kapitulation in Paris zu publiziren, während wir sie zum Theil aus Schonung für die Abschließenden noch geheim hielten. Das ist ein gutes Zeichen."

30. Januar 1871, abends.

„Ich wollte gerade zu Dir heraufkommen und hatte nur noch wenige Blätter Akten durchzulesen, da ließ mich der Minister rufen, der eben ein Billet mit einer Anfrage vom Könige bekommen hatte, die sich allerdings schriftlich schwer beantworten ließ. Da mußte ich denn noch hinfahren, den König von seinem Thee herausrufen lassen und ihm mündlichen Bericht abstatten, was er in seiner gewohnten Güte, mit Dank, daß ich noch gekommen sei, aufnahm. Ich wanderte zu Fuß nach Hause, mit Graf Hatzfeld, der inzwischen zu dem in der Nähe wohnenden Postdirektor gewesen war. Der Minister selbst hatte einen schweren Tag gehabt: Favre und Post- und Eisenbahnbeamte mit ihm waren wieder hier gewesen, und er hatte fast den ganzen Nachmittag mit ihnen conferiren müssen, weil es nun eine unendliche Detailarbeit zur Ausführung der Convention giebt, bei der theils durch das Ungeschick der Leute, theils durch seine eigene Sinnesart immer wieder auf ihn recurrirt werden muß. Ich habe wenig darunter zu leiden, umsomehr Graf Hatzfeld, der z. B. heut stundenlang als Dolmetscher einer Conferenz zwischen einem deutschen und einem französischen Postbeamten beiwohnen mußte, von denen keiner ein Wort von der Sprache des Anderen verstand. Gegen 6 Uhr speisten die Herren noch mit uns. Es war diesmal ein ganz interessantes Diner, bei dem Bismarck freilich die hauptsächlichsten frais der Conversation trug, aber

doch Favre auch ein wenig sich aufthat. Bismarck erzählte zuerst Jagd- und Bärengeschichten aus Rußland; dann versuchte er den Herren unser Militärsystem begreiflich zu machen, wofür sie offenbar wenig Sinn hatten; endlich kam er auf politische Prinzipien, wobei er die richtige These verfocht, daß der Mensch eben dem Irrthum unterworfen sei und daher die Consequenz nicht so weit treiben dürfe, daß sie zum politischen Egoismus werde, der, um nur sich treu zu bleiben und nicht einzugestehen, sich und Anderen, daß er sich geirrt habe, lieber das Vaterland zu Grunde gehen lasse; er selbst sei ein Anderer, als er vor 25 Jahren gewesen, da er die politische Laufbahn als ein unreifer Mann begonnen; man müsse nicht durch Sophismen sich und Andere glauben machen wollen, daß man immer derselbe geblieben sei; man müsse dem Vaterlande dienen, wie es die Umstände forderten, und politische Meinungen und sogenannte Prinzipien dagegen zurückstellen. Favre als der echte Doctrinär bemerkte dagegen, es sei doch schön, wenn man seinen Gesinnungen und Grundsätzen das ganze Leben hindurch treu bliebe, gab aber zu, daß dieselben Grundsätze zu verschiedenen Zeiten verschiedene Anwendung finden müßten; und als Bismarck das sehr gute Wort sprach: »La patrie veut être servie, pas dominée, rief Favre gleich offenbar bewegt aus: »c'est très juste, Mr. le Comte, c'est profond, ce mot-là!« und sein Gefährte, ein Generalpostdirektor, (also ein französischer Stephan) stimmte gleich ein: »oui, c'est très profond.« Es war auch ein gut ausgedrücktes Wort und ein merkwürdiges Gespräch, gerade in diesem Augenblick von brennender Anwendbarkeit auf Jules Favre selbst. Man saß halb wie auf Kohlen, halb folgte man mit der lebhaftesten Spannung. Favre sprach nur wenig dazwischen, um das Recht der individuellen Ueberzeugung und des persönlichen politischen Gewissens zu vertheidigen, in durchaus mäßiger und angemessener Weise. Er ist kein gewöhnlicher Mensch und daß er sich zu überwinden und zu bezwingen weiß, hat er gezeigt, als er nach dem schneidenden Briefe Bismarcks selbst herauskam um zu unterhandeln, und eins seiner ersten Worte war: »Vous avez raison, Mr. le Comte, je ne puis pas quitter Paris pour la conférence dans ce moment.« Jetzt freilich überzeugen sich die Herren, daß sie um wenigstens acht Tage zu spät kapitulirt haben, und daß Paris, wenn wir nicht augenblicklich ihnen helfen, in den nächsten Wochen ver-

hungert. Man scheint das in Paris auch selbst zu ahnen, und darum geht die Unterwerfung dort so ruhig vor sich. Daß alle Forts schon im Laufe des gestrigen Tages ohne Störung besetzt sein würden, hatte ich kaum für möglich gehalten. — Der König war heut in einer unserer wichtigsten Batterien, sprach mit den Kanonieren, die noch da waren, und sagte: »Ja, Ihr habt hier eine schwere Arbeit gehabt, aber dafür seht da die Fahne dort oben (auf den Mont Valérien mit der deutschen Fahne zeigend), das habt Ihr gemacht!« Der Jubel soll unbeschreiblich gewesen sein.

Nach Tisch mußte der arme Minister wieder ein paar Stunden conferiren, bis die Messieurs endlich zum Thor hinausfuhren, natürlich, um morgen wieder zu kommen. Dann gab es noch viel Tagesarbeit nachzulesen und nachzuholen, da mag man's ihm wohl gönnen, daß er jetzt unten beim Thee sitzt und raucht und plaudert."

Dienstag den 31. Januar 1871, morgens.

„Was man bei Euch mit der Depesche: »Revolution in Paris« gemeint hat, weiß ich nicht; vielleicht ist es von der Nachricht gekommen, daß Trochu sein Kommando an Vinoy abgegeben, und man hat geglaubt, es könne nur infolge einer Revolution geschehen sein. Er hat aber seine Stellung an der Spitze der Regierung behalten, nur das militärische Kommando abgegeben. Bis jetzt glauben die Herren, noch Herren der Situation in Paris zu sein; und daß die Uebergabe der Forts gleich am Sonntag so ohne allen Anstand vor sich gegangen; daß die Herren jeden Tag haben ruhig aus Paris hinauskommen können, spricht dafür. Auch aus dem Norden des Landes zeigt sich schon Zustimmung und Bereitschaft, zu gehorchen, aus dem Süden wissen wir's nicht; Gambetta scheint zu schwanken, ich glaube an Unterwerfung. Und wenn das Land nun durch den Waffenstillstand der fieberhaften Aufregung los ist, und einige Tage ruhiger Besinnung hat, so wird es meiner Meinung nach die Stimme der Vernunft hören. Paris, nachdem es einmal wieder zu essen bekommen hat, entschließt sich nicht zum zweiten Mal, zu hungern; das hat Bismarck immer gesagt. —

In dem neutralen Gürtel um Paris herum, den Du in der Convention finden wirst, haben sich freilich schon Räuberbanden gebildet,

für deren Ausrottung die Pariser Polizei sorgen mag, sie haben das unter den Mauern von Paris liegende Landhaus einer Dame, das bisher geschont war, ganz ausgeplündert. So wird im Einzelnen mancher Exceß vorkommen. Dadurch muß man sich nicht irre machen lassen. Und wenn etwa eine Spaltung im Lande entsteht, so schadet uns das nicht, im Gegentheil! — Ihr habt wohl auch in den Zeitungen eine Depesche vom Reuterschen Telegraphenbureau aus Bordeaux, wonach in Bordeaux eine große Massenversammlung gewesen, welche eine Deputation an Gambetta geschickt hat — Letzterer hat aber sich zu physiquement et moralement indisposé und der Ruhe bedürftig erklärt, um ihr zu antworten — der Fuchs! Paris und Bordeaux haben sich bisher gegenseitig betrogen, nun erkennen sie mit einem Mal die schreckliche Wahrheit.

Der König war heut bei dem schönen Wetter nach dem Mont Valérien gefahren, um sich den alten Baldrian, nun, da unsere Fahne darauf weht, auch einmal anzusehen. . . . Er war außer sich über den Schmutz, in dem die Franzosen in dem Mont Valérien gelebt hatten.

Heut waren die Franzosen wieder hier, das ist nun die letzte Zeit immer so gegangen, Tag für Tag. Der Minister könnte und sollte sie sich etwas mehr vom Halse halten; aber theils liegt das in seiner Natur, die nun einmal Anderen nichts überlassen kann und sich nicht resigniren, den Militärbehörden auch nur die speziellen Militaria des Waffenstillstandes zu übergeben; theils liegt das in der furchtbaren Geschäftsunkenntniß dieser Männer, die sich eingebildet haben, sie könnten Frankreich regieren, und nun gar nichts von der Verwaltung und von praktischen Dingen verstehen. Bisher haben sie ja nichts zu regieren gehabt als eine belagerte Stadt, wo es überhaupt nur Unsinn gab, aber man sollte ihnen nur einmal das Regiment von Frankreich überlassen; sie würden in drei Monaten das Land ruiniren und solche Confusion hervorbringen, daß Alles gegen sie aufstände. Heut aßen sie wieder bei uns, und neben mir saß der Minister für Ackerbau und Handel, natürlich am 4. September eingesetzt, und der bisher noch nichts mit Handel und Ackerbau zu thun gehabt hat, wenn man nicht dahin die paar Gemüse rechnen will, die sie während der Belagerung in Paris selbst unter Glasglocken in Mistbeeten gezogen haben."

Den 1. Februar 1871.

„Recht herzlich stimme ich in Deinen Ruf ein: Gott erhalte uns Bismarck und die anderen Männer, die uns so nothwendig sind, und gebe uns für den Frieden die Männer, die wir dafür brauchen werden, und die ich noch nicht sehe.

Daß Bismarck mit Nichtachtung aller Hindernisse gerade auf sein Ziel losgeht und nur auf seinen Willen hört, darin liegt freilich seine Macht, und dadurch macht er oft auf die wunderbarste Weise Fehler und Irrthümer, die ja auch bei dem allerintelligentesten Menschen mit unterlaufen, wieder gut, ja zu Staffeln und Mitteln des Erfolges. Es ist eine große Sache, wenn man die Kühnheit hat, sich um eigene, vergangene Fehler und Irrthümer nicht zu kümmern! Regrets kennt er, glaube ich, gar nicht.

Eben kommt die Nachricht, daß die Armee Bourbakis, 80 000 Mann stark, nach der Schweiz übergetreten ist, viel besser, als wenn sie sich uns kriegsgefangen ergeben hätten, wo wir sie futtern müßten. Das ist nun die vierte französische Armee, die abgethan wird.“



12. Kapitel.

Krieg und Frieden. (1871.)

„Das Regiment auf Erden stehet in Gottes Händen. Derselbige giebt ihr zu Zeiten einen tüchtigen Regenten. Es stehet in Gottes Händen, daß es einem Regenten gerathe; derselbige giebt ihm einen löblichen Kanzler.“

(Jesus Sirach 10, 4. 5.)

An seine Frau.

Den 1. Februar 1871, abends.

„Heut abend ist es etwas ruhiger bei uns, da Messieurs les Français schon vor dem Abend abgefahren sind; wir athmeten Alle auf, als wir uns wieder einmal en famille zu Tisch setzten. Der Minister war offenbar auch froh darüber und sehr heiterer Laune; ehe er von Tisch aufstand, kam freilich schon wieder ein von

einer französischen Armee kommender Offizier, der Favre noch hier vermuthete und mit dem Minister verhandelte."

Den 2., morgens.

„Das kann ich mir denken, daß die Berliner nicht ganz von dieser Art Kapitulation befriedigt waren und daß man eigentlich lieber die einfache Nachricht gehabt hätte, Paris hat sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Auf Gnade und Ungnade hat sich Paris ergeben, indem es uns die Forts übergab, die Paris vollständig beherrschen. Daß die Franzosen auf die Bedingung, die Pariser Armee in Paris als Kriegsgefangene waffenlos zu behalten, eingingen, was sie zuerst fast als eine Conzession ansahen, ist ihnen nun schon ganz entsetzlich; sie würden auf den Knien flehen, daß wir sie nach Deutschland bringen möchten, um sie nur los zu werden. — Die Regierung in Bordeaux möchte nun den Waffenstillstand utilisiren, um sich zum Krieg neu zu rüsten — und in Worten wird sie das und mag sie das thun — aber die Ausführung fürchte ich nicht; sie spricht von ihren drei Armeen, die sie reorganisiren will! Von diesen dreien ist die eine in diesem Augenblick schon auf Schweizer Boden, die andere im Norden hat kein Land hinter sich, von wo aus sie reorganisirt werden könnte; die dritte im Westen ist die einzige, die noch halbwegs existirt."

Den 4. Februar 1871.

„Der Waffenstillstand macht uns mehr Arbeit als der Krieg es gethan, und der Frieden, bis er zu Stande kommt, wird noch mehr machen. Die Franzosen sind wirklich sehr unausstehlich; gestern kam nun Jules Favre nicht, aber dafür ein halb Dutzend Briefe von ihm und anderen Leuten, wie dem Polizeipräfekten, mit zum Theil nicht ganz unbegründeten Klagen, die sich aber nicht sogleich abstellen lassen, z. B. daß die Lebensmitteltransporte nicht rasch genug fortgehen, und bei unseren Truppen und Kommandanten auf den Stationen nicht willige Förderung genug finden, während man in Paris anfängt zu hungern, buchstäblich zu hungern. Dann klagen sie, daß viele Deutsche, namentlich viele Offiziere, in Civil nach Paris hineinkämen und ihnen große Verlegenheiten bereiteten, da sie an ihrem fremdländischen Habitus leicht erkannt würden und dann Injurien und Pöbelangriffen ausgesetzt wären, gegen die sie

bei dem besten Willen sie nicht schützen könnten. Der König sagte auch, er habe den strengsten Befehl an das Heer dagegen erlassen, es sei nur so schwer, es zu konstatiren und zu verhüten; er begriffe nicht, woher seine Lieutenants die Civilkleider nähmen! — Vorgestern war Graf Maltzahn in Paris gewesen, nicht aus Neugier, sondern um mit dem Pariser Sydow (Herrn v. Flavigny), Präsident des internationalen Kriegerheilkomités, zu conferiren wegen Kranker und Verwundeter.

Die Nachricht, daß Gambetta seine Entlassung genommen, ist nicht richtig; er erläßt vielmehr von Bordeaux wüthende Proklamationen: der Waffenstillstand dürfe nur Vorbereitung auf den Krieg, nicht auf den Frieden sein — guerre à outrance! Es müsse eine Versammlung gewählt werden, die nicht den Frieden, sondern den Krieg wolle und beschließe. Wenn dies schon dem Geist der Convention zuwider ist, welche bestimmt, daß eine Versammlung über die Frage von Krieg und Frieden entscheiden solle (die Kriegspartei im Lande darf sich natürlich rühren, so viel sie will, um ihre Gesinnungsgenossen in die Versammlung zu bringen; aber die Regierung muß neutral bleiben) — wenn dies also, als von einem Regierungsmitgliede ausgehend, schon unrecht ist, so liegt geradezu ein Bruch der Convention in dem Dekret Gambettas und der Bordeauxer Regierung, welches von der Wählbarkeit alle politischen Männer des Kaiserreichs ausschließt, Alle, die jemals unter dem Kaiserreich Minister, Senatoren, Staatsräthe, Präfekten, und Alle, die jemals gouvernementale Candidaten für die Wahlen gewesen! Das verträgt sich nicht mit der Convention: librement ... Wir haben sofort dagegen protestirt und erklärt, wir würden die Leute, die unter dem Druck dieses Wahlgesetzes gewählt werden, nicht anerkennen. Ich glaube, die Pariser Regierung wird dies Dekret aufheben, sonst giebt es eine rupture, welche die Franzosen schwer büßen würden."

Abends.

„Der Abend hier im Hause ist recht still; es ist nicht viel eingelaufen, und der Minister saß nach Tisch lange mit seinem ältesten Sohn Herbert, der mit einem Transport Pferde hier angekommen ist und nun wohl seinen Wunsch erreichen wird, wieder zu einem mobilen Regiment versetzt zu werden. Der zweite ist als Ordonnanzoffizier

bei General v. Manteuffel und hat die interessanten Manoeuvres mitgemacht, durch welche die ganze französische Ost-Armee auf die Schweizer Grenze hinübergedrängt ist, nach dem Urtheil aller militärischen Autoritäten eine der allerglänzendsten Episoden des ganzen Feldzuges, welche wiederum dem strategischen Genie Moltkes und des Generalstabes zu danken ist, der die ganze Sache von hier aus geplant und geleitet hatte, sie aber freilich nicht hätte ins Werk setzen können ohne den heldenmüthigen und geschickten Widerstand, den Werder einer fast vierfachen Uebermacht entgegengesetzt hatte. Werder hat seinen Ehrensäbel glänzend verdient; aber auch General Manteuffel hat die großen Operationen glänzend durchgeführt. Das einzige Unangenehme ist, daß Manteuffel trotz des Uebertritts von 80000 Mann nach der Schweiz doch immer noch über 15000 Mann Gefangene hat, mit denen wir gar nicht wissen wohin. In anderen Feldzügen freute man sich, wenn man Gefangene machte, hier jammert man darüber. Der König rief gestern, als beim Thee das eben angekommene Telegramm Manteuffels verlesen wurde, ganz schmerzlich aus: „Der arme Kriegsminister.“ Dieser hat nämlich für die Unterbringung der Gefangenen zu sorgen und hat neulich schon erklärt, wenn noch einmal eine ganze Armee gefangen genommen, so gebe er seine Entlassung.“

Dienstag den 7. Februar 1871.

„Ich hatte heut einen langen Vortrag bei Seiner Majestät, weil er um seines Hexenschusses willen noch nicht ausfahren wollte und mich daher früh kommen ließ und sich in aller Muße eine Menge Sachen vorlesen ließ, die er selbst gelesen hätte, wenn ich sie ihm wegen Mangel an Zeit dagelassen hätte. Es geht ihm übrigens wirklich besser, obgleich er noch im Aufstehen und Wechsel der Bewegungen einige Mühe hatte. Dabei war er der besten und freundlichsten Laune, wie alle diese Tage. Prinz Friedrich Karl war gestern hier. Ich habe ihn nicht gesehen, den neuen General-Feldmarschall, der sich als solcher zum ersten Mal seinem Kaiser präsentirte.

Die große Neuigkeit des Tages war Gambettas Unterwerfung, d. h. sein Austritt aus der Regierung, worüber Jules Favre froh sein wird, denn es würde ihm doch schwer gewesen sein, gegen seinen

alten Kollegen und Genossen Gewalt anzuwenden, wozu er entschlossen schien. ... Demüthigend und traurig muß es für die republikanische Regierung sein, die Pariser Journale jetzt zu lesen; und dies Volk, welches früher immer nur hetzte und trieb, klagt jetzt die Regierung an nicht mehr, daß sie kapitulirt habe, sondern daß sie es zu spät gethan, worin es freilich Recht hat. Und doch stehen Jules Favre und Thiers auf fast allen Wahllisten aller Parteien oben an. Sie haben eben keine politischen Männer mehr."

Den 9. Februar 1871.

„Ich lese eben beim Frühstück in den Zeitungen eine Anekdote, wie der Minister nach Abschluß des Waffenstillstandes im Zimmer von Graf Lehndorff das Halali gepfiffen haben soll. Die will ich Dir doch gleich berichtigen. Nicht am Tage des Abschlusses, sondern am 23. Januar, als Favre zum ersten Mal herausgekommen war, hat sich etwas Aehnliches zugetragen. Nachdem Favre um 10 Uhr weggegangen, um die Nacht in Versailles zu bleiben, fuhr Graf Bismarck zum Könige, um 10½ Uhr. Als er um 12 Uhr etwa wieder kam, trat er gleich zu uns in das Speisezimmer, wo wir um den Theetisch versammelt saßen. Er begrüßte uns, setzte sich nieder, blieb eine Weile still und pfiff dann eine Melodie, worauf er seinen Vetter Bohlen fragte: »Kennst Du diese Melodie?« »Ja«, sagte der, »ist es nicht das Ausrücken zur Jagd?« »O nein«, fiel Graf Hatzfeld ein, »es ist ja das Halali!« »Sie haben ganz Recht«, erwiderte der Minister mit einem bedeutungsvollen Blick umher, »es ist das Halali«, worauf er von anderen Dingen sprach. Nun wußten wir freilich, was die Glocke geschlagen hatte.

Daß der Minister, vom König herunterkommend, noch erst zu Graf Lehndorff eingetreten, dort etwas Aehnliches gethan, ist nicht unmöglich. Jene Scene bei uns war sehr charakteristisch; sie gab uns die erste Gewißheit, daß Favre wirklich zu Unterhandlungen herausgekommen, und daß der Minister das Ende nun kommen sah. Wahrscheinlich ist etwas davon ins Publikum gedrungen."

Montag den 13. Februar 1871.

„Heute glaubte ich einen ruhigen Abend zu haben, da schickte mich der Minister noch um 9½ Uhr zum König und zum Kronprinzen.

Beides war im Interesse des Cardinals Bonnechose,*) den beide hohe Herrschaften morgen empfangen sollen und über den Beide gern etwas Näheres vorher wissen wollten. Es machte mir aber doch Freude, zu Majestät geschickt zu werden, denn ich fand ihn heut im Gegensatz zu gestern sehr viel besser, und er gestand das auch selbst ein, daß es mir eine wahre Beruhigung war, was ich ihm auch sagen durfte, als er mir freundlich dankte, daß ich so spät noch gekommen. — Der Kronprinz meinte, er wolle mich heut nicht lange aushorchen, so gern er es sonst thue, weil er selbst gleich zu Bett gehen wolle, da er ein wenig erkältet sei. Er war aber sonst ganz munter; es fiel mir recht wieder auf bei dem scharfen Lampenlicht, welche schöne Erscheinung er ist."

Den 15. Februar 1871.

„Wenn ich so auf den Krieg zurückblicke, machen mir seine verschiedenen Phasen immer einen eigenthümlichen Eindruck, mit dem Menschenleben und mit dem Lauf des Jahres vergleichbar. Der Monat August bis zum Tage von Sedan mit seinen furchtbar blutigen Kämpfen — die Tage von Mars la Tour am 16. und von Gravelotte am 18. waren und bleiben doch die schwersten von allen! — ist gleichsam die Jugendzeit, die frische Heldenzeit, der Uebermuth der Jugend (auch wirklich in der Gesinnung und dem Gefühl der Armee selbst, die in jenen Tagen immer nur gerade drauflos ging, oft viel zu sehr), gewissermaßen der stürmische, aber farbenprächtige, in blutrothen Siegesblumen erblühende Lenz. Dann kam in der Belagerung von Metz und von Paris, den sich immer erneuernden, nie abschließenden Kämpfen unserer Loire-Armee, unserer Nord-Armee, unserer Süd-Armee, die Manneszeit, die Zeit der Ausdauer, der schweren harten, nicht immer, wie in der frischen Jugendzeit, augenblicklichen Erfolg bietenden Arbeit; es war der heiße Sommer des Krieges, wo die Kniee und die Hände oft hätten laß werden mögen; nun ist mit dem Waffenstillstand für den Krieg eine stille Herbstzeit, ein ruhiges Alter gekommen, aus dem der Krieg sich nicht wieder erholen wird; der Winter des Krieges aber ist zu Ende: der Friede, für uns zugleich der schönste neue Frühling. Natürlich hinken diese Gleichnisse wie alle Gleichnisse, aber etwas

*) Erzbischof von Rouen; † 1883.

Passendes ist auch darin. Namentlich in der langen und langsam fortschreitenden Zeit der Cernirung und Belagerung von Paris mußte ich oft an die ersten und raschen Erfolge und Siege des August zurückdenken, die wie mit einem Nimbus, einer Gloriole umgeben dastanden und etwas wie Jugendzeit und heroisches Zeitalter an sich hatten. Und ein schöner Tod in der Jugendzeit ist etwas Beneidenswerthes! Es kommt mir viel härter und schwerer vor, wie es doch so Manchen getroffen, alle ersten Erfolge, alle nachherigen Mühen und Strapazen durchgemacht zu haben und dann im letzten Augenblick noch, als eben die Friedenspalme winkte, scheiden zu müssen, ohne im Schatten der Palme ruhen zu dürfen."

Den 19. Februar 1871.

„... Auf unserem Spazierritt hatten wir eine ganz neue Aussicht. Das Thal vor uns öffnete sich und gewährte einen vollen und prachtvollen Blick auf Paris, das wir im hellsten Sonnenschein so deutlich vor uns liegen sahen wie noch nie; die goldene Kuppel des Domes der Invaliden, das Pantheon mit seiner mehr stolzen als schönen Kuppel und dazwischen die altersgrauen Thürme und die stolze Masse von Notre Dame! Diese Aussicht immer vor Augen und immer weiter werdend, ritten wir nun hinunter nach Sèvres und seiner halb zerstörten Porzellanfabrik, wo es äußerst sonntäglich lebendig war von unzähligen Soldaten und auch sehr vielen Civilisten und selbst geputzten Damen; wir ritten durch die Menschenmenge bis zur gesprengten Brücke, an der während der Belagerung der ganze Parlamentärverkehr mit Paris in Booten über die oft mit Eis treibende Seine stattgefunden hatte; ein wirklich historischer Punkt, wo auch Favre und die Anderen immer übersetzen mußten, wenn sie hier herauskamen. Auf dem diesseitigen Ende der Brücke stand noch der Bär, den unsere Soldaten als trotzigen Vorposten aufgestellt hatten, und von dem Du vielleicht in den Zeitungen gelesen hast; ich sah ihn jetzt zum ersten Male, denn während der Feindseligkeiten durfte man gar nicht bis dahin, weil die Granaten dort wie Schneeflocken umherflogen. Dann ritten wir an der Seine entlang, ein wundervoller Weg, den Fluß mit dem reichen Ufer jenseits rechts, den Park von St. Cloud (in dem mir Hatzfeld manche Stelle zeigte, wo er sonst mit der Kaiserin Eugenie gelustwandelt) links, der von

Spaziergängern angefüllt war, bis zum zerstörten Schlosse von St. Cloud, und von da die Chaussee entlang zurück."

Den 21. Februar, morgens.

„Auf heut Nachmittag um 1 Uhr hat sich Thiers*) angesagt. Da wird man aus seiner ersten Unterredung einigermaßen beurtheilen können, wie der Hase läuft. Laufen muß er freilich, wenn etwas zu Stande kommen soll, denn am Freitag läuft der Waffenstillstand ab, und wenn bis dahin nicht sehr bestimmte, friedliche Aussichten sind, so könnten die Franzosen etwas besehen. Wir sind auf Alles gefaßt und sind stärker als vorher, ja voll so stark, als wir im Anfang des Krieges waren, wir werden uns auch nicht scheuen, die Daumschrauben anzusetzen. Aber Gott verhüte, daß es zum Kriege komme! Wuth und Erbitterung würden dann in unserer Armee so groß sein, daß ein fürchterlicher Zustand eintreten würde. Aber die Franzosen scheinen selbst zu fühlen, daß es nicht sein kann. Alle Nachrichten aus Bordeaux wie aus dem Lande lauten friedlich; wenn also Thiers nur wirklich den moralischen Muth hat, einige Schreier nicht zu fürchten, so muß er abschließen. — Ueber die Verhandlungen selbst wird nicht leicht etwas in die Oeffentlichkeit dringen, aber wenn der Waffenstillstand am Freitag verlängert**) wird, kannst Du es als Friedenszeichen begrüßen, denn ohne Frieden oder bestimmte Aussicht auf Frieden geschieht das nicht."

Tagebuch.

22. Februar. Thiers, allein, zum zweiten Mal hier, hatte um 1 Uhr Audienz bei Seiner Majestät, gleich darauf beim Kronprinzen. Vortrag bei Seiner Majestät, welche erzählte: Thiers habe zunächst den Herzenswunsch vorgetragen, daß wir nicht nach Paris hineingehen möchten; für den König sei zwar keine Gefahr, er hoffe, der König werde an so etwas gar nicht denken; aber unangenehm könne es für die Truppen sein, dafür könne er bei der Aufregung der Gemüther und der Presse nicht einstehen. Majestät sagte: er könne ihm darüber noch

*) Den 18. Februar war Thiers in Bordeaux zum Chef du pouvoir exécutif ernannt worden.

**) Wurde am 24. Februar bis zum 3. März verlängert.

keinen Entschluß mittheilen; für die Armee würde es schwer sein, nicht nach Paris hineinzukommen, und hart, nachdem schon Frankreich sie abgehalten habe, nach Wien hineinzugehen, daß nun Frankreich sie aus seiner eigenen Hauptstadt ausschließen wolle; er könne darüber nichts versprechen. Der König erwähnte ihm das Wort Napoleons, daß die Presse und die öffentliche Meinung ihn zum Kriege, den er nicht gewollt, gezwungen. Das wollte Thiers nicht zugeben; weder das Land und die öffentliche Meinung, noch die Presse, noch das Corps législatif habe den Krieg gewollt, sondern der Hof mit der Kaiserin an der Spitze; da sei das Corps législatif in den Tagen umgeschlagen. — Auf den Frieden übergehend, sei Thiers nicht in Details gegangen, er könne nur an die Magnanimité du Roi appelliren; er habe aber keine Frage gethan, keine besondere Bitte ausgesprochen. Thiers habe sehr leise gesprochen, so daß er oft Mühe gehabt, ihn zu verstehen. — Thiers wolle ihn außer in Paris noch in Baden gesehen haben, woran der König sich nicht erinnerte.

Mittwoch den 22. Februar 1871.

„Der Waffenstillstand ist einstweilen um zwei Tage, bis Sonntag Abend, verlängert, was noch kein entscheidendes, aber kein schlechtes Zeichen ist. Der Minister ist eben wieder in Verhandlungen mit Thiers."

Den 23. Februar.

„Herr Thiers kommt heut nicht, wie ich höre, sondern dieser scheint, nach den gestrigen und vorgestrigen Besprechungen, sich nun erst mit seinen Freunden in Paris berathen zu wollen. Der arme Mann soll doch recht herunter sein; der Minister sagte, daß er vor innerer Aufregung kaum sprechen könne, und daß er, je bewegter er sei, um so leiser und unverständlicher spreche."

Den 24. Februar, morgens.*)

„Thiers ist gewiß der Beste, den die Franzosen sowohl zum Friedensunterhändler als zum augenblicklichen Chef des Staates wählen

*) Tagebuch (24. Febr.): „Am Nachmittag um 2¾ Uhr schickte mich Bismarck zur Majestät, um zu melden, daß er mit Thiers einig sei über die Hauptsachen: Elsaß mit Metz aber ohne Belfort; fünf Milliarden. — Wenn Majestät das genehmige, könne am Sonnabend unterzeichnet werden. — Der König wollte zusagen, wenn

konnten; ja, er war wirklich der Einzige. Er ist in der That der einzige bedeutende Mann, den Frankreich jetzt hat; er hat noch Tradition der alten Schule, in der gewisse Formen und selbst eine Besonnenheit und ein Maß herrschten, das jetzt abhanden gekommen scheint; er ist auch ein tausendmal honnetterer Mann als alle die Anderen. Die alten Größen Frankreichs sind geschwunden, gestorben, vergessen; unter der neuen Generation sind bis jetzt noch keine Größen aufgetaucht, denn Gambetta ist doch keine. Die Orléans hält er wohl wirklich für jetzt unmöglich, so wie jede andere, legitime oder illegitime Dynastie unmöglich wäre; keine könnte für sich, für ihren Stamm das jetzige Unglück auf sich nehmen; die Republik dagegen ist ein Wechselndes, Ephemeres; die kann das Leid, die Schmach (wie die Franzosen es thörichter Weise ansehen — die wahre Schmach liegt ganz wo anders als in der Landabtretung) auf sich nehmen, weil sie es keinem Nachfolger überliefert. Das ist ein Vortheil der Republik, nicht bloß im jetzigen Augenblick, daß sie immer mit frischen Kräften anfangen kann und an keine Traditionen, keine auf dem Throne verfaulenden Dynastien gebunden ist. Aber dreimal gesegnet ein Land, das in den immer frischen Kräften seiner Herrscher die Vorzüge der Republik mit denen der Dynastie verbindet. Daß Thiers die Republik und seine eigene Gewalt für dauernd halten sollte, dazu ist er zu klug; aber auf ein paar Jahre wird er wohl rechnen und sich selbst für den einzig Möglichen halten, und die Müdigkeit des Volkes, die sich im Frieden erst recht als Abspannung zeigen wird, wird ihm das vielleicht gönnen. Er hat sehr klug gethan, sich in seinem Conseil des ministres zunächst viel mit Männern des bisherigen Gouvernement de la défense nationale zu umgeben; die müssen ihm helfen ausbaden, was sie eingebrockt; nachher wird er sich wohl andere Leute suchen als Jules Favre. Daß er im Anfang November nicht mit dem Waffenstillstand zu Stande kam, war weniger seine Schuld als die des Gouvernements. Wie groß und wirksam die

Moltke wegen Belfort keine zu großen Bedenken habe. — Der König hatte mir noch aus dem Fenster nachgerufen, ich solle mich erkundigen, ob die Schlachtfelder vom 16. und 18. einbegriffen wären, und am Abend konnte ich ihm die Nachricht bringen, daß Vionville und Ste. Marie aux Chênes nebst St. Privat würden einbegriffen werden. — Am Abend um 7½ Uhr war ich wieder beim König zum gewöhnlichen Vortrag, wobei er aber noch viel über die Friedensbedingungen sprach und sehr froh und sehr huldvoll war."

Müdigkeit ist, von der ich eben sprach, zeigt recht die Ruhe, die in Paris erhalten worden ist, gegen alle Erwartung."

Sonnabend den 25., morgens.

„Es ist ein sonderbares Gefühl, nun so nahe vor der Entscheidung zu stehen; denn heut muß hier die Entscheidung kommen; und dann freilich noch die Entscheidung in Bordeaux, die aber auch nur wenige Tage auf sich warten lassen kann. »Gott gebe seinen Segen, daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen«, wie ich heut gelesen habe.

Der König war gestern Abend wieder sehr freundlich und huldvoll. Dieser häufige und nahe persönliche Verkehr mit dem König in so großer Zeit wird mir eine schöne Erinnerung bleiben, wenn ich nachher in Berlin wieder in mein stilles Dunkel zurücktauche. »Wenn vor Deines Königs Throne oder vor der Vielgeliebten je Dein Name wird genannt, sei es Dir zum schönsten Lohne!« Und gerade in solcher Zeit!

Gestern bin ich zufällig Herrn Thiers vorgestellt worden, habe aber weiter nicht mit ihm gesprochen. Als eben wieder Beide, Thiers und Jules Favre, zusammen hereinkamen, fiel mir der Kontrast zwischen Beiden recht auf: der Eine so fein, klein, zierlich, gebügelt und geschniegelt, der Andere, bärtig, fast struppig, vierschrötig; recht das alte und das neue, das königliche und das republikanische Frankreich! Ich wünsche von Herzen, daß ein wirklich neues, besseres Frankreich aus diesem Feuerofen hervorgehe. Der König sagte gestern auch: »Wird die Lehre für Frankreich nicht verloren sein, wie sie es für uns Gottlob nicht war?« — —

Dem Könige bin ich zuerst bekannt geworden durch Papa*) im Jahre 1847. Ich hatte mit dem Vater in Sanssouci bei Friedrich Wilhelm IV. dinirt; und der Vater mit seiner schon damals großen Güte und Freundlichkeit für mich erwirkte mir, daß ich nicht gleich nach dem Diner weggeschickt, sondern zu einer Wasserfahrt und zum Thee dabehalten wurde; auf dieser Wasserfahrt redete mich der Prinz von Preußen freundlich an; ich glaube sogar, der Vater selbst hat mich ihm vorgestellt. Damals konnte ich nicht ahnen, daß ich vor dem künftigen

*) Abekens Schwiegervater Olfers.

Kaiser von Deutschland stand, nicht, daß ich ihm einst so nahe stehen würde, und nicht, daß ich dem Herrn Generaldirektor v. Olfers einst so nahe stehen und ihn von Herzen Vater nennen würde!"

Sonnabend Abend.

„Ich komme eben vom König und vom General Moltke zurück, denen ich über den Verlauf des heutigen Tages Bericht zu erstatten hatte; wovon ich Dir nur soviel erzählen kann, daß nun die Entscheidung hier morgen erfolgen muß; es sind noch 24 Stunden Zeit.

Der Minister konnte mich erst gegen 10 Uhr heut Abend zum König hinschicken. Für den Minister war es ein um so saurerer Tag; denk Dir, von 1 Uhr nachmittags bis nach 9 Uhr (mit kurzer Unterbrechung um 6 Uhr, um etwas zu genießen) mit Herren Thiers und Jules Favre zu unterhandeln; Beide keine Geschäftsmänner, Beide Rhetoren, der eine ein geschwätziger, der andere ein stummer, die nur sich selbst hören — es muß eine furchtbare Aufgabe gewesen sein; der Minister war nachher auch so herunter, wie ich ihn kaum gesehen, selbst in den schlimmsten Zeiten. Er hat mich tief gedauert; und der König, dem ich ein Bild davon zu geben hatte, ließ ihm auch seine herzlichste Theilnahme ausdrücken. Todmüde, wie er ist, kann er nun doch nicht schlafen, gestern, wo die Unterhandlung, sich weniger um Einzelnes drehend, in großen Umrissen leichter gewesen war und nur bis zum Essen und kurze Zeit nachher gedauert hatte, wo er aber nachher noch mit Redaktionen beschäftigt gewesen war, war er erst nach 3½ Uhr eingeschlafen. Heut wird's nicht besser werden; und morgen kommen Thiers und Favre schon um 11 Uhr wieder. Nun, er muß sich zum Trost sagen, daß er in einer tausendmal besseren Lage ist als diese beiden armen Leute, mit denen er bei aller Noth, die sie ihm machen, doch nicht tauschen möchte. Es giebt eben Schlimmeres, als von Thiers und Favre gequält zu werden.

Aber ich möchte ihm Nerven wünschen, wie die Moltkes, den ich eben aus dem Bett holte, und der so frisch und klar und ruhig war, als wenn er eben von einer voll ausgeschlafenen Nacht käme. Der König war sehr munter und sagte, er fühle sich heut wirklich wieder wohl, hatte auch das schöne Wetter in langer Spazierfahrt genossen

und war verwundert gewesen, als er gegen 5 Uhr nach Haus gekommen, mich nicht in seinem Vorzimmer wartend zu finden.

Der Minister hob die Tafel ungewohnt früh auf, um zu seinen Franzosen zurückzukehren; ich conversirte eine Weile im Salon, dann setzte ich mich ins Bureau und beruhigte mich, indem ich einen Bericht an den König machte über die Einrichtung eines provisorischen Bethauses für die deutsch-evangelische Gemeinde in Jerusalem auf dem dortigen Johanniterterrain. Als ich damit fertig war, hörte ich gerade Thiers und Favre weggehen und sah sie noch in den Wagen steigen; dann kam der Minister in den Salon, erzählte allerlei Aeußerliches von den Verhandlungen, z. B. von Thiers' unglaublicher Unwissenheit in der Geographie seines eigenen Landes; ging aber bald in seine Stube hinauf und ließ mich rufen, um mich zum Könige zu schicken und mich dafür zu instruiren. Als ich Letzterem erzählte, daß Thiers von einer gewissen Stadt nicht gewußt hätte, daß sie auf dem rechten und nicht auf dem linken Ufer des Flusses liege, meinte der König, das habe er auch nicht gewußt! Ja, erwiderte ich, Euer Majestät brauchen das nicht zu wissen; Sie sind Gottlob nicht französischer Minister, sondern unser lieber König und Kaiser."

Sonntag den 26. Februar 1871.

„Nun komme ich, diesen denkwürdigen Tag mit Dir zu beschließen. Lulus*) Geburtstag wird einmal zu den großen Tagen in der Weltgeschichte zählen, möge man dieses Tages für Beide, für Lulu und für die Weltgeschichte, immer mit Freuden und Dankbarkeit gedenken. Sie kann stolz darauf sein, daß an ihrem Geburtstage ein solcher Friede**) geschlossen ist, wie ihn Deutschland seit tausend Jahren nicht mehr gekannt hat, ein Friede, gegen den der Friede von 1815 erblaßt; und ganz allein durch eigene deutsche Kraft errungen, ohne fremde Hülfe, ja gegen den Neid und die Sympathien der Fremden, die doch nicht gewagt, sich einzumischen, ein Friede, der Deutschland zwei gewaltige Festungen und die schönste Provinz wiedergiebt, eine Provinz, die uns bald dankbar sein wird, daß wir sie mit unserem Blut davor bewahrt haben, zuletzt in ihrem innersten Mark zu verfaulen und dem Teufel

*) Gräfin Luise Yorck von Wartenburg, später Frau v. Katte auf Roskow.
**) 26. Februar Friedenspräliminarien zu Versailles.

der Fremde anheimzufallen. Es ist ein großer Tag, der König, der Kronprinz, wie Bismarck selbst und wir Alle waren sehr bewegt!

Es sind ja noch nicht alle Klippen überwunden, noch muß eine hundertköpfige Hydra, die Versammlung in Bordeaux, ihre Zustimmung dazu geben; aber daran scheinen die Bevollmächtigten nicht zu zweifeln. Ist so etwas einmal abgeschlossen, so ist es auch nicht so leicht zu widerrufen, und alle Welt in und außer Frankreich wird sagen, was Thiers und Favre concediren können, das müsse die Versammlung annehmen. Und vor Allem, sie hat nicht mehr die Mittel, Krieg zu machen, also muß sie Frieden machen.

Die Telegramme sind nunmehr in alle Welt hinaus und mit dem Oelblatt voran das des Kaisers an die Königin, durch welches Ihr vielleicht noch heut Abend, sicher morgen früh die erste Nachricht erhalten werdet! Ich denke, Ihr werdet Euch freuen des Friedens — und solchen Friedens — Metz gesichert! Daran lag mir unendlich viel, und ich hatte immer eine geheime Sorge, daß die Stimmen Derer, welche Metz aufgeben wollten, doch noch prävaliren möchten. Die Aufgabe von Belfort, mit einer ganz französischen Bevölkerung und für Frankreich defensiv, gegen einen Angriffskrieg auf Frankreich, wichtig, aber keine Stütze für einen Ausfall gegen Deutschland, ist mir ganz unbedenklich; es war eine Art Schmerzensgeld für Metz. Und 5 000 000 000 Francs oder etwa 1500 Millionen Thaler sind eine so enorme Summe, daß eigentlich Niemand sich eine Vorstellung davon machen kann.

Ja, das neue Deutsche Kaiserreich ist herrlich und großartig inaugurirt, und der Kaiser bringt der Germania eine schöne Morgengabe zu!

Unterzeichnet ist heut nicht lange nachdem mein Brief an Dich weggegangen war. Im Bureau saß man und schrieb so eifrig an den Ausfertigungen, daß man kaum Zeit hatte, die Post wegzusenden; oben in dem kleinen Salon des Ministers neben meinem Zimmer saßen die Contrahenten: von deutscher Seite Bismarck, der bayerische Minister Graf Bray,*) der württembergische Freiherr v. Wächter, der badische

*) Geb. 1807; war 1870 bayerischer Ministerpräsident, hatte die Verträge über Bayerns Eintritt ins Deutsche Reich abgeschlossen.

Jolly;*) von französischer Thiers und Jules Favre (der gesagt hat: »pas un pouce de notre territoire, pas une pierre de nos forteresses«) und warteten. Endlich waren die Ausfertigungen vollendet und gingen hinauf; nun mußten sie erst oben von den Herren gelesen und verglichen werden, wozu sonst wohl ein Protokollführer oder Bureauchef genommen wird, was aber diesmal die Herren selbst besorgten; und etwa um 4³/₄ Uhr ließ mich der Minister rufen und sagte mir auf Lateinisch: Mandate Regi quod signatum (melden Sie dem König, daß unterzeichnet ist), worauf ich mich sogleich in den Wagen setzte und hinfuhr. Der Kammerdiener sagte nur: »Majestät hat Sie schon erwartet.« Dann meldete mich der Flügeladjutant an, und ich trat, diesmal ohne Depeschen, mit der mir aufgetragenen kurzen Meldung hin, der ich meinen Glückwunsch zufügen durfte. Der König war sehr bewegt, gab mir wiederholt die Hand, sagte, wie groß und herrlich das Erreichte sei, und welch ein gewaltiger Abschnitt in der Geschichte Deutschlands; es bleibe freilich viel zu thun, und stehe noch eine große Arbeit bevor; aber der Grund sei nun gelegt, und Gottes Segen werde helfen, darauf weiter zu bauen. Er trug mir die herzlichsten Worte an den Minister auf, wie sehr es ihn schmerze, ihn heut nicht selbst sehen und ihm mündlich danken zu können für die Treue und Weisheit, mit der er unter so großen geistigen und körperlichen Anstrengungen die schwere Verhandlung durchgeführt. — Und das ist wahr, es waren schwere Tage, die letzten, wie der Minister sie bei all ihrer Größe wohl kaum noch einmal zu durchleben wünschen wird; das wäre auch zu viel für ein Menschenleben. Als ich nach Hause kam, mußte ich gleich wieder fort, noch einmal zum Könige, um ihm nun das unterzeichnete Dokument selbst zu bringen; ich las es dem Könige ganz vor, der sich auch die Signatur sehr genau ansah.

Zurückgekehrt, fand ich die Unserigen schon bei Tisch, die Franzosen waren inzwischen weggefahren nach Paris und wollten noch heut Abend nach Bordeaux. Ich höre eben den Eisenbahnzug schnauben, rollen und pfeifen; es ist wahrscheinlich gerade der, welcher sie nach Bordeaux bringt, ein schwerer Gang. Wir saßen bei Tisch behaglich und lange,

---

*) Julius Jolly, 1823—1891; seit 1868 Vorsitzender des badischen Gesammtministeriums.

der Minister sehr guter Laune; er hatte das Diner, das bei Majestät für den König von Württemberg stattfand, doch noch absagen müssen. Nach Tisch fuhr ich im Auftrag des Ministers zum Kronprinzen, um ihm die Meldung (die er allerdings schon bei Tafel von seinem Vater gehört hatte) zu machen und das Dokument selbst vorzulegen."

Montag den 27. Februar 1871, morgens.

„Als ich gestern Abend vom Kronprinzen nach Hause kam, fand ich den Minister noch mit seinem ganzen Stabe im Salon am Kamin, Keudells Spiele lauschend; da konnte ich nicht gleich weggehen; das war an einem solchen Tage nicht möglich. Ich will Dir etwas von der Genesis der Verhandlungen erzählen. Freitag den 24. war der materiell entscheidende Tag; um 3 Uhr nachmittags fuhr ich zum König, um seine Genehmigung einzuholen zu den Bedingungen, über die Bismarck mit Thiers und Jules Favre einig geworden; wenn Seine Majestät die Genehmigung ertheile, könne am folgenden Tage unterzeichnet werden. Es waren 5 Milliarden und die von uns verlangten Territorialabtretungen, aber ohne die Festung Belfort; die Franzosen hätten lieber Belfort gegeben und Metz behalten; da wir das nicht wollten, mußten sie wenigstens Belfort behalten; beide Thore Frankreichs konnten sie nicht öffnen. — Den König fand ich nicht, er war eben ausgefahren; nach 4 Uhr ging ich wieder hin, wartete eine kurze Zeit im Vorzimmer, bis er wieder kam und mich gleich hineinnahm, worauf ich dann meinen Spruch vortrug. Der König war überrascht, erkannte aber gleich, daß man um Belforts willen, welches für uns keine wesentliche strategische Bedeutung hat und ganz französisch ist, den Krieg nicht wieder anfangen dürfe, und gab seine Zustimmung, wenn Moltke keine zu schweren Bedenken habe. Das war nun nicht der Fall; und General Moltke, der inzwischen bei Bismarck gewesen war, ging noch am Abend zum Könige, um ihn dessen zu versichern. Der König war sehr bewegt, sehr freundlich, drückte mir vielfach die Hand, dankte mir und Allen, die mitgeholfen hätten. — Am Abend ging ich noch einmal zum König, um den gewöhnlichen Vortrag über die laufenden Sachen zu halten, wobei er wieder sehr bewegt und erfreut war, viel über die Sache sprach, an jedes Einzelne dachte.

Am Sonnabend um 1 Uhr kamen nun Thiers und Favre wieder

heraus. In der Hauptsache war man ja einig, aber der arme Graf Bismarck mußte noch neun schwere Stunden durchmachen, durch das quengelnde, unpraktische Wesen von Thiers, der über Alles lange Reden hielt, den Anderen nie ausreden ließ, nichts mehr scharf und klar hinstellte und auffaßte, auch da, wo er im Großen nachgegeben hatte, im Kleinen noch hin- und herzerrte, so daß zuletzt Bismarck erklärte, er würde nun nicht mehr Französisch sprechen, welches er so wenig zu verstehen brauche wie Thiers Deutsch; wenn Thiers wolle, möge er einen Dolmetscher herholen. Und darauf fing er an, wirklich Deutsch zu sprechen, was Thiers mit solchem Entsetzen erfüllte, daß er nun doch ruhiger wurde und praktischer auf die Sachen einging. Aber zum Unterzeichnen kam es an dem Tage nicht; über den Artikel der Grenze war man einig, auch über Höhe der Contribution; über den Modus der Zahlung in Verbindung mit dem allmählichen Aufgeben unserer Occupation und andere Sachen der Art wollte Thiers sich nochmals in Paris berathen. So konnte ich erst um halb zehn Uhr zum König fahren, um ihm zu sagen, wie die Sache stand; er war sehr verwundert, er hatte mich den ganzen Tag erwartet und gemeint, als er von der Spazierfahrt zurückkam, ich würde schon wieder eine Stunde bei ihm gewartet haben. Als ich vom Könige zurückkam, mußte ich noch zu General Moltke, den ich aus dem Bette klopfte, um ihn zu bitten, Vorsorge zu treffen, daß nicht etwa ein übereifriger Truppentheil am Sonntag Abend zu schießen anfinge. Gestern Morgen kamen denn die Herren Franzosen wieder her, und nach 4 Uhr wurde unterzeichnet, wie ich Dir schrieb.

Nun tritt denn, nachdem die Friedensfrage glücklich gelöst erscheint, die Frage der Heimkehr in den Vordergrund. Fest steht in dieser Beziehung nur, daß der König zu seinem Geburtstage wieder in Berlin sein will; die Eröffnung des Reichstages wird wohl bis dahin hinausgeschoben werden."

Montag den 27. Februar 1871, abends.

„Thiers ist erst heut Abend von Paris abgereist nach Bordeaux, wo sie sich wahrscheinlich mit der Annahme beeilen werden, um unsere Truppen bald aus Paris los zu werden. Es ist ein gutes Zeichen der Resignation, daß sie heut in Paris ihre Fahnen, mit Immortellen be-

kränzt und, Immortellen im Knopfloch, feierlich verbrannt haben; mit solchem sentimentalen Schauspiel können sie sich am besten beruhigen. Unsere Truppen werden übermorgen hineingehen, aber nur einzelne Theile besetzen, und jeder Truppentheil immer nur wenig Tage verbleiben, damit sie nicht in diesem Babel verkommen, was sehr vernünftig ist. Ueber des Königs Pläne in Bezug auf Paris weiß ich noch nichts; wahrscheinlich stehen sie noch nicht fest, sondern man wird erst sehen, wie die Sache mit den Truppen abläuft."

Dienstag den 28. Februar 1871, morgens.

„Es ist ein trüber, wolkig-windiger Morgen, der gar nicht nach Aufklärung aussieht und für unser heutiges Diner in St. Germain (welches Graf Bismarck den hier anwesenden Ministern von Bayern, Württemberg und Baden giebt) wenig schöne Aussicht verspricht.

Die nächste Umgebung von Versailles habe ich so ziemlich kennen gelernt; zu weiteren Excursionen hat mir die Zeit gefehlt — aber dafür habe ich hier die größten Augenblicke mit durchgemacht, und diese Arbeit war mehr werth als alle touristischen Vergnügungen.

Mir kam es zu gute, daß Bismarck gerade in den entscheidenden Augenblicken nicht selbst zum König gehen konnte. Diese Momente, wie ich seine Genehmigung holte und ihm dann die Nachricht vom Abschluß brachte, waren doch große Augenblicke im Leben, wie sie nicht vielen Menschen zu Theil werden.

Als ich am Sonntag Abend bei dem Kronprinzen war, war er auch vortrefflich; bei ihm trat die Jugend und die Zukunft nun noch mehr hervor als bei dem König! Er sagte, daß er sich vollkommen bewußt sei, welche ungeheure Verantwortlichkeit darin für ihn liege, um das große, so groß begonnene Werk würdig hinauszuführen; es sei die dreifache Verantwortlichkeit von der, die er als Kronprinz von Preußen getragen, aber er scheue vor dieser Verantwortlichkeit nicht zurück. Gott werde ihm ja die Männer geben, die er brauche; er habe ihm schon in seiner Frau, die ich ja kennte, eine Hülfe und Stütze gegeben, die ihm ein Segen sei, und so hoffte er, die große Aufgabe durchführen zu können.

Nach Baden wird der König wohl nicht gehen, er sagte mir, er müsse zuerst in die Heimath, die das nächste Recht an ihn habe; auch

würde es, wenn er durch Süddeutschland reise, aussehen, als wolle er sich Huldigungen provoziren, was ihm nicht angenehm sei. Zum Geburtstag wolle er jedenfalls in Berlin sein und kurz vorher den Reichstag in Person eröffnen.



13. Kapitel.

Einzug in Paris. — Rückkehr nach Berlin. (1871.)

„Sei, Kaiser Wilhelm, hier
Lang Deines Volkes Zier,
Der Menschheit Stolz!"

An seine Frau.

Versailles, Mittwoch den 1. März, morgens.

„Ich finde zu meiner großen Freude, daß Jedermann mit den Friedenspräliminarien zufrieden ist; daß Niemand mehr verlangt hatte, ja sich wundert, daß so viel erreicht ist. Es ist auch ein Ungeheures, wie das deutsche Volk und die Weltgeschichte es lange nicht gekannt. Das abgetretene Territorium ist gar nicht einmal so groß, wenn man es mit dem übrigen Frankreich neben Deutschland vergleicht; aber die moralische Bedeutung, der Wiedergewinn des Verlorenen und die Art, wie es gewonnen ist, prägen den Sachen den Charakter auf; es freut mich, daß das so allgemein anerkannt wird. Heut werden wir nun wohl erfahren, wie die Sache in Bordeaux zuerst aufgenommen ist. Viele meinen, daß die Versammlung schon gleich in ihrer gestrigen Sitzung zu einem Beschluß gekommen sein würde. Das glaube ich aber nicht, dazu halte ich das Bedürfniß des Redens bei den Franzosen für zu groß."

Mittwoch Abend.

„Einen schönen guten Abend nach einem merkwürdigen Tage, an dem ich wirklich mit unseren Truppen (nicht mit dem Kaiser) in Paris eingezogen bin; freilich nur ein Stückchen, aber doch bis zum großen Triumphbogen, dem Arc de l'Étoile.

Seine Majestät der Kaiser und König hatte nämlich bestimmt, über die heut zum ersten Einrücken in Paris bestimmten Truppen (Theile

des XI., des VI. und des Bayerischen Armeekorps) vorher eine große Parade abzunehmen und zwar in der Ebene vom Longchamps, wo auch die große französische Parade im Jahre 1867 für ihn und den Kaiser von Rußland stattfand. Daß der Kaiser nicht selbst mit einziehen würde, stand fest; und darum schwankte ich gestern Abend, ob ich hinausreiten sollte; heut Morgen aber entschloß ich mich doch rasch.

Ich ritt zuerst nach St. Cloud und von da links ab an der Seine entlang, die mir immer rechts blieb, bis nach Suresnes — dort findest Du auf der Karte eine Brücke über die Seine, eine freilich zerstörte Kettenbrücke, deren Fetzen recht jämmerlich in der Luft flatterten über dem schönen breiten Strome; dicht dahinter war aber eine neue Schiffbrücke angelegt, über welche es hinüber ging. Dort findest Du auf dem anderen Seine-Ufer den Namen Longchamps, das ist der Theil des Bois de Boulogne, auf welchem die großen Rennen, Paraden und auch die Frühlingspromenaden stattfinden, große prächtige, weite Wiesen, mit Gehölz und Wasserflächen, eine anmuthige, lustige Gegend für den Genuß von Tausenden froher Menschen gemacht; aber auch genug, um, wenn es nöthig wäre, Tod und Verderben unter die genießende Menge zu schleudern, droht der finstere Mont Valérien, die ganze Gegend beherrschend und ihr gewissermaßen erst Charakter gebend.

Hier im Longchamps stiegen der König und die anderen Herrschaften, welche bis dahin gefahren waren, auch der Minister zu Pferde. Auf den prachtvollen Wiesen oder vielmehr Rasenplätzen waren die oben genannten Truppen in dreifacher, langer unabsehbarer Reihe aufgestellt, 30 000 Mann. Und nun ritt der König mit dem glänzenden Gefolge, mehrere hundert Personen stark, die Aufstellung entlang und an der anderen Seite wieder zurück, bald im fliegenden Galopp, bald im Schritt, immer von dem tausendstimmigen Hurrah der Truppen begrüßt, unter rauschender Musik. Dazu hatten wir das schönste Wetter — nach trübem Morgen leicht bewölkt, sich immer mehr aufklärender Himmel. Dann stellten wir uns auf, und die ganzen 30 000 Mann zogen bei dem König und uns mit klingendem Spiel vorbei, der Kronprinz an der Spitze.

Als die Parade vorüber war, mußten wir dann auseinander; ich sah erst noch den König abfahren nach Versailles zurück und wollte mich dann nach meinem Minister umsehen, da erfuhr ich, daß er gen Paris

zu geritten war. Wäre ich nun nach Versailles zurückgekehrt, so hätte ich ihn ja verlassen; ich schloß mich also ein paar Flügeladjutanten, Radziwill, Alten &c. an, die auch noch ein Stückchen nach Paris zu reiten wollten, und so ritten wir durch das schöne Bois de Boulogne, das theilweise ganz abgeholzt ist, aber doch noch schöne Partien bot, bis nach der Stadt, trafen unterwegs mit dem Stabe des XI. Armeekorps zusammen. Dieser Stab wollte eigentlich durch die Porte la Muette reiten; die war aber geschlossen, und so ritten wir durch das nächste Thor. Gefahr war gar nicht; es waren nur wenig Menschen zu sehen in dem überhaupt nicht belebten Stadtviertel, das wir besetzten; und diese Wenigen, meist Frauen und Kinder, aber auch Blusenmänner und selbst Uniformen, von Verwundeten mit dem Arm in der Binde und dergleichen, sehr ruhig und still; am Arc de l'Étoile selbst ein etwas größeres Gedränge und einige Huées und Pfiffe. Radziwill sprach in seinem guten Französisch hie und da freundlich mit den Leuten. — »Sont-ils polis, ces gens!« rief eine Frau aus!"

Donnerstag, den 2. März 1871.

„Noch in der Nacht kam von Jules Favre aus Paris telegraphisch die Anzeige, daß die Versammlung in Bordeaux mit 546 Stimmen gegen 107 den Frieden angenommen habe.

Denk, daß ich, seit ich dieses Blatt anfing zu schreiben, schon zweimal beim Könige gewesen bin, und daß in diesem Augenblick Jules Favre erwartet wird, um amtlich die Genehmigung der Versammlung von Bordeaux zu den Friedenspräliminarien zu überbringen. Die Leute haben sich viel mehr beeilt, als Monsieur Thiers es uns glauben machen wollte. Er behauptete zwar immer, daß er keinen Zweifel an der Annahme habe, aber er würde eine Woche dazu brauchen. Der Fuchs hat recht gut gewußt, daß es so kommen würde, und nur so gethan, als würde es lange dauern, damit wir uns mit dem Einrücken unserer Truppen nicht beeilten. So ist es denn gekommen, daß, statt am Montag, erst gestern Nachmittag unsere Truppen einrückten; sie sollten 48 Stunden bleiben und dann morgen, am Freitag, durch andere ersetzt werden; das ist nun nicht mehr möglich, wenn heut schon die Ratifikationen ausgetauscht werden, wie es wahrscheinlich ist."

Abends.

„Heut war auch ein ereignißreicher Tag! Gestern in der Nacht kündigte Favre telegraphisch an, daß die Versammlung in Bordeaux die Friedenspräliminarien angenommen habe, und meinte nun eigentlich, unsere gestern in Paris eingerückten Truppen müßten eiligst wieder hinauslaufen. Es wurde ihm aber heut ganz früh telegraphisch geantwortet, erst müßten wir eine Ratifikationsurkunde sehen. Ehe er dieses Telegramm erhielt, kam er schon selbst heraus, um 7½ Uhr war er hier und verlangte den Minister zu sehen; es wurde ihm aber bedeutet, der Minister dürfe nicht geweckt werden, stehe nicht vor 10 oder 11 Uhr auf, und von den anderen Herren sei auch noch keiner bei Wege; — ich wollte natürlich dem Minister nicht vorgreifen. Da entschloß er sich denn, nach Paris unverrichteter Dinge zurückzufahren, kam aber um 12½ Uhr wieder und brachte zu unserem Erstaunen wirklich ein in aller Form ausgestelltes, ganz feierliches Dokument mit. Der alte Thiers war schlau gewesen und hatte die Formen diplomatisch richtig beobachtet. Und sie hatten sich ungemein beeilt; denn davon hing es ab, daß wir nicht länger in Paris blieben. So wurden denn etwa zwischen 2 und 3 Uhr die Ratifikationsurkunden ausgetauscht, und nun erst kann man sagen, daß der Friede da ist. Thiers hat mit seinen acht bis zehn Tagen den Grafen Bismarck überlistet. Dem Könige war die Sache sehr unangenehm, weil er gern mehr von der Armee nach Paris hereingebracht hätte — und es ist eigentlich Bismarcks Schuld, der immer nur seinem eigenen Kopf folgt, Alles allein macht, die Sache nie bespricht, keinen Menschen fragt und doch nicht immer Alles allein bedenken kann. Indeß ist Alles nur Nebensache gegen die große Hauptsache, die er gut gemacht hat.

Es ist nun schon ein allgemeines Abschiednehmen; heut war eine Menge Leute da, um sich zu verabschieden — auch von einem großen Theil unserer Akten haben wir Abschied genommen und sie in mächtigen Kisten nach Berlin vorausgeschickt.

Heut hat der König nochmals eine große Parade abgehalten, wieder im Longchamps, wie vorgestern, über das Gardekorps und andere Truppentheile. Nach Paris aber ging es nun nicht mehr hinein."

Sonnabend den 4. März 1871, morgens.

„Daß unsere Besetzung von Paris ruhig verlaufen, weißt Du schon durch die Telegramme; die letzten abziehenden Truppen gestern sollen einige Steinwürfe bekommen haben, von einer Volksmenge, die auf das Kehrt der Husaren rasch auseinanderstob. Dagegen nun, da sie sich selbst überlassen sind, scheint es drinnen los zu gehen — de graves désordres, denen die kleine bewaffnete Macht nicht gewachsen ist. Sie bitten, daß wir französische Truppen durchlassen möchten nach Paris, was vielleicht geschehen wird, obgleich sie es eigentlich verwirkt haben durch eine ganz neuerlich nach dem Frieden geschehene räuberische Unthat im Generalgouvernement Reims der Franctireurs."

Abends.

„Der Minister will sicher vor dem König vorausgehen; und da der Letztere nur eine Rundreise bei den Truppen macht, so glaubte ich nicht, daß meine Begleitung dabei nöthig sei. Heut Abend erklärte aber der Minister auf einmal uns Allen unerwartet, daß der König mich bei sich behalten wolle. — Der König wird jedenfalls mehrere Tage vor seinem Geburtstage in Berlin sein; ja, er kann seine Reise vielleicht abkürzen, da bei der aus mancherlei Gründen sehr schnell vorgehenden Räumung er manche Truppentheile gar nicht ordentlich mehr würde sehen können. — Er kann vielleicht sehr bald nach Berlin kommen, es ist Alles noch ganz ungewiß, die Bestimmungen wechseln alle Augenblicke. So war noch gestern bestimmt, daß der König und wir mit ihm von hier nach Compiègne gehen sollten; heut ist das sehr mit Recht geändert. Nun ist Ferrières, unser altes Ferrières zur nächsten Station bestimmt; heut Morgen hieß es: am Montag Abreise und unterwegs Parade der württembergischen und sächsischen Truppen; heut Abend heißt es schon wieder, daß Abreise und Parade auf Dienstag verschoben."

Sonntag, den 5. März 1871, morgens.

„Was Du über Bismarck sagst im Vergleich mit Moltke, ist wohl richtig. Vor dem Letzteren liegt seine Aufgabe klarer und einfacher da, und es gehört nur ein einfacherer Charakter dazu, sie zu lösen, im Gegensatz zu den verworrenen Wegen der Politik, die immer nach den verschiedensten Seiten blicken muß. Dazu hat der liebe Gott wohl eben auch komplizirte Charaktere, wie Graf Bismarck es ist, an diese Stelle

gesetzt, wie er Moltke an seinen Platz gestellt hat. Leichter möchte ich die eine oder die andere Aufgabe nicht nennen, wohl aber die von Moltke eine erfreulichere, trotz des Blutvergießens, auf das sie gerichtet ist. Das Blutvergießen ist ja nicht Zweck, sondern Mittel, und die Aufgabe ist eben, mit dem möglichst geringen Blutvergießen den Zweck zu erreichen. Um Blut zu sparen, darf man manchmal Blut nicht schonen! Und die Strategie, wie Moltke sie übt, ist nicht bloß eine Kunst des Verstandes und der Berechnung, sondern es gehören auch große Charaktereigenschaften dazu, Festigkeit und Energie des Willens und Herrschaft über sich selbst! Moltke hat diese Eigenschaften in hohem Grade, der ist manchmal geradezu tollkühn, daring, nie übermüthig, aber zuversichtlich; und dabei so klug und klar und scharf berechnend. Außerdem hat er noch sehr liebenswürdige menschliche Eigenschaften in seiner Bescheidenheit und Schlichtheit, seiner Selbstlosigkeit und Hingebung an die Sache."

Den 6. März 1871.

„Der König war etwas verstimmt über den manquirten Einritt in Paris, den er am Freitag an der Spitze der Garden zu machen gehofft hatte, und der nun zu Wasser geworden; und hat wahrscheinlich in dieser Verstimmung nicht gleich an die Kaiserin telegraphirt oder nicht mit rechter Freudigkeit, oder er hatte vorher telegraphirt, daß die Sache noch ungewiß sei wegen mangelnder Ratificationsurkunden, und daß es sich hinausschieben könne, kurz — wahrscheinlich ist der Mangel des Jubels in Berlin der Reflex von dem hiesigen Verdruß über die verfrühte Räumung von Paris! Ich bin nicht so unzufrieden damit, wenngleich ich dem König die Satisfaction für seine Truppen gegönnt hätte, aber wer weiß, wozu es gut ist! Es hätte doch etwas passiren können, und das hat der liebe Gott, der es so gewollt hat, vielleicht abwenden wollen."

2 Uhr nachmittags.

„Es ist wahrhaftig wahr, vor einer halben Stunde habe ich die Anderen alle abfahren sehen nach Berlin und habe hier zurückbleiben müssen! ... Ich schließe nun den Feldzug mit Herrn St. Blanquart,*) wie ich ihn in Ems mit ihm begann."

*) St. Blanquart, Geh. Sekretär, „ein feiner, stiller, gelehrter Mensch" wie Abeken schrieb, mit dem er viel und gern gearbeitet hat.

Donnerstag den 9. März 1871, morgens

„Es ist ein herrlicher Morgen, der mich herauslocken würde, wenn ich nicht auf den General Fabrice warten müßte, der eigentlich sächsischer Minister ist, dann zum Generalgouverneur der westlichen Provinzen Frankreichs ernannt wurde und nun von Bismarck zu seinem Vertreter der französischen Regierung gegenüber in Allem, was sich auf die Ausführung der Friedenspräliminarien bezieht, bestellt worden ist. Das giebt ihm eine mühsame und sehr verantwortliche Arbeit, es ist ungeheuer viel Administration dabei und viel persönlicher Verkehr mit den Franzosen. Fabrice ist dazu vortrefflich geeignet, als Kriegsminister hat er natürlich schon die Gewohnheiten einer großen Verwaltung, und dabei ist er eine sehr conciliante, ruhige und besonnene und doch feste Natur, die zu dieser Art Verhandlungen sehr geeignet ist, auch als Militär unseren Militärs, mit denen er vielfach konkurrirt, sehr gut gegenübersteht."

Ferrières, den 9. März, abends.

„General Fabrice hatte heut schon ein Telegramm von Graf Bismarck aus Berlin, von 1 Uhr nachmittags datirt. ... Hier stehen mir nun zwei ruhige, sehr lange Tage bevor. Der Kaiser nimmt nur ein ganz kleines militärisches Gefolge mit nach Rouen und Amiens, so daß selbst der Kronprinz nur eine Person mit sich führen kann; wir Anderen müssen aber hier bleiben, weil die Eisenbahn von Loigny nach Nancy gestopft ist oder keine Wagen da sind, so daß wir erst am Sonntag Morgen von hier fort können."

Den 10. März, morgens.

„Ich höre eben, daß Majestät gestern bei dem etwas zu langen Ausfluge nach Fort Romain—Villiers, von wo er 1814 die Schlacht vom 30. März vor dem Einzuge in Paris mit angesehen, und den anderen Ostforts eine leichte Erkältung davongetragen, um die Lauer ihn etwas länger im Bett gehalten hat. Lauer sagte mir noch gestern, er würde dem lieben Gott recht dankbar sein, wenn er den König erst wieder in Berlin hätte. Am letzten Abend in Versailles war er im

Zimmer gefallen, indem ein Stuhl, auf dessen Lehne er sich gesetzt, unter ihm weggeglitten war. Dennoch war er am Tage darauf mehrere Stunden zu Pferde, obgleich auch sein Hexenschuß ihn noch nicht absolut freigelassen. Dabei ist er immer munter und behaglich und erzählte gestern beim Diner sehr lebhaft, wie er seine Erinnerungen aus dem Jahre 1814 aufgesucht und was er davon wiedergefunden, was verändert."

Freitag Abend.

„Es war etwas spät geworden, weil ich, gleich nachdem der König die Gesellschaft entlassen (was er jetzt immer ziemlich spät thut, nach langer behaglicher Unterhaltung), noch einen Vortrag halten mußte über ein während des Essens gekommenes Telegramm des Grafen Bismarck. Die Befürchtung, die ich neulich schon andeutete, daß er es nicht aushalten würde, dem General v. Fabrice die Sache in der Hand zu lassen, ist früher eingetroffen, als ich dachte; sein erstes Lebenszeichen aus Berlin enthielt schon einen sanften Donnerkeil, und heut ging das so fort. Als ich nach Haus kam, mußte ich gleich ein langes Telegramm an Bismarck bauen, welches ich der Eile wegen dem guten St. Blanquart in Ziffern setzen half."

Sonnabend den 11. März 1871, morgens.

„Der König hat die Reise nach Rouen und Amiens ganz aufgegeben und zu seiner Vertretung den Kronprinzen dorthin geschickt. Es ist ihm schwer genug geworden; noch gestern konnte er sich nicht dazu entschließen, sondern wollte es von der Nacht und heut Morgen abhängen lassen; er sagte mir gestern, es würde ihm so besonders schwer werden, das rheinische Armeekorps nicht zu sehen, da dies nicht nach Berlin komme und er selbst so lange in der Rheinprovinz gelebt habe. Ich erwiderte ihm, daß ich dies vollkommen verstände, daß er aber sich und seine Gesundheit dem ganzen Lande schuldig sei. Er bedauerte dann, daß die Eröffnung des Reichstages schon am 21. März stattfände; er fühle, daß er persönlich dabei sein müsse; und ich konnte ihm erwidern, daß die Fürsten und das Volk dies gleichmäßig wünschten und hofften; es sei doch schön, daß so viele Fürsten persönlich nach Berlin kommen wollten, um die Umgebung ihres Kaisers zu bilden (was mir der

Großherzog von Baden in Versailles am letzten Abend gesagt hatte); und er bestätigte das."

Sonntag den 12. März 1871, morgens.

„Vorläufig ist nun das Programm: morgens um 8 Uhr von hier weg; ¾ Stunden nachher von Lagny mit Eisenbahn, es ist ein seltsames Gefühl, seit sieben Monaten zum ersten Mal wieder auf der Eisenbahn zu fahren. Am Montag den 13. März in Nancy, Dienstag den 14. März dort, am Mittwoch früh den 15. März von Nancy weg über Metz und Saarbrücken nach Frankfurt, wo wir am Mittwoch Abend ankommen. Donnerstag den 16. März von Frankfurt fort; der König nach Weimar, wo er die Nacht bleibt, um am Freitag den 17. März nachmittag um 5 Uhr in Berlin einzutreffen. Wir gehen jedenfalls nicht mit nach Weimar, erwarten aber noch Befehl, ob wir von Frankfurt gleich durchgehen können bis Berlin, oder ob wir die Nacht in Erfurt bleiben, um wieder mit dem König zusammenzutreffen und am 17. März mit ihm zusammen in Berlin anzukommen."

Frankfurt a. M., den 15. März 1871.

„Der König hat in allen seinen Anordnungen so bestimmt darauf gerechnet, daß wir bis zu Ende bei ihm bleiben, daß Keiner von uns den Muth hatte, ihn zu bitten, er möge uns schon hier entlassen. Für mich wäre das auch wirklich nicht gegangen; denn ich werde fortwährend mit Telegrammen von Berlin bedacht, die mündliche Vorträge nöthig machen, und so wird es wohl bis zum letzten Augenblick gehen. Wir gehen also morgen, Donnerstag, um 10 Uhr von hier weg, sind nachmittags 5 Uhr in Erfurt, wo wir bleiben, während Majestät nach Weimar geht; am Freitag gehen wir von Erfurt ab, nehmen ein Stündchen weiter den König in Weimar auf, machen dann von Halle nochmals einen Umweg, um über Magdeburg zu gehen und am Nachmittag um 5 Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof anzukommen."

Donnerstag den 16. März 1871, morgens.

„Gestern war ein merkwürdiger Tag. In Metz waren wir auf deutschem Boden, wenn auch noch nicht in deutscher Luft. Diese athmeten wir in Saarbrücken, an der alten Grenze. Das war ein wunder-

bares Heimathgefühl. Dann fuhren wir die schöne und interessante Bahn an der Nahe entlang nach Kreuznach und Bingen; von Bingen bis Frankfurt. Hier, wie überall, herrlicher Empfang, Ehrenbogen, Triumphpforten, Kaisertrunk von Jungfrauen kredenzt."



14. Kapitel.

Letztes Aufleuchten des Glücks.
(1871.)

„Was ich wünsche, wird sich fügen,
Wenn es anders Gott gefällt."

Den 17. März 1871 kam der Kaiser mit Abeken zurück. Das erfreute Berlin zeigte sich in schönstem Glanze. Alles eilte, den Kaiser zu begrüßen. Abekens Frau war, wie er es gewünscht, im Hause geblieben; lange saß sie auf dem Fensterbrett und sah die bunte Menge sich in der Wilhelmstraße hin und her bewegen; fröhlich schien die Sonne, klar und frisch drang die Luft und die Lust bis ins Herz hinein: endlich bog ein Wagen um die Ecke, der auch ihrem kleinen, stillen Hause altes, liebes Heimathsleben wiedergab.

Unendliche Arbeit brachten die Nachwehen des großen Krieges, ebenso wie der durch das Dogma der Unfehlbarkeit am Horizont drohende Kulturkampf, da auch hierfür Abeken die wichtigsten Depeschen anvertraut waren. Um ihn als alten Archäologen zu ehren, überbrachten ihm am 4. Juni Dekan Weierstraß, Professor Trendelenburg und Lepsius ein Doktordiplom. — Glänzende Festlichkeiten wurden zu Ehren des Empfanges gefeiert. Den 16. Juni erfolgte der feierliche Einzug der Truppen.

Am 9. Juli folgte Abeken, wie gewöhnlich, dem Kaiser nach Ems und nahm seine Frau mit dorthin. Das liebliche Bad machte keinen so fröhlichen Eindruck wie sonst. Französinnen sah man selten; sie waren leicht kenntlich an den schwarzen Kleidern, zumeist geschmückt mit einer rothen Rose. Dagegen viel ernste, tiefe Trauer. Abeken meinte: „Ems hat noch nie so rein kurmäßig und so wenig courfähig ausgesehen!"

Auch nach Gastein, wie überhaupt auf der ganzen Reise, folgte Abeken seinem kaiserlichen Herrn.

Am 10. August ging Kaiser Wilhelm nach Regensburg, hatte in Ischl eine Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich und traf den 12. in Salzburg ein, wo Abeken bei ihm soupirte. — Ende August schrieb Abeken aus Gastein an seinen Schwiegervater: „Heut ist es doch ein besserer Dienst als voriges Jahr — diesmal Friedensdienst, während es damals Kriegsdienst war. Unter die Photographie, die der Kaiser mir vor acht Tagen zu meinem Geburtstag schenkte, hatte er geschrieben: Zum 19. August 1870 und 71, und sagte mir nachher, er habe die beiden Tage zusammenstellen wollen, wo ich mit ihm zusammengewesen, an dem einen auf dem Schlachtfeld zu Pferde, an dem anderen in tiefem Frieden; er bitte sich aber doch aus, daß es das nächste Mal wieder im Frieden sein möge. Diesen Wunsch wollen wir denn recht von Herzen theilen.

Die Begegnung der beiden Kaiser in Ischl war ebenso freundlich wie die der beiden Minister hier. Graf Beust machte sogar den liebenswürdigen Wirth, indem er dem Fürsten Bismarck und seinen Genossen ein Diner auf der Schweizerhütte gab."

Anfang September kam der Kaiser von Oesterreich nach Salzburg, um Kaiser Wilhelm dort festlich zu empfangen. Seiner schönen Gestalt stand die preußische Uniform gut. Auch das Gesicht war nicht unschön, aber der tief ernste Ausdruck in den verhältnißmäßig noch jungen Zügen hatte etwas Befremdendes und sprach von so mancher schweren Erfahrung. Er ließ sich einzelne Herren vorstellen und sprach freundlich mit ihnen.

Beust mit seinem scharfen, klugen, aber durchaus nicht anziehenden Gesicht war natürlich anwesend. Weit interessanter erschien Andrassy,*) dessen bedeutende Züge, umrahmt von dunklem Haar, durch die kleidende ungarische Tracht mit dem violetten Sammtmantel noch gehoben wurden. — Der Tag war, wie meist bei Kaiser Wilhelm im Falle solcher Feste, vom herrlichsten klaren Wetter begünstigt, aber dadurch auch recht heiß für die Erwartenden, die in der Sonne standen. Abeken

*) Seit 1867 Präsident des ungarischen Ministeriums.

wurde mit Andrassy bekannt gemacht, wobei Letzterer einen Handschuh verlor, der gerade zwischen ihnen vor Abekens Füße fiel: „Respurice omen,“*) sagte er.

Endlich kam Kaiser Wilhelm; wenngleich die österreichische Uniform nicht vortheilhaft für ihn war, blieb doch sein sicherer elastischer Schritt und sein königlicher Gang derselbe, ebenso wie der liebenswürdige, leuchtend frohe Ausdruck des Gesichtes, der überall den höchsten Jubel erregte, wo sich der Kaiser zeigte.

Am 8. September reiste Kaiser Wilhelm ab, Bismarck ging nach Reichenhall und Abeken nach Baden, um Seine Majestät dort zu erwarten. Abekens vernünftiger Entschluß, seine Frau nach Berlin zu schicken, gerieth bei herannahender Trennung ins Schwanken, und er widerstand dem Vergnügen nicht, ihr das wundervolle Baden zu zeigen, sondern nahm sie schließlich mit dorthin.

In Baden vereinigten sich Kaiser und Kaiserin. Abeken war oft bei den Majestäten zur Tafel, auch des Abends. Eines Tages hatte die Kaiserin darüber geklagt, daß in diesem Jahre nur so wenige Menschen da seien, die man zum intimen Verkehr einladen könne. „Da steht ja gleich Einer,“ hatte der Kaiser, auf Abeken zeigend, gesagt, worauf die Kaiserin auf Abeken zuging und ihn freundlich fragte, ob er den Abend wiederkommen wolle.

Viele glückliche Stunden verdankten Abekens den lieben Jugendfreunden, Flemming**) und seiner Frau, in ihrer reizenden Villa, wo Kunst und Naturgenuß sich in schönster Weise vereinigten. Besonders beglückend gestaltete sich aber der Schluß dieses idealischen Aufenthaltes für das Ehepaar und blieb eines der glückseligsten Ereignisse ihres Lebens durch die unendliche Huld und Güte, die Beiden von dem geliebten und verehrten Herrscherpaare, dem Kaiser und der Kaiserin, zu Theil wurde.

Nach Berlin zurückgekehrt, richtete Abeken an seine Freundin Eugenie Richard, die, von Geburt Französin, durch den Krieg doppelt schmerzlich betroffen war, die Worte: „An der Größe und dem Schmerz unserer eigenen Opfer — denn auch wir haben große, schwere, schmerzliche Opfer bringen müssen! — konnten wir den Schmerz und die Größe

---

*) Ich weise dies Omen zurück.

**) Vergl. S. 206.

Derer ermessen, welche nicht getröstet werden konnten durch das freudige und erhebende Gefühl der Erfolge für das Vaterland — Erfolge, die für uns um so größer und schöner, herzerhebender waren, weil sie nicht allein in dem äußeren Erwerb, der äußeren Größe und deren Ruhm bestanden, sondern vor Allem in dem inneren Glück, in der Beseitigung alten inneren Haders, in der Einigung und im inneren Frieden des Vaterlandes, in der sittlichen Erstarkung und Erhebung Deutschlands. Nicht der Sieg über den äußeren Feind, sondern die Einigkeit und Gemeinsamkeit der deutschen Stämme, die sittliche Erhebung des Vaterlandes war für uns die Hauptsache — und diese sittliche Erhebung, welche für uns die beste Frucht des Glückes gewesen, kann und wird hoffentlich auch für Ihr Volk die rechte — niemals zu theuer erkaufte — Frucht des Unglücks sein! Das ist der beste Trost! Sie werden es mit mir als ein schönes Zeichen echt menschlicher und königlicher Empfindung erkennen, daß das erste Wort, was der König mir sagte, als ich ihm die Nachricht der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien durch Herrn Thiers und Bismarck überbrachte, war: »Es ist eine große und herrliche Sache für uns, eine schwere für Frankreich, wie es einst (1807) der Frieden von Tilsit war! Möge das Unglück, welches Frankreich jetzt getroffen, der Nation ebenso sehr zum Segen werden, wie es für uns damals unser Unglück geworden ist!« Daß dies sein erstes Gefühl in so feierlicher Stunde war, hat mich tief gerührt und ist gewiß groß zu nennen! Und so menschlich, so ohne alle Ueberhebung war der greise Held immer und ist es noch. Und mit diesem Wunsch, daß es Ihrem Vaterlande, Ihrem Volke gegeben sein möge, sich auch das Unglück zum Segen zu wenden, daß der Segen Gottes fortan über ihm walten und sich bald ein freundschaftliches, nachbarliches Verhältniß zu Deutschland und ein gemeinsamer Wetteifer für das Glück und die Segnungen des Friedens bilden möge — damit lassen Sie mich dies Thema schließen."

Der Weihnachtsabend bei den Eltern im Jahre 1871 war recht fröhlich, im Glück des Beisammenseins nach der langen Trennung.

Den ersten Feiertag bescheerte Abeken im eigenen Hause, nach alter, lieber Sitte seiner Kindheit. An dem finsteren Wintermorgen unter dem hellen Lichterbaum hielt er stillen Gottesdienst mit seiner Frau,

Lied und Evangelium lesend. — Das tiefe Schweigen ringsum gab dieser kleinen Feier eine besondere Heiligung.

Einige Stunden darauf schickte der Kaiser Abeken eine Bronzebüste Bismarcks, „dessen Büste ich Ihnen," so schrieb der hohe Herr dabei, „als Ihren Chef hierbei als Weihnachtsangebinde, als Erinnerung an die lange Vertretung desselben bei mir — an welche Zeit ich so gern denke — übersende. Wilhelm. 25. Dezember 1871."

In dieser Zeit kam Abeken auf frühere Bekanntschaften zurück, die in der aufreibenden Zeit des Krieges ganz in den Hintergrund getreten waren. Er schrieb an seine Freundin Frau Schäfer:

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen sagte, daß ich im vorigen Jahre wieder mit Lord Redcliff in Verbindung gewesen, durch ein sehr schönes Gedicht, welches er auf unseren Frieden mit Frankreich gemacht und mir hier zu veröffentlichen erlaubt hatte. Er scheint in frischer Kraft sich eines geehrten Alters zu erfreuen und sich die Theilnahme an allem Großen und Schönen bewahrt zu haben, obgleich ihm in dem neuen England manchmal das Bewußtsein kommen mag, daß er einer vergangenen Zeit angehört. Auch England hat große innere Kämpfe durchzumachen gehabt, aber welch ein Fond von Gesundheit doch noch in dem Volke steckt, das hat die letzte Zeit gezeigt. In Deutschland sind wir in schweren geistigen Kämpfen, aber ich habe Vertrauen zu unserem Volke und blicke freudig in die Zukunft. Die Kämpfe auf religiösem Gebiet sind gefährlicher und tiefer greifend als auf politischem Gebiet, aber der endliche Sieg des Lichts wird um so herrlicher sein; auf den vertraue ich."

Immer ernster gestalteten sich die kirchlich-politischen Kämpfe. Abeken schrieb an seine Cousine, Mrs. Mary Edeler-Abeken in Amerika, am Ostersonntag 1872:*)

„Während der letzten Monate habe ich meine Blicke mit einer Art Neid auf Amerika gerichtet, was sonst bei mir nicht der Fall ist, da ich nicht glaube, daß Ihr in Euerer Republik besser daran seid, als wir in unserem König- und Kaiserreich. Aber einen Vortheil habt Ihr vor uns: Ihr habt keine religiösen — oder kirchlichen Schwierigkeiten, da

*) Uebersetzung.

die Trennung von Staat und Kirche, zu der wir, fürchte ich, kommen müssen, in Amerika schon vollzogene Thatsache ist. Ich sage: ich fürchte, wir müssen dazu kommen, denn sie ist nicht im Geringsten mein Ideal; ich stehe mit all meinen Sympathien auf Seiten eines patriarchalischen Zustandes, wo Kirche und Staat Hand in Hand gehen! Aber das ist unmöglich geworden, nicht nur durch den wachsenden Unglauben und die Gleichgültigkeit, aber viel mehr noch vielleicht durch den Hochmuth und Fanatismus der Kirche, nicht allein, sondern hauptsächlich der römisch-katholischen Kirche. — Seit dem vatikanischen Concil ist es sehr schwer für den Staat, auch nur in Frieden mit der Kirche zu leben, wo jemals sie miteinander in Berührung kommen; darum muß die Berührung soviel als möglich vermieden werden. Der unfehlbare Papst ist der natürliche Feind des Lichtes und Lebens, aber ich hoffe und vertraue, daß Licht und Leben siegen werden!"

Echtes Christenthum zu schützen, in welcher Confession es sei, war immer Herzenssache bei Abeken gewesen, wie er selbst sagte: Die Religion, die nicht Protestantismus und nicht Katholizismus ist, nämlich das Christenthum.

Abekens Leben schließt sich wie ein Kranz. Im Anfang kämpfte er für die Vereinigung beider Confessionen in der Hoffnung, aus beiden eine möglichst vollkommene sichtbare Kirche auf Erden zu gewinnen. Am Schluß that er es unermüdet für echtes Christenthum in der sichtbaren wie in der unsichtbaren Kirche.

Zu den Abekens inneres Leben vielfach tief bewegenden geistigen Aufregungen kam noch der, wenn auch nach langen Leiden, dennoch plötzlich am 23. April eintretende Tod seines Schwiegervaters Olfers. In herzlicher Theilnahme schrieb der Kaiser an Abeken den 24. April:

„Sie haben mir eine recht traurige Mittheilung zu machen gehabt! Sie wissen, wie lange ich mit der Familie v. Olfers in näheren Beziehungen gestanden habe, auch die Stägemanns, die so viel im Radziwillschen Hause waren. Und in neuerer Zeit war ich im Stande, dem nun Verstorbenen manchen Dienst zu leisten, wenn feindliche Strömungen aufeinanderplatzten.

Dieser Hintritt Ihres Schwiegervaters ist freilich eine Erlösung

für ihn von langen, schweren Leiden; aber das Verschwinden eines so ausgezeichneten Mannes bleibt immer ein schwerer Augenblick für Alle, die mit ihm in Berührung standen, und das fühle ich innig mit. Wie aber muß die Familie erschüttert sein, die in ihm ihr Haupt verliert, und die geistreiche Erscheinung. Der einzige Trost ist immer nur da zu suchen, aber auch zu finden, von wo solche Heimsuchung kommt; das werden die nunmehrige Wittwe und deren Kinder wissen und sich dahin wenden, wo unsere Schicksale geleitet werden!

Sprechen Sie diese Gefühle den Zurückgebliebenen mit der Herzlichkeit und Theilnahme aus, wie ich sie hier hingebe. Auch an Sie sind sie gerichtet.

Ihr

Wilhelm."



15. Kapitel.

Krankheit und Tod. (1872.)

„Von den Lebenden lernen wir sterben und von den Sterbenden lernen wir leben."

Die gewaltigen aufreibenden Monate der Arbeit im Felde sollten nicht ohne Nachwehen bleiben.

Der 12. und der 13. Mai waren sehr beschäftigte Tage für Abeken. Am 13. ging er früh in die Kommissionssitzung, redete dort eine Stunde — wie Andere sagten sehr schön, nach seiner Meinung leise und langsam, weil ihm die Kräfte versagten. Nachher sprach er einige Stunden in Geschäften mit Anderen, zuletzt hatte er Vortrag bei Bismarck im Garten, auf- und abgehend und hinausgehend noch auf der Straße. Spät kam er zu Tisch; unmittelbar nachher wurde er wieder zu Bismarck gerufen.

Abends spät nach Haus kommend fand er Herman Grimm,

dessen geistige Gespräche über Kunst, Litteratur u. s. w. nach des Tages Arbeit zerstreuend und ausruhend für ihn waren.

Am 14. stand Abeken auf, brach aber gleich an der Thür des Schlafzimmers zusammen.

Der Schlaganfall, den er zuerst in Ferrières gehabt, hatte sich wiederholt; dieses Mal war das Herz mitgetroffen, doch besinnungslos war er nicht.

Sein Hausarzt fand den Zustand ernst und wollte die Verantwortung der Behandlung nicht allein übernehmen, er schlug vor, Böger zu consultiren.

Es gab einen gewaltigen Kampf mit Abeken. Nur eine wichtige Arbeit wollte er noch machen, die er meinte keiner anderen Feder überlassen zu können, weil Bismarck ihm den Auftrag dazu mündlich gegeben hatte.*) Sie dauerte vier Stunden und bezog sich auf den Streit zwischen Staat und Kirche; dann erst legte er sich nieder. In den ersten Tagen fragte er oft, ob diese Arbeit gebraucht sei; überhaupt beschäftigte ihn der Kampf zwischen Staat und Kirche, der ihm für beide Theile tief schmerzlich erschien, noch lange. Den eigentlichen „Culturkampf" hat er nicht mehr erlebt.

Böger kam, er verhehlte der Frau die Gefahr nicht. „Ein schweres Nervenfieber", sagte er leise, „wäre mir lieber als dieser Zustand."

In den ersten Tagen kamen viele Anforderungen von außen, theils durch das Ministerium, theils durch die tausend Gefälligkeiten, die er nach allen Seiten hin erwiesen. Der Kranke selbst fühlte sich getrieben, alle Fäden der Geschäfte, die er noch in seiner Hand hielt,

*) „Bismarcks Pen", „die Feder Bismarcks" war Abeken allgemein genannt worden. Der Fürst selbst meinte, Abeken könne soviel arbeiten, wie vier andere Menschen, und selten hat wohl einer seine Arbeit mit derselben Freudigkeit gethan, wie er. Nach seinem Tode erkannte Bismarck dies im Jahre 1873 öffentlich im Abgeordnetenhause an, als er das Amt des Ministerpräsidenten für einige Zeit niederlegte. Er begründete das unter Anderem, indem er sagte: „... Es kam dazu, daß ich gerade in dem Auswärtigen Amte, welches ich vorzugsweise als meine spezielle Aufgabe betrachte, eine Hülfe hatte, deren ich gern bei dieser Gelegenheit gedenke, es war der Geheimrath Abeken, der seitdem verschieden ist. Ich habe mich nach und nach überzeugen müssen, daß es ganz unmöglich ist, diesen bedeutenden Umfang der Geschäfte, der mir oblag, in der Weise zu übersehen, daß ich jederzeit mich darüber entschließen kann, ob ich die Verantwortung für das Einzelne tragen will oder nicht."

abzuwickeln, bis die Krankheit mehr und mehr den starken Körper unterjochte. Größere Theilnahme, wie sich bei dieser Gelegenheit von nah und fern, aus allen Schichten der Gesellschaft zeigte, kann einem Menschen kaum werden. Der Kaiser, Prinz Karl, Prinz Albrecht, Prinz Georg u. s. w., ein großer Theil der Diplomaten schickten täglich, Freunde und Verwandte umringten das Haus mit Beweisen aufopferndster Liebe, um das theure Leben zu erhalten.

Allen Umgang mit Menschen hatten die Aerzte untersagt. Abeken sagte zu seiner Frau: „Ich will nur Dich, weiter brauche ich Niemand."

Auf seinen Wunsch mußte sie jeden seiner Lieben sehen; so war sie das Mittelglied, welches ihn mit der Welt verband, und blieb es bis zu seinem Ende.

Nach den ersten Tagen sagte er zu ihr: „Es ist doch ein ungeheures Ding, sich dem Tode so nah zu fühlen. Mir ist, als ließe mich Gott in wenig Tagen mein ganzes Leben wieder durchleben. Gewaltsam tritt jede Schuld vor meine Seele, und ich erkenne immer mehr, daß alles Gute, was mir im Leben geworden, nur von Gott, alles Schlechte nur durch mich, durch meine Sünde über mich gekommen ist."

Den 21. Mai schickte der Kaiser Lauer, den Abeken als Freund und Arzt liebte und schätzte. „Ich kann nicht gesund werden", meinte er, „wenn ich Lauer nicht sehe." Nun leuchtete sein Gesicht trotz der Leiden, als ihm dieser einen Gruß des Kaisers brachte, mit dem Abeken noch hoffte nach Ems zu gehen; hatte der König doch schon vor Jahren bei einer Anfrage, wer mitreisen solle, nur die Worte aufgeschrieben: „natürlich Abeken."

Den 26. erklärte Böger Abekens Leben außer Gefahr und meinte, er hoffe sogar, es werde schneller zur Genesung gehen, als er zuerst geglaubt.

„Ich freue mich", sagte der Kranke zu seiner Frau, „daß mir der liebe Gott erlaubt, noch ein Weilchen zu leben", und dabei glitt ein Ausdruck des alten sonnigen Lächelns über die seit dem schweren Leiden tiefernsten Züge; „das Leben ist so schön mit Dir! — Es ist mir viel Glück im Leben geworden, wie bin ich doch vor Anderen beglückt in dem Verhältniß zum Kaiser. Vielleicht können wir noch mit ihm nach Ems gehen."

Die treuen Freunde Keudell und Grimm kamen fast täglich und brachten zerstreuende, erfrischende Kunde der Außenwelt in die stille Stube hinein; auch Usedom kam oft.

Mit den entfernten Freunden mußte Hedwig in schriftlichem Verkehr bleiben. Kam der Postbote mit einem lieben Brief, so las sie ihn vor in Stunden, wo die Leiden nicht allzugroß waren, und brachte dadurch manchen Sonnenschein.

Einen besonderen Lichtblick in schwerer Zeit brachte der Brief des vielgeliebten, hochverehrten Großherzogs von Baden, den Abeken „eine Perle unter den Fürsten“ nannte.

„Werthgeschätzter Herr Geheimer Legationsrath Abeken.

Sie werden es einem alten Bekannten gerne zu gute halten, wenn er im Gefühl der Dankbarkeit es unternimmt, Ihre Behausung aufzusuchen, um Ihnen zu sagen, daß er mit recht aufrichtiger Theilnahme von Ihrer Erkrankung Nachricht erhielt.

Es ist nicht meine Absicht, eine Frage an Sie zu stellen, damit Sie selbst dieselbe beantworten, ich möchte nur die Bitte an Sie richten, mir durch eine vertraute Feder, vielleicht durch Ihren Arzt, schreiben zu lassen, wie es Ihnen geht.

Wir haben so Manches in treuer Gemeinschaft erlebt, daß Sie gewiß gern begreifen, wie sehr es mich interessirt zu erfahren, wodurch Sie von dem wichtigen Beruf ferngehalten werden, in welchem Ihre Thätigkeit von so großem Werth ist.

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Ihnen recht baldige, völlige Genesung zu Theil werde, und hoffe, daß dies die Aussicht sei, welche mir durch die erbetenen Mittheilungen eröffnet wird.

Mit diesen treuesten Wünschen verbleibe ich

Ihr dankbar ergebener

Friedrich Großherzog von Baden.

Karlsruhe, den 1. Juni 1872.“

Am 30. Juni trat wirklich eine kleine Besserung ein. Es schien, als habe die Natur endlich Energie zur Besserung gefunden, er konnte sogar gehen; ja, es war, als verlöre sich der tief melancholische Ausdruck der Züge, eine Spur der alten Fröhlichkeit lag auf dem Gesicht.

Doch barg sich darunter nur der Ansatz zu einer neuen Krankheit, die der Keim zur gänzlichen Auflösung des Körpers war. Anfang Juli trat eine Bronchienentzündung ein. Abeken selbst mußte nun die Reise mit dem Kaiser ganz aufgeben; er that es mit tiefem Schmerz.

Prinz Georg sandte dem Kranken die Erlaubniß, in den Garten seines Schlosses zu gehen. Leider war es nicht mehr möglich; aber bei der bangen Sehnsucht nach Luft und Licht war es Abeken schon Freude, seine Phantasie schwelgen zu lassen in der Hoffnung auf dieses wunderbar schöne Fleckchen Erde mit dem üppigen Rosenflor zwischen frischgrünen Blattpflanzen, über denen mächtige Bäume ihr Haupt erhoben, wo Kunst und Natur so ineinandergingen, daß es wie eine längst verklungene Märchenwelt erschien, zugleich von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählend.

Einzelne gute Augenblicke tauchten noch auf, wenn Freunde ihm Blumen oder Bilder schickten. Besonders schöne Blumen erfreuten ihn aus Dresden. Eine Rose stand täglich an seinem Bett.

Mit jedem Tage konnte er weniger sprechen, bat aber seine Frau, soviel als möglich an seinem Bett zu sitzen.

Sie suchte ihm Einiges zu erzählen, was ihn sonst erfreute; nun wies er Alles zurück, was nicht Theil an seinem inneren Leben hatte, wollte auch nur von Menschen hören, die ihm am nächsten standen in der Liebe. Aber der Körper war nicht mehr mächtig, theilzunehmen an dem letzten Aufflackern des Geistes: am 8. August trat die Auflösung ein.

Aus der Fülle des Glücks, der Liebe, der frischesten Arbeitskraft hatte ihn der schwere lange Leidenskampf fortgerissen; himmlischer Friede lag nun auf dem Antlitz, auf dem so lange nur Qualen gestanden.

Ein Streiter Gottes lag er da; ein Siegreicher, der den vollen Frieden errungen. Nicht von Tod, nur von Auferstehung, von Leben sprachen die verklärten Züge.

Am Nachmittage des Todestages telegraphirte der Kaiser aus Gastein an die Wittwe: „Mit tiefem Schmerz empfing ich die Trauerbotschaft! Ihr verklärter Gemahl stand mir als einer der bewährtesten Rathgeber in so vielen wichtigen Augenblicken zur Seite, so daß sein Verlust mir unersetzlich ist. Das ganze Vaterland verliert in ihm einen seiner

treuesten, edelsten Menschen und Beamten. Gott stärke Sie, sich seinem Willen in Ergebung zu fügen! Wilhelm."

Die Kaiserin telegraphirte der Wittwe aus Coblenz: „Ich muß Ihnen sogleich mein tiefstes Mitgefühl ausdrücken! Das glückliche Loos, das Ihnen beschieden war, hat ein unerwartet trauriges Ende gefunden, und der Kaiser und das Vaterland sind eines treuen und vielbegabten Dieners beraubt. Möge Ihnen Gott Trost und Stütze gewähren! Kaiserin Königin."

Später schrieb der Kaiser an Frau v. Olfers: *)

Gastein, den 14. August 1872.

„Aus meinem Telegramm an Ihre nunmehr verwittwete Tochter, unmittelbar nach Empfang der Trauerbotschaft von Abekens Tod, werden Sie bereits ersehen haben, mit welchem Schmerz ich dies Ableben vernommen habe. Selten wird man einen klareren, arbeitsfähigeren, treueren Staatsdiener antreffen, der mit so viel Gemüth, Herz und Geist zugleich begabt war.

Diese selten gepaarten Eigenschaften stellten ihn mir und meinem Vertrauen daher so nahe, daß ich in ihm stets, und namentlich in den letzten Jahren und in den entscheidenden Tagen und Stunden in Ems 1870, den rathenden Vertrauensmann fand. Daß Abeken auch meiner noch in der letzten Zeit und selbst den letzten Tagen freundlich gedachte, hat mich tief ergriffen und beweist mir, wie wir uns verstanden.

Nur zu gut begreife ich, daß Ihre Tochter durch Pflege und Schmerz zu angegriffen sein muß, um mir selbst zu antworten; möge sie sich nur schonen, um Ihnen eine Stütze sein zu können wie deren Schwestern. Gnädige Frau

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

Soeben erhielt ich den Brief Ihrer Tochter, der so schön ihren Schmerz schildert und auch mir mittheilt, daß Abeken meiner oft gedachte. Ich darf Sie ersuchen, Ihrer Tochter meinen Dank auszusprechen für deren Zeilen, die mich wehmüthig erfreuten."

---

*) Vergl. das nebenstehende Faksimile dieses Briefes.

Gastein. 14. 8. 72.

Aus meinem Telegramm an Ihre, nunmehr verwittwete Schwester, unmittelbar nach Empfang der Trauerbotschaft von Abekens Tod, werden Sie bereits ersehen haben, mit welchem Schmerz ich das Ableben vernommen habe! Verloren wir doch mit ihm einen Mann, [illegible] treuen Staatsdiener [illegible], der mit so viel Gemüth, Herz u. Geist [illegible] begabt war!

Dieser selben gegenseitigen Tage-

schäften, erfüllten sich mir und [illegible]

einem Beamten dessen [illegible]

nahe, daß ich in seiner Nähe, und

unmittelbar in den letzten

Jahren und in den entscheiden-

den Tagen – [illegible] in

Ems 1870, der entscheidenden

Bewegung unseres Volkes!

Daß Abeken auch meiner

noch in der letzten Zeit u.

selbst letzten Tagen, freund-

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Gnädige Frau

Ihr treu ergebener [illegible]

[illegible]

verte.

Berlin erhielt ich den Brief

Ihrer Tochter, der Prinzessin ihrem

Schwager schildert und mir

mittheilt, daß Albert meiner

stets gedacht hatte. Ich darf Sie

ersuchen Ihrer Tochter meinen

Dank auszusprechen für

diese Zeilen, die mich innig

wehmüthig erfreuten.

[illegible]

An der Stätte, wo Abeken mit Gott gerungen hatte, stand einige Tage nachher der Sarg, bedeckt mit einer üppigen Fülle von Blumen, meist rothe Rosen, seine Lieblinge; nur wenig weiße Blumen zeigten sich, sie waren den Freunden wohl zu wenig warm und lebensfrisch erschienen. Darauf lagen ausgebreitet drei mächtige Zweige von Palmen, deren Samen er aus dem Orient mitgebracht hatte. Umgeben war er mit einem Wald grüner Bäume. Darüber hing das sehr geliebte Wüstenbild, auf welchem Abeken in der langen Leidenszeit im Geist manche Reise gemacht hatte, sich an jedem Sonnenstrahl erquickend, der belebend hinüberglitt. Vollendet war nun seine Pilgerfahrt. — ... Als der letzte Gang begann, trug Annerle*) ihm noch eine schöne frischrothe Rose nach und legte sie zum Sarge, während die Abendsonne ihn mit den letzten Strahlen küßte.

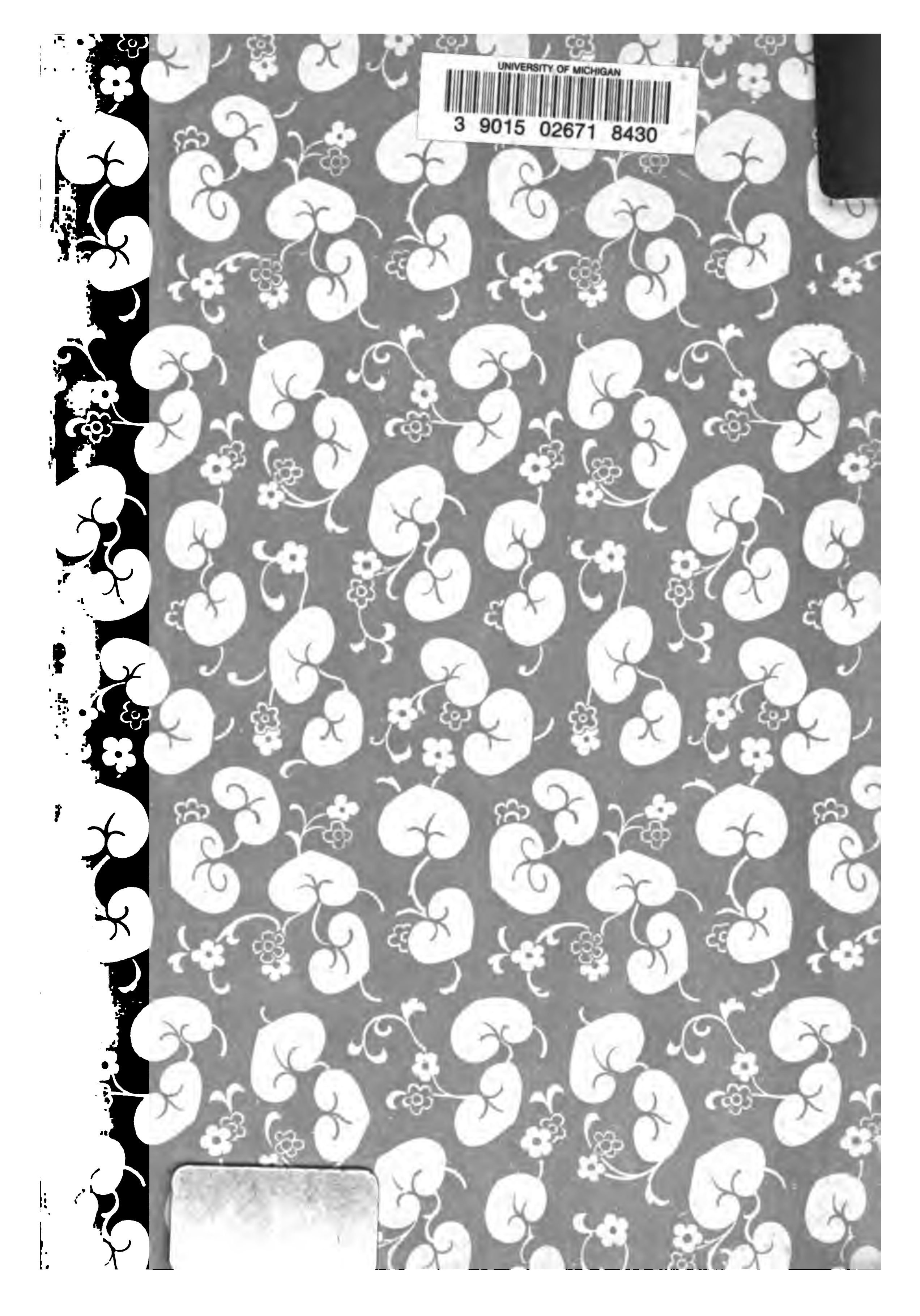
Ein einfacher grüner Hügel deckt jetzt sein Grab. Auf einem grauen Stein steht sein Name und der Spruch, mit dem auch seine Väter gerungen haben:

„Ich lasse Dich nicht,
Du segnest mich denn!"

*) Pflegetochter des Olfersschen Hauses.



Personenregister.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02671 8430